D 4

Einführung
in die
deutsche Litteratur,
vermittelt durch
Erläuterungen von Musterstücken
aus den
Werken der vorzüglichsten Schriftsteller.

Für den Schul- und Selbstunterricht.

Von
August Lüben und **Carl Nacke.**

Zugleich als
Kommentar zu dem Lesebuche für Bürgerschulen
von denselben Herausgebern
und zu der
Auswahl charakteristischer Dichtungen und Prosastücke
von **A. Lüben.**

Neunte, vermehrte und verbesserte Auflage
von
H. Huth,
Rektor der Bürgerschulen in Langensalza.

Erster Teil.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1882.

Vorrede zur ersten Auflage.

Kein Unterrichtsgegenstand hat den Lehrern in der neuern Zeit so viel Not gemacht, als die deutsche Sprache. Die Schuld hiervon liegt ohne Zweifel teils in der nicht zu verkennenden Schwierigkeit des Gegenstandes selbst, teils in der Ungewißheit über den Wert des dem Unterrichte zu Grunde liegenden Materials, so wie der dafür angewandten Methode. Von den achtungswertesten Seiten her sind während eines Zeitraums von ungefähr 25 Jahren die verschiedensten Ansichten hierüber ausgesprochen und verteidigt worden. In betreff des Materials hegte man zu Anfange jener Zeit keinen Zweifel: es war für alle Schulen die Grammatik. Aber die Methode, nach welcher diese gelehrt wurde, erregte hier und da Bedenken. Angeregt durch die Pestalozzische Schule, verließ man zunächst die der lateinischen Grammatik entlehnte wissenschaftliche Anordnung des Stoffes und brachte eine mehr elementare in Vorschlag, führte auch passende Übungen ein. Kurze Zeit danach lenkten Beckers gründliche Forschungen den Blick auf das Material. Eine elementare Bearbeitung seiner trefflichen Grammatik wurde mit Jubel begrüßt und fast allgemein dem Unterricht zu Grunde gelegt. Ein Fortschritt war hierdurch allerdings begründet; aber der verhältnismäßig geringe Erfolg des ganzen Unterrichts für Sprachbildung ließ doch bald genug erkennen, daß wenigstens für die Volksschule das Rechte noch nicht gefunden sei. Man suchte das Heil wieder in der Methode und empfahl namentlich der Volksschule, den Gang der Grammatik, wie die „Sprachdenklehren" ihn vorgeschrieben, ganz aufzugeben und das Nötigste daraus gelegentlich an das Lesebuch zu knüpfen. Für die Schwächern unter den Lehrern entstand aus der Anpreisung dieses Verfahrens völlige Ratlosigkeit; in dem dunkeln Gefühl, nicht das Rechte zu thun, legten sie den Führer auf die Seite, der sie bisher geleitet hatte, und irrten nun planlos umher. Auch die Tüchtigern fühlten sich mit der Zeit auf diesem Wege nicht behaglich und sannen auf Besseres, das jetzt in Wahrheit nahe lag. Die Aufforderung, den Sprachunterricht an das Lesebuch zu knüpfen, hatte nämlich unvermerkt den Blick auf den Inhalt der Lesestücke gerichtet und erkennen lassen, daß es die Sprachbildung weit mehr fördere, diesen den Schülern anzueignen, als Grammatik zu treiben. Ein Teil der Lehrer ging so weit, das alte Material, die Grammatik, ganz aus der Schule zu verbannen und alle Zeit ausschließlich dem neu Erworbenen, dem Besprechen guter Lesestücke, zu widmen. Von den umsichtigen Pädagogen wird dies Verfahren mit Recht als ein extremes bezeichnet; sie fordern, dem neuen wie dem alten Material sein Recht werden zu lassen, betrachten jedoch ersteres als die Hauptsache.

Diese Ansicht teilen auch die Herausgeber dieser Schrift: sie verlangen gründliche Besprechung und Aneignung des Inhalts mustergültiger Darstellungen und Verständnis der Form derselben. Was für letzteres, also für die Grammatik erforderlich ist, knüpfen sie teils an das Lesebuch, teils an be-

sonders dafür gewählte, inhaltsreiche Sätze. Der Gang, den sie dabei verfolgen, ist unabhängig von dem, welcher die Aneignung des Inhalts von Musterstücken zum Zweck hat; indes berühren sich doch beide Wege vielfach, so daß die Übungen des einen Gegenstandes fördernd auf die des andern einwirken.

Von der Belehrung über Grammatik haben wir in dieser Schrift ganz abgesehen. Wir bieten in derselben den Lehrern eine Anleitung zum Verständnis des Besten unserer klassischen Nationallitteratur dar, des Materials also, das sich erfahrungsmäßig als das geeignetste für die Sprachbildung, wie überhaupt für allseitige Geistesentwickelung der Jugend erwiesen hat. Niedergelegt ist dasselbe in unserm „Lesebuch für Bürgerschulen“. In den meisten Abschnitten dieser Anleitung haben wir uns jedoch nicht auf diese Auswahl beschränkt, sondern noch manches wertvolle Stück hinzugefügt. Es geschah dies hauptsächlich mit Rücksicht auf die Lehrer. Den meisten von ihnen fehlt infolge ihres Bildungsganges eine genaue Kenntnis unserer Litteratur. Wenige von ihnen dürften aber noch verkennen, daß Litteraturkenntnis für sie notwendig, unerläßlich geworden ist. Denn abgesehen davon, daß sie durch nichts ihre Gesamtbildung in dem Maße fördern können, als durch sorgfältiges Studium der klassischen Litteratur, wird es ihnen auch unmöglich sein, einen wahrhaft fruchtbaren Sprachunterricht zu erteilen, wenn sie nicht über einen großen Sprachschatz verfügen können. Selbst das gegenwärtige gesellige Leben fordert Litteraturkenntnis vom Lehrer.

Für das Selbststudium wird der Lehrer die Folge unseres Buches innehalten können. Gestatten es Zeit und Hilfsmittel, so wird es natürlich von bedeutendem Nutzen für ihn sein, wenn er sich noch umfänglicher mit den einzelnen Schriftstellern bekannt macht, also beispielsweise das Nibelungenlied, die Gudrun, den Parzival, Lessings, Herders, Goethes, Schillers u. a. Schriften ganz liest. Die erforderlichen Nachweise dazu geben die Biographieen und die ihnen angehängten Abschnitte über die Litteratur.

Für die Schule wird sich der Lehrer auf das Material beschränken, welches unser Lesebuch darbietet. Ebenso wird es zweckmäßig, ja notwendig sein, für den Schulunterricht den Gang einzuschlagen, den das Lesebuch vom dritten Teile an vorschreibt. Es entstehen dadurch vier vom Leichtern zum Schwerern fortschreitende Unterrichtsstufen. Unsere Bearbeitung der einzelnen Stücke ist hiernach eingerichtet, wie ein Blick auf dieselbe lehrt.

Der Gang, den wir bei unseren Erläuterungen innegehalten haben, ergiebt sich aus dem Gegenstande selbst, und ist durch die Überschriften überall bezeichnet worden. Ein gutes „Vorlesen“ des ganzen Stückes durch den Lehrer muß überall das erste sein, was die Auffassung und Hauptwirkung desselben anbahnt. Daran knüpft sich ein „Abfragen des Inhalts“, wobei vorausgesetzt wird, daß die Schüler das Musterstück in Händen haben. In vielen Fällen werden sich damit die von uns gegebenen „Erläuterungen“ verbinden lassen, während hier und da diese dem Abfragen werden vorangehen müssen. Ist der Schüler durch diese Übungen tiefer eingedrungen in den Inhalt des Stückes, so überzeugt man sich durch nichts besser von dem richtigen Verständnis und der vollständigen Auffassung des Ganzen, als wenn man ihn zu einer „Angabe des Inhalts“ veranlaßt, ganz abgesehen davon, daß diese Übung vorzüglich geeignet ist, Sprachgewandtheit zu fördern, also auch mit Rücksicht auf Stilistik von Bedeutung ist. Darauf wird die Aufmerksamkeit des Schülers in allen Fällen, wo ein Musterstück handelnde Personen vorführt, auf diese gelenkt und danach getrachtet, daß er sich aus den dargebotenen Materialien ein Charakterbild zusammen zu stellen und sprachrichtig wieder zu geben imstande ist, mündlich und schriftlich. Bei der „Inhaltsangabe“ eines Stückes wird dem Schüler schon klar, daß ein guter Schriftsteller bei jeder seiner Arbeiten einen ganz bestimmten Zweck vor Augen hat, und daß vieles in seiner Darstellung nur dazu dient, diesen

Zweck ins rechte Licht zu stellen. Damit er nun überall Mittel und Zweck unterscheiden, und aus beiden den rechten Nutzen ziehen lerne, so veranlassen wir ihn zum Aufsuchen der „Grundgedanken“ jedes Musterstückes. Diese Übung ist natürlich nicht leicht, aber, wie leicht begreiflich, unerläßlich, wenn der Schüler dahin kommen soll, sich vollkommen Rechenschaft von einem Sprachstücke zu geben. Aber nicht bloß der Inhalt, sondern auch die „Form der Darstellung“ verdient Beachtung, teils, damit der Schüler sich überhaupt nach dieser Richtung hin orientieren lerne, teils auch, damit er später eigene Produktionen mit Bewußtsein liefere, und nicht gegen allgemein Feststehendes verstoße. Darum lenken wir, nach Auffassung des Inhalts, auch hierauf sein Augenmerk. Nach allen diesen Vorbereitungen wird der Schüler endlich imstande sein, das Stück selbst in richtiger Betonung zu lesen und für den Fall, daß es sich zum Auswendiglernen eignet, frei vortragen zu können, womit die Durcharbeitung desselben als abgeschlossen betrachtet werden kann.

Um dem Schüler das Erlernte zum unverlierbaren Eigentum zu machen, und um zugleich eine zum spätern Selbststudium auffordernde Bekanntschaft mit den besten Dichtern und Denkern der Nation an und für sich möglich zu machen, ist es nötig, daß jeder folgende Kursus das Material des vorhergehenden wieder in Betracht zieht, und zum Schluß zu einem übersichtlichen Ganzen zusammenstellt, aus dem sich endlich auf der letzten Unterrichtsstufe die „Litteraturbilder“ ergeben, welche wir in unserer Schrift aufgestellt haben. Das hierbei in dem Schüler entstehende Verlangen, die Lebensumstände, den Charakter und die eigentümliche Anschauungs- und Denkweise des Schriftstellers genauer kennen zu lernen, wird zum Schluß durch eine kurze Biographie befriedigt, in der namentlich solche Momente nicht fehlen dürfen, welche geeignet sind, anregend einzuwirken, und zu größerer Anstrengung in der Vervollkommnung der Sprache anzuspornen.

In höheren Schulanstalten wird man nach solchen Vorbereitungen mit Nutzen zu einem noch zusammenhängenderen litteraturhistorischen Unterricht übergehen; Schulen, welche ihre Schüler mit dem 14. oder 15. Lebensjahre entlassen, müssen hierauf verzichten.

Merseburg, 1854.

A. L.

Aus der Vorrede zur siebenten Auflage.

Als nach dem Tode des Herrn Seminar-Direktors Lüben der Herr Verleger mich ersuchte, die Bearbeitung der neuen Auflage zu übernehmen, glaubte ich, im Hinblick auf den Verewigten und sein mit Liebe auferzogenes Kind, diesem ehrenvollen Auftrage mich nicht entziehen zu dürfen. Einesteils ermutigte mich die Anerkennung, die der Freund meinen ihm zuweilen für das Werk eingesandten Berichtigungen und Ergänzungen zu teil werden ließ; anderenteils spornte mich der Gegenstand selbst, dem ich seit mehr als 20 Jahren in eingehenden Studien Kraft und Zeit gewidmet hatte. Möchte es mir annähernd gelungen sein, in Lübens Geiste der Sache gedient und das mich ehrende Vertrauen einigermaßen gerechtfertigt zu haben!

Der Plan des Werkes ist von mir unangetastet geblieben, da ein stichhaltiger Grund nicht vorhanden war, das in der Praxis bewährte Buch umzugestalten, obwohl vereinzelte Stimmen die Behandlung der Dichtungen als eine zu trocken verständige und weniger die Phantasie bethätigende und das Gemüt und das ästhetische Gefühl erfassende Erläuterung getadelt haben.

Darauf erlaube ich mir folgendes zu erwidern:

Soll die innere Güte, die Schönheit und der ideale Gehalt einer Dichtung den Geist und das Herz des Schülers erfüllen, seinen Anschauungs- und Gedankenkreis erweitern und vertiefen, ihm ein Mittel werden für seine intellektuelle, ästhetische, sittliche und nationale Bildung, also sein Denken, Fühlen und Wollen leiten: so ist der Schüler methodisch in die Dichtung einzuführen. Durch katechetische Leitung des kenntnisreichen und unterrichtlich gewandten Lehrers hat der Schüler das Verständnis der Litteraturprobe sich zu erarbeiten und den Inhalt und die ästhetische Form geistig zu erfassen und zu durchdringen, so daß er imstande ist, mündlich und schriftlich den Inhalt, den Gedankengang, die Idee, den Charakter der Personen, die gewonnenen Gedanken 2c. in korrekter und lebendig frischer Sprache zur Darstellung zu bringen und verwandte Dichtungen miteinander zu vergleichen.

Dazu gehört freilich ein Lehrer, der von der Wahrheit und Schönheit des Objektes überzeugt und begeistert ist, und aus der Fülle seiner Kenntnisse und seines gebildeten Geschmacks in gewandter und knapper Form dem Schüler das volle Verständnis desselben erschließen und Begeisterung und nachhaltige Wirkung für das Leben erwecken kann.

Sein Motto wird sein des Dichters Wort:

„Begeisterung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären!
Sie ist der Born, der ew'ges Leben quillet,
Vom Leben stammt, allein mit Leben füllet."

Seine Forderung an den Schüler wird aber lauten:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Wer jedoch ohne solche Voraussetzungen und Grundsätze deutschen Sprach- und Litteraturunterricht erteilen und betreiben will, auf Kosten der Wahrheit und Klarheit mit schönen Redensarten vorfährt, sich mit nebelhaften, dunkeln Gefühlen begnügt, die Phantasie der Kinder in einem gaukelnden Traume unterhält, das Gemüt in unklare auf- und niederwallende Bewegungen versetzt und auf einen organisch vollkommenen Ausdruck der gewonnenen Anschauungen, Erkenntnisse, Vorstellungen und Gedanken verzichtet; oder wer mit langlebiger Gründlichkeit und pedantischer Kleinigkeitskrämerei Wochen hindurch die Schüler bei Dichtungen von geringem Umfange und leichter Verständlichkeit festzuhalten sucht; oder wer handwerksmäßig Seite für Seite der dargebotenen Erläuterungen durchnimmt und sie wie Medikamente dem Schüler einzugeben sucht: der wird freilich durch seinen Unterricht nicht

interessieren und begeistern, sondern langweilen, oder wohl gar dem Schüler den Geschmack für Poesie verleiden!

Wenn Lübens Einführung in die deutsche Litteratur in letztgenannter Weise aus Unkenntnis und Ungeschick mißbraucht worden ist, so dürfte ein Eingeweihter die Ursache wohl nicht im Buche zu finden meinen. Lüben ist zur Genüge gegen einen nebelhaft verschwommenen, geistlosen und verstandes-trockenen Unterricht schneidig zu Felde gezogen, und hat in seinem Werke die aus dem Objekte selbst hervorspringenden Gesichtspunkte für eine fruchtbare Behandlung nur logisch gruppiert, ohne den der Sache gewachsenen und der Methodik kundigen Lehrer bei der Besprechung an diese Reihenfolge unbedingt binden zu wollen, der manche Erläuterungsmomente geistvoll und ausgiebig zu verschmelzen wissen wird, schließlich aber doch der unabweislichen Forderung Rechnung tragen muß, die in dem Geiste entstandenen Eindrücke und den erworbenen Gedankenreichtum sachgemäß, gedankenklar und formschön zusammenzufassen, und die auf bestimmten Punkten erarbeiteten Anschauungen, Kenntnisse, Erörterungen und Erfahrungen zu gruppieren. — Nach Kräften war ich jedoch bemüht, die durch die Wissenschaft gesicherten historischen, biographischen und litterarhistorischen Daten für die Arbeit zu verwerten, nach Erfordern Lücken zu ergänzen, sachliche Erklärungen zu berichtigen und sprachlichen Erörterungen und Begriffsbestimmungen nach den einschlägigen Werken eines Grimm und Weigand eine schärfere Fassung zu geben.

Was den letzten Punkt anbetrifft, so bin ich oft auf die Etymologie der Wörter zurückgegangen, da denkende Praktiker darüber außer allem Zweifel zu sein scheinen, daß im deutschen Unterrichte auf den Oberstufen mehrklassiger Volks- und Mittelschulen, in Präparandenanstalten und Schullehrer-Seminaren die Etymologie und Onomatik nicht ausgeschlossen werden darf.

Soweit ein Lesestück Veranlassung bietet, dem Schüler die Bedeutung und den Begriff einzelner Ausdrücke erschließen zu müssen, wird die sprachliche Herleitung aus der Genesis hierzu das nötige Licht gewähren. Dadurch wird aber nicht bloß die Wortkenntnis des Schülers bereichert, sondern auch dessen Sprach- und Sachverständnis gefördert. Er wird durch solchen erziehenden Unterricht genötigt, stets aufs Wort zu merken, seine Sprache gewinnt an Klarheit und Bestimmtheit, und das beständige Denken in mündlicher und schriftlicher Rede wirkt bildend auf seinen Gedankenausdruck und veredelt seinen Charakter.

Obschon die unterrichtliche Behandlung der Dichtungen mehrfach Veranlassung giebt, den Schüler die erworbenen Anschauungen, Vorstellungen und Gedanken schriftsprachlich gestalten zu lassen, so habe ich den Erläuterungen meist noch Aufgaben angeschlossen, die der Schüler je nach seiner Entwickelung und Leistungsfähigkeit aus dem seinem vollen Verständnisse nahe gebrachten Sprachstücke wird bearbeiten können. Oft sollen sie dem Lehrer auch Fingerzeige sein, gewisse Momente der Unterlage zu stilistischer Ausbeute von einem andern Punkte aus in Betracht zu ziehen, oder dem Schüler Veranlassung bieten, sich noch tiefer in den Reichtum und die Pracht der vaterländischen Litteratur zu versenken, die Höhepunkte ihrer Perioden zu gewinnen und von ihnen aus durch anzustellende Vergleichungen eine lohnende Rück- und Umschau zu genießen, wodurch der Schüler, begeistert und getragen von der Freude über das Erworbene, für die rüstige Weiterwanderung gewinnbringend orientiert wird. Möchte das Ganze aber auf seinem Gange dazu beitragen, das ernste Studium der deutschen Sprache und Litteratur zu fördern, was der Herr Verfasser zu innerer Befriedigung sechsmal erleben durfte!

Langensalza, den 8. Juli 1876.

H. Huth,
Rektor der städtischen Bürgerschulen.

Vorwort zur neunten Auflage.

Wie die achte, so ist auch die vorliegende Auflage eine vermehrte und verbesserte zu nennen; denn sie berücksichtigt in ihren Erläuterungen wieder viele Dichtungen, die als Grundlagen für den litteraturkundlichen Unterricht in höheren Schulanstalten in die neue, den Quellen entnommene Ausgabe von Lübens Auswahl charakteristischer Dichtungen und Prosastücke*), sowie in das neubearbeitete Lüben u. Nacke'sche Lesebuch**) Aufnahme gefunden haben. Außerdem wird der Kenner Textberichtigungen und vielen ersprießlichen Ergänzungen begegnen, die die Männer der Wissenschaft, wie auch eigene Vertiefung in den Gegenstand zu Tage förderten, wodurch jedenfalls das Werk an Brauchbarkeit gewonnen haben dürfte. Möchte es zu den alten Freunden sich wieder neue erwerben!

Langensalza, den 25. Juli 1882.

H. Huth.

---

*) **Lüben, A.**, Auswahl charakteristischer Dichtunzen und Prosastücke zur Einführung in die deutsche Litteratur. Ein Lehr- und Lesebuch für höhere Schulanstalten und zum Selbstunterricht, 3 Teile. 5. Aufl. Leipzig, Fr. Brandstetter. (I. Tl. 1,60 M., II. Tl. 1,60 M., III. Tl. 1,80 M.)

) **Lüben u. Nacke, Lesebuch für Bürgerschulen, 6 Teile, Leipzig, Fr. Brandstetter. I. Tl., 20. Aufl., 40 ₰, — II. Tl., 31. Aufl., 60 ₰, — III. Tl., 28. Aufl., 80 ₰, — IV. Tl., 24 Aufl., 1 M., — V. Tl., 22. Aufl., 1 M., — VI. Tl., 18. Aufl., 1,35 M.

Inhalts-Verzeichnis.

Erster Zeitraum.

Zweiter Zeitraum.

Dritter Zeitraum.

Vierter Zeitraum.

Fünfter Zeitraum.

Vom 2. Viertel d. 17. bis zum 2. Viertel d. 18. Jahrh. (1625—1725).

Sechster Zeitraum.

Vom 2. Viertel des 18. Jahrh. bis ungefähr 1770. (1725—1770.)

Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. (X—1150.)

I. Die Urzeit.
(Von X bis 375.)

Das deutsche Volk ist in vorgeschichtlichen Zeiten aus seinen Ursitzen im Innern Hochasiens zwischen dem 33. und 38. Breitengrade nach Westen gewandert, und hat sich vom Schwarzen Meere und der Ostsee bis zu den Alpen und Ardennen hin nach seinen durch Sitte und Lebensweise verschiedenen Stämmen ausgebreitet. Es war nach den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft wesentlich ein Hirtenvolk, das ein festgestaltetes Familienleben kannte und Gottesverehrung übte. Was wir über die Urgeschichte desselben wissen, verdanken wir besonders dem Römer Tacitus. Nach seinem Urteile sind wir zu der Annahme berechtigt, daß unsere Vorfahren schon einen recht erfreulichen Grad von Bildung erlangt hatten, mit einer wilden Horde also nicht zu vergleichen waren. Sie verstanden bereits die Kunst zu schreiben, wenigstens war diese Kunst ihren Priestern bekannt. Ihre Schrift führt den Namen Runen (die rûna), was so viel als Geheimnis bedeutet, und wohl darauf hinweist, daß man ihnen geheimnisvolle Kraft beilegte und die Priester durch sie die Götter befragten und Zauber, Fluch und Segen damit übten. Sie ritzten in Reiser oder kleine (meist büchene) Stäbchen gewisse Zeichen, die Runen, und warf sie untereinander geschüttelt aufs Geratewohl auf ein Tuch. Unter Gebet hob der Priester oder auch der Hausvater drei derselben feierlich auf und deutete die eingeschriebenen Zeichen. Wahrscheinlich waren die Runen in der indogermanischen Urheimat der deutschen Stämme nicht einzelne Buchstaben, sondern Bezeichnungen für Begriffe, also eine Bilderschrift, wie die chinesische; erst später entwickelte sich daraus das Alphabet und eine allen germanischen Völkern bekannte Runenschrift, die auf einer Umformung der lateinischen Kapitalschrift beruht, welche durch die Gallier

vermittelt worden ist. Von solchen barbarischen, d. h. fränkischen Runen spricht der im 6. Jahrh. in Gallien lebende römische Dichter Venantius Fortunatus in einer poetischen Epistel an seinen Freund Flavus:

Barbara fraxineis pingatur runa tabellis,
Quodque papyrus agit, virgula plana valet.

Ritze auf eschene Täfelchen ein barbarische Runen,
Was Papyrus vermag, kann auch geglättetes Holz.

Unleugbar ist es, daß die Goten die Runenschrift besessen haben, denn Vulfila hat in dem seinem Volke geschenkten Alphabete einige Runen beibehalten. Auch sind in einer Wiener Handschrift des 9. Jahrh. den gotischen Buchstaben die Namen der Runen beigeschrieben, die mit den Namen der nordischen und angelsächsischen Runen übereinstimmen. Endlich sind in drei verschiedenen Ländern drei Denkmäler aufgefunden worden, die, ganz unbedeutende Abweichungen abgerechnet, genau dasselbe Alphabet in ganz gleicher Reihenfolge der Buchstaben enthalten: es sind der Brakteat von Vadstena in Schweden, die Spange von Charnay in der Bourgogne und ein in der Themse gefundenes Messer.

Dichtungen aus den ältesten Zeiten des deutschen Volkes fehlen uns gänzlich. Tacitus sagt jedoch in seinem berühmten Buche „Von der Lage, den Sitten und Völkerschaften Germaniens" (verfaßt von 98 — 104 n. Chr.): Sie preisen in alten Liedern, welche bei ihnen die Stelle von Denkmälern und Geschichtsbüchern vertreten, den erdgeborenen Gott Tuisko (Tuisto) und seinen Sohn Mannus, als des Volkes Stammväter und Stifter." Auch das Andenken an den Römerbesieger Arminius feierten sie in Gesängen. Ebenso spricht er von Schlachtliedern. Nachts vor dem Kampfe erscholl in ihren Lagern Lärm und Gesang; unter Gesang erfolgte der Angriff. Schlachtlieder, durch die sie den Mut anzufachen suchten, wurden in der Weise vorgetragen, daß man das wilde Getön an dem vor den Mund gehaltenen Schild verstärkte und sich brechen ließ. Diese Art des Vortrags, aus der sie auch den Ausfall des Treffens ahnten, nannte man Barditus vom altnordischen bardhi, Schild.*) Auch bei ihren Gelagen waren wildfröhliche Gesänge üblich.

Ähnliche Gesänge hatten die andern deutschen Stämme. Von den Goten z. B. wird berichtet, daß sie Theodorichs Leiche mit ehrendem Liede aus der Schlacht trugen und über dem toten Attila (453) Gesänge erschallen ließen.

---

*) Die Lesart baritus ist v. d. altfriesischen barja, schreien, abzuleiten.

II. Ulfilas.

Das Vaterunser.

Heyne, Ulfilas. Paderborn, 1869. 6. Bernhardt, Vulfila oder die gotische Bibel. Halle, 1875. 9. W. Wackernagel, Altdeut. Leseb. Basel, 1873. 8. Lüben, Auswahl charakteristischer Dichtungen u. Prosastücke. I. 2.

Die Sprache dieses Vaterunsers ist die gotische, wie sie im 4. Jahrh. von dem vor andern deutschen Stämmen durch hervorragende Bildung, Empfänglichkeit und Liebe für fremde Kunst und Wissenschaft, größere Sittenmilde und Reinheit ausgezeichneten Gotenvolke an der untern Donau gesprochen und unter Einfluß des Griechischen zur Schriftsprache ausgebildet wurde. Der aufmerksame Leser erkennt darin sofort eine auffallende Verwandtschaft mit unserer jetzigen hochdeutschen Sprache. Zwar stehen beide Sprachen nicht in dem Verhältnisse zu einander wie Mutter und Tochter, sondern nur wie Schwester und Schwester — denn das Gotische ist ein Dialekt des Ostgermanischen, während das Hochdeutsche zu den westgermanischen Sprachen gehört; — doch sind manche Wörter den unseren völlig gleich, andere ihnen sehr ähnlich. Eine sorgfältige, von Seiten Jakob Grimms und anderer Sprachforscher angestellte Vergleichung hat erkennen lassen, daß sich die gotische Sprache vor der unsrigen durch Reinheit und Wohllaut der Vokale, Reichtum und Fülle der Formen, Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen, Genauigkeit des Ausdrucks, Strenge des Satzbaues, im allgemeinen durch Würde und Ernst auszeichnet, ihr jedoch in der Beweglichkeit und Geläufigkeit des Satzbaues nachsteht.

Es ist diese Probe entlehnt aus der Übersetzung der Bibel durch Ulfilas (Ulfila, Vulfila), des ersten christlichen Buches in einer germanischen Volkssprache, das von den nach und nach weiter vorrückenden Westgoten in hohen Ehren gehalten und noch im 9. Jahrh. von ihnen verstanden wurde. Seitdem verscholl dieses merkwürdigste Sprachdenkmal gänzlich, und nur die Nachrichten griechischer Kirchenschriftsteller bezeugten, daß einst ein Ulfilas gelebt und die Bibel übersetzt habe. Sechshundert Jahre später, um 1550, verbreitete sich durch einen im Dienste des hessischen Landgrafen Wilhelm IV. stehenden Geometer, Arnold Mercator aus Belgien, die Kunde von einem in der Abtei Werden an der Ruhr vorhandenen Pergamentbuche, dessen Inhalt ihm und seinen Zeitgenossen unverständlich sei: es waren die 4 Evangelien des Neuen Testaments in der Übersetzung des Ulfilas. Später gelangte diese vielbewunderte Haupt-Handschrift nach Prag, und bei der Eroberung dieser Stadt i. J. 1648 nahm sie der Graf Königsmark an sich und schenkte sie der Königin von Schweden. Um 1655 floh aber der Bibliothekar mit dem alten

Pergamente aus Stockholm nach Holland und verkaufte es hier; doch erwarb sie später der schwedische Marschall de la Gardie für 600 Goldstücke zurück, ließ sie in massives Silber einbinden, woher ihr Name „Codex argenteus“ (silbernes Buch, Gesetzbuch) und schenkte sie 1669 der Universität Upsāla, wo sie noch jetzt als einer der ältesten und kostbarsten Schätze unserer Litteratur aufbewahrt wird. Die Handschrift besteht aus purpurgefärbtem Pergament, in das die Buchstaben mit Silber und teilweise mit Gold eingezeichnet sind. Von ihren 330 Blättern, die die vier Evangelien enthielten, sind nur noch 177 Blätter erhalten, die 1854 Uppström herausgegeben hat. Die Bibliothek in Wolfenbüttel besitzt seit 1699 durch Herzog Anton Ulrich von Braunschweig Bruchstücke des Römerbriefes aus Kap. 11—15, die 1756 durch Knittel entdeckt wurden, und die Ambrosianische Bibliothek zu Mailand in den Codic. Ambros. verschiedene Fragmente der Briefe Pauli, des Evangeliums Matthäi, der Bücher Esra und Nehemia. Letztere stammen aus dem Kloster Bobbio in Italien und wurden 1817 durch Angelo Mai aufgefunden. Nach der Nachricht des Arianers Philostorgius, der um 440 lebte, soll Ulfilas die ganze Bibel (unter Benutzung latein. Versionen) aus dem Griechischen übersetzt, die Bücher der Könige aber ausgelassen haben, damit seine Goten durch das Lesen der in denselben enthaltenen Kriegsthaten nicht in ihre alte Kriegslust verfielen. Wahrscheinlicher ist aber, daß Ulfilas sein Werk nicht vollendete; denn die Bücher Josua, der Richter und Samuelis atmen mindestens ebenso viel kriegerischen Geist, als die Bücher der Könige.

Ulfilas, gotisch Vulfila war i. J. 311 n. Chr. als Grieche in Kleinasien geboren. Schon im 30. Jahre, also 341, wurde er von Eusebius auf der Synode zu Antiochia zum Bischof der Goten geweiht, mußte aber i. J. 348, vom heidnischen Könige seines Volkes, Athanarich, genötigt, Dacien,*) wo damals die Goten wohnten, verlassen, was ihn bewog, sich mit einer großen Anzahl Goten, die sich mit ihm zum Christentum bekannten, am Fuße des Hämus niederzulassen. Im J. 360 u. 381 nahm er an der großen Synode zu Konstantinopel teil, kämpfte für die arianische Lehre, erkrankte dort und starb noch in demselben Jahre, nachdem er vorher sein Glaubensbekenntnis, im Sinne des Arius, niedergeschrieben hatte. Er war während seines ganzen langen Lebens thätig für die Verbreitung und festere Begründung des Christentums, predigte ohne Unterlaß griechisch, lateinisch und gotisch, und schrieb auch mehrere Abhandlungen in diesen Sprachen. Die Überlieferung nennt irrtümlich Ulfilas sogar als Erfinder des Runenalphabets. Jedenfalls hat er die 16 heidnischen Runen

*) Vom Theis bis zum Schwarzen Meere.

durch kleine Veränderungen möglichst den entsprechenden Buchstaben des griechischen Alphabets genähert und dadurch das gotische Alphabet mit seinen 26 Zeichen geschaffen.

Vergl. Wilh. Grimm, Über deutsche Runen. Göttingen, 1821. S. 38. Zur Runenlehre. Zwei Abhandlungen von R. von Liliencron u. K. Müllenhoff. Halle, 1852. 1,20 M. Zacher, Das gotische Alphabet Vulfilas u. das Runenalphabet. Lpzg., 1855. 4 M.

Litteratur.

Gaugengigl, Ulfilas, Urschrift, Sprachlehre, Wörterbuch. Passau, 1849. 6 M.
Maßmann, Ulfilas. Die heiligen Schriften alten u. neuen Bundes in gotischer Sprache. Mit gegenüberstehendem griech. u. latein. Texte, Anmerk., Wörterbuch, Sprachlehre u. geschichtlicher Einleitung. Stuttg., 1857. 14,50 M.
Stamm, Ulfila oder d. uns erhaltenen Denkmäler der gotischen Sprache Text, Grammatik u. Wörterb. Paderb., 1848. 5 M. Neue Asg. von Mor. Heyne. Paderb., 1878. 5 M.
Hahn, Auswahl aus Ulfilas gotischer Bibelübersetzung. Mit Wörterbuch 2c. Heidelb., 1849. 2,25 M.
Weingärtner, Die Aussprache d. Gotischen zur Zeit d. Ulfilas. Lpzg., 1858. 1,60 M.
Dietrich, Über d. Aussprache d. Gotischen. Marburg, 1862. 2 M.
Waitz, Über d. Leben u. d. Lehre d. Ulfila. Hannover, 1840. 3 M.
Bessell, Über d. Leben d. Ulfilas u. d. Bekehrg. d. Goten zum Christentum. Göttgn., 1860. 1,50 M.
E. Bernhardt, Vulfila oder d. gotische Bibel mit d. entsprechenden gotischen Text u. mit kritischem u. erklärendem Kommentar nebst d. Kalender, der Skeireins u. d. gotischen Urkunden. Halle, 1875. 13,50 M.
Kriebitzsch, Das gotische Vaterunser d. Ulfilas. Der praktische Schulmann. XXIII. Lpzg., 1874.

III. Schwur Karls des Kahlen.

Aus: Schwur der Könige und der Völker zu Straßburg 842.

W. Wackernagel, Altdeut. Leseb. 5. Aufl. Basel, 1873. 253. Lüben, Auswahl. I. 4.

Mit diesem Schwur bekräftigten Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche (Söhne Ludwigs des Frommen) in Gegenwart ihrer Krieger am 14. Febr. 842 in Straßburg ein Schutz- und Trutzbündnis gegen den abwesenden Bruder Lothar, das ein Jahr darauf in dem Teilungsvertrage zu Verdun seinen bedeutungsvollen Abschluß erhielt. Ludwig der Deutsche schwur romanisch (altfranzösisch), Karl als der Romane deutsch. Diese Eidschwüre sind niedergeschrieben worden von Nithard, einem Enkel Karls des Großen, und befinden sich handschriftlich in Paris in Nithards „Vier Bücher Geschichte“, die die unglückliche Regierung Ludwigs des Frommen und den Bruderkrieg zwischen dessen Söhnen behandeln.

Auch in dieser (althochdeutschen) Probe tönt unsere hochdeutsche Sprache uns entgegen.

Das Hochdeutsche erscheint in drei Hauptformen, welche man mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Erscheinung Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch nennt. Die Sprache dieses Schwures ist die althochdeutsche.

Durch den Cirkumflex (^) werden die langen Vokale von den kurzen unterschieden. Die Doppellaute ei und ou werden zwar möglichst verschmolzen, aber doch nicht wie ein Laut ausgesprochen. Wer hierüber weitere Belehrung sucht, dem ist zu empfehlen: Lachmann, Über altdeutsche Betonung und Verskunst. I. Abteilung. Berlin, 1832.

IV. Das Hildebrandslied.

W. Wackernagel, Altdeut. Leseb. Basel, 1873. 234. — Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. Berlin, 1873. 4. Simrock, Das kleine Heldenbuch. Stuttg., 1859. 364. — Lüben, Auswahl. I. 4.

a. Anfang des Liedes.

Urtext.	Wörtliche Übersetzung.
Ik gihôrta đat seggen	Ich gehörte das sagen,
đat sih **u**rhêttun ênôn muotin	daß sich erhießen (herausforderten) zu einem Zweikampfe
Hiltibraht joh **H**ađubrant untar **h**erjun tuêm.	Hiltibracht und Hadhubrand unter Heeren zweien.
Sunufatarungôs iro **s**aro rihtun,	Sohn und Vater zusammen ihre Panzer richteten,
garutun se iro **g**ûđhamun, **g**urtun sih suert ana,	gerbten (bereiteten) sie ihre Schlachtkleider, gürteten sich ihre Schwerter an,
helidôs, ubar **h**ringâ, dô sie ti derô **h**iltju ritun.	(die) Helden über (die) Ringe (der Kampfkleider), da sie zu dem Kampfe ritten.
Hiltibraht gimahalta: er uuas (was) **h**êrôro man,	Hiltibracht sprach: er war der hehrere Mann,
ferahes **f**rôtôro: er **f**râgên gistuont,	(des) Geistes (der) klügere; er zu fragen gestand (begann)
fôhêm uuortum, huer sîn **f**ater wâri	mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre,
firêo in **f**olche, ...	(der) Männer im Volke.

b. Übersetzung des ganzen Liedes.*)

Ich hörte sagen, sich heischten zum Kampf
Hildebrand und Hadubrand unter Heeren zwein,
Des Sohnes und des Vaters. Sie sah'n nach der Rüstung,
Die Schlachtgewänder suchten sie, gürteten die Schwerter an,
Die **R**ecken, über die **R**inge (des Panzers), und **r**itten hin zum Kampfe.
Hildebrand erhob das Wort; er war der **h**ehrere Mann,
Erfahrener und weiser; zu fragen begann er,
Mit **w**enigen **W**orten, **w**er sein Vater **w**äre
Der Helden im Volke „oder welcher Herkunft du seist.

---

*) Simrock, Das kleine Heldenbuch, S. 364.

Sagst du mir nur einen, die andern weiß ich mir:
Kind, im Königreiche kund ist mir da Männiglich."
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
„Das sagten vor alters mir unsere Leute,
Alte und weise, die eher dahin sind,
Daß Hildebrand hieße mein Vater; ich heiße Hadubrand.
Früh zog er gen Osten, floh vor Otackers (Odoakers) Zorn
Hin mit Dietrichen und seiner Degen viel.
Er ließ im Lande der Hilfe ledig sitzen
Das Weib in der Wohnung und unerwachsenen Sohn,
Erblos das Volk, da er ostwärts hinritt.
Aber darben mußte Dietrich seitdem
Meines Vaters, der freundlose Mann.
Dem Otacker war er eifrigst erzürnt;
Aber dem Dietrich der teuerste Degen,
Immer an des Volkes Spitze: fechten war ihm stets zu lieb.
Kund war er allen kühnen Mannen.
Ich glaube nicht, daß er noch lebt — — —."
„Weiß es Allvater oben im Himmel,
Daß du nie hinfort mehr fährst zum Kampfe
Mit so gesipptem Mann — — —."
Da wand er vom Arme gewundene Ringe
Aus Kaisermünzen, wie der König sie ihm gab,
Der Herrscher der Heunen: „daß ich mit Huld dir's gebe."
Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter:
„Mit Geeren (Speeren) soll man Gabe empfahen,
Schärfe wider Schärfe. Du scheinst dir, alter Heune,
Doch allzu lose, lockest mich
Mit deinen Worten, willst mich mit deinem Speere werfen.
Bist so zum Alter kommen, daß du immer trogst.
Mir aber sagten Seefahrende
Westlich über den Wendelsee, hinwegnahm ihn der Krieg.
Tot ist Hildebrand, Heribrands Erzeugter."
Hildebrand erhob das Wort, Heribrands Erzeugter:
„Wohl hör ich das und seh an deinem Harnische,
Du habest daheim noch einen guten Herrn,
Mußtest nicht entrinnen noch aus diesem Reiche.
Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick erfüllt sich!
Ich wallte der Sommer und Winter sechzig,
Daß man stets mich scharte zu der Schießenden Volk:
Vor keiner der Städte doch kam ich zu sterben;
Nun soll mich mit dem Schwerte das eigene Kind erschlagen,
Mit der Waffe treffen, oder ich sein Töter werden.
Doch magst du nun leichtlich, wenn dir langt die Kraft,
Von so ehrwürdigem Mann die Rüstung gewinnen,
Den Raub erbeuten, hast du irgend Recht dazu.
Denn der sei doch der Ärgste (Feigste) der Ostleute (Ostgoten),
Der dir den Kampf nun weigre, nun dich so wohl des lüstet.
In handgemeiner Schlacht entscheide die Begegnung,
Wer von uns heute die Harnische räumen müsse,
Oder dieser Brünnen (Panzer) beider walten."
Da ließen sie zum ersten die Eschen schmettern,
In scharfen Schauern, daß es in den Schilden stand;
Dann stapften zusammen die Steinrandklaren,
Hieben harmlich die hellen Schilde,
Bis ihnen die Linden nicht mehr langten,
Zermalmt mit den Waffen — — —.

Das Hildebrandslied ist in altniederdeutscher (niedersächsischer) Sprache geschrieben, jedoch mit vielen hochdeutschen Formen untermischt, und entschieden ursprünglich hochdeutsch (in bayrischer Mundart) *) gedichtet, später aber durch zwei Fuldaer Mönche niederdeutsch oder altsächsisch umgeschrieben worden. Das Original befindet sich jetzt in der Landesbibliothek in Kassel, und nimmt die erste und letzte leer gelassene Seite eines im Kloster zu Fulda aufgefundenen Gebetbuches ein, das nicht entfernt bestimmt war, diese profane, halbheidnische Erzählung aufzunehmen. Die Handschrift stammt aus dem Ende des 8. oder aus dem Anfang des 9. Jahrh.; das Lied ist aber ohne Zweifel viel älter und vielleicht Bruchstück einer Sammlung altdeutscher Volkslieder, die Karl d. Gr. anfertigen ließ, leider aber verloren gegangen ist. Wir haben demnach in dem Hildebrandsliede eine der ältesten Heldendichtungen, in der uns wesentlich die poetische Gestaltung des merkwürdigen rhapsodischen Sagenrestes aus der Wander- und Kampfsage der Goten fesselt, welcher das Gepräge des Zusammenhangs mit einem weiteren epischen Ganzen deutlich an sich trägt, indem gleich im Anfange bei der Andeutung von Hildebrands großer Vergangenheit das Interesse des Lesers weit über die Gegenwart hinweggeführt wird. Das Gedicht ist ausgezeichnet durch Einfachheit in der Begebenheit und durch ungesuchtes menschliches Gefühl in den Reden. Rasch, sprungartig schreitet die Handlung — die Herausforderung zum Kampfe und die Annahme desselben — vorwärts, nirgends eine Spur von Ausmalung und planmäßiger Entwickelung. Der Ausdruck ist kernig und kraftvoll in den unverbundenen Sätzen. Die epische Form drängt sich selbst in den Dialog, und eine gleichmäßige Ruhe liegt über den Reden des Zornes, des Schmerzes und den Werken der Kraft verbreitet, was uns höchlich bedauern läßt, daß das Gedicht nicht ganz erhalten ist.

Die Begebenheit, welche dies Lied erzählt, setzt alle Ereignisse des Nibelungenliedes voraus. Dietrich ist nämlich mit Hildebrand 30 Jahre fern von seiner Heimat gewesen, beim König der Hunnen. Nachdem der Kampf, in welchem sämtliche Burgunden gefallen sind, beendigt und die einheimischen Feinde, als deren Haupt Odoaker erscheint, besiegt waren, ist er in sein Land zurückgekehrt. Mit ihm kehrt auch der alte Hildebrand (ein Sohn Heribrands) in die Heimat zurück, der einst bei seinem Auszuge ein junges Weib und einen unerwachsenen Sohn zurückgelassen hatte. Dies ist Hadubrand, der mit seiner Gefolgsmannschaft dem mit seinen Mannen (Kriegern) herankommenden, ihm aber unbekannten

*) Nach Müllenhoff, Denkmäler. Berlin, 1873. S. IX ist es in altthüring. od. hess. Mundart gedichtet.

Vater feindlich entgegentritt. Hildebrand erkennt den Sohn wohl und sucht ihn vom Kampfe abzuhalten; aber der Sohn bleibt dabei, daß der Vater tot sei. Es kommt nun zum ernsten Zweikampf, dessen Ausgang wir nicht erfahren; denn leider bricht das Gedicht ab. Wahrscheinlich bildete aber nicht der Fall des Vaters, sondern der des Sohnes den tragischen Schluß des Gedichtes. (Vergl. neben d. Versen 53, 54 u. 61 L. Uhland, Schriften rc. I 164 ff. u. VII 547 ff.) Auch innerhalb des Erhaltenen fehlt an mehreren Stellen der Zusammenhang.

Der Urtext unseres Gedichts ist ohne Endreim, weil dieser den Deutschen damals noch fehlte, und nachweislich erst in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. auftrat. Dagegen merkt man aber unschwer, daß in unmittelbar aufeinander folgenden Zeilen mehrfach Wörter mit gleichen Anfangs-Konsonanten vorkommen (sie sind oben durch fettere Schrift ausgezeichnet). Bei angemessenem Lesen entsteht hierdurch ein Gleichklang, Anreim oder Allitteration genannt, durch den man offenbar dasselbe erreichen wollte, was wir jetzt durch den Reim erzielen, nämlich: in angenehmer Weise den inneren Zusammenhang sprachlich verknüpfter Vorstellungen eindringlich machen, oder den Eindruck der Hauptvorstellungen durch Einwirkung auf das Ohr verstärken. Letzteres tritt am deutlichsten bei der Allitteration hervor, da durchschnittlich die Wörter der Verse mit gleichem Laute beginnen, welche die stärkste Betonung haben.

Der Vers des deutschen Volksgesanges beruhte überhaupt in jener Zeit auf dem Accent, war also rhythmisch, nicht metrisch; der Sinn, das geistige Gewicht eines Wortes bedingte seinen Ton, der Ton seine quantitative Bevorzugung, die Hebung. Die Langzeile hatte 8 Hebungen (betonte Silben) mit mehr oder weniger Senkungen (nicht betonte Silben), und zerfiel durch einen Einschnitt (Cäsur) in 2 metrisch und rhythmisch begrifflich gleichwertige Hälften. Man konstruierte den Vers durch die bedeutsamsten Wörter des poetischen Satzes, Liedstäbe genannt, und sah darauf, daß diese Haupthebungen gleichen Anlaut hatten.

Gewöhnlich sind in der ersten Hälfte der Zeile ein oder zwei reimende Anfangsbuchstaben, in der zweiten einer. Jene heißen die Stollen, dieser der Hauptstab, alle zusammen die Liedstäbe. Eine strophische Gliederung allitterierender Gedichte ist im Deutschen nicht nachgewiesen.

Wahrscheinlich wurden die durch den Anlaut hervorgehobenen Wörter in alten Zeiten beim Vortrage des Liedes musikalisch unterstützt, und die Zuhörer stimmten, wenn nicht in den ganzen Gesang, wenigstens in diese Wörter mit ein, und begleiteten sie nach Umständen durch Anschlagen der Schwerter an die Schilde, vielleicht auch durch das dumpfe Hineinrufen in die gewölbten

Schilde, dessen Tacitus Erwähnung thut. Der Eindruck, den diese im Volke lebende Versart unter solchen Umständen hervorbrachte, ist gewiß ein großartiger gewesen.

Zur Bildung der Allitteration haben in den ältesten Zeiten auch wohl die Rechtsformeln, Gebete, Zaubersprüche und dergl. beigetragen; wenigstens finden sich in den altdeutschen Rechtsbüchern noch viele allitterierende Formen, von denen manche noch jetzt im Gebrauche sind, wie: Geld und Gut, Haus und Hof, Leib und Leben, Schutz und Schirm, Witwen und Waisen. Auch die Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens hat noch allitterierende Formen in Menge aufzuweisen, wie folgende Proben beweisen: Kind und Kegel, Küch' und Keller, Land und Leute, Lust und Liebe, Mann und Maus, Roß und Reiter, Ruh' und Rast, samt und sonders, Stumpf und Stiel, Wind und Wetter, wetten und wagen, zittern und zagen.

Auch neuere Dichter wendeten hier und da die Allitteration an, namentlich wenn es sich darum handelte, Naturschilderungen möglichst viel Leben und Wirklichkeit zu verleihen. Gedichte mit vielen Allitterationen, wie z. B. Rückerts „Roland der Ries' am Rathaus zu Bremen", behagen jedoch unserem Ohr nicht mehr. Diese Ansicht sprach schon Herder aus. Im I. Bde. seiner Werke (zur Religion und Theologie) heißt es S. 19: „Alle nordischen Sprachen ahmen den Schall der Natur nach; aber rauh, gleichsam nur von außen; sie knarren, rauschen, zischen, krachen wie die Gegenstände selbst; weise Dichter benützen dies mit großer Sparsamkeit, schlechte übertreiben's."

Litteratur.

Gebr. Grimm, Die beiden ältesten Gedichte aus dem 8. Jahrh. Kassel, 1812. 3 M.

J. Grimm, Altdeutsche Wälder, 2. Aufl. S. 97.

W. Wackernagel, Altdeut. Leseb. 5. Afl. Basel, 1873. S. 233 ff.

Lachmann, Über d. Hildebrandslied (Abhandlg. der Berl. Akademie. 1833.)

Wilbrandt, Hildibraht u. Hadubraht. Das Bruchstück e. altdeut. Sagenliedes aus handschriftl. Verderbnis in d. Urform wieder hergest. u. erläut. Rostock, 1846. 2 M.

K. Vollmar u. K. Hofmann, Das Hildebrandslied. Lpzg., 1850. 1,50 M.

Grein, Hildebrandslied, herausgeg., krit. bearb. u. erläut. Göttg., 1858. 1,50 M.

Rieger, Das Hildebrandslied. Germania IX. S. 318.

K. Meyer, Das Hildebrandslied. K. Bartsch, Germania. XV. S. 17.

Zarncke, Zum Hildebrandsliede. Berichte über d. Verhandlgn. d. k. sächs. Gesellsch. d. Wissens. 1870. S. 197.

Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler deut. Poesie u. Prosa aus d. VIII. bis XII. Jahrh. Berlin, 1873. S. 4 u. S. 256 ff. 14 M.

E. Sievers, Das Hildebrandslied, d. Merseburger Zaubersprüche u. d. fränkische Taufgelöbnis. Mit photograph. Faks. herausgeg. Halle, 1872. 8 M.

Das Wessobrunner Gebet.

Mit dem Ende des 8. oder dem Anfange des 9. Jahrh. begegnen uns, trotz der Herrschaft der lateinischen Sprache als Kirchensprache, volkstümliche geistliche Dichtungen, die zur Erbauung einzelner, oder zum Vortrage durch besondere Sänger bestimmt gewesen zu sein scheinen. Unter Berücksichtigung der Anschauungsweise und Fassungskraft des Volkes bearbeiteten entweder Geistliche selbst biblische Stoffe: die Schöpfungsgeschichte, das jüngste Gericht, das Leben Jesu, oder unterstützten wenigstens durch ihr Wissen hervorragende epische Dichter. Die älteste hierher zu rechnende und wie das Hildebrandslied allitterierende Dichtung ist das Wessobrunner Gebet, so benannt, weil die Handschrift dieses althochdeutschen Denkmals in dem ehemaligen Benediktinerkloster Wessobrunn (Weißenbrunn) in Oberbayern gefunden wurde. Es besteht aus 3 Teilen, die in der (in München aufbewahrten) Handschrift durch große rote Anfangsbuchstaben markiert sind. Die beiden ersten (V. 1—4 u. 5—9) scheinen einem noch älteren und größeren poetischen Werke — einer Bearbeitung der Schöpfungsgeschichte — entlehnt zu sein; der 3. (V. 10—15) enthält ein Gebet an Gott um werkthätigen Glauben.

Litteratur.

W. Wackernagel, Das Wessobrunner Gebet. Berlin, 1827.
—, Altdeutsches Lesebuch. Basel, 1873.
Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler. Berlin, 1873.
Germania, herausgeg. von Bartsch. Bd. 7, 8, 9, 10.
Lüben, Auswahl. I. 6.

V. Der Heliand.

Die Hochzeit zu Kana.

Heinr. Rückert, Heliand. Lpzg., 1876. 99. V. 1994—2021 und Köne, Heliand oder d. Lied vom Leben Jesu. Münster, 1855. 112. Grein, Der Heliand. Kassel, 1869. 57. — Lüben, Auswahl. I. 7—11.

Die Dichtung, aus welcher der genannte Abschnitt entlehnt ist, stammt wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 9. Jahrh. (nach Grein vor 820, nach Windisch zwischen 825—35), und ist sicher vor dem Jahre 1000 in altniederdeutscher Sprache und (locker gehaltenen) allitterierenden Langzeilen geschrieben, wie das Hildebrandslied. Wir besitzen es in zwei Handschriften aus einer gemeinschaftlichen Quelle, die jedoch nicht das Original gewesen sein kann, wohl aber die ursprüngliche sprachliche Fassung des Heliand im ganzen richtig bewahrt. Die eine 1794 durch

den Franzosen Gérard Gley in der bischöflichen Bibliothek zu Bamberg entdeckte befindet sich jetzt in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (M.), [Monacensis] und gehört dem niederdeutschen Sprachgebiete sächsischen Stammes, dem sog. Altsächsischen an, während die andere, bessere und zugleich vollständigere in der Bibliothek des britischen Museums zu London von der Hand des Sir Robert Cotton (C.), [Cottonianus] in altniederfränkischer Sprache, wohl in England aus einer deutschen, altniederdeutschen Vorlage kopiert ist. Auf jeden Fall ist C. jünger als M. Nach einer Sage soll der Heliand im Auftrage Ludwigs des Frommen 830 von einem sächsischen Bauer gedichtet worden sein. Jedenfalls war der Verfasser ein hervorragender Dichter geistlichen Standes, ausgerüstet mit einem ungewöhnlichen Maße kirchlicher Gelehrsamkeit, von Geburt ein Sachse.

Das Gedicht stellt in seinen 5986 Langzeilen das Leben und die Thaten Jesu dar, und wird „altsächsische Evangelienharmonie“ genannt, weil in ihr die hauptsächlichsten Erzählungen der vier Evangelien zu einer einzigen Erzählung verbunden sind. Den biblischen Stoff lieferte dem Dichter die damals in der fränkischen oder deutschen Kirche beliebte lateinische Evangelienharmonie des sogenannten Tatian, jenes planmäßig in Kapitel geteilte Mosaik von Stellen aus allen 4 Evangelien nach der Übersetzung der Vulgata des Bischofs Viktor von Capua, dieselbe Quelle, die auch Otfried neben einer Reihe von Kirchenvätern in seinem Evangelienbuche benutzte; doch scheinen dem Verf. auch die Kommentare des Beda zu den 4 Evangelien, die des Hieronymus zum Matthäus und Markus, der Traktat des Augustin über die Bergpredigt und einige Homilieen Gregors des Großen vorgelegen zu haben. Der jetzt noch gebräuchlichere Name „Heliand“, die altsächsische Form für unser neuhochdeutsches Heiland, rührt von dem ersten Herausgeber desselben, Prof. Schmeller, her. Man rechnet das Gedicht zu den religiösen Epen.

Der Heliand gehört zu den vorzüglichsten Dichtungen, welche wir aus dem 9. Jahrh. besitzen.*) Der Schöpfer desselben war ein epischer Künstler ersten Ranges, denn er versteht es, den Stoff kunstvoll zu verteilen und zu gliedern; seine Sprache ist reich und kühn, ohne die volksmäßige Einfachheit und Haltung zu stören. Alles gruppiert sich durchsichtig und ungezwungen um die centrale Gestalt Jesu als des eigentlichen epischen Helden. Dieselbe er-

*) Klopstock, der die Herausg. d. Heliand beabsichtigte, sagt in einem Briefe an Gleim (sämtl. Wke., X. 436) über d. Heliand: „Er ist edel und so poetisch, als es die Einfalt des Originals zuläßt . . . . . . Es ist vornehmlich viel alte Kernsprache darin und unter andern manches vielbedeutende poetische Wort, das wir armen Neulinge verloren haben; außerdem viel lyrisches Silbenmaß.“

scheint, wie es ein episches Gebilde erfordert, in stets fortschreitender, wenn auch immer feierlich gemäßigter Bewegung und wachsender Größe bis zu der Katastrophe seines Abscheidens von der Erde. Dabei hält sich der Dichter im ganzen streng an die Erzählung der Evangelisten, führt jedoch einzelne Begebenheiten mit vielem Glück weiter aus, scheidet aber auch sorgfältig alles aus, was deutscher Sitte und deutschem Leben widerstrebt oder sich nicht in deutsche Sitte umkleiden läßt, gruppiert den ausgewählten Stoff nach einem wohldurchdachten Plane, und zeigt darin eben seine Schöpferkraft als Dichter. Die Dichtung gestaltet sich hierdurch zum Epos, durch das er sein Volk mit dem neuen Glauben innerlich verschmelzen will. In patriotischem Eifer bietet er dem neubekehrten Volke das Evangelium im Gewande der altgermanischen Heldensitte dar, und gedenkt in dieser Form den starken Sachsen das Christentum als ein erneutes und geheiligtes Heldentum zu empfehlen und das öffentliche, wie das häusliche Leben durch den Himmelskönig zu heiligen. Überzeugt, daß das Göttliche nicht an die Form gebunden ist, läßt er dieselbe überall fallen, wo es ihm gut dünkt; die fremde Geographie und Ethnographie Palästinas ersetzt er, soweit es nur irgend thunlich ist, durch die einheimische sächsische und schafft lebensfrische Personen, Originale, und zwar in deutscher Haltung und Sitte und von deutschem Charakter, Christus ausgenommen, der sich, wenn auch in den Zügen und der Draperie eines deutschen epischen Helden, durch innere Größe über alle Erdgebornen erhebt.

„Die Geburt des Täufers, Scenen aus der Kindheit des Christ, die Hochzeit zu Kana, die Erweckung des Lazarus werden benutzt, um das Haus des Deutschen in Freud und Leid, bei Geburt, Kinderzucht, Hochzeit und Tod zu heiligen. Die auftretenden Personen sprechen uns nicht nur mit deutschen Zungen, sondern auch mit deutschen Herzen an. Das Anlehnen ans Volksleben, das sich erst aus dem Heidentume erhoben hatte, führte den Sänger zu Anklängen an der Väter Sitte, die aber einen reinen, christlichen Ton anschlagen. Unser personificierter Tod behält den Namen der Wurd, der Todesnorne, Satan macht sich mit dem Hehlhelm der heidnischen Sage unsichtbar, das Feuer des Gerichts behält den mythologischen Namen Mudspil (mudspelli, muspilli), Allzerstörer, bei dem Christ setzt sich der heil. Geist in Taubengestalt auf die Achsel, wie dem Odin der Rabe als Symbol der Allwissenheit auf der Schulter gesessen. Noch hatten sich keine Städte im Innern des Sachsenlandes erhoben. Seine Edelinge hausten in Burgen, das Volk in Weilern. So wird auch Palästina dargestellt. Die fremden Städte erscheinen durchweg als deutsche Burgen: Bethlehemburg, Jerichoburg. Das Schiff, in welchem der Herr fährt, ist das Hochbordschiff der

alten nordgermanischen Seehelden. Der Saal, in welchem Herodes sein Festmahl feiert, ist die hölzerne Halle der alten Germanen mit den Bänken an den Langseiten und dem Hochsitz für den Hausherrn in der Mitte. Der Leichnam des Täufers wird, nach der Weise der alten Recken, am Meeresufer bestattet. Die Sprache, die der Herr mit seinen Jüngern führt, ist die zutrauliche, achtungsvolle, die der Geleitsherr mit den Gefolgsmannen sprach.“ (Rapp.)

Hierdurch bekommt die Dichtung einen ganz eigentümlichen Reiz, wird volkstümlich und dem Leser nahe gerückt: Christus, der segenbringende und befreiende Held, umgeben von der ganz in deutsche Farben gekleideten Schar seiner Getreuen, die gleichfalls lauter hochgeborene Männer sind, erscheint mitten unter den Sachsen, als König derselben, wo er aber in dem Geiste der deutschen Heldensage gegen die Thorheit, Treulosigkeit, die Verblendung und den Verrat des Volkes ankämpfen muß. Als Beweis, wie fein es der Epiker versteht, den Stoff seiner Messiade verständig heranzubringen und zu nationalisieren, führen wir (nach Grein, Der Heliand, V. 1281 ff.) noch den Eingang zur Bergpredigt an, die unter den Händen des Dichters die Gestalt einer Beratung der deutschen Könige mit ihren Fürsten und Herzögen im Angesicht des Heeres und Volkes annimmt und durch die eindringliche Herzlichkeit des Vortrags als der Glanz- und Höhepunkt der ganzen Dichtung bezeichnet werden kann, wo der Dichter ganz vor der Erbaulichkeit seines Stoffes verschwindet.

Es stunden die weisen Männer
die guten um den Gottsohn gern und eifrig
gewillt die Zwölfe nach seinem Wort verlangend.
Sie dachten schweigend, was ihnen der Volksherr dort
wollte mit Worten kund thun, der Waltende selbst,
zu Liebe diesen Leuten. Dann saß des Landes Hirte
angesichts der Männer, Gottes eigenes Kind:
er wollte mit seinen Worten manch weise Reden
lehren da die Leute, wie sie Lob dem Herrn
in diesem Weltreiche wirken sollten.
Er saß da und schwieg und sah sie an lange,
war ihnen hold in seinem Herzen, der heilige König,
milde in seinem Gemüte. Seinen Mund erschloß
alsdann des Waltenden Sohn, mit seinen Worten lehrend
viel herrliche Dinge und mit hochweisen Worten
redete er zu den Mannen, die zur Beratung dorthin
Christ der allwaltende erkoren hatte,
sagte welche wären, am wertesten dem Herrn
von den Erdbewohnern, von all dem Menschenvolke.
Er sagte ihnen wahrlich, daß die selig wären,
die Menschen in diesem Mittelkreis, die in ihrem Gemüte wären
hier arm aus Demut: denen ist das ewige Reich
gar heiliglich verliehen in des Himmels Fluren
und das ewigliche Leben u. s. w.

V. 1381. So sprach er weislich da und sagte das Wort Gottes
lehrend seine Leute, der Landeswart.
Es stunden umher die Mannen, herzenslauter
die guten um den Gottsohn gern und eifrig
die Wehrmänner willig nach seinem Wort voll Sehnsucht,
sannen und schwiegen: das Gesetz Gottes
hörten sie den Söhnen der Menschen sagen den Völkerkönig.
Er verhieß ihnen das Himmelreich und zu den Helden sprach er:
„Auch mag ich euch noch sagen, ihr Gesellen mein,
„mit wahrhaften Worten, daß dieser Welt fortan
„ihr sollt ein Licht sein, den Leutekindern,
„unter den Menschen lieblich über manche Völker
„glänzend und wonnesam. Nicht mögen eure großen Werke
„fortan verhohlen bleiben, mit welchem Herzen ihr sie kund thut.
„So wenig wie die Burg, die auf dem Berge steht
„auf hohem Holmfels, mag verhohlen werden,
„das Werk das riesige, so wenig mögen eure Worte nun
„in diesem Mittelkreis den Menschen werden,
„noch eure Thaten auch verborgen. Thut wie ich euch lehre!
„Lasset euer Licht das große vor den Leuten scheinen
„vor den Menschenkindern, daß sie euer Gemüt erkennen,
„eure Werke und euren Willen, und dafür den waltenden Gott
„den himmlischen Vater herzenslauter
„loben an diesem Lichte, daß er euch solche Lehre gab!

„Der göttliche Heilsplan, der durch Jesus verwirklicht wird, ist nach dem Vermögen des Dichters überall entschieden, warm und anschaulich betont. Das Elend des ungläubigen, sündigen Menschen, die Schrecken des Jenseits, die seiner warten, dem gegenüber die innere Befriedigung der Gläubigen und Frommen und ihre sichere Anwartschaft auf ein unsägliches ewiges Glück im Himmel, sind überall der eigentliche Kern der Darstellung, der gleichsam durch die Schale der wechselnden Begebenheiten nicht verhüllt, sondern nur mit süßem und würzigem Fleisch bedeckt ist."

Obwohl der Dichter ein Gelehrter ist, so gehört sein Gedicht doch allen schlichten Christen. Der gewöhnliche Mann, der nur etwas von dem christlichen Glauben wußte und dem Heidentume wenigstens äußerlich abgesagt hatte, lernte hier die Hauptsachen der Geschichte Jesu und die Hauptsätze des Glaubens so anschaulich und so vollständig kennen, wie es auf keinem andern Wege so leicht möglich gewesen wäre.

Grein hat in seiner Übertragung die allitterirende Form beibehalten, wie leicht zu erkennen.

Litteratur.

Schmeller, Heliand oder d. altsächs. Evangelienharmonie. (M) München, Stuttg. u. Tübgn., 1830. 6 M. Wörterbuch dazu 1840.

Kannegießer, Der Heliand. Altsächs. Evangelienharmonie, übers. Berlin, 1847. (Allzufrei übersetzt und daher von geringem Werte.)

Köne, Heliand oder d. Lied vom Leben Jesu, sonst auch d. altsächs. Evangelienharmonie. (C). In d. Urschrift mit nebenstehender Übersetzung, nebst Anmerkgn. u. e. Wortverzeichn. Münster, Theising, 1855. 9 M.

Rapp, Heliand. Übertragen. Stuttg., 1856. 2,50 M.
Simrock, Heliand. Christi Leben u. Lehre. Nach dem Altsächs. Elberfeld, Friderichs, 1856. 2,70 M. 2. Afl. 1866. 2,25 M.
H. Middendorf, Über d. Zeit d. Abfassung d. Heliand. Münster, 1862. 0,75 M.
Vilmar, Deutsche Altertümer im Heliand als Einkleidung d. evangel. Geschichte. 2. Afl. Marburg, 1862. 1,50 M. (Zu empfehlen.)
E. Windisch, Der Heliand u. s. Quellen. Lpzg., 1868.
Dr. C. W. M. Grein, Heliand-Studien. Kassel, 1869. 6 M.
—, Der Heliand oder d. altsächs. Evangelienharmonie. 2. durchaus neue Bearbeitg. Kassel, 1869. 2,40 M.
M. Heyne, Hêliand. Paderborn, 1873. 6 M.
J. W. Schulte, Über Ursprung u. Alter d. altsächs. Heliand. Glogau, 1873.
Heinr. Rückert, Heliand. (Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- u. Sacherklärungen. Herausgeg. v. K. Bartsch. IV.) Lpzg., Brockhaus, 1876. 3,50 M.
E. Sievers, Heliand. (C. und M.) Halle, 1878. 8 M.
J. Dräseke, Bemerk. zum Heliand u. zum Parzival. Praktischer Schulmann. XXIII. Lpzg., 1874.

VI. Otfried.

1. Lob der Franken.

Urtext nebst wörtl. Übersetzung: E. G. Graff, Krist. Königsb., 1831. I. 1. pag. 22, V. 59 u. f. Kurz, Geschichte d. deut. Litteratur. I. 17. Lüben, Auswahl. I. 12. Übersetzung: G. Rapp, Otfrieds v. Weißenburg Evangelienb. Stuttg., 1858. III. 8. Lüben, Auswahl I. 15.

2. Der Knabe im Tempel.

Übersetzung: Rapp, Otfrieds von Weißenburg Evangelienbuch. 37. Lüben, Auswahl. I. 18.

Die genannten Stücke gehören einer größeren Dichtung an, die unter dem Namen „Krist" oder „Evangelienharmonie" bekannt ist, und gar zu den religiösen Epen gerechnet wird, was man nicht thun sollte, indem sie wahrer epischer Ausführlichkeit gar sehr ermangelt, stark durchwebt ist von dem persönlichen Gefühl und der Gelehrsamkeit des Dichters, und der Ton in den Gebeten bisweilen lyrisch und in den ausgeführten Deutungen und Betrachtungen trocken lehrhaft ist. Der Dichter, der den Versuch unternahm, die Erzählungen der vier Evangelisten in Einklang zu bringen, ist der Benediktinermönch Otfried, von Geburt wahrscheinlich ein Franke (Schwabe). Er erhielt seine Bildung vermutlich im Kloster zu Fulda unter dem berühmten Abt Hrabanus Maurus, späterem Erzbischof zu Mainz, kam dann nach St. Gallen und zuletzt nach dem Benediktinerkloster Weißenburg im Elsaß. Hier vollendete er das genannte Gedicht i. J. 867 oder 868, widmete es in einer deutschen Zueignungsschrift König Ludwig dem Deutschen, und übersandte es auch mit einer lateinischen Vor-

rede dem Erzbischof Liutbert von Mainz. Aus letzterer erfahren wir, daß Otfried sein Gedicht in der Absicht verfaßte, damit der Volkspoesie, den Spott-, Liebes- und Zauberliedern, den Resten heidnischer Gewohnheiten bei Tänzen, Spielen, Vermummungen und Begräbnissen, entgegen zu wirken, die ihm wegen ihres heidnischen oder weltlichen Inhalts ein Greuel waren.

Zu diesen poetischen Stücken in deutscher Sprache gehören zwei im 8. Jahrh. entstandene allitterierende Zaubersprüche, die Merseburger Gedichte genannt, die durch ihren Inhalt von unschätzbarem Wert für die Geschichte des heidnischen Glaubens unserer Vorfahren sind. Prof. Waitz fand sie im Herbste 1841 auf Bl. 84a in einer Handschrift des Merseburger Domkapitels, woraus sie Jakob Grimm als Schriftdenkmäler aus dem Anfange des 10. Jahrh. sofort bekannt machte u. erklärte (siehe dessen kleinere Schriften II. 1—20) u. ihnen die Überschrift gab: Idisi u. Balders Fohlen.

Das erste, Idisi oder Zauberspruch über die Fesseln eines Kriegsgefangenen lautet:

Urtext.	Übersetzung.
Eiris sâzun idisî, sâzun hera duoder.	Einstmals saßen Idisi,*) saßen dorthin zur Erde.
sumâ hapt heptidun, sumâ heri lezidun.	Einige hefteten Haft (Fesseln), einige säumten (hielten auf) das Heer.
sumâ clûbôdun umbi cuniouuidi:	Die andern klaubten zu den Fesseln (um die Fesseln herum):
insprinc haptbandun, invar vîgandun!	Entspringe den Haftbanden, entfahre (entfliehe) den Feinden!

Das zweite Gedicht lautet in der Übersetzung:

Pfol und Wodan fuhren zu Holze,
Da ward Baldurs Fohlen der Fuß verrenket.
Da besprach ihn Sinthgunt und Sunna, ihre Schwester,
Da besprach ihn Volla und Frija, ihre Schwester,
Da besprach ihn Wodan, wie er wohl verstand,
So die Beinverrenkung, so die Blutverrenkung, wie die Gliedverrenkung,
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Gliede, als ob sie geleimt seien.

Vergl. auch: Wackernagel, Altdeutsch. Leseb. Basel, 1873. 198. E. Sievers, Die Merseburger Zaubersprüche &c. Mit photograph. Faks. nach d. Handschriften. Halle, 1872. 10. Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler. Berl., 1873. 9 u. 273 ff. u. Lüben, Auswahl. I. 3.

Diese offen ausgesprochene Absicht, so edel sie von seinem Standpunkte aus erscheint, seine Landsleute für fromme und erbauliche Gesänge zu gewinnen und dadurch dem Verständnis des Evange-

*) In der Schlacht waltende Jungfrauen, in nordischer Mythologie Walküren genannt, kommen hier in 3 Haufen durch die Luft gezogen, um zu Gunsten einer Partei in die tobende Schlacht einzugreifen und einen Gefangenen durch eine Zauberformel zu befreien. Der 1. Haufe der Idisi ist hinter dem befreundeten Heere zu denken, die von diesem gemachten Gefangenen zu fesseln; der 2. wirft sich dem andringenden Heere der Feinde oder den weichenden Freunden entgegen; der 3. Haufe erscheint endlich hinter dem Heere der Feinde, um einem gefangenen Freunde die Fesseln zu lösen.

liums näher zu bringen, nimmt uns nicht sehr für den Dichter ein. Denn einmal muß der Anlaß zum Dichten allezeit aus innerem Drange kommen, darf also nicht in äußeren Zwecken seinen Grund haben; ein andermal aber ist es verwerflich und sehr zu bedauern, daß Otfried, wie überhaupt die Geistlichen jener Zeit, darauf ausging, das deutsche Element, die ursprüngliche deutsche Poesie, die alte heidnische Göttersage, zu vernichten, statt sie durch das Christentum zu veredeln, wie der Dichter des Heliand es thut. Sicher sind infolge dieses ganz verwerflichen Strebens viele echt deutsche Poesieen wirklich vertilgt worden, vielleicht alle diejenigen, welche Karl d. G. in hochherzigem Sinne zu einem nationalen Denkmal vereinigen ließ. Schon sein Sohn Ludwig d. Fromme trat der nationalen Entwickelung mit Entschiedenheit entgegen. Durch den Einfluß frömmelnder Priester war es so weit mit ihm gekommen, daß ihm die in seiner Jugend gelernten deutschen Lieder völlig zuwider waren; er mochte sie weder lesen noch hören, noch viel weniger selbst vortragen.

Daß aber auch manche heidnische Gedichte von den Geistlichen christianisiert sein mögen, dürfte nachstehende junge Zauberformel beweisen, in der unschwer das zweite Merseburger Gedicht, der Zauberspruch über den verrenkten Fuß eines Pferdes zu erkennen ist. Sie wurde erst im vorigen Jahrh. in Skandinavien aufgezeichnet und lautet:

Jesus ritt zur Heide,
Da ritt er das Bein seines Fohlens
entzwei.
Jesus stieg ab und heilte es;
Er legte Mark in Mark.
Bein in Bein,
Fleisch in Fleisch.
Er legte darauf ein Blatt,
Daß es in derselben Stelle bleiben
sollte.

(Vergl. J. Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Ausg. S. 1180 ff.)

Wäre Otfried auch poetisch begabter gewesen, als es der Fall war, der von ihm verfolgte Zweck hätte es schon nicht dahin kommen lassen, etwas wirklich Bedeutendes zu leisten. Wirklich steht seine Evangelienharmonie der altsächsischen auch sehr nach, obgleich er dieselben gelehrten Quellen benutzte wie der Dichter des Heliand. Ungeachtet er klösterlich gelehrt und für den religiösen Stoff poetisch begeistert ist und sich die epischen Dichter der Römer zum Muster nahm, so ist seine Ausführung doch schwach und frostig, ohne episches Leben, an vielen Stellen rein lehrhaft, in den mehr lyrischen Stellen jedoch besser. Statt den Text poetisch auszuführen, wie es im Heliand geschehen, giebt er ihn nackt wieder, schaltet aber bis zum Überdruß sittliche, mystische und geistliche Betrachtungen ein, und legt auf diese und die Dogmen größeren Wert, als auf die biblischen Erzählungen. Es ist sonach die Subjektivität des Dichters, welche in den Vordergrund tritt, während jener sächsische Bauer spricht, wie wenn das ganze Sachsenvolk

seinen Mund aufthäte. Auch die Sprache ist nicht so kühn und schwungvoll, oft sogar matt und schwerfällig, hier und da auch nicht rein deutsch, weshalb die Dichtung auch nie im Volke feste Wurzeln geschlagen hat, obschon sie in kleinere Lieder abgeteilt und zum Singen bestimmt war.

So sehr diese Mängel die poetische Seite des Gedichts beeinträchtigen, so muß doch anerkannt werden, daß es ihm nicht an einzelnen Partieen fehlt, die recht ansprechend, in sehr herzlichem Tone dargestellt sind, was seinen Grund aber in der guten Art des Erzählers hat, weit weniger im Gesange selbst.

Entschieden wertvoller ist das Gedicht als althochdeutsches (fränkisches) Sprachdenkmal, daher für den Sprachforscher unschätzbar, und von diesem Gesichtspunkte aus auch allezeit gewürdigt worden.

Für unseren Standpunkt ist das Gedicht aber noch in anderer Beziehung wichtig und interessant; es ist nämlich das älteste Gedicht, in dem statt der Allitteration der Endreim als musikalisches Element auftritt. Es ist möglich, aus Otfrieds Dichtung die Grundregeln der ganzen deutschen Verslehre zu entwickeln. Davon sehen wir jedoch hier ab und bemerken nur noch, daß die Strophen des Gedichts regelmäßig gebaut sind und aus 2 Langzeilen bestehen, von denen jede 8 Hebungen hat und in 2 Halbzeilen zerfällt, die durch einen Punkt hinter dem Reimworte von einander getrennt sind und beide mit einsilbigem oder stumpfem (männlichem) Reim abschließen. In den Handschriften beginnt jede Str. mit einem großen roten Anfangsbuchstaben. Die Verse sind mit Accenten versehen, die teils eine metrische Bedeutung haben, teils in den Silben ia, io, ua dem Anfangs-i und u seine vokalische Aussprache sichern wollen. Die metrischen Accente sind in der Regel so verteilt, daß in jedem Halbverse zwei stehen, oder in dem einen Halbverse zwei, im andern einer. Seltener enthält ein Halbvers drei und der andere zwei oder einen; höchst selten finden sich alle 4 Hebungen des Halbverses durch einen Accent bezeichnet.

Das ganze, nahe an 15000 Reimverse enthaltende poetische Denkmal unserer Sprache zerfällt in folgende 5 Teile: 1) Christi Geburt u. Jugendleben in 28 Kap. 2) Sein Auftreten u. seine Lehre in 24 Kap. 3) Seine Wunder in 26 Kap. 4) Sein Leiden und Tod in 37 Kap. 5) Seine Auferstehung u. Himmelfahrt in 25 Kap.

Litteratur.

Handschriften des Gedichtes finden sich zu Wien (V), München (F) und Heidelberg (P). V ist vollständig.

Graff, Krist. Das älteste von Otfried im 9. Jahrh. verfaßte hochdeut. Gedicht nach d. 3 gleichzeitigen zu Wien, München u. Heidelberg befindlichen Handschriften krit. herausgeg. Königsb., 1831. 17 M.

Kelle, Otfrieds v. Weißenburg Evangelienbuch. Text, Einleit., Grammatik, Metrik, Glossar. Regensburg, 1856 u. 69. 2 Bde. 32 M.
Rapp, Otfrieds v. Weißenburg Evangelienbuch. Aus dem Althochdeut. übersetzt. Stuttg., 1858. 2,25 M.
Fr. Rechenberg, Otfrieds Evangelienbuch. Chemnitz, 1862. 2,25 M.
J. Kelle, Otfried. Christi Leben u. Lehre besungen. Aus dem Althochdeut. Prag, 1870. 6 M.
E. Behringer, Krist u. Heliand. Eine Studie. Berlin, 1870. 2 M.
Lachmann, Über Otfried in d. Encyklopädie v. Ersch u. Gruber. 1836. III. 7. 278.
P. Piper, Otfrieds Evangelienbuch. Mit Einleitung, erklärenden Anmerk. und ausführlichem Glossar. Paderborn, 1878. 15 M.

Rückblick auf den ersten Zeitraum.

Aus dem Zeitraum vom ersten, in dunkler Ferne liegenden Auftreten deutscher Völker bis zur Mitte des 12. Jahrh. besitzen wir zwar mehr Dichtungen, als vorstehend aufgeführt worden sind, im ganzen aber doch nur eine geringe Zahl. Der Grund hiervon ist nicht in dem Mangel an Sinn für Poesie zu suchen, da diese ja bekanntlich in der Natur aller Völker wurzelt, sondern in dem Umstande, daß die Sagen und Lieder im ganzen nicht häufig niedergeschrieben, sondern vorherrschend mündlich fortgepflanzt wurden. Einzelne Volksstämme gingen auch geradezu unter und mit ihnen natürlich auch ihr Gesang; andere verschmolzen mit Nachbarstämmen, wodurch die ursprüngliche Poesie wenigstens durch Vermischung beeinträchtigt wurde, und sich erst mehr oder weniger neu bilden mußte. So gehört die Siegfriedsage, mit der wir es im nächsten Abschnitte zu thun haben werden, offenbar einer sehr alten Zeit an, erscheint aber nach der Völkerwanderung als fränkisch, und verschmilzt darauf mit der burgundischen Sage von König Gunther, der 436 durch den Hunnenkönig Attila seinen Untergang fand.

Karl der Große (regierte von 768—814), der die deutschen Stämme und Staaten, welche aus den Stürmen der Völkerwanderung hervorgegangen waren, alle vereinigte, suchte die Bildung seiner Völker ernstlich zu befördern, und ließ zu diesem Zwecke alles sammeln, was an guter Poesie und Prosa vorhanden war, regte auch gewiß selbst manchen zum Dichten an; aber die Personen, deren er sich hierzu bediente, waren Geistliche und noch dazu fremdländische, die von den Sitten und Gebräuchen, dem Dichten und Trachten des Volkes wenig Kenntnis hatten, daher auch weder schätzen, noch zu pflegen verstanden. Die große Mehrzahl dieser Männer aus den neugestifteten Klöstern in Münster, Verden, Korvey, Hersfeld und Gandersheim fand sogar die heidnischen und weltlichen Vorstellungen der deutschen Sagen und Lieder so un-

vereinbar mit den Lehren des Christentums, daß sie sich's zum Gesetz machte, sie überall zu verdrängen, so weit als möglich zu vernichten. So wurde Karls schönes Werk bald wieder zerstört, und gerade durch diejenigen, durch die es gepflegt werden sollte. Nach seinem Tode stand die Poesie fast ganz unter dem Einfluß der Geistlichen und bewegte sich daher auch vorzugsweise auf kirchlichem Gebiet, wie außer den beiden angeführten Evangelienharmonieen, den kostbarsten Resten unsrer ältesten geistlichen Dichtung, noch verschiedene andere Bearbeitungen biblischer Stoffe beweisen.

Wie jetzt, so bildeten auch damals die Sänger (Dichter) keinen besonderen Stand, wie z. B. die Barden bei den keltischen Völkern, oder die Skalden bei den Skandinaviern; es sang, wer der Kunst des Dichtens und Singens mächtig war. Was ein poetischer Kopf hervorgebracht hatte, trug er bei mannigfachen Gelegenheiten vor, und das Volk eignete es sich an, und wird es sich gern angeeignet haben, da es die Stoffe, welche von den Sängern behandelt wurden, schon besaß.

Da die Dichter jener Zeit es liebten, die Thaten der Helden, auch der sagenhaften, zu besingen, so bewegte sich die Dichtkunst vorzugsweise auf dem Gebiete des Epischen und Lyrischen.

In den Versen herrschte der Accent vor. Sie bestanden aus Langzeilen von acht Hebungen; jede Langzeile zerfiel durch einen in die Mitte fallenden syntaktischen Einschnitt (Cäsar) in 2 Parallelglieder, Halbverse, von je 4 Hebungen. Doch wurde das poetisch empfundene Seelenbild als These und Antithese, Pol und Gegenpol durch die Allitteration (Stabreim) zu einem rhythmisch einheitlichen Ganzen verbunden. Zu Ende des 9. Jahrh. verdrängte der Endreim die Allitteration.

Die germanische Spracheinheit, die sich über die Mitte und den Norden Europas erstreckt, teilt sich nach den Ergebnissen der vergleichenden Sprachwissenschaft in 2 Hauptsprachen: in das Ostgermanische mit dem Gotischen und Nordischen als den zwei größeren Dialekten und in das Westgermanische mit 5 größeren Dialekten: dem Hochdeutschen, Niederdeutschen, Niederländischen, Angelsächsischen und Friesischen. Das Niederdeutsche nimmt den Norden, das Hochdeutsche die Mitte und den Süden Deutschlands ein. Die Grenzlinie zwischen Hoch- und Niederdeutsch geht durch Aachen, Düsseldorf, Kassel, Göttingen, Quedlinburg; das Land östlich davon wurde erst später germanisiert. Die drei letzteren Mundarten kommen hier nicht in Betracht, da sie Völkern angehören, welche eine der deutschen zwar verwandte, doch aber verschiedene Nationalität zeigen. — Das Hochdeutsche erscheint in 3 Formen, welche man mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Erscheinung Althochdeutsch (von den ältesten Zeiten, namentlich von Karl d. Gr., bis zu den Kreuzzügen),

Mittelhochdeutsch (von den Kreuzzügen bis zur Reformation, also etwa bis 1525) und Neuhochdeutsch nennt. Das Althochdeutsche zerfiel in mehrere Mundarten, unter denen die fränkische, alemannisch-schwäbische und bayerische die wichtigsten waren. Ganz rein ausgeprägt ist übrigens keine, was aus den vielfachen Beziehungen zu erklären ist, in welchen die oberdeutschen Stämme zu einander standen.

Gepflegt wurde die Sprache vorzugsweise in den Klöstern und Klosterschulen, und einer rühmlichen Erwähnung verdienen hier besonders die in Fulda und St. Gallen, denen auch Otfried seine sprachliche Bildung verdankte. Da aber in den Klöstern vorherrschend die lateinische Sprache gebraucht wurde, so mußte die deutsche sich vielfach in Worten und Wendungen jener anschmiegen und erlitt durch Anwendung der Regeln der lateinischen Grammatik daher manche Verkümmerung. Hieraus ist es auch erklärlich, daß viele ursprünglich deutsche Dichtungen jener Zeit nur in Übersetzungen auf uns gekommen sind.

Zweiter Zeitraum.

Von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. (1150—1350.)

VII. Das Nibelungenlied.

I. Sechzehntes Abenteuer.

Wie Siegfried erschlagen ward.

Übers. v. Simrock. Stuttg., 1876. 149 u. f. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 1. — Lüben, Auswahl. I. 19.

1. Erläuterungen.

Mit dem Namen „Nibelungenlied“ bezeichnet man ein großes Gedicht, welches im Mittelalter, zwischen 1190—1200 von einem unbekannten Dichter aus altüberlieferten Sagenstoffen und Volksgesängen zu einem Ganzen umgedichtet worden ist, wobei ihm wahrscheinlich die älteste, ursprüngliche Gestalt aus dem J. 1140 und eine Umarbeitung aus dem J. 1170 vorgelegen haben, die später verloren gegangen sind.*) Es ist in mittelhochdeutscher Sprache abgefaßt. Wie groß der Unterschied zwischen dieser und der jetzigen neuhochdeutschen Sprache ist, läßt sich aus der im „Lesebuche“ und in der „Auswahl“ enthaltenen Probe erkennen. Das Mittelhochdeutsch wird jetzt eigentlich nur von gelehrten Sprachforschern ordentlich verstanden; allen Übrigen ist es fast so unverständlich, wie die Sprache eines fernen Volkes. Um daher den Verehrern alter Dichtungen das Nibelungenlied zugänglich zu machen, hat man es förmlich in das Neuhochdeutsche übersetzen müssen. Wir benutzen für unsern Zweck eine Übersetzung von Simrock, die sich der Ausdrucksweise und dem Geiste des Originals möglichst genau anschließt.

Das ganze Gedicht zerfällt in 39 Abschnitte, welche mit dem Namen „Abenteuer“ bezeichnet sind, ein Ausdruck, der so viel bedeutet als: wunderbares Erlebnis; ritterliches Wagnis; Erzählung eines wunderbaren Erlebnisses oder einer Folge solcher Erlebnisse.

---

*) Herm. Fischer setzt in seiner unten genannten Preisschrift die Entstehung des Originals erst in die Zeit von 1170.

Zum Verständnis des 16. Abenteuers sei noch folgendes bemerkt.

König Dankrat zu Worms im Burgunderlande hinterließ nach seinem Tode außer seiner Frau Ute, drei Söhne und eine Tochter: Gunther, Gernot, Giselher (Geiselher) und Kriemhild. Siegfried, Sohn des Königs Siegmund in Xanten (Santen) am Niederrhein, schon in früher Jugend berühmt durch große Heldenthaten, hörte von Kriemhilds Schönheit und reiste nach Worms, um sie als Gemahlin zu erlangen. Sein Wunsch wurde erfüllt, nachdem er Gunther behilflich gewesen war, die Königin Brunhild in Isenland zur Gemahlin zu erlangen. Nachdem Siegfried 10 Jahre lang glücklich in Xanten gelebt hatte, erhielt er auf Brunhilds Betrieb eine Einladung von Gunther, nach Worms zum Besuch zu kommen. Er folgte dieser Einladung und nahm auch seine Gemahlin mit. Bei einem festlichen Kampfspiel entspann sich zwischen den beiden zuschauenden Königinnen Zwist über die Hoheit und Trefflichkeit ihrer Männer, der endlich in bittern Haß überging. Brunhild beschloß, sich durch Siegfrieds Tod zu rächen. Es gelang ihr, für diesen scheußlichen Plan einen am Hofe Gunthers lebenden Dienstmann, Hagen von Tronje, zu gewinnen. Hagen verbreitete zu diesem Zwecke ein falsches Kriegsgerücht, und Siegfried erbot sich, Gunther in dem bevorstehenden Kriege beizustehen. Vor dem Abzug zum Kriege nahm der falsche Hagen Abschied von Kriemhild, und als diese ihn bittet, den teuren Gatten zu schützen, verrät sie ihm, daß er nur an einer Stelle zwischen den Schultern verwundbar sei, welche vom Drachenblut unberührt geblieben, als er sich in demselben gebadet, weil ein Lindenblatt sie bedeckt habe. Sie bittet Hagen, nur diese Stelle im Kampfe zu schützen, und verspricht, sie ihm durch ein kleines Kreuz von Seide im Gewande kenntlich zu machen. Nun hält Hagen zur Ausführung seines Planes einen Krieg nicht für nötig, sondern veranstaltet dafür eine Jagd, auf der er Siegfried unter Gunthers Zustimmung ermordet, nachdem er ihn listig von der Gesellschaft entfernt hat.

1. Str. Gunther ist König der Burgunden und wohnt in Worms; Hagen von Tronje, ein Verwandter des Königshauses, ist sein Dienstmann. „Recke", altertümlicher Ausdruck für riesenhafter starker Held, gewaltiger Held, ein durch Leibes-Länge und Stärke sowie Herzhaftigkeit über andere hervorragender Mann. Ursprünglich hatte es den Sinn von: verfolgter landflüchtiger Verbannter, umherziehender Abenteurer, irrender Ritter, fremde Kriegsdienste suchender oder in fremdem Solde stehender Krieger, erprobter Krieger, Held der Vorzeit und Sage, ahd. rachëo, (wrachjo) hrechjo, (wrechjo) hrecho, rechëo, reckjo, recchëo, reccho, recho; mhd. rekhe, reke, recke, altſ. wrekkjo, wrekkëo, von got. vrakjan, vrikan, altſ. wrëcan, ahd. rëchan, rëhhan, rëchen,

mhd. rëchen d. h. strafen, verjagen, verfolgen; rächen, Rache wofür nehmen; einen Beschädigten rächen, ihm Genugthuung verschaffen.

„wohlgethan", vile balt = gut (wohl) beschaffen, gut gestaltet, stattlich, schön. Die Stellung des adjektivischen Attributs hinter dem Hauptworte ist im Mittelhochdeutschen sehr gewöhnlich. Siehe Str. 25.

„mit Untreuen", mit Treulosigkeit.

Unter Birschen (Pirschen) verstand man im Mittelalter jede Jagd mit Geschossen (Speer und Bogen und Spürhunden), im Gegensatz zur Beize (von beizen = beißen machen), d. h. einer Jagd mit abgerichteten Raubvögeln, z. B. Falken, daher Falken-Beize.

„Tann", weiter Wald, wildes Gehölz, hier der Odenwald zwischen Main, Rhein und Neckar.

„Wiesend," ahd. wisunt = bos bison, Büffelochs, Wildochs mit langer Mähne und buckelartig erhöhtem Widerrist, jetzt noch gehegt im Bialowitzer Walde in Litauen.

Stiere von 2 m Höhe, 3,5 m Länge und einem Gewichte von 600—800 Kilogr. sind nicht ganz selten.

Vielleicht sind Wisend und starker Ur (Auer, Str. 22) nur weidmännische Kunstausdrücke für ein und dasselbe Tier, wie Schaufler und Hauptschaufler, Keuler und Hauptschwein, zumal das litauische Zubr und das masovische Tur im Polnischen identisch, also keineswegs zwei verschiedene Tiere sind, wie Bojanus, Jarocki und Pusch übereinstimmend nachgewiesen haben. Der Bonasus (des Aristoteles), Bison, Wisend, Zubr, Ur und Tur sind nach Pusch nur aus verschiedenen Dialekten kommende Namen eines und desselben Tieres. Mithin kann man den Wildochsen von Bialowitz nach Belieben bos urus oder bos bison, Wiesend oder Auerochs nennen.

2. „mit stolzem Sinn", in ausgezeichneter, vornehmer Weise (im Orig. in hêrlîchem [êrlîchem] site). Vergl. Str. 13, 48.

„Kühlen Brunnen", Quell, Brunnen, ahd. prunno, mhd. brunne, von brinnen, birnen, burnen, vom Hervorbrechen des Wassers und Feuers sprudeln, wallen, brennen; edlere Nebenform Born, mhd. burne. S. Str. 55.

3. Der kühne „Degen", altertümlich für Ritter, Held, Krieger, ahd. dëgan, mhd. dëgen, urspr. Knabe, Jüngling, von dîhan, dîhen, heranwachsen.

„Birschgewand", Jagdzeug, Jagdkleid.

4. „Seine liebe Traute", seine geliebte Frau ꝛc.

„Und deine Augen mich auch." Sinn: Gott gebe, daß du mich wieder siehst.

„holden" Freunden, freundlich gesinnten.

5. „Märe", Erzählung, Mitteilung, das ihr von Siegfried mitgeteilte Geheimnis; mhd. maere, ahd. mâri, von got. mêrjan, ahd. mârran, verkündigen.

„sie durfte es ihm nicht sagen“; denn hätte sie dies gethan, so wäre ihr Zweck, dem Gemahl in Hagen einen Beschützer zur Seite zu geben, vereitelt worden, da Held Siegfried im Bewußtsein seiner Kraft sich jeden derartigen Schutz als unmännlich verbeten haben würde. Überdies konnte es ihm auch nicht lieb sein, das Geheimnis von der einzig verwundbaren Stelle an seinem Körper noch mit einem Dritten geteilt zu wissen.

„daß ihr das Leben ward“. Kriemhild wünschte lieber nicht geboren zu sein, als ein so großes Unglück (den Abschied auf Nimmerwiedersehn) zu erleben.

6. „Heide“, waldlose wildgrünende Ebene.

„das thut mir armem Weibe not“, dazu habe ich große Ursache.

8. „Sold“, Lohn für geleistete Dienste.

9. „zu thal“, hinab. Vergl. Str. 72.

10. Leib hat im Mittelhochdeutschen die doppelte Bedeutung von Leben und Körper; hier muß die letztere angenommen werden.

„Urlaub“ heißt jetzt die von einem Vorgesetzten erteilte Erlaubnis, wegzugehen und seine pflichtmäßigen Verrichtungen eine Zeitlang auszusetzen; im Mittelalter entsprach die Bedeutung des Wortes der unseres heutigen „Abschied“.

11. „Kurzweile“, mhd. die kurzewîle = vergnügliche Unterhaltung zur Zeitverkürzung.

12. „überrhein“ (Adverb. d. Ortes) für „über den Rhein“.

„Wein“ ist hier wohl nur sprichwörtlich neben „Brot“ gestellt, wie Fleisch und Fisch, da er ja absichtlich zurückgelassen worden war.

„Fahrt“, Reise. Fahren bedeutet im weiteren Sinne s. v. a. sich wohin begeben, ziehen, reisen, wandern. Die Sennen fahren zur Alp, die Bergleute in den Schacht, weshalb die Leitern, auf denen dies geschieht, auch Fahrten genannt werden; fahre wohl, d. i. reise glücklich; in die Grube fahren = uneigentlich für sterben. Vergl. Str. 16.

13. „herbergen“, Lager, Hütte, Gezelte aufschlagen; jetzt heißt eine Herberge im weiteren Sinne jedes Haus, in welchem man Wohnung und Nachtlager findet; im engeren Sinne das Versammlungshaus einer Handwerkerzunft. Vergl. Str. 29.

„Wechsel“ (mhd. abeloufe) der Punkt, wo das Wild hin und her geht, Kehrt macht, beim Jagen aus dem Walde zum Schusse laufen muß.

14. „Die Wart“, = der Anstand, in der Jägersprache die Punkte, wo das Wild sich aufhält, seinen Wechsel hat, die von den Jägern besetzt werden, um es zu schießen oder dahin zu treiben, wo es zum Schusse kommt.

15. „Waldreise“, Jagdzug in den Wald.

16. „dem sagen wir den Dank“, mittelalterlich für: den erkennen wir für den Sieger. Bei den Ritterspielen wurde der von den Frauen dargebrachte Siegerlohn oder Kampfpreis der Dank genannt. S. Str. 21.

17. „Der Hunde hab' ich Rat“, für: der Hunde kann ich entraten (vom mhd. rât = Hilfe, Verzichtung, Entbehrung), ich bedarf ihrer Beihilfe, ihrem Vermögen nicht.

„Bracke“, mhd. für Leit-, Spürhund. S. Str. 18.

„der so genossen hat“ (Jägerausdruck), so durch den Genuß von Eingeweide und blutigem Fleisch erlegter Jagdtiere abgerichtet ist, daß er die Spur des Wildes leicht erkennt.

20. halpfwol, (halpvul, halpful) ein noch nicht ganz ausgewachsenes wildes Schwein im Gegensatz zu urvul, hat Simrock durch Büffel, Auer (vergl. Str. 22) übersetzt. Vielleicht meint er damit den ausgestorbenen Ur- oder Auerochsen, den Tur der Polen, bos primigenius, der unserm Hausochsen ähnlich war.

„einen ungefügen Leuen“, mhd. lewen, Löwen, „ungefüg“, übermäßig groß, stark. Der Löwe wird hier wohl nur in dem Sinne genannt, wie anderwärts der Drache. Im „großen Rosengarten“ beginnt Siegfrieds Beschreibung mit den Worten:

Der pflag so großer Stärke, daß er die Leuen fing,
Und sie mit den Schwänzen über die Mauern hing.

22. „Elk“, Elch, Elen, Elentier, noch jetzt in den russischen Ostseeprovinzen und Polen heimisch. Elch, ahd. ëlacho, mhd. ëlhe, ëlch, poln. jelen, lit. elnis, Hirsch.

„Schelk“, ahd. scelo, tragelaphus, hircocervus, Hirschbock, vielleicht der ausgestorbene Riesenhirsch, Megacerus eurycerus *Aldrovandi*, von dem sich in Deutschland, namentlich aber in Irland, in Torfmooren Überreste finden.

„Mähre“, im Urtext ros, mhd. Ausdruck für edles Pferd, Roß, Reitpferd, Streitroß, Turnierpferd; jetzt bezeichnet man damit ein elendes, schlechtes, Pferd im allgemeinen; mhd. merhe, merche, merch, ahd. merichâ, merhâ, aus dem Neutr. marah, mhd. march, marc; auch weibliches Pferd, Mutterpferd, Stute. Davon sind als sinnverwandt zu unterscheiden: Gaul und Klepper. Mit dem ersteren bezeichnet man ein schlechtes Zugpferd, mit dem letztern ein schlechtes Reitpferd. Pferd, mhd. pherit, pfert, ahd. parafrid, parefrët, parfrit, pferfrit, von mittellat. paraveredus, parafredus, paredrus.

„Hinden“, Einzahl: Hinde = Hirschkuh.

25. „Laßt uns des Wilds ein Teil gedeihn“, für: Laßt für uns einen Teil des Wildes am Leben bleiben (mhd. genesen).

26. „Lärmen und Getos“ für Lärm und Getöse. Beide bezeichnen ein durch Bewegung erzeugtes Durcheinanderschallen;

Lärm ein lautes Durcheinanderschallen; Getöse entsteht aus verschiedenen sich vereinigenden Arten des Schalles, wobei man mit dem Gehör die wirkenden Ursachen nicht wohl erkennen kann.

„Meuten", Haufen, Koppel Hetzhunde zur Hetzjagd. Im Orig. steht ruore = die in Bewegung gesetzte, losgelassene Meute; doch ist dieser Weidmannsausdruck noch nicht sicher gedeutet.

27. Der grimme Tod, der wütende Tod, der kein Erbarmen kennt. In Str. 68 läuft Hagen grimmig, d. h. mit ungeheurer Kraftanstrengung.

28. „Ingesinde" oder Gesinde, Dienstmannen, Dienerschaft, Reisegefolge, von sind = Reise.

29. „wohlgeboren", von guter, d. i. edler Geburt, als Adelstitel.

„Imbiß", hier Mittagsessen; jetzt so viel als kleine Mahlzeit.

„Horn" mit dem der Hief, Hift = Jagdruf geblasen ward; daher das Hifthorn, Hiefhorn, fälschlich Hüfthorn.

30. „erwidr' ich's, das behagt", die Genossen werden sich freuen, wenn sie mein Horn hören, das sie zum Essen einladet.

31. „eben", sorgfältig, bequem.

33. „hindann", von dannen, weg.

34. „ohne Hut", ohne Schutz, ohne Deckung.

„allzuhand", alsbald, sogleich.

36. „Waffe", hier im engeren Sinne Schwert. Es hieß Balmung = Fels (Str. 40), nach der alten Sitte, vorzüglichen Schwertern einen besonderen Namen zu geben. So hieß Irings Schwert Waske = Kiesel, Olivers Schwert in „Kaiser Karls Meerfahrt" (von Uhland) die Altekläre = Hellleuchtende.

Das „rote" Gold, im Mittelalter gewöhnliche Bezeichnung für Gold.

37. „Zeug" Pfellel, mhd. pfellel, kostbarer Baumwollen- oder Seidenstoff aus dem Morgenlande.

„Zobel" für Zobelfell, ein kostbares Pelzwerk.

„Borte", seidenes, mit Gold gesticktes Band.

„Köcher", Behältnis zur Aufbewahrung der Pfeile, gewöhnlich an einem Bande auf dem Rücken getragen.

38. Der Köcher war von einem „Bließ", Pantherfell, überzogen „des Ruches wegen", Wohlgeruches. Nach dem alten Volksglauben lockte der Wohlgeruch des Pantherfells das Wild an.

39. „Gewand", Unterkleid; „buntübergossenfand", das aus verschiedenfarbigem Pelzwerk zusammengesetzt war, geschmückt mit kleinen goldenen Zieraten. Hier hat Simrock frei übersetzt. Im Orig. ist es eine ludemus hiute, die Haut eines unbekannten Tieres, dessen Pelzwerk verschiedenfarbig war.

41. „bescheiden", mitteilen, belehren, genau berichten.

44. Lebhafte Schilderung des Wirrwarrs, den der Bär in der Küche verursacht. Die am Feuer sitzenden Küchenknechte entfliehen.

49. „Schenk“, der Diener eines vornehmen Herrn, dem das Geschäft obliegt, bei der Tafel dem Herrn einzuschenken.

50. „Truges bar“, mhd. blôz = leer, ledig, ohne alle Falschheit.

52. „mit falschem Mut“, falschen Sinnes.

„Wir büßen“ = geben, leisten Ersatz.

53. Von Tronje Hagen, für: Hagen von Tronje. Tronia (Kirchberg) war eine Besitzung im elsäßischen Nordgau; im Gebiete der Wildgrafen von Kirn liegen an der Thron, einem Nebenflusse der Mosel, unweit der Burg Veldenz, die gewaltigen Trümmer seiner Burg.

Der „Spechtshart“, jetzt Spessart, ist das hufeisenförmig vom Main umflossene Gebirge im Norden des Odenwaldes.

54. „Lasten“ mhd. soum, Rosseslast, Traglast eines Tieres; Weinmaß. Bedeutet auch eine größere Gewichts- oder Maßeinheit: in Bayern ein Saum Eisen = 250 Pfund, in der Schweiz ein Saum Wein = 4 Eimer, im Oberharz ein Kohlenmaß, dergleichen ein Pferd zwei tragen kann.

„Met“, ein uraltes, aus Honig und einer andern Flüssigkeit, als Wasser, Wein, Bier 2c., mittelst der Gärung bereitetes Getränk. Mhd. mëte, mët, ahd. mëto, mito, lit. midus, sanskr. madhu, Honig, griech. μέθυ, Wein.

„Lautertrank“, über Gewürz oder Kräutern und Zucker abgezogener und geläuterter oder mit allerhand aromatischen Stoffen gemischter Wein, ähnlich der kalten Bowle und dem Bischof.

55. „manchem Degen“, Siegfried und die Burgunden, die später den Lohn für ihre Treulosigkeit erhielten.

56. „Arglist“, was den Schaden eines andern zur Absicht hat (einen argen = großen Schaden).

57. „verhauen“, mittelalterl. Ausdruck für zerhauen, niederhauen.

Es ist eine Eigentümlichkeit der letzten 3 Str. (55—57), daß die letzte Zeile jeder derselben aus der einfachen Erzählung heraustritt, um immer und immer wieder an die Treulosigkeit Hagens zu erinnern und so den Eindruck derselben auf den Hörer lebendig zu erhalten.

63. „Brunnens Flusse“, Abfluß des Quells.

„Gast“ bezeichnet im mhd. nicht bloß einen besuchenden, beherbergten Fremdling, sondern auch einen landfahrenden, abenteuernden Krieger, Helden.

64. Leicht hätte Siegfried, mit Nichtbeachtung der alten ehrerbietigen Sitte, getrunken haben können, ehe Gunther und Hagen herankamen; dann hätte er mit den Waffen in der Hand dagestanden, und das Entsetzliche wäre nicht geschehen. Die Tugend des Helden bringt ihm den Tod. Darum aber preist auch das

Lied, je näher es der blutigen Katastrophe kommt, den tugendhaften Helden mehr und mehr.

66. „Da entgalt er seiner höf'schen Zucht", da mußte er für seine Tugend (Anstand, feines Benehmen) leiden.

„Zeichen", nämlich das von Kriemhild eingenähete Kreuz.

68. Geerschaft, Schaft des Wurfspieses, mhd. der gêre, ger, got. gais, griech. γαισόν, lat. gaesum, wohl keltischen Ursprungs.

70. „Schildesrand", für Schild. Diesen hatte er dicht neben sich an den Brunnen gelegt, so daß ihn Hagen nicht unbemerkt hätte nehmen können.

75. „Zagen", Feiglinge. Der Zaghafte ist aus Furcht unentschlossen, der Feige scheut jede Gefahr, selbst bei zu erwartender Schande.

„Was helfen meine Dienste rc." = haben meine euch geleisteten Dienste den Tod verdient?

2. Inhaltsangabe.

Zunächst kann der Inhalt der einzelnen Strophen, dann der des ganzen Abenteuers angegeben werden, etwa in dem Umfange, wie es weiter unten in II. 1. (Abenteuer 16) geschehen. Hierbei sind die 3 Hauptabschnitte zu beachten, in die das Gedicht zerfällt. 1. Der Abschied, Str. 1—10; 2. die Jagd, Str. 11—47; 3. der Verrat, Str. 48—75.

3. Bemerkungen über die handelnden Personen.

Der handelnden Hauptpersonen in dem Abenteuer sind vier: Siegfried, Kriemhild, Hagen und Gunther. Unsere Teilnahme nimmt vor allen Siegfried in Anspruch, der „kühne Degen", der „kühne Held", der „edle Siegfried", der „tugendreiche Held", der „Degen kühn und wohlgethan", der „edle Ritter", der „starke, schnelle Siegfried", der „herrliche Gast", der aber eben dieser Tugenden halber den Tod erleidet, wie er selbst sagt (Str. 75): „Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran." Siegfried ist der Typus des alten ritterlichen deutschen Helden, dessen fast wunderbare Mannhaftigkeit durch die mildere Tugend zärtlicher Gattenliebe viel von ihrer ursprünglichen Rauheit verliert.

Kriemhild verdient die Liebe des starken, tugendhaften Helden. Hier sehen wir in ihr nur das Bild der besorgten, innig liebenden Gattin; nichts verrät uns in ihrem Benehmen jenen furchtbaren Haß, mit dem sie den Tod ihres Mannes an den Mördern blutig rächt.

Hagen, „der grimme furchtbare Degen", eine wahrhaft dämonische Gestalt, erfüllt uns mit Schauder und Entsetzen. Mord und Verrat unter der Maske der Freundschaft verbergend, hält er

den arglosen Siegfried wie mit höllischen Netzen umfangen, heftet er sich an seine Fersen wie das böse Verhängnis. Nur durch den Gedanken, daß er als Lehnsmann der Königin Brunhild deren vermeintlichen Schimpf zu rächen verpflichtet war, verliert seine Missethat, „wie kein Held jemals eine größere begehen wird“, an Grausamkeit.

König Gunther spielt eine ziemlich klägliche Rolle. Hagens Haß gegen Siegfried teilend, besitzt er doch nicht Mut genug, selbst Hand an den Helden zu legen; vielleicht sträubt sich auch sein besseres Selbst gegen den Mord. Aber in seiner Schwäche überläßt er sich willenlos dem grimmen Dienstmann, der ihm als Deckmantel seines eigenen sündlichen Hasses dienen muß, wie er denn schon bei dem Imbiß Hagen als den schuldigen Teil hinstellt: „Die Schuld liegt an Hagen, der will uns verdursten sehn.“

4. Vortrag des Gedichts.

Dem Charakter des ganzen Stückes gemäß, erfordert der Vortrag Ernst und Ruhe; nur da, wo die heitere Beschreibung der Jagd, die Schilderung Siegfrieds und des Wettlaufs eintreten, wird der Rhythmus bewegter werden, die Betonung sich steigern, und in der Schilderung des blutigen Mordes ihren höchsten Ausdruck erreichen müssen.

Die 3 ersten Strophen erfordern den ruhigen, erzählenden Ton; doch muß der letzte Vers der 3. Str., als den nun folgenden Dialog einleitend, besonders accentuiert werden. Die Worte Siegfrieds in der 4. Str. sind der Erguß eines liebevollen, aber männlichen Herzens und bedürfen deshalb wohl eines leicht beweglichen, aber doch männlich-ernsten Tones, wohingegen die Worte Kriemhilds in Str. 6 u. 7 den Ausdruck liebevollster Besorgnis verlangen, und deren Steigerung in Str. 9 durch eine Hebung der Stimme angedeutet werden muß. Str. 8 unterbricht Kriemhilds Klage im Ton leichter Sorglosigkeit und festen Selbstbewußtseins.

Str. 10—13 erfordern wieder den erzählenden Ton, doch muß nach Str. 10 durch eine kurze Pause der Übergang zu dem 2. Abschnitt des Stückes bemerklich gemacht werden. Frisch und lebendig müssen Siegfrieds und Hagens Worte in Str. 14—17 die ruhige Erzählung unterbrechen, doch muß in Hagens Antwort, namentlich im 3. V. der 16. Str., der rauhe, fast tückische Ernst eines Verrat brütenden Herzens durchleuchten. Bei der nun folgenden Schilderung der Jagd, die an sich eine lebendigere Ausdrucksweise verlangt, müssen vor allem diejenigen Stellen hervorgehoben werden, die den Helden des Gedichts in seinem mannhaften Mute, seiner Kraft und Gewandtheit darstellen (Str. 19, 20, 35, 36, 40, 42). Das Lied will durch diese Verherrlichung

des Helden, die sich, je näher der blutigen Katastrophe, mehr und mehr steigert, die Schändlichkeit des Mordes und die Treulosigkeit der Thäter in ein noch grelleres Licht setzen. Die Worte der Jäger in Str. 25 sind im Ausdrucke gutmütigen Scherzes, die in Str. 30 im Tone ungezwungener Ehrerbietung zu lesen. In Str. 32 ist der kurze Befehlston vorherrschend; der 4. V., der so bestimmt das Bewußtsein der Kraft ausspricht, muß stark hervortreten. Die Beschreibung der Herrlichkeit Siegfrieds (Str. 36 bis 41) erfordert den ruhigen Ton specieller Erläuterung mit leichter Hervorhebung der einzelnen Waffen- und Kleidungsstücke, die treffliche Schilderung der „Kurzweil" mit dem Bären (Str. 44—47), den Ton der Eile und Bestürzung, der erst im 4. V. der 47. Str. in den gewöhnlichen Erzählton übergeht.

In Str. 48 u. 49 wird der Erzählton nur im 4. V. der 48. Str. durch lebhaften Ausruf und im 3. u. 4. V. der 49. Str. durch den Ton innigen Bedauerns unterbrochen. Siegfrieds Worte in der 50. u. 51. Str. verlangen den Ausdruck leicht zürnenden Unmuts, der sich, nach den in entschuldigendem Tone zu lesenden Rechtfertigungen Gunthers und Hagens, in Str. 53 noch steigert. Die Wechselrede der Ritter unterbricht Str. 54 in einer Parenthese, die durch einen leiseren Ton, in dem sich aber die innigste Teilnahme an dem Geschicke des Helden ausspricht, zu markieren ist. Von den nun folgenden 8 Str. ist jeder 4. V. hervorzuheben, da er auf die nahende Katastrophe hinweist. Die Arglosigkeit Siegfrieds, gegenüber der tückischen Heuchelei und Rauheit Hagens, muß durch entsprechende Betonung ihrer Reden in Str. 58—61 stark hervorgehoben werden. Die Schilderung des Wettlaufs, sowie des nun folgenden Mordes erfordert wieder den erzählenden Ton, der jedoch von der 68. Str. an einen bewegteren Rhythmus annehmen, in der 73. u. 74. Str. zu ernster Ruhe übergehen und in Siegfrieds Worten in Str. 75 mit vorwurfsvoller Klage schließen muß.

5. Form der Darstellung.

Im Nibelungenliede besteht jede Strophe aus vier Versen mit ungetrennten (gepaarten), meistens männlichen (stumpfen) Reimen. Jeder V. zerfällt regelmäßig in 2 Hälften (Halbverse), und zwar so, daß die Cäsur *) (sie ist im Lesebuche durch einen

*) Die Cäsur ist ein syntaktischer Einschnitt eines Verses u. schneidet einen Versfuß stets am Ende eines Wortfußes. Die Diärese, auch Incision genannt, ist eine rhythmische Pause, bei der das Ende des Wortfußes mit dem Ende des Versfußes zusammenfällt. Sie zerlegt längere Verse durch Halbierung in kleinere rhythmische Partieen u. fällt ihrer Natur nach stets auf dieselbe Stelle des Verses, während die Cäsuren veränderlich sind. Der neuere Nibelungenvers, der Alexandriner u. Pentameter sind Verse mit Diäresen.

größeren Zwischenraum angedeutet) sich immer zwischen der 3. u. 4. Hebung befindet. Der Schluß der ersten Vershälfte ist in der Regel klingend oder weiblich (Hagen, –◡), weshalb man die Cäsur als weiblich bezeichnet. In manchen Versen reimen sich die Verse an der Cäsur, wie z. B. in der folgenden ersten Str. des ersten Abenteuers (in der Simrockschen Übersetzung):

Viel Wunderdinge melden die Mären alter Zeit
Von preiswerten Helden, von großer Kühnheit;
Von der Freude Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Auf diese Weise entsteht eine achtzeilige Strophe.

Jede Vershälfte enthält drei Hebungen, die 2. Hälfte des 4. (letzten) Verses in der Regel vier. Es haben sonach die 3 ersten Verse der Nibelungenstrophe sechs Hebungen, während in der 4. sieben vorkommen. Die Zahl der Senkungen ist beliebig, doch wechseln sie am häufigsten mit den Hebungen, sodaß vorzugsweise Jamben (◡–) und Trochäen (–◡) entstehen.*)

Im Urtexte hat der 1. Halbvers jeder Langzeile vier, der 2. drei Hebungen; der 2. Halbvers der 4. Langzeile aber stets vier Hebungen. Die Cäsur ist gewöhnlich klingend oder weiblich, d. h. der weibliche Ausgang wird für zwei Hebungen gerechnet, indem nur die Senkung zwischen der 3. und 4. Hebung fehlt,

◡ – ◡ – ◡ – –
Da wuchs in Niederlanden.

Doch kann auch die 4. Hebung durch 2 verschleifbare Silben gebildet werden, z. B.:

◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡
Er sprach, nun seid mir willekommen.

Auch kommt es im Nibelungenverse öfters vor, daß zwei Hebungen neben einander stehen. Der 2. V. der oben angeführten 1. Str. enthält in den Wörtern „preiswerten" und „Kühnheit" zwei derartige Beispiele. Unserm modernen Ohr ist eine solche Aufeinanderfolge von zwei Hebungen unangenehm; neuere Dichter vermeiden daher solche Härten, wenn sie sich der Nibelungenstrophe bedienen. Uhland hat den neueren Nibelungenvers angewandt in: des Sängers Fluch und Graf Eberhard der Rauschebart. Vergl. Lesebuch VI. Tl. Auswahl III. Tl.

*) Dr. Breier in Oldenburg sagt treffend: „Der Nibelungenvers hält im allgemeinen den jambischen Takt inne, geht aber ohne Zwang in den trochäischen Rhythmus über; der leichte flüchtige Tanz der Daktylen ist ihm so wenig fremd als stürmische Anapästen und schwerschreitende Spondeen; ja getragen von dem Grundgesetze der zweimal drei Hebungen und durch den Reim geschlossen, überwindet er Antispasten (viersilbiger Versfuß, ◡––◡) und alle denkbaren Formen antiker Metrik, ohne das Gleichmaß zu verlieren, hinwallend wie des Meeres Wogen, die im gleichmäßigen Auf- und Absteigen die buntesten Gestalten gleitender, schäumender, überstürzender Wasser darbieten."

II. Das ganze Gedicht.

1) Inhalt des ganzen Gedichts mit Bezeichnung der Abenteuer.

I. Der Mord.

1. Im Lande der Burgunden, zu Worms am Rheine, wuchs Kriemhild, die edle Tochter König Dankrats, zur herrlichen Jungfrau heran; ihrer pflegten nach des Vaters Tode ihre drei Brüder, die Könige Gunther, Gernot und Giselher, welche stark und hohen Mutes waren, und die tüchtigsten Recken in ihrem Dienste hatten. Einst träumte Kriemhild, wie zwei mächtige Adler einen Falken erwürgten, den sie manchen Tag erzogen und gepflegt habe. „Der Falke, den du ziehest," erklärte ihr Frau Ute, ihre Mutter, „das ist ein edler Mann; ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan!" Kriemhild aber wollte von Reckenminne nichts wissen. „Es hat an manchen Weiben gelehrt der Augenschein," sagte sie, „wie Liebe mit Leide am Ende gerne lohnt; ich will sie meiden beide, so bleib ich sicher verschont." Doch ward sie später die Frau eines Ritters; es war derselbe Falke, den sie im Traume gesehen hatte.

2. Zu derselben Zeit lebte in den Niederlanden zu Xanten ein herrlicher Jüngling, Siegfried mit Namen, der Sohn des Königs Siegmund und der Königin Siegelinde, welcher durch seine Schönheit und seinen Heldenmut die Bewunderung der Männer und Frauen erregte.

3. Dieser hörte von der schönen Königstochter Kriemhild und entschloß sich, nach Worms zu ziehen, und um sie zu werben. Ungern entließen ihn die besorgten Eltern; es ahnte ihnen nichts Gutes. Siegfried aber kannte keine Furcht; es reizte ihn vielmehr, mit den mächtigen Helden an Gunthers Hofe zusammenzutreffen. Von 12 Rittern begleitet, zog er zur Königsburg. Niemand kannte den herrlichen Jüngling; selbst der vielgereiste Hagen hatte ihn nie gesehen, hielt ihn jedoch sofort für Siegfried, als er ihn erblickte. „Dieser ist es," erzählte er, „der die Nibelungen besiegt, diesen ihren unermeßlichen Schatz abgewonnen, dem starken Zwerge Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe entrissen hat; es ist derselbe, der einst einen gräßlichen Lindwurm erschlug, in dessen Blut er sich badete, wodurch seine Haut hörnern wurde, daß ihn nun keine Waffe mehr verwunden kann. (S. Lübens Lesebuch IV. Nr. 75 ff.). Deswegen rate ich, schloß Hagen, daß man ihn freundlich aufnehmen solle, um seinen Zorn nicht zu reizen. Das geschah. Siegfried wurde herrlich empfangen; es wurden ihm zu Ehren mancherlei Kampfspiele gehalten, denen Kriemhild heimlich aus dem Fenster zusah, den edlen Jüngling bewundernd,

der alle an Schönheit und Heldenmut überstrahlte. Aber ein ganzes Jahr blieb Siegfried in Worms, ohne die Jungfrau, die sein ganzes Herz erfüllte, ein einziges Mal sehen zu können.

4. Da geschah es, daß Lüdeger (Liudeger, Ludeger, Liutger), der Sachsen König, und Lüdegast (Liudegast, Ludegast, Liutgast), König der Dänen, dem Burgundenkönig Gunther Krieg ansagen ließen; binnen 12 Wochen wolle man in sein Land einfallen. Darüber erschrak Gunther sehr und ward so traurig, daß Siegfried es ihm ansah und nach der Ursache fragte. Nach einigem Zögern teilte ihm Gunther dieselbe mit, und Siegfried versprach ihm seine Hilfe gegen den übermütigen Feind. Die Burgunden rüsteten sofort. Nachdem ein stattliches Heer zusammengebracht worden, stellte sich Siegfried an die Spitze desselben, brach mit ihm in das Sachsenland ein, besiegte nach furchtbarem Kampfe, in welchem er vor allen an Mut uud Tapferkeit glänzte, die beiden Könige und führte sie mit 500 stattlichen Mannen gefangen nach Worms. Groß war die Freude, als die Siegesnachricht noch vor der Heimkehr der Helden durch vorausgesandte Boten im Burgundenlande bekannt wurde; und als Kriemhild vernahm, wie Siegfried unter allen Helden die kühnsten Thaten vollführt habe, „ihre lichte Farb erblühte, ihr schönes Antlitz wurde vor Freuden rosenrot“, gab sie dem Boten ein Feierkleid und 10 Mark Gold.

5. Um seine Mannen zu belohnen, ließ Gunther eine große Siegesfeier anstellen, zu welcher sich von nah und fern die tapfersten Helden einfanden, sodaß an einem Morgen um Pfingsten 5000 und mehr beisammen waren. Um das Fest zu verherrlichen, ließ Gunther Kriemhild dazu einladen. Von ihrer Mutter geführt, und von hundert Recken und hundert Frauen umgeben, erschien sie zum ersten Male öffentlich.

Nun kam die Minnigliche wie das Morgenrot
Tritt aus trüben Wolken. Da schied von mancher Not
Der sie im Herzen hegte, was lange war geschehn:
Er sah die Minnigliche nun gar herrlich vor sich stehn.

Von ihrem Kleide leuchtete mancher edle Stein;
Ihre rosenrote Farbe gab wonniglichen Schein.
Was jemand wünschen mochte, er mußte doch gestehn,
Daß er auf dieser Erden noch nicht so Schönes gesehn.

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut:
Das mochte wohl erhöhen den zieren Helden den Mut.

Als Siegfried sie erblickte, ward ihm lieb und leid, und

Er sann in seinem Sinne: „Wie dacht' ich je daran,
Daß ich dich minnen sollte? Das ist ein eitler Wahn;
Soll ich dich aber meiden, so wär' ich sanfter tot.“
Er ward von Gedanken, oft bleich und oft wieder rot.

Nun aber ließ ihn Gunther auffordern, sich der Jungfrau vorzustellen; sie bewillkommnete ihn freundlich; er neigte sich vor der Holden: „da zwang sie zu einander der sehnenden Minne Not“, und „mit liebem Blick der Augen sahn einander an der Held und auch das Mägdlein; das ward verstohlen gethan.“ Doch ward ihr verstattet, den Jüngling zu küssen. Aber erst nach der Messe wagten sie es, freundliche Worte zu wechseln, und die Jungfrau dankte dem Jüngling für die Dienste, die er ihren Brüdern geleistet. Da begann er Frau Kriemhilden minniglich anzusehen: „Stets will ich ihnen dienen, und will mein Haupt nicht eher zur Ruhe niederlegen, bis ihr Wunsch geschehen, so lang mein Leben währt; das thu ich, Frau Kriemhild, daß ihr mir Minne gewährt.“ Das Fest währte 12 Tage. Nach Beendung desselben beurlaubten sich die Gäste, und auch die gefangenen Könige wurden auf Siegfrieds Rat ohne Lösegeld gegen das Versprechen entlassen, daß sie Friede halten wollten. Auch Siegfried wollte sich beurlauben, denn er bezweifelte zu erwerben, worauf sein Sinn gerichtet war; doch hielten ihn des jungen Giselher Bitten und die Liebe zur schönen Kriemhild in Worms zurück.

6. In dieser Zeit erscholl der Ruf von einer Königin jenseit der See, die an Schönheit und Kraft ihresgleichen nicht hatte. Wer um sie warb, mußte ihr im Speerwerfen, im Steinschleudern und Springen den Sieg abgewinnen; gelang das nicht, so verlor er das Haupt, ein Schicksal, das schon mancher Held gehabt. Dennoch beschloß Gunther, um **Brunhild** zu werben. Siegfried widerrät das Abenteuer und entgegnet Gunther, als dieser mit seiner Kraft prahlt: „Und wären Eurer viere, die könnten nicht gedeihn vor ihrem grimmen Zorne.“ Als Gunther sich aber nicht von seinem Vorhaben abbringen läßt, so verheißt ihm Siegfried seine Hilfe, wenn er ihm seine Schwester Kriemhild zum Lohne verspreche. Freudig sagt ihm Gunther sie zu. Prächtig ausgerüstet fahren sie nun in einem Schiffe, von Hagen und Dankwart begleitet, von dannen, und nach zwölftägiger Fahrt kommen sie an vor dem **Isenstein**, wo Brunhild herrscht.

7. Die Helden stiegen ans Land und ritten zu der stattlichen Burg, deren weite Paläste von grünem Marmorstein erbaut sind. Als die Königin von ihrem Ingesinde erfuhr, daß einer von den Recken Siegfried sei, hieß sie ihn willkommen und fragte ihn nach dem Zwecke seiner Reise. Er erwiderte, daß der mächtige König Gunther, dessen Dienstmann er sei, gekommen wäre, sich um ihre Liebe zu bewerben. Da machte sie ihn mit den Bedingungen bekannt, und als Gunther sich zum Wettkampfe bereit erklärte, wurden sogleich die Vorbereitungen zu demselben getroffen. Der Schild, den man der Königin brachte, war so groß und schwer, daß ihn kaum 4 Männer tragen konnten, und Hagen ausrief, als

er ihn erblickte: „Wie nun, König Gunther? An Leben geht's und Leib; die ihr begehrt zu minnen, die ist wohl des Teufels Weib!" Einen Wurfspieß brachte man ihr, an den waren wohl 100 Pfund Eisen verschmiedet. Er war so schwer und ungefüge, daß ihrer drei ihn kaum tragen konnten. Endlich ward noch ein Marmelstein in den Ring gebracht, so groß und schwer, daß zwölf Mannen an ihm zu tragen hatten. Darob kam Gunther nicht wenig in Sorge. Siegfried war unterdes nach dem Schiffe gegangen, um seine Tarnkappe (ein unsichtbar machender, wunderbare Kraft verleihender Mantel) zu holen. Unsichtbar kam er zurück, als eben das Kampfspiel begann; er stellte sich neben Gunther und hielt ihm seinen Schild vor. Brunhild warf den Speer mit solcher Gewalt, daß er durch Siegfrieds Schild drang, und beide Männer strauchelten. Schnell ergriff Siegfried den Speer und warf ihn, die Schneide hinter sich gekehrt, um nicht zu verwunden, so kräftig zurück, daß Brunhild hinstürzte; sie sprang jedoch wieder auf und rief: „Gunther, edler Ritter, des Schusses habe Dank!" Nun nahm sie den gewaltigen Stein, warf ihn 12 Klafter weit und sprang ihm in einem Sprunge nach. Aber Siegfried schleuderte ihn noch viel weiter und sprang ihm nach, indem er zugleich Gunther mit sich trug. Da erklärte sich Brunhild für überwunden, und ließ ihre Mannen dem König Gunther als ihrem künftigen Herrn huldigen. Siegfried trug seine Tarnkappe wieder in das Schiff und stellte sich, da er zurückkehrte, als ob er von dem Kampfspiele und dessen Erfolg nichts wisse. Da aber Brunhild erklärte, nicht eher an den Rhein ziehen zu wollen, als bis sie ihre Verwandten und Dienstmannen um sich versammelt, und diese, ihrem Aufgebote folgend, in zahlreichen Scharen herbeizogen, befürchtete Hagen Gefahr, und Siegfried bot sich an, in wenigen Tagen tausend der allerbesten Degen zur Hilfe zu bringen.

8. Er bestieg das Schiff und fuhr nach dem Nibelungenlande, das er sich früher dienstbar gemacht hatte. Ohne sich zu erkennen zu geben, griff er die Wächter des Schatzes, einen starken Riesen und den Zwerg Alberich an, und entdeckte sich ihnen erst, als er sie nach heftigem Kampfe bezwungen hatte. Sogleich ließ er dann tausend der tapfersten Nibelungen aufbieten, mit welchen er am andern Morgen nach Brunhildens Land fuhr. Diese erklärte sich endlich bereit zur Reise, übergab das Land ihrem Oheim und fuhr mit den Burgunden nach der neuen Heimat.

9. Nachdem sie 9 Tage gefahren, ward Siegfried vorausgeschickt, die Ankunft der Königin zu melden. Freudig empfing ihn die schöne Kriemhilde, welche mit ihrer Mutter glänzende Vorbereitungen traf, den König und seine Gemahlin würdig zu empfangen.

10. Bald darauf kamen die Schiffe an; prächtig geschmückt

gingen alle den Ankommenden entgegen; Ute und Kriemhilde grüßten und küßten Brunhilde mit liebevoller Freundlichkeit. Es wurden Zelte aufgeschlagen und bis zum Abende die glänzendsten Kampfspiele gehalten; dann zog man in die Stadt, wo ein reiches Festmahl bereitet war. Ehe sich der König zu Tische setzte, mahnte ihn Siegfried an sein Versprechen, ihm Kriemhilde zum Weibe zu geben, und da diese gern einwilligte, wurden beide sogleich in Gegenwart vieler Ritter und Fürsten verlobt. Beim Mahle saßen die Brautpaare gegenüber. Als Brunhilde Kriemhilde an Siegfrieds Seite erblickte, begann sie bitter zu weinen. Erschrocken fragte Gunther nach der Ursache ihrer Thränen. „Um Kriemhild, Deiner Schwester wegen, trag' ich Herzeleid," erwiderte Brunhild, daß Du sie einem Deiner Mannen gegeben und dadurch erniedrigt hast. Gunther suchte sie zu beruhigen, versprach ihr zu gelegener Zeit Aufschluß zu geben und versicherte, daß Siegfried ein mächtiger König sei, der Burgen und weite Lande besitze, wie er. Die Königin wollte sich jedoch damit nicht trösten und beschwichtigen lassen.

11. Als die Festlichkeiten beendigt waren, zog Siegfried mit seiner Gemahlin heim. Seine Eltern waren hocherfreut, als ihnen seine Rückkunft gemeldet ward. Der Vater trat ihm die Herrschaft ab, und er regierte nun in hohen Ehren über Niederland und das Land der Nibelungen. Nach 10 Jahren gebar ihm Kriemhild einen Sohn, der nach seinem Oheim Gunther genannt wurde, so wie ein Sohn Gunthers den Namen Siegfried erhielt.

12. Während dieser ganzen Zeit waren Siegfried und Kriemhilde nicht nach Worms gekommen. Brunhilde, welche den König der Niederlande immer noch für einen Dienstmann ihres Gemahls hielt, fühlte ihren Stolz beleidigt, daß Siegfried nicht wie die andern Dienstmannen an den Hof kam, seine Unterwürfigkeit zu beweisen. Sie suchte daher König Gunther zu bewegen, daß er seine Schwester und ihren Gemahl zu den Festlichkeiten nach Worms einlud, welche zur Zeit der (winterlichen und sommerlichen) Sonnenwende gehalten wurden. Siegfried, den die Boten Gunthers auf der Nibelungenburg in der Mark zu Norwegen fanden, nahm die Einladung an und ließ durch von ihm reich beschenkte Boten seine Ankunft verkündigen.

13. Bald folgten ihnen Siegfried und Kriemhilde mit stattlichem Gefolge; auch der greise Siegmund begleitete sie (die Königin Siegelinde war schon frühe gestorben), dagegen blieb Siegfrieds kleiner Sohn daheim. Glücklich kamen sie in Worms an, wo sie herrlich und freundlich empfangen und die prächtigsten Feste zu ihren Ehren gegeben wurden.

14. Eines Tages saßen die beiden Königinnen beisammen und sahen den Kampfspielen zu. Da begann Kriemhild ihren Ge-

wahl vor allen Helden zu preisen; ihm, sagte sie, sollten alle diese Lande unterthan sein. „Siehst Du, wie er steht, wie er da so herrlich vor allen Recken geht wie der lichte Vollmond vor den Sternen thut! Darob mag ich wohl immer tragen fröhlichen Mut.“ Aber Brunhild erzürnte darüber; so trefflich Siegfried auch sei, erwiderte sie, müsse er an Würde doch ihrem Gemahle weichen, dessen Dienstmann er sei, was er bei der Brautwerbung selbst bekannt habe. Da rief Kriemhild entrüstet aus, sie wolle es ihr noch an demselben Tage beweisen, daß sie nicht die Frau eines Dienstmannes, daß sie eine Königin sei gleich ihr; sie wolle ihr voran in die Kirche gehen. Zornig trennten sich die Frauen. Nachdem sie sich auf das kostbarste geschmückt, eilten sie zur Vesperzeit zum Münster, beide von zahlreichem Gefolge begleitet. Brunhild forderte vor der Kirchthür von Kriemhild, still zu stehen, und als Frau eines Dienstmannes nach ihr die Kirche zu betreten. Kriemhild äußerte sich darauf so beleidigend, daß Brunhild ihr Rache schwur. Gunther und Siegfried waren ungehalten über den Vorfall, und letzterer sagte: „Man soll so Frauen ziehen, daß sie üpp'ge Reden lassen unterwegen. Verbiet' es Deinem Weibe, ich will es meinem thun. Solchen Übermutes in Wahrheit schäm' ich mich nun.“ Aber Brunhild konnte die ihr erwiesene Schmach nicht vergessen; sie verfiel in so große Trauer darüber, daß sie die Teilnahme von Gunthers Mannen erregte, und der grimme Hagen ihr versprach, sie an Siegfried zu rächen; auch gelang es ihm endlich, Gunther, der zuerst widerstrebte, für die Rache zu gewinnen.

15. Nach Hagens Rat kamen nun falsche Boten, als ob sie von Lüdeger und Lüdegast gesendet wären, Krieg anzusagen. Sogleich erbot sich der arglose Siegfried, dem König Gunther mit seinen Nibelungen im Kampfe beizustehen. Falschen Herzens ging Hagen zu Kriemhilden, sich bei ihr zu beurlauben, und diese bat ihn, den teuern Gatten zu schützen und ihm nicht entgelten zu lassen, was sie Brunhilden gethan, da Siegfried sie deshalb hart gestraft habe. Und die Angst um den geliebten Gatten verleitete sie, dem heuchlerischen Feinde zu entdecken, daß Siegfried an einer Stelle zwischen den Schultern verwundbar sei, welche vom Drachenblut unberührt geblieben, als er sich in demselben gebadet, weil ein Lindenblatt sie bedeckt habe. Voll liebender Sorgfalt bat sie nun Hagen, im Kampfe diese Stelle zu schützen und versprach ihm, sie an Siegfrieds Gewande durch ein kleines Kreuz von feiner Seide zu bezeichnen. Nun hoffte Hagen, seinen Zweck leichter erreichen zu können; er schickte zwei andere falsche Boten, welche berichten sollten, daß Lüdeger Friede halten wollte. Gunther aber ließ auf Hagens Rat eine große Jagd ansagen, zu welcher alle Krieger eingeladen wurden.

16. Als die Jagd angetreten werden sollte, beurlaubte sich Siegfried bei seiner Gemahlin. Bange Ahnungen erfüllten das liebende Weib; denn ihr hatte geträumt, daß zwei wilde Schweine Siegfrieden auf der Heide gejagt hätten, wovon die Blumen rot geworden seien, und wiederum, daß zwei Berge auf ihn niedergestürzt seien, so daß sie ihn nicht mehr erblickt habe. Sie fürchtete Verrat und bat Siegfrieden, er möchte nicht mit den andern auf die Jagd ziehen. Doch er suchte sie durch die Vorstellung zu beruhigen, daß an Gunthers Hofe sich niemand finde, der ihn hasse, alle ihm vielmehr hold seien, wie er es auch verdiene. Mit minniglichem Kuß schied er von der Geliebten und zog mit Gunther und dessen Mannen in den Wald, doch ohne Gernot und Giselher. Auf Hagens Vorschlag trennten sich die Helden, damit man erkennen möge, wer der beste Jäger sei. Siegfried erlegte so viel wilde Tiere, daß die Jäger, die mit ihm gezogen waren, befürchteten, er möchte alles Wild vertilgen. Endlich hörten sie Hörnerschall: der König hatte das Zeichen zur Sammlung gegeben. Während sie zum bezeichneten Platze zogen, fing Siegfried noch einen Bären, band ihn an den Sattel, brachte ihn zur Feuerstätte und ließ ihn dann zur allgemeinen Belustigung laufen. Auf der Flucht geriet der Bär in die Küche und richtete hier die größte Verwirrung an. Jäger und Hunde verfolgten den Fliehenden, aber nur Siegfried holte ihn ein und erschlug ihn. Hierauf setzten sich die Helden zum gemeinschaftlichen Mahle; dabei fehlte es aber an Wein; Hagen hatte ihn absichtlich an einen andern Ort bringen lassen. Nachdem Siegfried über diese Vernachlässigung seinen Unwillen ausgesprochen, erteilt Hagen den Rat, einen Brunnen aufzusuchen, den er in der Nähe wisse. Man bricht sogleich auf; Hagen schlägt vor, im Wettlaufe das Ziel zu erreichen, und obgleich Siegfried Schild und Speer mit sich trägt, während die andern sich ihrer Kleider entledigt haben, kommt er doch zuerst an das Ziel. Wie sehr ihn aber dürstete, trank er doch nicht eher, als bis Gunther getrunken hatte. Während dies geschah, entfernte Hagen die Waffen, welche Siegfried abgelegt hatte, ergriff dann dessen eigenen Speer und durchbohrte ihn mit demselben an der Stelle, welche Kriemhild mit dem Kreuze bezeichnet hatte. Da sprang Siegfried auf, suchte nach seinen Waffen und ergriff, da er sie nicht fand, den Schild und stürzte sich auf Hagen. Obgleich todwund, schlug er doch so mächtig auf den Mörder, daß aus dem Schilde die Edelsteine sprangen, mit denen er geziert war, und Hagen zu Boden stürzte. Der Wald erschallte von den Schlägen, und hätte Siegfried sein Schwert gehabt, es wäre Hagens Tod gewesen. Aber jetzt brach Siegfried zusammen; seine Farbe war erblichen; das Blut strömte aus seiner Wunde. Die Ritter alle liefen hin, wo er erschlagen lag, und

beklagten seinen Tod; selbst Gunther schien Reue zu empfinden. Nur Hagen zeigt grimmige Freude über die Unthat und sucht Gunther zu überzeugen, daß Siegfrieds Tod für ihn von großem Nutzen sei. Sterbend bat Siegfried Gunther, seiner Gemahlin mit Treue beizustehen. Als die Herren sahen, daß er tot sei, legten sie ihn auf einen Schild, um ihn nach Worms zu bringen. Dann gingen sie zu Rate, wie sie das Verbrechen verheimlichen wollten; ihrer viele wollten, man solle aussagen, Siegfried sei von unbekannten Räubern erschlagen worden: nur Hagen verharrte in seinem kecken Trotze und übernahm es, den Toten selbst nach Worms zu bringen, unbekümmert, ob Kriemhild es erfahre und darob weine.

17. Hagen ließ den erschlagenen Siegfried vor Kriemhildens Gemach legen, daß sie ihn finde, wenn sie am Morgen in die Kirche gehe. Als am folgenden Tag ein Kämmerer kam, sie zur Messe zu geleiten, erblickt er den Toten, ohne ihn jedoch zu erkennen. Er meldete es der Königin; da ergriff sie sogleich bange Ahnung, sie gedachte der Rede Hagens und fiel jammernd auf den Boden nieder. „Vielleicht ist es ein fremder Mann," tröstete das Gesinde; aber sie rief: „Nein, es ist Siegfried, mein geliebter Mann; Brunhild hat's geraten, und Hagen hat's gethan!" Da ließ sie sich hinführen, wo der Held lag. Sie erhob sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, und so rot er auch vom Blute war, sie erkannte den Teuren gleich. Alsbald schickte sie nun zu König Siegmund und zu Siegfrieds Mannen; die Nibelungen waffneten sich, als sie die Kunde vernahmen, und wollten den Tod des Helden rächen; allein Kriemhild riet davon ab, weil sie doch zu schwach seien. Am folgenden Tage wurde Siegfrieds Leichnam in das Münster getragen; alles Volk drängte sich jammernd hinzu, den Helden zu schauen, und selbst Gunther und Hagen gingen hin; als aber Hagen kam, da begannen die Wunden des Toten zu bluten, woraus man (nach einem alten Volksglauben) erkannte, daß er der Mörder gewesen sei; doch leugnete Gunther, behauptend, es hätten es Räuber gethan. Drei Tage blieb die Leiche ausgestellt; am vierten wurde sie begraben. Doch ehe der Sarg versenkt wurde, verlangte Kriemhild, den geliebten Toten noch einmal zu sehen; man brach den schön geschmiedeten Sarg wieder auf. „Sein schönes Haupt erhob sie mit ihrer weißen Hand und küßte so den Toten, den edeln Ritter gut; ihre lichten Augen vor Leide weinten sie Blut. Ein jammervolles Scheiden sah man da geschehen. Man trug sie von dannen, sie vermochte nicht zu gehn. Da lag ohne Sinne das herrliche Weib; vor Leid wollt' ersterben ihr viel wonniglicher Leib."

18. Siegmund kehrte in seine Heimat zurück; Kriemhild sollte ihn begleiten; doch ließ sie sich durch die Bitten ihrer Mutter und

ihrer Brüder Gernot und Giselher, welche keinen Anteil am Morde gehabt hatten, bereden, bei ihnen zu bleiben, was Siegmund und seine Ritter mit Kummer erfüllte. Weinend nahm sie vom greisen König Abschied, ihr Söhnlein seiner Liebe anempfehlend. Gernot und Giselher gaben dem Abziehenden das Geleite.

19. Kriemhild lebte nun in stiller Zurückgezogenheit in einem Schlosse neben dem Münster, in dem Siegfried begraben lag. Markgraf Eckewart und seine Mannen blieben zu ihrem Dienste im Lande zurück. Trauervoll ging sie jeden Tag in die Kirche, Gott für Siegfrieds Seelenheil zu bitten. So saß sie wohl viertehalb Jahr lang, ohne mit Gunther ein Wort zu wechseln, ohne Hagen je zu sehen. Um den reichen Nibelungenschatz, die Morgengabe Kriemhilds, ins Land zu bringen, riet Hagen, eine Versöhnung zwischen Gunther und seiner Schwester zu versuchen. Sie gelang durch Gernots und Giselhers Vermittelung. Darauf ließ Kriemhild sich auch bewegen, daß der Hort der Nibelungen nach Worms gebracht wurde. Gernot und Giselher wurden mit 8000 Rittern in das Land der Nibelungen gesendet, ihn zu holen. Der Zwerg Alberich, dem die Hut des Schatzes anvertraut war, lieferte ihn aus. Er bestand aus einer so ungeheuren Menge von Edelsteinen und Gold, daß man hätte die Welt damit erkaufen können, ohne ihn zu mindern; 12 Rüstwagen fuhren vier Tage und vier Nächte daran, um ihn zu den Rheinschiffen zu bringen. Glücklich kam der Hort in Worms an, wo alle Kammern und Türme voll getragen wurden. „Und wären auch die Schätze noch größer tausendmal, und wär' der edle Siegfried erstanden von dem Fall, gern wäre bei ihm Kriemhild geblieben hemdebloß. Nie war zu einem Helden eines Weibes Treue so groß." Kriemhild teilte in großer Freigebigkeit Armen und Reichen von ihren Schätzen mit. Das zog viele fremde Ritter ins Land, und Hagen fing an zu fürchten, es möge ihm und den Seinigen der Schatz zum Verderben gereichen. Als aber Gunther sich nicht entschließen wollte, ihn seiner Schwester zu rauben, bemächtigte sich Hagen desselben, und ließ ihn in Abwesenheit der drei Könige in den Rhein versenken. Diese zürnten, als sie es vernahmen, aber Hagen verbarg sich, bis ihr Zorn sich gelegt hatte. Doch wußten sie, wo der Schatz lag, und sie hatten mit Hagen geschworen, es niemandem zu entdecken, wo er versenkt war, so lange einer von ihnen lebe. So war Kriemhild mit neuem Leide belastet; auch ruhte ihre Klage nimmer, so lange sie lebte.

II. Die Rache.

20. Um diese Zeit hatte der Hunnenkönig Etzel (Attila?) seine treffliche Gemahlin, Frau Helke (Helche) durch den Tod verloren. Er wünschte sich wieder zu verheiraten; seine Freunde

lenkten seinen Blick auf Siegfrieds Witwe. Markgraf Rüdiger von Bechlaren (jetzt Pöchlarn an der Donau), der Land und Volk der Burgunden und auch Kriemhild kannte, ward mit stattlichem Gefolge an den Rhein gesendet, um bei König Gunther um dessen Schwester zu werben. Dieser nahm Etzels Boten freudig und ehrenvoll auf, erwog ihren Antrag mit seinen Freunden und versprach seine Beihilfe, als man ihn für vorteilhaft erkannt. Nur Hagen widerriet, da er Unheil voraussah. Die Könige wiesen ihn jedoch zurück, da sie sehr wünschten, daß es ihrer Schwester nach so langem Leide wieder wohl gehen möge. Kriemhild wollte jedoch den Anträgen kein Gehör schenken; der Schmerz um Siegfried erfüllte sie noch immer ganz. Sie sprach: „Wenn meines Herzeleides jemand kundig wär', der würde mir nicht raten zu einem zweiten Mann; ich verlor der Besten einen, die je ein Weib noch gewann." Rüdiger erwiderte, daß Etzels Liebe ihr Leid gewiß in Freude verwandeln werde. Doch erst als er ihr in heimlicher Unterredung eidlich versprach, sie an allen zu rächen, die ihr Leid zugefügt, ließ ihre Trauer nach, und sie gelobte sich zu Etzels Weibe; auch zog sie bald mit Rüdiger von dannen, begleitet von 100 Frauen und ihrem Marschall, dem Markgrafen Eckewart und seinen Mannen.

21. Auf dem ganzen Zuge ward Kriemhild mit Freuden empfangen, so in Passau von ihrem Oheim, dem Bischof Pilgerin (Pilgrim) und in Bechlaren, wo Rüdigers Weib Gotelinde mit ihrer Tochter wohnte.

22. In Tulna in Osterland kam ihr König Etzel mit zahlreichem Gefolge entgegen; er war von den mächtigsten Fürsten umgeben, unter denen Hawart und Iring von Dänenland; Irnfrid von Thüringen, Etzels Bruder Blödelin und Dietrich von Bern (Verona) hervorragten. Am folgenden Tage zog man nach Wien, wo die Hochzeit 17 Tage lang unter glänzenden Festspielen gefeiert wurde. Kriemhild wurde jedoch nicht froh; sie gedachte unter Thränen des Glückes, das sie mit Siegfried am Rhein genossen hatte, verbarg jedoch ihre Trauer. Am 18. Morgen setzten sie ihre Reise fort, bis sie nach Etzelnburg (Ofen) gelangten, wo sie mit hohen Ehren empfangen wurden.

23. Im 7. Jahre erfreute Kriemhild ihren Gemahl durch ein Söhnlein, das in der Taufe den Namen Ortlieb erhielt. Darüber erfreute sich ganz Hunnenland, da Kriemhild große Liebe genoß. Dennoch wurde sie nicht froh. Früh und spät quälte sie's, daß man sie wider ihren Willen dahin gebracht, einen heidnischen Mann zu heiraten. Auch die Rache, die sie an Hagen zu nehmen gedachte, ließ ihr keine Ruhe. Da bat sie einst ihren Gemahl, er möge ihre Verwandten aus dem Burgundenlande einladen, damit sie sähen wie wohl es ihr erginge, und damit im Volke nicht die

Meinung entstehe, sie sei eine Verbannte, eine Heimatlose. Gern gewährte Etzel die Bitte. Die beiden Spielleute Schwemmelin und Wärbelin mußten ohne Säumen mit 24 Rittern die Reise nach Worms antreten, um König Gunther und seine Mannen auf die Zeit der Sommersonnenwende nach Etzelnburg einzuladen. Kriemhild aber gab den Boten noch insgeheim den besonderen Auftrag, nicht abzulassen, bis auch Hagen, falls sich der der Reise entziehen wollte, ihre Brüder begleite.

24. Die Boten wurden vom König Gunther freundlich aufgenommen; als er ihre Botschaft vernommen hatte, beriet er sich mit seinen Freunden, ob er die Einladung annehmen sollte. Alle rieten dazu, nur Hagen nicht, der die Einladung für eine Falle hielt. Als ihm aber der junge Giselher sagte, er solle daheim bleiben, da erzürnte Hagen, daß man glauben könnte, er fürchte sich vor irgend jemand, und nun riet er selbst zur Fahrt. Doch wußte er es dahin zu bringen, daß Etzels Boten erst sieben Tage vor der Wegfahrt der Burgunden entlassen wurden, damit Kriemhild die Zeit zur Zurüstung fehle.

25. Auf Hagens Rat rüstete sich König Gunther wie zu einem Kriegszuge. Tausend und sechzig der erlesensten Ritter und neuntausend Knechte mußten ihn begleiten. Ute, der geträumt hatte, daß alles Gevögel des Landes tot sei, suchte Gunther von seinem Entschluß abzubringen, ebenso der getreue Küchenmeister Rumolt; allein vergeblich. Unter bangen Ahnungen nahmen die Frauen Abschied von den Abziehenden, denen sich noch tausend Nibelungen anschlossen. Unter Hagens Anführung zogen sie den Rhein und Main aufwärts durch Ostfranken, dann ritten sie südlich zur Donau. Diese war ausgetreten und keine Fähre zu sehen. Als Hagen nach einer Furt suchte, erblickt er in der Nähe des Stroms badende Meerweiber. Er schlich sich hinzu und nahm ihnen ihre Kleider. „Wenn Ihr uns die Kleider wiedergebt," sprach das eine Meerweib, „so wollen wir Euch sagen, was euch bei den Hunnen widerfährt." Gern willigte Hagen ein, und das Meerweib sagte: „Ich gebe Euch meine Treue zum Pfande, daß Ihr im fremden Lande zu hohen Ehren gelangen werdet." Erfreut gab Hagen die Kleider zurück. Da warnte ihn aber das zweite Meerweib und sprach: „Meine Muhme hat um der Kleider willen gelogen; Ihr werdet alle in Etzels Land das Leben verlieren; nur des Königs Kaplan wird die Heimat wiedersehen." „Das ließen sich meine Herren schwerlich sagen," erwiderte der Held grimmigen Mutes, „daß wir alle im Hunnenlande das Leben verlieren sollten; nun zeige uns über das Wasser, Du allerweisestes Weib!" Da bezeichnete ihm das Meerweib den Ort, wo der Fährmann am jenseitigen Ufer zu finden sei. Wenn er ihn rufe, solle er sich für Amelrich, Elses Dienstmann, ausgeben, der vor seinen vielen

Feinden aus dem Lande floh. Hagen folgte dem Rate. Als aber der Fährmann sich getäuscht sah, wollte er Hagen nicht aufnehmen, ja, als dieser seine Bitte wiederholte, schlug er ihn mit dem Ruder so mächtig auf das Haupt, daß dieser auf das Knie niederfiel. Grimmigen Mutes sprang Hagen wieder auf und schlug dem Fährmann mit einem Streiche den Kopf vom Rumpfe. Dann fuhr er zum König und zum Heere zurück und ruderte alle mit starker Hand an das andere Ufer. Um aber die Weissagung des Meerweibes zu vereiteln, stürzte er den Kaplan in die Flut; doch das war vergeblich, Gott half dem Unglücklichen, daß er wohlgeborgen an das andere Ufer kam, von wo er wieder an den Rhein zog. Hagen erkannte nun, daß das Meerweib die Wahrheit verkündigt habe.

26. Vorsichtig zog man nun unter des kühnen Volker Leitung weiter. Aber schon in der Nacht wurden sie angegriffen. Hagen, der mit seinem Bruder Dankwart die Nachhut führte, wurde von Gelfrat vom Pferde gestochen, und wäre in große Not geraten, wenn Dankwart nicht herbeigesprungen wäre und den Markgrafen von Bayern erschlagen hätte. Nun flohen die Feinde; die Burgunden aber setzten ihren Weg fort und gelangten über Passau in Rüdigers Land, wo sie freundlich aufgenommen wurden.

27. Markgraf Rüdiger veranlaßte auch seine Gemahlin Gotelinde und seine Tochter, die Helden zu begrüßen, und die Könige und ihre drei Mannen, Hagen, Dankwart und Volker, zu küssen. Sie thaten es; als aber die Tochter Hagen küssen sollte, deuchte er ihr so furchtbar, daß ihr Antlitz bald bleich, bald rot ward; doch kam sie dem Befehle ihres Vaters nach. Darauf setzte man sich zum fröhlichen Mahle, das mit der Verlobung Giselhers mit Rüdigers Tochter beschlossen wurde. Noch 3 Tage blieben sie in Bechlaren, worauf sie, mit reichen Gaben beschenkt, ihre Reise fortsetzten. Rüdiger aber begleitete sie mit 500 Mannen und schickte einen Boten voraus, dem König Etzel die Ankunft der Burgunden zu verkündigen.

28. Auf die Nachricht ihrer Ankunft ritt ihnen Dietrich entgegen und warnte sie vor Kriemhilden, die immer noch den edlen Siegfried beweine. Als sie zu Hofe ritten, da drängten sich alle, den grimmen Hagen zu sehen; denn es war bekannt, daß er Siegfried, den stärksten aller Recken, erschlagen. Wohlgewachsen war der Held, das ist wahr; breit von Schultern und breit von Brust, mit Grau gemischt sein Haar, langschenkelig war er und stolzen Ganges, schrecklich sein Antlitz. Kriemhild empfing die Nibelungen (so werden die Burgunden auch genannt, seitdem der Nibelungenhort in ihre Gewalt gekommen war) mit falschem Mut; nur Giselheren küßte sie. Als Hagen dies sah, band er den Helm fester und sprach: „Nach solchem Gruß mögen sich die Helden bedenken; man

grüßet verschieden die Könige und ihren Bann; wir haben nicht gute Reise zu dieser Hochzeit gethan." Nachdem Kriemhild erwidert, daß seine Freundschaft für sie keines Grußes wert sei, fragt sie nach dem Nibelungenhort, worauf Hagen bitter und höhnisch antwortet. Nun lud sie die Gäste ein, ihr, wie es damals Brauch war, die Waffen anzuvertrauen; doch Hagen weigerte sich, ihr dieselben zu überliefern, und sie erkannte, daß die Gäste gewarnt worden seien.

29. Hagen ging mit Volker über den Hof, wo man die andern noch immer stehen ließ; sie setzten sich auf eine Bank, die dem Saale Kriemhilds gerade gegenüber stand. Als die Königin sie erblickte, gedachte sie ihres Leides und fing an zu weinen. Als Etzels Mannen sie nach der Ursache ihres Kummers fragten, bezeichnete sie Hagen als solche und beschwor die Helden, ihr Leid an ihm zu rächen. Schnell erboten sich 60 kühne Männer, Hagen und Volker anzugreifen; doch riet die Königin ab, weil sie jenen nicht gewachsen seien. Nun rüsteten sich ihrer vierhundert; Kriemhild aber sagte, sie sollten noch warten, sie wolle zuvor noch selbst zu Hagen gehen, damit sie aus seinem eigenen Munde vernehmen möchten, was er gethan. Noch ehe sie sich nahten, schlossen Hagen und Volker ein Bündnis; jeder versprach dem andern treuen Beistand bis in den Tod. Bald danach sah Volker die Königin mit ihrer kampfmutigen Schar die Stiege herabkommen; er forderte Hagen auf, vor Kriemhilden aufzustehen und ihr als Königin und Frau die von der Sitte geforderte Ehre zu erweisen. „Nein, nicht so, wenn Ihr mich lieb habt," erwiderte Hagen. „Es könnten diese Degen wähnen, ich thäte es aus Furcht und wollte weggehn. Nein, vor ihrer keinem steh' ich auf von meinem Sitz. Was soll ich Ehr' erweisen einer, die mich haßt? Nun und nimmer, so lange ich lebe. Sie mag mich hassen, was kümmert's mich?" So sprechend legte der starke Hagen quer über seine Schenkel eine lichte Waffe, welche die Königin als Siegfrieds Schwert erkannte. Da hub sie an zu weinen und stellte den Helden wegen Siegfrieds Ermordung zur Rede. Hagen leugnete nicht; er habe es gethan, sagte er, weil Frau Kriemhild die schöne Brunhild schalt. Nachdem aber die Hunnen die beiden Helden in der Nähe gesehen, bezeigte keiner Lust, sie anzugreifen; Kriemhild mußte sich daher entfernen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Hagen und Volker suchten nun die Burgunden wieder auf und gingen mit ihnen zu Etzel, der sie freundlich aufnahm und herrlich bewirtete.

30. Als die Nacht hereinbrach, beurlaubte sich Gunther mit den Burgunden, und begab sich mit ihnen in den zum Schlafen angewiesenen Saal. Die unfreundliche Haltung der Hunnen machte sie für ihre Sicherheit besorgt. Da erbot sich Hagen, während der Nacht Schildwache zu stehen, und Volker erklärte sich bereit, ihm

dabei Gesellschaft zu leisten und erfreute dabei noch alle durch herrliches Spiel auf seiner Fiedel bis sie einschliefen. Dann legten beide ihr Streitgewand an, nahmen ihre Schilde und traten vor das Haus. Die Vorsicht war nicht vergeblich. Bald nach dem ersten Schlaf näherten sich gewaffnete Hunnen. Aber als sie die beiden wachsamen Recken sahen, wichen sie zurück, und erlangten nichts weiter als Volkers bitteren Hohn.

31. Als der Morgen anbrach, weckten die beiden Helden die schlafenden Burgunden, und Hagen fragte sie, ob sie in den Münster zur Messe gehen wollten, die Glocke läute schon. Nun begannen sie kostbare Kleider anzulegen; aber Hagen ermahnte sie, statt derselben die Rüstung anzuziehen; denn wenn es nicht Gott im Himmel wende, so sei das die letzte Messe, die sie hörten. Als Etzel, der mit Kriemhild ebenfalls zur Messe gegangen war, die Burgunden in voller Rüstung erblickte, verwunderte er sich darüber und fragte, warum sie das gethan, und ob ihnen jemand Leides zugefügt. „Niemand that uns etwas zu Leide,“ erwiderte Hagen. „Doch ist es meiner Herren Sitte, bei allen Hochzeiten (Festen) während der ersten drei Tage gewaffnet zu erscheinen.“ So ließ man Etzel in Unkenntnis, ihn, der das Unheil wohl noch hätte wenden können. Nach der Messe wurden Kampfspiele abgehalten, die ohne Störung vorübergingen, bis zuletzt noch Volker aus Übermut einen hunnischen Ritter mit dem Speere durchrannte. Das erregte den Zorn der Magen (Verwandten) des Gefallenen, und es wäre schon jetzt zum allgemeinen Kampfe gekommen, wenn Etzel nicht die Seinigen zurückgehalten hätte. Als man nun zu Tische ging, suchte Kriemhild Dietrich zu bewegen, Siegfrieds Tod an Hagen zu rächen; allein der edle Held wollte sich zu keiner Treulosigkeit hingeben. Da wandte sie sich an Blödelin und gewann ihn durch glänzende Versprechungen. Sogleich befahl er seinen Mannen, sich zu waffnen. Kriemhild aber setzte sich mit Etzel an den Tisch. Während des Mahles ließ sie ihren Sohn Ortlieb herbeibringen, und Etzel empfahl ihn seinen Verwandten, bat sie auch, ihn bei ihrer Rückkehr mitzunehmen, und ihn zu einem ehr- und wehrhaften Mann zu erziehen, damit er einst rächen helfe, was ihnen Übels wiederführe. „Nun ja,“ versetzte Hagen, „diese Degen dürften dem Kinde wohl trauen, so es zum Manne wüchse. Doch ist, dünkt mich, der junge König sehr schwächlicher Art, und ich glaube darum nicht, daß man mich mit dem Ortlieb da oft zu Hofe reiten sehen werde.“ Diese bittere Rede erregte bei allen Mißmut.

32. Unterdessen drang Blödelin mit seinen Mannen in den Saal, wo Dankwart mit den Knechten zu Tische saß. Dieser grüßte ihn; aber Blödelin wies seinen Gruß zurück, hinzufügend, er sei gekommen, Siegfried zu rächen, den sein Bruder Hagen er-

schlagen habe. Da Blödelin sich durch Dankwarts Beteuerung, daß er an dem Morde unschuldig sei, nicht abhalten ließ, vorzudringen, riß Dankwart sein Schwert aus der Scheide und schlug mit raschem Streich Blödelin das Haupt ab. Nun erhob sich ein gewaltiger Kampf. Die Hunnen wurden mit schwerem Verlust zum Hause hinausgetrieben, aber sogleich drangen neue Scharen herbei; und wie tapfer sich auch die Burgunden wehrten, es wurden alle erschlagen, die im Hause waren; Dankwart allein war am Leben geblieben. Es gelang ihm, sich durchzuschlagen, aber vor dem Hause standen neue Scharen, die wütend auf ihn eindrangen. „O, käme mir ein Bote," rief er aus, „der meinem Bruder Hagen die Märe verkündete!" Da sprachen die hunnischen Recken: „Der Bote mußt Du selber sein, wenn wir Dich Toten tragen vor den Bruder Dein." Nun schossen sie so viel Speere in seinen Schild, daß er ihn wegen seiner Last nicht mehr tragen konnte; und sie hofften ihn so zu besiegen, doch gelang es ihm, sich durchzuschlagen und die Seinigen zu erreichen.

33. Mit Blut bedeckt und das entblößte Schwert in der Hand rief Dankwart mit mächtiger Stimme in den Saal hinein: „Wie sitzt Ihr hier so lange, Bruder Hagen? Euch und Gott im Himmel klage ich unsere Not; Ritter und Knechte liegen allesamt in der Herberge erschlagen." Nachdem Hagen ihn aufgefordert, die Thür zu bewachen, und keinen Hunnen hinauszulassen, rief er: „Ich hörte schon lange von Kriemhild sagen, daß sie ihr Herzeleid nicht wolle vertragen; so laßt uns nun die Minne trinken und opfern des Königs Wein*); der junge Vogt der Hunnen, der muß der allererste sein!" Und schnellen Streichs schlug er dem Knaben Ortlieb das Haupt ab, daß es Kriemhild in den Schoß rollte, erschlug des Kindes Hofmeister, und hieb dem Fiedelmann Wärbelin, der die Burgunden nach dem Hunnenlande geladen, die rechte Hand ab. Und immer gräßlicher wütete er unter den Hunnen, von denen auch Volker eine große Zahl erschlug. Nun wollten die Könige den Streit schlichten, aber umsonst: sie wurden selbst in den Kampf gezogen, der immer wilder entbrannte. Hunnen, die vor dem Hause standen, suchten zu den Ihrigen zu dringen; es erhob sich an der Pforte ein ungestümer Drang, und Dankwart geriet in große Not; aber Volker kam ihm zu Hilfe, und beide hielten die Eindringenden zurück. Sobald Hagen die Thür wohl-

*) „Furchtbar schöne Worte: einer alten heidnischen Sitte gemäß wurde am Ende des Mahles ein Becher geleert als Gedächtnis für die Verstorbenen, als Opfer für die Toten (Minne bedeutet ursprünglich Gedächtnis); so wurde nun hier das Gastmahl beschlossen mit dem Minnetrinken für Siegfried, der Trank aber war Blut, und Schwerter waren die Becher, des Königs Wein war das Opfer, des Königs Blutwein, das Blut der Seinen, das Blut seines Sohnes." Vilmar, Geschichte der d. National-Litteratur. I. 121. (4. Aufl.)

bewacht sah, drang er neuerdings auf die Hunnen im Saal ein, und es fiel noch mancher von seinen Streichen. Da bat Kriemhild den Helden Dietrich um Hilfe und Schutz. „Mit Kraft begann zu rufen der Ritter auserkoren, daß seine Stimme schallte wie ein Büffelhorn, und daß die weite Feste schütterte von dem Stoß: die Stärke Dietrichs war über die Maßen groß.“ Als ihn Gunther hörte und ihn winken sah, gebot er mit dem Kampfe einzuhalten; Dietrich aber verlangte für sich und die Seinen freien Abzug, weil er an dem Streite keinen Teil nehmen wollte. Er ward ihm bewilligt. Nun nahm er an den einen Arm die Königin, an den andern den König und führte sie so hinaus, gefolgt von seinen 600 Vasallen. Auch Rüdiger verließ mit den Seinigen den Saal, weil er weder gegen die Burgunden, als seine Gastfreunde, noch gegen die Hunnen kämpfen wollte, da er selber in Etzels Dienst war. Im Hofe angelangt, wandte sich Etzel gegen das Haus und sagte: „Weh dieses Hofgelages! Da drinnen ficht einer, der heißet Volker, gleich einem wilden Eber, und ist ein Fiedelmann. Ich dank' es meinem Heile, daß ich dem Teufel entrann. Seine Weisen (Lieder) lauten übel, seine Striche sind rot; wohl schlagen seine Töne mir manchen Helden tot. Ich weiß nicht, was uns vorwirft derselbe Fiedelmann, daß ich in meinem Leben so leiden Gast nicht gewann!“ Im Saale aber erhob sich neuer Kampf, der nicht eher endigte, als bis alle Hunnen erschlagen waren.

34. Während die andern vor Müdigkeit sich setzten, traten Hagen und Volker vor den Saal, lehnten sich auf ihre Schilde und verhöhnten Etzel und seine Mannen wegen ihrer Feigheit. Etzel war kühn genug und faßte sofort seinen Schild. Kriemhild hielt ihn aber zurück. Auf Hagens erneuten Spott sagte sie: „Wer mir den Hagen von Tronje schlüge und mir sein Haupt herbrächte, dem wollte ich den Schild mit rotem Golde füllen, und Land und Burgen verleihen.“ Um nicht bei ferneren Angriffen behindert zu sein, schaffte man auf Giselhers Rat die Toten aus dem Saal und warf sie die Stiege hinab, 7000 an der Zahl, was lauten Jammer der Hunnen hervorrief und noch manchem den Tod brachte, der nur verwundet war.

35. Dies Verhalten der Burgunden stachelte die Gegner zu neuem Kampfe an. Iring von Dänemark waffnete sich, um Hagen zu bestehen. Ihm schlossen sich der kühne Irnfried von Thüringen und der starke Hawart mit tausend Mann an; doch bat Iring fußfällig, daß man ihn allein solle kämpfen lassen. Umsonst drang er gewaltig auf Hagen, dann auf Volker, Gunther und Gernot ein, er konnte keinen von ihnen bezwingen. Nun stürzte er sich auf die Dienstmannen und erschlug deren vier; aber da ergrimmte Giselher, rannte Iring an und schlug ihn so mächtig, daß er niederstürzte. Doch war er nicht tot; rasch sprang er

wieder auf, stürzte auf Hagen ein, brachte ihm eine Wunde bei und entfloh dann, von dem mächtigen Feinde verfolgt zu den Seinigen. Jubelnd empfing ihn die Königin und sprach dankend: „Das lohne Dir Gott, vieltapferer Degen Iring, daß Du mir so das Herz getröstet, denn blutgerötet seh' ich Hagens Gewand." Eigenhändig nahm sie ihm den Schild ab. Nachdem Iring sich ein wenig erholt hatte, ergriff er frische Waffen, um Hagen nochmals zu bestehen. Dieser aber sprang ihm entgegen und verwundete ihn so mit Schwert und Speer, daß er wieder fliehen mußte; aber kaum war er bei den Seinigen angelangt, so sank er tot zur Erde nieder. Sterbend sagte er noch zu denen von Thüringen und Dänemark: „Trachtet nicht, das Gold der Königin zu verdienen, denn besteht Ihr den Hagen, so habt ihr alle den Tod davon." Irnfried und Hawart hörten aber kaum auf seine Warnung, sondern stürzten sogleich mit den Ihrigen auf die Burgunden, um den Tod zu rächen; aber auch sie fanden bald ihren Tod. Irnfried wurde von Volker und Hawart von Hagen erschlagen. Die Dänen und die Thüringer drangen, um den Tod ihrer Herren zu rächen, in den Saal; allein auch sie wurden bis auf den letzten Mann getötet. Die Burgunden setzten sich, um von der blutigen Arbeit auszuruhen, nur Volker stand noch vor dem Hause, erwartend, ob noch jemand zum Kampfe heranziehen wolle. Etzel und Kriemhild erhoben laute Klage über die gefallenen Hunnen.

36. Der Kampf hatte bis zum Abend gewährt; die Burgunden waren erschöpft und wünschten Frieden; doch war Etzel ob seines Kindes und seiner Magen Tod zu sehr ergrimmt, als daß er ihn bewilligt hätte. Die sturmesmüden Burgunden begehrten, aus dem Saal in die frische Luft zu gehen, und die Hunnen schienen nicht abgeneigt, darauf einzugehen; allein Kriemhild widerriet. „Nicht doch, ihr Hunnen!" sagte sie. „Ich rat' euch in Treuen. Laßt ihr die Mordgierigen aus dem Saale, so werden das eure Freunde schwer zu büßen haben. Und ob auch nur noch die Kinder Utes, meine edlen Brüder, lebten, kämen die an die frische Luft, und könnten sich erkühlen die Rüstungen, so wäret ihr alle verloren; denn kühnere Degen gab es nie." Da wandte sich Giselher an seine Schwester und erinnerte sie daran, wie er sie stets geliebt und ihr nie Leid zugefügt habe, auch in der Meinung hergeritten, daß sie ihm gewogen sei; allein die Königin blieb unerbittlich; sie wollte nur unter der Bedingung freien Abzug gestatten, daß ihr Hagen ausgeliefert würde. Empört wiesen die Burgunden solche Forderung zurück. Gernot sagte: „Nicht woll' es Gott im Himmel! Und wären wir unser tausend, so wollten wir lieber alle tot liegen, als daß wir den einen Mann Dir auslieferten. Nie und nimmer." Und Giselher fügte hinzu: „Nie einem Freunde brech' ich die Treue!" Da ließ Kriemhild das Haus anzünden.

Schnell loderten die Flammen empor, daß die Burgunden vor Hitze und Durst verschmachteten. Auf Hagens Rat tranken sie von dem Blute der Erschlagenen und fanden sich dadurch wunderbar gestärkt; die herabfallenden Brände hielten sie mit den Schilden von sich ab. So verbrachten sie die Nacht unter schrecklichen Qualen. „Eine höllische Hochzeit fürwahr hat uns die Königin angerichtet", sagte Hagen. Mit Anbruch des Tages wurden sie von neuem angegriffen; aber es fanden viele tapfere Hunnen den Tod, ohne daß jene noch bewältigt werden konnten.

37. Nun kam auch Rüdiger herbei und sah das große Leid auf beiden Seiten; gern hätte er Frieden gestiftet, aber er erfuhr durch Dietrich, daß der König von keiner Schlichtung des Streits wissen wolle. Als nun Rüdiger dastand und über das furchtbare Unheil weinte, höhnte ihn ein Hunne, daß er allein am Kampfe keinen Teil genommen, während ihn doch der König vor allen mit reichem Gute beschenkt habe. Da ergrimmte der Held und erschlug den Spötter mit der Faust. „Freudig hätte auch ich den Fremden bekämpft," rief er aus, „allein wie durft' ich es, da ich sie hieher geleitet habe?" Aber Etzel und Kriemhild machten ihm Vorwürfe, daß er ihre Kämpfer erschlage, während er selbst thatlos dastehe; sie mahnten ihn an die geschworene Treue, Kriemhild erinnerte ihn daran, wie er ihr zugesagt habe, jedes ihr zugefügte Leid zu rächen, als er für Etzel um sie geworben habe. „Das kann ich nicht leugnen," erwiderte er, „ich schwur Euch, Königin, die Ehre wie das Leben gäb' ich für Euch dahin; die Seele zu verlieren hab' ich nicht geschworen. Zu diesem Hofgelage bracht' ich die Fürsten wohlgeboren." Als aber das Königspaar flehend ihm zu Füßen fiel, da rief er von Schmerz überwältigt aus: „O weh mir Unsel'gem, muß ich den Tag erleben! Aller meiner Ehren soll ich mich nun begeben, aller Zucht und Treue, die Gott mir gebot. O weh, Herr des Himmels, daß mir's nicht wenden will der Tod! „Nehmt zurücke," sprach er zum Könige, „was ich von Euch gewann, das Land mit den Burgen; bei mir soll nichts bestehn, ich will auf meinen Füßen hinaus ins Elend gehn. Alles Gutes ledig räum' ich Euer Land, mein Weib und meine Tochter nehm' ich an die Hand, ehe ich so ohne Treue entgegen geh' dem Tod." Und als ihn Etzel neben sich zu einem gewaltigen Könige erheben will, spricht Rüdiger: „Wie dürft' ich ihnen schaden? Heim zu meinem Hause hab' ich sie geladen, Trinken und Speise ich ihnen gütlich bot, dazu meine Gabe; und soll ich sie nun schlagen tot? Giselher dem Degen gab ich die Tochter mein; sie konnt' auf Erden nimmer besser verwendet sein, seh' ich auf Zucht und Ehre, auf Treu oder Gut. Nie ein so junger König trug wohl tugendreichern Mut." Doch ließen Etzel und Kriemhild nicht ab mit Bitten, und er mußte sich endlich entschließen, seiner Pflicht als Dienstmann des Königs nachzu-

kommen. Seinen Tod voraussehend, empfahl er sein Weib, sein Kind und alle seine Dienstleute in Bechlaren der Gnade des Königs und ging tiefbekümmert von dannen, die Seinigen zum Kampfe zu führen. Als er mit ihnen zu den Burgunden kam und ihnen eröffnete, was ihn herbeiführe, erschraken die Helden, da sie von ihm Sühnung des Streites gehofft hatten. Sie erinnerten ihn an die zwischen ihnen geschlossene Freundschaft, an die Liebe und Güte, die er ihnen erwiesen. „Gerne würde ich Euer Leben mit dem meinigen erkaufen,“ sagte er, „allein mein dem Könige geleisteter Eid zwingt mich zum verhaßten Kampf.“ Und er begann vorzudringen; da rief ihm Hagen zu, einzuhalten, und zeigte ihm den Schild, den ihm Gotelinde gegeben. „Er ist ganz verhauen,“ sagte er, „hätte ich aber so guten Schild, als du in der Hand trägst, so bedürfte ich im Sturme keiner Halsberge mehr.“ Und Rüdiger reichte ihm den eigenen Schild; Hagen aber gelobte, ihn nicht zu bestehen, und wenn er alle Burgunden erschlüge, und so gelobte es auch Volker. Nun säumte Rüdiger nicht länger; es entbrannte bald ein furchtbarer Kampf. Endlich gerieten Rüdiger und Gernot an einander; Rüdiger schlug dem Gegner durch den Helm, daß das Blut niederfloß; aber, obgleich auf den Tod verwundet, brachte Gernot dem edlen Markgrafen noch eine solche Wunde bei, daß er davon ersterben mußte. Der Kampf dauerte fort, bis alle Mannen Rüdigers erschlagen waren. Als man des Markgrafen Leiche heraustrug, erhob sich unendlicher Jammer unter den Hunnen. „König Etzels Jammern ward so stark und voll, wie eines Löwen Stimme, dem reichen König scholl der Wehruf der Klage; auch Ihr schuf's große Not. Sie weinten übermäßig um des guten Rüdigers Tod.“

38. Die ganze Königsburg widerhallte vom Wehruf. Als Dietrich die Klage vernahm, schickte er Helferich hin, um zu erkunden, was geschehen sei. Weinend kam er zurück mit der Nachricht, daß Rüdiger erschlagen sei. „Das wolle Gott nicht!“ sprach Dietrich. „Das wäre eine gräßliche Rache und des Teufels Spott. Womit hätte Rüdiger das verschuldet, er, der ja den Burgunden hold war?“ Dietrich sandte Hildebrand zu den Burgunden, um die Wahrheit zu erfahren. Um vor Hagens Hohn gesichert zu sein, begleiteten ihn alle Recken Dietrichs. Auf Hildebrands Frage entgegnete Hagen: „Die Mär' ist wahr, wenn schon ich wollte, sie wäre gelogen, und der gute Rüdiger lebte noch, um den zu weinen Männern und Weibern wohl ansteht.“ Hildebrand verlangte nun, man solle ihm der Helden Leichen zur ehrenvollen Bestattung ausliefern; Volker aber antwortete mit Hohn, so daß Wolfhart, Hildebrands Neffe, trotz des Oheims Warnung den Kampf begann, der bald allgemein wurde. Hildebrand erschlug den kühnen Volker, Helferich den starken Dankwart; aber auch Wolf-

hart, der alles niederhauend, dreimal die Runde um den Saal gemacht hatte, ward von Giselher erschlagen; während er zusammenstürzte, erhob er die Waffe und erschlug den Feind. Nun waren von beiden Seiten alle gefallen, nur Gunther und Hagen waren von den Burgunden und der alte Hildebrand von Dietrichs Mannen am Leben geblieben. Dieser ging zum sterbenden Wolfhart und wollte ihn aus dem Saale tragen, allein er mußte ihn liegen lassen, er war ihm zu schwer. Da blickte der Todwunde aus seinem Blute hervor und sagte: „Viellieber Oheim, nicht helfen könnt Ihr mir. Aber hütet Euch vor Hagen, denn grimmig ist sein Mut. Und wollen meine Freunde beklagen meinen Tod, so sagt ihnen, sie sollen das Weinen lassen, denn herrlich fiel ich von eines Königs Hand. Auch hab' ich zum voraus so gerächt mein Leben, daß zu weinen haben werden guter Ritter Frauen; und fragt Euch jemand, so mögt Ihr kecklich sagen, daß von meinen Händen wohl hundert erschlagen liegen." Derweil gedachte Hagen seines Freundes Volker. Mit den Worten: „Ihr büßt es mir, daß Ihr so manchem guten Helden von hinnen halfet in den Tod," lief er Hildebranden an, und so kühn sich dieser auch zur Wehre setzte, ward er doch vom grimmen Hagen verwundet. Da warf er den Schild auf den Rücken und entrann zu Dietrich, der ihm, als er die Märe hörte, Vorwürfe machte, sich in einen Kampf eingelassen zu haben; doch als er vernahm, daß Rüdiger wirklich erschlagen sei, ergrimmte er und befahl Hildebranden, seine Mannen zum Kampfe zu rufen. „Aber wer soll mit Euch gehen?" entgegnete Hildebrand. „Die Euch am Leben blieben, die seht Ihr vor Euch stehn, das bin ich ganz alleine; die andern, die sind tot." Darüber erschrak Dietrich heftig und brach in laute Klagen aus.

39. Da suchte sich Dietrich selbst sein Streitgewand, und der alte Waffenmeister Hildebrand half ihm die Rüstung anlegen. Dann gingen beide zum Saal, vor dem Gunther und Hagen angelehnt standen. Noch war Hagen nicht entmutigt; „ich bin wohl Manns genug, Dietrich zu bestehen," rief er, als er die beiden herankommen sah. Dieser machte ihnen bittere Vorwürfe über Rüdigers und der Seinigen Tod; doch bot er ihnen an, sie zu schützen und sie in ihr Land zu geleiten, wenn sie sich ihm als Geiseln ergeben wollten. „Das verhüte Gott im Himmel," entgegnete Hagen, „daß sich zwei Degen ergeben sollten, die noch so gewaffnet dastehen!" Als auch Hildebrand zuredete, verhöhnte ihn Hagen, daß er vor ihm geflohen sei. Da ergrimmte Dietrich, sprang dem kühnen Helden entgegen und schlug ihm eine breite Wunde; doch wollte er ihn nicht töten, daher umschloß er ihn mit kräftigem Arm und brachte ihn Kriemhilden gebunden, worüber diese hocherfreut war. Sie ließ ihn in ein Gefängnis bringen. Nun aber kam Gunther, sich an Dietrich zu rächen; doch auch er

ward nach hartem Kampfe überwunden und ebenfalls gebunden der Königin gebracht, die ihn höhnisch bewillkommnete und in ein anderes Gefängnis bringen ließ. Dietrich bat, sie möge die beiden Helden um seinetwillen am Leben lassen, und Kriemhild stellte sich, als wolle sie es thun; aber kaum hatte Dietrich den Rücken gewandt, so beschloß sie grimme Rache. Sie ging zu Hagen und versprach ihm, seiner zu schonen, wenn er ihr den geraubten Schatz wieder geben wolle; dieser aber erwiderte, er habe einen Eid geschworen, nie zu entdecken, wo der Hort liege, so lange noch einer von seinen Herren am Leben sei. Da ließ Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trug es dann selbst an den Haaren zu Hagen. „So ist es ergangen, wie ich es gedacht," rief er aus, als er das Haupt des geliebten Herrn erblickte. „Nun ist von Burgunden der edle König tot, Giselher der junge, dazu Herr Gernot. Den Hort weiß nun niemand, als Gott und ich allein: der soll Dir Teufelsweibe immer wohl verhohlen sein." Ergrimmt riß Kriemhild ihm das Schwert aus der Scheide, das nämliche, das Siegfried getragen hatte, als sie ihn zum letzten Mal sah, und schlug dem Verhaßten das Haupt ab. Mit Schauder sah es König Etzel und rief aus: „Wehe! wie ist hier gefällt von eines Weibes Händen der allerbeste Held, der je im Kampf gefochten, und seinen Schildrand trug! So feind ich ihm gewesen, mir ist leid um ihn genug." Aber sie sollte sich ihrer That nicht lange erfreuen; denn als sie kaum vollbracht, sprang Hildebrand voll Grimm auf sie zu und erschlug sie. Dietrich und Etzel aber erhoben laute Klage um die Gefallenen.

„Mit Leid war beendet des Königs Lustbarkeit,
Wie immer Leid die Freude am letzten Ende verleiht!"

2) Die Personen des Gedichtes.

I. Die niederrheinischen Personen.

Zu ihnen gehören: König Siegmund von Niederlanden, dessen Gemahlin Sigelind und beider Sohn, Siegfried. Erstere treten in der Dichtung zurück, weshalb wir sie hier unbeachtet lassen.

Siegfried,*) der Hauptheld des Gedichts, war ein junger Mann, von schöner Gestalt, kräftigem Bau, großer Stärke, ritterlicher Gewandtheit und kühnem Mute. Noch ehe er zu den Burgunden kam, hatte er beherzt manches Land durchzogen, und bereits in seinen Jünglingsjahren mit seines Armes Stärke so viele Heldenthaten verrichtet, daß man davon zu singen und zu sagen kein

*) Ein Zug aus Siegfrieds Knabenjahren wird im IV. Tle. v. Lübens Lesebuche erzählt. Diese Sage liegt dem Uhlandschen Gedicht „Siegfrieds Schwert" zu Grunde, das im III. Tle. d. Leseb. abgedruckt ist.

Ende finden kann. Durch seine außerordentliche Kraft erlegt er den grimmen Drachen und macht sich die Nibelungen dienstbar. Im Kriege gegen die Sachsen ist er es, der Hunderte der feindlichen Ritter tötet, beide Könige gefangen nimmt und dadurch einen glänzenden Sieg herbeiführt. Auf der von Gunther und Hagen zu seinem Untergange veranstalteten Jagd zeichnet er sich so sehr durch Kraft und Geschicklichkeit aus, daß ihm alle den Preis zuerkennen. Die riesenhafte Brunhild, der es die kühnsten Recken nicht hatten gleich thun können, wird durch ihn für Gunther besiegt. Genug, es ist kein Held so gewaltig, daß er ihn nicht freudigen Mutes bestanden, kein Abenteuer so gefährlich, daß er es nicht zu unternehmen wagte, und nicht siegreich daraus hervorging. Dennoch ist er nicht stolz auf seine Thaten, auf den Ruhm, den er allerwärts erntet. Als er die schöne Kriemhild erblickt, fühlt er sich noch nicht einmal würdig, sie zu besitzen, sondern meint, sie erst durch neue glorreiche Thaten verdienen zu müssen; nur erst, als er sich Gunther zu großem Danke verpflichtet, wagt er, um sie zu werben.

Mit unüberwindlicher Tapferkeit paart sich in dem jugendlichen Helden die zarteste Gesinnung mit dem stolzesten Selbstbewußtsein jungfräulicher Schüchternheit. Seine Liebe zu Kriemhild ist warm und innig. Was er denkt und empfindet, das teilt er seiner geliebten Gattin mit, selbst das, was ihr besser Geheimnis geblieben wäre, wie seine Verwundbarkeit und die Besiegung der Brunhild. Noch in der Todesstunde erfüllt ihn die Liebe zu Kriemhild. „Mich dauert nichts auf Erden," ruft er sterbend aus, „als Frau Kriemhild, mein Weib!" und mit dem letzten Atemzuge bittet er den König Gunther, sich der verlassenen Witwe anzunehmen. Gegen seine Freunde ist er offen und ohne Falsch, der höchsten Aufopferung fähig, versöhnlich und gerecht. „Ich war Euch stets gewogen, und sterbe nun daran," ruft er Gunther zu, der den Meuchelmord gebilligt. Überwundene behandelt er mild.

Siegfried ist der Typus der alten ritterlichen deutschen Helden, wahrhaft großartig vom Dichter gezeichnet, der es verstanden, die auffallendsten Gegensätze zur vollendetsten Harmonie zu vereinigen.

II. Die Burgunden.*)

Zu den Burgunden gehören die drei Königsbrüder Gunther, Gernot und Giselher, die Mannen Hagen, Dankwart und Volker, die Königin Ute und ihre Tochter Kriemhild; später tritt dazu Brunhild aus dem Norden.

König Gunther ist eine stattliche Persönlichkeit, im Kampfe

*) Über Personen, Thatsachen u. Örtlichkeiten im Nibelungenliede, welche in der Geschichte von Worms ihre Wurzeln oder Ausläufer haben, vergl. Heft 4—6 d. Monatsschr. f. rheinisch-westf. Geschichtsforschung u. Altertumskunde, herausgeg. v. Pick. Trier, 1876.

mutig und voll Kraft, nicht ohne Herzensgüte, aber von schwankendem Charakter, abhängig von Eindrücken und so zugänglich den Einwirkungen anderer, daß er ungerecht und ein Werkzeug der Bosheit wird. Auf Siegfrieds Vorwurf wegen des beim Jagdfrühstück fehlenden Weins weiß er nichts weiter zu sagen als: „Die Schuld liegt an Hagen, der will uns verdursten sehen." Seine Abhängigkeit von Eindrücken zeigt sich sehr stark, als er zum ersten Male von der schönen Brunhild hört; er will sie zur Gemahlin haben, und sollte es ihm auch das Leben kosten.

Diese Unbeständigkeit ist die Ursache, daß Gunther in dem Gedicht eine untergeordnete, zu Zeiten selbst klägliche Rolle spielt.

Gernot läßt sich auch von Hagen umgarnen; denn er giebt seine Zustimmung zu der verräterischen Ermordung Siegfrieds, beteiligt sich indes nicht selbst daran, sondern bleibt fern von der zu diesem Zwecke angeordneten Jagd. Im Streite erweist er sich tapfer und kräftig, auch treu gegen die Kampfgenossen. Der edle Markgraf Rüdiger empfängt von ihm den Todesstreich mit dem Schwerte, welches Frau Gotelinde ihm beim Abschiede geschenkt hatte. Als Kriemhild bei den Friedensunterhandlungen Hagens Auslieferung fordert, sagt er: „Und wären wir unser tausend, so wollten wir lieber alle tot liegen, als daß wir den einen Mann Dir auslieferten. Nie und nimmer!"

Giselher ist eine angenehme Erscheinung. Er liebt seine Geschwister und wird von ihnen geliebt. Als er hört, daß Hagen und die Brüder Siegfrieds Tod beschlossen haben, sagt er treuen Sinnes: „O weh, Ihr guten Recken, warum ratet Ihr das? Wahrlich, solchen mordlichen Haß hat Siegfried nicht um Euch verdient." Dennoch läßt er, wie auch Gernot, den Mord geschehen, warnt Siegfried nicht einmal. Dies Schweigen ist unerklärbar; denn seine brüderliche Liebe zu Kriemhild bleibt auch nachher unbeeinträchtigt. Der scheidenden Kriembild ruft er noch die wohlwollenden Worte zu: „Schwester, so Dich jemals etwas gefährdet und Du meiner bedürftest, thu' es mir kund: ich reite Dir zu Dienst in Etzels Land." Giselher ist auch der einzige, der bei der Begrüßung in der Etzelburg einen Kuß empfängt. Bei der Friedensunterhandlung sagt er: „Vielliebe Schwester mein, wie konnt' ich erwarten, daß ich hier so großen Kummer beführe, als Du mich so minniglich vom Rheine hierher ludest? Stets war ich getreu Dir und that Dir kein Leid. Wähnend, daß Du mir gut wärest, ritt ich hieher. Vieledle Schwester, laß uns Gnade widerfahren!" Im Kampfe zeigt er sich trotz seiner Jugend sehr tapfer, mutig und gewandt; manch' wackerer Ritter empfängt durch ihn den Todesstreich, zu allerletzt der kühne Wolfhart, durch den er aber auch selbst gefällt wird.

Hagen von Tronje ist eine riesige Gestalt, ein Recke, der

an Mut keinem nachsteht, an Kraft und Gewandtheit nur von dem unvergleichlichen Siegfried übertroffen und von dem gewaltigen Dietrich nur überwunden wird, weil übermenschliche Anstrengung und empfangene Wunden ihn ermattet haben. In seinem Körper herrscht das beste Ebenmaß, seine Brust ist breit, sein Gang ist stolz, aber sein Angesicht furchterregend und schrecklich, ein treuer Spiegel seines wahrhaft dämonischen Wesens. Rüdigers Tochter „deuchte er so furchtbar", daß es ihr im Innersten widerstrebte, ihn zum Willkommen zu küssen, wie ihr Vater begehrte. Auf die Burgundenkönige, namentlich auf Gunther, übt er großen Einfluß aus, und in allen schwierigen Fällen wird er um Rat gefragt. Selbst für seine bösen Anschläge weiß er sie zu gewinnen; und wenn ihr rechtlicher Sinn denselben widerstrebt, bringt er ihn dadurch zum Schweigen, daß er ihnen Gefahren vorspiegelt, die schlimmen Folgen ihrer Handlungen auf sich nimmt, oder großen Vorteil in Aussicht stellt. So lange Gunther noch dem Mordanschlage abgeneigt ist und ihn mit Widerwillen zurückweist, wiederholt ihm Hagen tagtäglich, daß er über vieler Könige Lande Herr sein würde, wenn Siegfried nicht mehr lebte. Die Versöhnung zwischen den Königen und Kriemhild regt er in der Hoffnung an, daß es dann gelingen werde, den Nibelungenhort ins Land zu bringen, woraus Gunther viel Nutzen erwachsen werde. Als er später inne wird, daß den Burgunden aus Kriemhilds Verwendung des Nibelungengoldes Unheil erwachsen könne, nimmt er ihr den Schatz mit Gewalt und auf die Gefahr hin, daß seine Herren ihm ernstlich zürnen werden, dabei hoffend, daß sie die Nützlichkeit seiner Gewaltthat schon noch einsehen würden.

Hagens Haß gegen Siegfried hat seinen Grund wohl hauptsächlich in Neid und Eifersucht. Siegfried gewinnt am Hofe den Burgunden in kurzer Zeit aller Herzen. Bei allen ritterlichen Spielen erlangt er die ersten Preise; in allen ernsten Kämpfen ficht er in den vordersten Reihen, schlägt die kühnsten Feinde nieder und führt den Sieg herbei, so daß alle ihm zujubeln, selbst die überwundenen Helden seine große Überlegenheit willig anerkennen. Das kann der mächtige, bis dahin seiner Stärke wegen gefürchtete Hagen nicht ertragen. Im stillen sinnt er, wie es ihm gelingen möge, Siegfried unter schicklichem Vorwande zu stürzen. Um sicher zum Ziele zu kommen, wendet er Verrat und List an: Verrat, indem er den arglosen Siegfried in eine Falle lockt; List, indem er durch verstellte Teilnahme Kriemhild das Geheimnis von der Verwundbarkeit ihres Gemahls ablockt. Nach Siegfrieds Ermordung glaubt er gesichert dazustehen, daher steigert seine Kühnheit sich zur Frechheit. Als man beschließt, die grausige That zu verhehlen und vorzugeben, Siegfried sei meuchlings von Räubern im Walde erschlagen worden, da erwidert Hagen: „Ich schaffe den

Toten gen Worms, und ist mir ganz einerlei, ob sein Weib es wisse. Wenig wahrlich ficht es mich an, wie die weine, welche Brunhilden weinen machte." Ebenso tritt er bei Siegfrieds Beerdigung frech an die Leiche heran, unbekümmert, ob die Wunden von neuem bluten und ihn als Thäter kenntlich machen werden. Auch in der Etzelnburg bekennt er sich auf Kriemhilds Frage unverhohlen zur schrecklichen That und setzt zugleich die Achtung aus dem Auge, welche er der Frau, der Schwester seiner Herren, der Königin schuldig ist; denn nicht bloß um zur Gegenwehr bereit zu sein, legt er das Schwert Balmung quer über seine Kniee, sondern um Kriemhilden zu kränken, von neuem zu beleidigen. Wo er vom Schwerte keinen Gebrauch machen kann, da wendet er Spott und Hohn an. Reichlich erfahren das Kriemhild und Etzel, die kämpfenden Hunnen, selbst der würdige greise Hildebrand.

Neben diesen schlimmen Eigenschaften treten uns aber in Hagen auch einige gute entgegen. Hoch zu rühmen ist seine Tapferkeit, noch höher seine Treue gegen seine Herrin, die er auch nicht ein Mal, selbst in der größten Gefahr nicht, verleugnet hat; sogar sein Verrat an Siegfried kann als Erscheinungsform der höchsten Treue betrachtet werden. Aber Hagen ist nicht treu aus persönlicher Zuneigung und Liebe, sondern weil die Ehre es gebietet. Auch seine Aufopferungsfähigkeit verdient alle Anerkennung und ist nicht bloß aus heldenmütiger Todesverachtung zu erklären. Der Freundschaftsbund mit Volker wird zwar in der Not geknüpft, bewährt sich aber in derselben auch in aller Reinheit. Den schönsten Zug seines Herzens läßt er uns erkennen, als Rüdiger ihm in hohem Edelmut für den zerhauenen Schild seinen eigenen guten giebt. Das ergriff ihn und stimmte ihn wehmütig, und obwohl Rüdiger Fehde ankündigt, verzichtet doch Hagen auf jede Gegenwehr; seine Hand soll ihn im Streite nicht berühren, erschlüge er auch alle Burgunden. Durch solche Züge wird das Abstoßende und beinahe Grauenhafte im Charakter Hagens gemildert, und wir bewundern den Dichter, der durch so einfache Mittel so große Wirkungen hervorbringt.

Dankwart ist ein tapferer Recke, der seinem Bruder treu zur Seite steht, dessen Überlegenheit aber wohl anerkennt, und sich ihm daher freiwillig unterordnet.

Volker ist unter Gunthers Mannen eine hervorragende Persönlichkeit; er weiß das Schwert ebenso kräftig als den Fiedelbogen anmutig zu führen. Etzel beklagt (im 33. Abent.) sehr seine „roten" Bogenstriche und die „Töne", die ihm seine Helden tot schlagen. Seinem Freunde Hagen steht er in aller Treue bei bis in den Tod; wie weit er dessen Gesinnung teilt, ist nicht recht erkennbar. Bei Siegfrieds Mord ist er nicht direkt beteiligt. Es ist nicht nach seinem Sinn, daß Hagen der Kriemhild die erforder-

liche Ehrerbietung versagt; doch tritt er dem überlegenen Freunde nicht weiter entgegen, als dieser ein gleiches Benehmen von ihm begehrt.

Ute ist eine liebevolle Mutter, verständig und erfahrungsreich. In Träumen erkennt sie das Schicksal ihrer Kinder und warnt rechtzeitig, doch ohne Erfolg. In den Gang der Begebenheiten greift sie nicht ein; ihr Wirkungskreis ist das Haus, dem sie mit Sorgsamkeit vorsteht.

Kriemhild*) muß neben Siegfried als die Hauptperson im Gedicht betrachtet werden und ist auch vom Dichter so behandelt worden. „Wir erblicken sie zuerst als blühende Jungfrau, deren Herz nur für Mutter und Geschwister schlägt, wie sie denn ihrer Mutter Traumdeutung jungfräulich verschämt zurückweist, und gegen alle Werbungen kalt und unempfindlich bleibt. Aber als Siegfried zu Worms erscheint, und alles vom Lobe des Heldenjünglings erschallt, steigen Ahnungen in ihrer Seele auf, welche schon auf Liebe deuten; denn als sie Gelegenheit sucht, ihn unbemerkt zu sehen, da ist es schon nicht mehr bloß weibliche Neugierde, die sie leitet; daher verschließt sie auch den Eindruck in ihrem Busen, den der herrliche Jüngling auf sie gemacht; die jungfräuliche Verschämtheit hält sie ab, sich selbst zu gestehen, wie sehr sie sich nach ihm hingezogen fühlt; aber unwillkürlich beschäftigen sich ihre Gedanken stets nur mit dem schon heiß Geliebten. Als Gunther die Boten mit der Nachricht von dem über die Sachsen erfochtenen Siege nach Worms vorausschickt, läßt Kriemhilde einen derselben vor sich kommen. „Dies geschah verstohlen," fügt der Dichter vortrefflich hinzu, „sie durft' es wohl nicht laut: Es war ja der darunter, dem ihr Herz sie vertraut." Sie erkundigt sich nach denen, welche dem Kriegszug beigewohnt haben; zwar nennt sie Siegfried nicht, aber man sieht doch aus jedem ihrer Worte, daß sie ihn vor allen im Sinne hat. Daher heißt es, als ihr der Bote von dessen Heldenthaten berichtet hatte: „Ihr Antlitz, das schöne, wurde rosenrot, da glücklich war geschieden aus so großer Not Siegfried, der junge, der weidliche Mann." Jeder Zug, den der Dichter weiter hinzufügt, vollendet das liebliche Bild. Als Gunther nach der Rückkehr von Isenland ihr ankündigt, daß er sie einem Ritter zum Weibe gelobt habe, da verkündet ihr ihr Herz, daß es kein anderer sein könne, als Siegfried, und sie eilt daher, ehe noch ihr Bruder ihr den Namen genannt, diesem zu erklären, daß sie sich stets seinem Willen unterwerfen würde; so glücklich sie sich fühlt, will sie doch mit jungfräulicher Schamhaftigkeit dieses Glück vor ungeweihten Augen verbergen. Aber sobald sie ihm angetraut ist, verschwindet diese mädchenhafte Scheu, und wie sie ganz Jungfrau war, so wird sie nun ganz Weib: alle ihre Gedanken,

---

*) Eine vorzügliche Charakteristik hat Uhland geliefert in: Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. I. S. 337.

all ihr Sinnen und Trachten ist auf den geliebten Mann gerichtet, der nun der Zweck ihres Lebens wird. Er ist ihr der Verein aller Vortrefflichkeit, dem sich nichts gleichstellen darf; der geringste Vorwurf, der ihm gemacht wird, empört ihr liebendes Herz und reizt sie sogar zu ungebührlichem Betragen. Wenn auch Siegfrieden überlebend, ist doch mit seinem Tode auch ihr Leben abgeschlossen; theilnahmlos gegen alles, was sie umgiebt, lebt sie nur noch in der Erinnerung an den verlornen Geliebten. — So hat uns der Dichter in Kriemhilden ein lebenswarmes und getreues Bild der schönsten Jungfräulichkeit und Weiblichkeit gegeben, das nicht bloß in der Litteratur des deutschen Mittelalters einzig dasteht, sondern auch den schönsten Gebilden aller Zeiten und Völker an die Seite gestellt werden kann.

Nicht weniger trefflich ist Kriemhilde im 2. Teile geschildert. Allerdings scheint der Charakter, den er ihr gegeben, mit dem im Widerspruche zu stehen, den wir eben näher betrachtet haben; allein wenn es auch in der That so wäre, so ließe sich doch kein Vorwurf darauf begründen, weil der zweite Teil eben ein ganz selbständiges Gedicht ist. Doch ist der berührte Widerspruch in der That nur scheinbar, und es ließen sich beide Gedichte, wenn man bloß auf Kriemhildens Charakter Rücksicht nähme, vollkommen zu einer Einheit zu vereinigen. Denn eben die unvergängliche Liebe, welche ihr ganzes Wesen erfüllte, mußte den Gedanken an Rache um so mehr in ihr entflammen, als sie mit jedem Tage, mit jedem Jahre die Größe ihres unersetzlichen Verlustes lebendiger fühlte. Hatte doch auch Hagen nach der Ermordung ihres Gemahls ihr noch manche Schmach zugefügt, und das schon gereizte Gemüt noch mehr verwundet; denn daß der Dichter auf den Raub des Nibelungenhortes großes Gewicht legt, geht aus dem Ende namentlich hervor. So war Kriemhilde nach Siegfrieds Tode durch größere und kleinere Beleidigungen in gereiztem Zustande erhalten worden, und wer die Natur des Weibes kennt, wer zudem die Zeit und die Verhältnisse beachtet, in welchen der Mensch noch weder durch religiöse, noch durch gesellschaftliche Rücksichten geleitet war, die empörte Leidenschaft zu zügeln, wird nicht anstehen, die Entwicklung von Kriemhildens Charakter für ganz naturgetreu und wahr zu halten. Und wenn sie auch die Rache bis zum gräßlichsten Übermaß führt, so hat der Dichter dies auf das verständigste motiviert, indem er den entsetzlichen, echt tragischen Ausgang nicht bloß aus Kriemhildens Charakter, sondern ganz hauptsächlich aus den in einander greifenden Begebenheiten herleitet, zu welchen sie allerdings den ersten Anstoß giebt, die sich aber zum großen Teil ohne ihr persönliches Eingreifen in solcher Weise entwickeln, daß sie nur durch das Verderben aller zur Lösung gelangen können. Übrigens sehen wir, wie Kriemhilde Schritt für Schritt zum

Entsetzlichen gedrängt wird. Hat sie auch die Burgunden in böser Absicht an Etzels Hof entboten, so hat sie doch noch keineswegs einen festen Plan gefaßt; sie hofft nur, daß ihr die Umstände Gelegenheit darbieten werden, Hagen für den Mord des geliebten Gemahls zu bestrafen. Und nun muß dieser sogleich durch sein trotziges, verletzendes Benehmen die Zürnende noch mehr reizen; er muß endlich, als der Kampf schon begonnen hatte, durch die Ermordung des Knaben Ortlieb jede friedliche Lösung unmöglich machen. Was nun folgt, hätte auch erfolgen müssen, selbst wenn Kriemhilde nicht zum weiteren Kampfe gemahnt hätte. Nur Gunthers und Hagens Tod ist Folge ihres persönlichen, unmittelbaren Einschreitens; aber auch die entsetzlichen Thaten werden ihr durch Hagens trotzigen Hohn gleichsam abgedrungen; und wie sie uns auch mit Schaudern erfüllen, wir begreifen doch, daß die arme Königin, die den Schmerz um den ersten Gemahl noch in seiner ersten Kraft fühlte, und die nun ihr geliebtes Kind und alle ihre Freunde, die Blüte von Etzels Ritterschaft in ihrem Blute liegen sah, von einer unwiderstehlichen Macht gedrängt wurde, den zu vernichten, der ihr alles geraubt, ihr Lebensglück zum zweiten Male auf ewig vernichtet hatte. Und so groß der Abgrund ist, der sich zwischen der zarten, im ersten Gefühl der Liebe erhebenden Jungfrau und dem mordsüchtigen Weibe eröffnet, so ist jenes in diesem doch noch vollkommen erkenntlich; wir fühlen, daß es dieselbe Kraft der Liebe ist, welche sie an Siegfrieds Brust geführt und ihren Arm zum tödlichen Streich gehoben hat.“ (Kurz.)

Brunhild (= die im Schuppenpanzer Kämpfende) ist weit und breit durch unvergleichliche Schönheit berühmt, ebenso aber auch durch wundersame Kraft. Ihr Vorsatz, nur dem Manne ergeben sein zu wollen, der sie an Stärke übertrifft, ist echt weiblich, denn nur mit solchem kann sie, wie andere Frauen, in naturgemäßem Verhältnis leben, nämlich in dem der Abhängigkeit. Dabei ist aber ihr Herz von Stolz erfüllt. Schwerlich geht es ihr ganz von Herzen, als sie beim Kampfspiel Gunther zuruft: „Edler Ritter, des Schusses habe Dank!“ Denn als sie auch im Steinwerfen und im Sprunge von Gunther übertroffen und vollständig besiegt wird, da ward sie „rot vor Zorn“. Und hätte es mit Ehren geschehen können oder wäre Gunthers Macht durch die von Siegfried herbeigeschafften Nibelungenrecken nicht eine so bedeutende gewesen, sie wäre ihm nicht mit nach dem Rheine gefolgt. „Erst muß ich noch fragen meine Magen und Mannen,“ sagt sie, als Siegfried zur Reise nach Worms mahnt. „Ich kann nicht so leichtweg räumen mein Land, und muß zuvor noch meine Freunde zu mir bescheiden.“ Beleidigter Stolz ist ja auch die nächste Ursache des Zerwürfnisses zwischen ihr und Kriemhild. Zu demselben gesellt sich dann noch die Rache, die ihr jede Freude vergällt, und sie in den tiefsten

Kummer versetzt. Nachdem das Unheil durch sie eingeleitet worden, läßt der Dichter sie zurücktreten, wie sie überhaupt schon nach ihrer Verheiratung nur als ganz gewöhnliche Frau erscheint.

III. Die Ostgoten.

Dietrich von Bern (Verona), welcher im Nibelungenlied an Etzels Hofe erscheint, von seinem bösen Oheime Ermanarich aus dem väterlichen Erbe vertrieben, ist der Mittelpunkt des ostgotischen Sagenkreises von den Amelungen und war eine Lieblingsgestalt germanischer Heldendichtung. Im skandinavischen Norden hat sich die deutsche Sage von Dietrich (nordisch Thidrek) zu einer weitläufigen Sagenkompilation ausgesponnen. In der nordischen Thidrekssage heißt es von Dietrich: „Als er aufwuchs, da war er ein so großer Mann von Wuchs, daß sich kaum seines Gleichen fand, indessen war er kein Riese. Er hatte ein langes, regelmäßiges und hellfarbiges Antlitz, und seine Augen waren die besten unter den Männern und etwas dunkelbraun; sein Haar war stark und schön wie geschlagenes Gold und wallte überall in Locken herab. Er hatte keinen Bart, ein so alter Mann er auch wurde. Seine Schultern waren so groß, daß man mit zwei Ellen darüber messen konnte. Seine Arme waren so dick, wie ein starker Stamm und hart wie ein Stein; er hatte eine schöne Hand; um die Mitte war er schmal und wohlgewachsen; aber seine Hüfte und Schenkel waren so dick, daß es jedermann ein großes Wunder deuchte, wie auf solche Weise ein Mann gebildet sein konnte. Seine Füße waren schön und wohlgewachsen; aber seine Waden und Schienbeine waren so dick, daß sie wohl ein Riese so haben konnte. Seine Kraft war so groß, daß kein Mensch es wußte und beinahe er selber kaum erproben konnte." Hiermit stimmt auch im ganzen überein, was das Nibelungenlied von seiner Stärke sagt. Als Kriemhild und Etzel sich in seinen Schutz begaben und von ihm begehrten, aus dem Sale geführt zu werden, „da hub mit Macht er an zu rufen, daß ihm die Stimme wie ein Wisenthorn erscholl, und der weite Palast davon erdröhnte". Was keiner vermochte, gelingt ihm: Hagen und Gunther zu überwinden und gefangen zu nehmen. Nach seiner Gesinnung und ganzen Handlungsweise steht er tadellos da. Offen warnt er die Burgunden vor Kriemhild und verweigert dieser seine Mithilfe. Nur erst, als ihm ohne sein Wissen seine Mannen erschlagen worden sind, geht er in den Kampf und beendet ihn glücklich. Einen schönen Beweis seines Edelmutes liefert er, als er Hagen und Gunther der Königin übergiebt: er empfiehlt ihr, sie am Leben zu lassen. „Seht sie gnädig an um meinetwillen," sagt er beim Weggehen. Als alle

zu Grunde gerichtet sind, und auch Kriemhild den Tod gefunden, bricht er vor Schmerz in Thränen aus und klagt laut.*)

Hildebrand, Dietrichs Waffenmeister, steht bereits im Greisenalter, ist aber noch voll Kraft und Mut. Wie sein Herr, so wird auch er nur durch Not zum Kampf gebracht. Kriemhilds unersättliche Rache empört sein ganzes Innere, und darum empfängt sie durch ihn in Dietrichs und Etzels Gegenwart den Todesstreich. Seinem Herrn ist er in Treue ergeben, die vorzüglich aus persönlicher Zuneigung entspringt. (Vergl. das Hildebrandslied, S. 6.)

IV. Die Hunnen.

Etzel ist Heide, von weitreichender Macht, Besitzer von 12 oder gar 13 Königskronen. Persönlich erscheint er aber als ein zaghafter, unritterlicher alter Mann, dessen mitunter unternommene Anläufe weit mehr komisch als heroisch ausfallen. Völlig lächerlich erscheint er in der Situation, wo er, durch Hagens Spott gereizt, einen Anlauf gegen die Saalstiege nehmen will, aber durch seine Frau Königin am Schildriemen zurückgehalten wird.

Der Hunnenkönig Attila und der Etzel der deutschen Sage sind offenbar zwei ganz verschiedene Personen.

Blödelin, Etzels Bruder, erscheint als Kriemhilds Werkzeug und tritt nur in Aussicht auf reichen Lohn in den Kampf ein. Darum wird er auch mit einem einzigen kräftigen Streiche Dankwarts vom Schauplatze entfernt, noch ehe der eigentliche Ritterkampf beginnt.

Rüdiger, Markgraf zu Bechlaren, ist Etzels Vasall und steht bei diesem in hohen Ehren, wofür außer der Überhäufung mit Gütern auch die Absendung zur Brautwerbung spricht. Keiner der Recken wird aber in so schlimme Lage versetzt, wie er: er soll Etzel die Mannentreue, Kriemhild die Eidestreue und den Burgunden die Freundestreue halten, und doch sind deren Interessen entgegengesetzter Art. Sein Seelenschmerz darüber ist so groß, daß er schon vor dem Kampfe den Untergang in demselben mit Gewißheit voraussieht. Wie Siegfried, so gedenkt auch er vor seinem Tode der trefflichen Gattin und Tochter und empfiehlt sie der Gewogenheit seines Königs. Hunnen und Burgunden wetteiferten in seiner Verehrung; lautes Weinen und Klagen wird überall vernommen, als sich die Kunde von seinem Tode verbreitet. Hagen ruft der Königin, die da glaubt, Rüdiger verhandle mit den Burgunden, um sie wieder heimzuleiten, zu: „Euch hat gedient getreulich bis an sein Ende der Held. Schaut Euch um, Frau Kriemhild, wo Ihr solche Diener weiter finden wollt.“

---

*) Vergl. „Die Dietrichsage in ihrer geschichtl. Entwickelung“ von K. Meyer. Basel, 1808. 1,5 M.

Wahrhaft verhängnisvoll ist es, daß Rüdiger von Gernot mit dem Schwerte den Todesstreich empfängt, das dieser von Gotelinde zum Abschied als Geschenk erhielt. Aber Gernot fällt auch durch Rüdigers Hand.

V. Die Schutzverwandten.

Hawart und Markgraf Iring von Dänemark, Irnfried von Thüringen und viele andere Ritter zeichnen sich sämtlich durch Heldenmut und große Tapferkeit aus.

3. Grundgedanke der Dichtung.

Das Nibelungenlied führt uns in reichem Maße reinste Liebe und schwerstes Leid vor, durchweg aber so, daß wir erkennen, daß aus Liebe Leid erwächst. Als Frau Ute ihrer Tochter Kriemhild deren Traum vom Falken und den beiden Aaren auslegt und ihr sagt, daß das Glück des Weibes in der Liebe bestehe, antwortet letztere: „Die Rede laßt bleiben, vielliebe Mutter mein! Es hat an manchen Weiben gelehrt der Augenschein, wie Liebe mit Leide am Ende gerne lohnt.“ Dieser im ersten Gesange ausgesprochene Gedanke wird oft, selbst in den fröhlichsten Abenteuern, wiederholt und bildet gewissermaßen den Grundton des Gedichts, das endlich mit den schon oben angeführten Worten schließt:

„Mit Leid war beendet des Königs Lustbarkeit,
Wie immer Leid die Freude am letzten Ende verleiht.“

Das ist offenbar der Grundgedanke der ganzen Dichtung. Unwillkürlich wird man dadurch an Schillers Wort in der Braut von Messina erinnert:

„Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe.“

Andere finden den Grundgedanken in dem Gegensatze von Treue und Verrat, der namentlich in Kriemhild und Hagen glänzend durchgeführt und gleichsam verkörpert ist; beider Verrat muß dann als Erscheinungsform der höchsten Treue angesehen werden. Bei Kriemhild ließe sich diese Treue auf Liebe zurückführen, bei Hagen jedoch nicht, da dieser nur die Mannentreue kennt, sich nur durch die Ehre bestimmen läßt.

4. Entstehung des Nibelungenliedes.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß unsere Altvordern aus Asien stammen. Von dorther brachten sie mancherlei Sagen mit, in denen, wie überall in den Anfängen epischer Poesie, Göttermythus und Heldensage noch eins waren. Der Charakter der neuen Heimat bedingte die Art der Weiterentwickelung dieser urzeitlichen Sagengestaltung, deren Mittelpunkt Siegfried gewesen sein mag. Bei dem Bildungsgrade, den die Germanen besaßen,

ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie diesem heiligen Vermächtnis der Väter, der im Ansehen religiöser Urkunden stehenden Götter- und Heldensage eine liebevolle Pflege angedeihen ließen. Am wirksamsten dafür erwiesen sich jedenfalls die an den Höfen der Stammfürsten umherziehenden Skopen und Skalden, d. h. Männer, welche „die That durch das Lied verherrlichten", also die Dichter und Sänger, die wahrscheinlich auch priesterliches Ansehen genossen.

Es war aber der altgermanischen Götter- und Heldensage nicht vergönnt, zu einem künstlerischen Abschluß zu gelangen, wie einen solchen die griechische in den homerischen Gesängen gefunden. Zwei welthistorische Thatsachen von unermeßlicher Bedeutung traten der Vollendung des deutschen Nationalepos hindernd in den Weg: die Völkerwanderung und das Christentum. Eine Nation, die auf die Wanderschaft geht, um neue Wohnsitze zu suchen, wandelt alles um, namentlich auch die epischen Überlieferungen. Zu den Erinnerungen an die Götter- und Heldensagen der Vorzeit kamen neue großartige Vorstellungen, und es mischte sich so das Fremde mit dem Heimatlichen. Das Christentum, dem die Germanen durch die Völkerwanderung entgegengeführt wurden, pflanzte insbesondere in die Gemüter die Keime jener Romantik, welche nachmals in der Ritterpoesie des Mittelalters zu üppiger Blüte gedieh. In der Vertreibung der Völker tauchten neue Helden, wie Attila und Theodorich, auf. Die immer geschäftige Volksphantasie bildete um die Gestalten solcher Herrscher neue Sagenkreise, die in der mannigfaltigsten Weise sowohl unter sich, als auch mit den Überlieferungen des urzeitlichen Sagenschatzes in Verbindung gebracht wurden. In den Vordergrund der Geschichte und Sage und vermittelst dieser in den Kreis der epischen Dichtung traten die Stämme der Goten, Burgunden, Franken, Alemannen, Thüringer, Sachsen, Friesen und Jüten. So gestalteten sich mit Herbeiziehung und Umfärbung der uralten Wölsungasage von Siegfried und seiner Verlobten, der Walküre (halbgöttliche Schlachtjungfrau) Brunhild, auf deutschem Boden folgende Gruppen oder Sagenkreise:

1) der ostgotische Sagenkreis, dessen Mittelpunkt die Könige der Ostgoten aus dem Stamme der Amaler, Ermanrich und sein Neffe, Dietrich von Bern, sind;

2) der burgundische Sagenkreis, die uns schon bekannten Könige Gunther, Gernot und Giselher mit ihrer Mutter Ute, ihrer Schwester Kriemhild und ihrem Dienstmann Hagen umfassend;

3) der niederrheinische Sagenkreis mit Siegfried dem Drachentöter;

4) der hunnische Sagenkreis vom Hunnenkönig Etzel, um welchen her Walther von Aquitanien, Rüdiger von

Bechlaren, Irnfried von Thüringen und andere Helden sich sammeln;

5) der norddeutsche oder friesisch-dänisch-normannische Sagenkreis, in dem der Friesen- oder Hegelingenkönig Hettel mit seiner Tochter Gudrun, der Stormarn- oder Dänenkönig Horand mit seinem Oheim Wate, welchen die Normannenkönige Ludwig und Hartmut gegenüberstehen, hervorragen;

6) der nordische Sagenkreis mit den skandinavischen Helden Wittich und Wieland und ihrer mythischen Umgebung;

7) der longobardische Sagenkreis, gebildet durch die Helden Rother, Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich.

Die 4 ersten dieser Sagenkreise, also der ostgotische, burgundische, niederrheinische und hunnische, bilden die Grundlage des Nibelungenliedes. Die Zeit seiner Entstehung ist unbekannt; doch hat sich aus anderen Dichtungen, die des Nibelungenliedes gedenken, ergeben, daß die älteste Dichtung, der Nibelunge Not, in der ursprünglichsten Gestalt bis etwa 1140 hinaufreicht. Jedenfalls war der Dichter ein Österreicher, was man aus der Lokalkenntnis geschlossen hat.*) Er verfaßte das assonierende Gedicht in einer von ihm erfundenen Strophenform, für welche er die Elemente aus dem alten Verse von 4 Hebungen entnahm. Etwa um 1170 erfuhr es eine Umarbeitung, die jedoch die Assonanz noch nicht vollständig durch genaue Reime verdrängen konnte. Erst zwischen 1190—1200 (nach Lachmann bis 1210) versuchten es zwei Bearbeiter, den Stoff in strenge Reime umzuschmelzen, wobei jedoch noch manche Assonanz stehen geblieben ist, namentlich da, wo ein häufig wiederkehrender Reim Schwierigkeiten bereitete.**)

Über die Art, wie das Nibelungenlied entstanden ist, haben sich verschiedene Ansichten gebildet. Einige meinen, dasselbe sei aus dem gesamten Volke hervorgegangen, also Volkspoesie im buchstäblichsten Sinne des Wortes, und stützen sich dabei auf das Volkstümliche des Gedichts selbst. Diese Ansicht ist aber völlig unhaltbar. Denn es ist doch wohl unzweifelhaft, daß das Volk als Ganzes genommen, gar nicht dichtet, d. h. Poesieen schafft; möge ein Gedicht auch noch so klein sein, irgend jemand muß ihm wenigstens die Gestalt gegeben haben. Und wenn einmal eine kleine Gesell-

*) Pfeiffer u. Bartsch hielten den österreich. Ritter von Kürenberg als den Verfasser; doch bekennt letzterer jetzt, daß sich diese Vermutung wohl nicht über die Wahrscheinlichkeit hinaus wird erheben lassen. Nach Muth, Einleitung in d. Nibelungenlied, ist die Heimat der Nibelungenlieder das österreich. Donauthal, u. der Hof zu Wien die große alte Römerstadt Favianae. (Vergl. Germania XIX. 343.)

**) Ob diese Bearbeitungen wesentlich durch technische Rücksichten bedingt worden seien, und die stehen gebliebenen Assonanzen gerade auf ein besonders hohes Alter hinweisen, verneint Herm. Paul, Zur Nibelungenfrage. Halle, 1877.

schaft aus dem Volke bei irgend einer Veranlassung sich zum gemeinsamen Dichten erhebt, dann macht sie ganz gewiß nur kurze Lieder, Rätselreime u. dgl., nicht aber langgedehnte Epen, wie das Nibelungenlied. Daher glauben andere, die einzelnen Sagen seien zu verschiedenen Zeiten von Dichtern, den schon erwähnten Skopen, dargestellt und durch Singen und Sagen zum Volkseigentum geworden. Später habe dann irgend ein bedeutender Skop aus diesen Volksliedern ein Ganzes geschaffen, nämlich den 1. Teil unseres Nibelungenliedes; in ähnlicher Weise sei später auch der 2. Teil entstanden. Die umdichtende Verschmelzung beider großen Gedichte zu einem Epos, wie es uns jetzt als „Nibelungenlied" vorliegt, ist das Werk eines Dichters, dessen Name sich wohl nie mit Sicherheit wird feststellen lassen. Er wird aus mündlichen Überlieferungen und Volksgesängen unter Benutzung schriftlicher Quellen die Elemente geordnet, gesichtet und in eigens erfundene Formen subjektiv umgedichtet, und dabei weniger engherzig dem starren, oft widerstrebenden Stoffe die Sitten und Gebräuche seiner Zeit angepaßt haben. Diese Ansicht wird von den meisten Germanisten für die natürlichste gehalten. Stark angezweifelt ist die Ansicht Lachmanns, obschon er sie mit großem Scharfsinn zu begründen suchte, daß wir das Nibelungenlied einem bloßen Sammler und Ordner verdanken, der eine Anzahl von Volksliedern zusammenstellte und durch größere und kleinere Zusätze vermehrt zu einem Ganzen vereinigte. „Denn es müßte dann erst nachgewiesen werden, daß die Nibelungenstrophe die allgemein übliche Form für die Lieder der Heldensage gewesen, da es sonst wunderbar erscheint, daß alle Volkssänger derselben Strophenform sich bedienten." Bartsch.

Der heidnische Ursprung der zu Grunde liegenden Sagen ist übrigens unschwer zu erkennen; ganz entschieden tritt er hervor in den heidnisch-germanischen Festen, die zur Zeit der winterlichen und sommerlichen Sonnenwenden gefeiert wurden, in dem Erscheinen der Meerweiber, in den Worten Hagens: „Nun trinken wir die Minne und opfern des Königs Wein." Über den mythischen Kern des Nibelungenliedes nach der Wölsungasage und der jüngeren Edda vergl. Bartsch, Das Nibelungenlied. Einleitung S. VI ff.

5. Komposition des Gedichts.

Bemerkung. Wenn wir von der Komposition einer Dichtung reden, so verstehen wir darunter die kunstvolle Anordnung und Verknüpfung, naturgemäße Begründung und befriedigende Auflösung der Begebenheiten, und eine dem Zwecke des Ganzen entsprechende Charakterisierung der handelnden Personen. Der Wert einer Dichtung hängt wesentlich hiervon ab; und je geschickter der Dichter in allen diesen Stücken sich zeigt, um so höher schätzen wir ihn.

In beiden Teilen des Gedichts hält der Dichter die chronologische Folge inne und trägt dafür Sorge, daß das Nachfolgende immer als Wirkung des Vorhergehenden erscheint.

Verfolgen wir zunächst den Gang des 1. Gedichts oder 1. Hauptteils. Kriemhild und Siegfried sind die Hauptpersonen in demselben. Der Dichter macht uns sofort mit denselben bekannt, thut das aber nur in einigen kurzen scharfen Zügen, weiteres dem Verlaufe der Dichtung überlassend. Jeder Person ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, wodurch jedes der dargebotenen Bilder zu besonderer Selbständigkeit gelangt, ein Verfahren, wodurch der Dichter einen Beweis seines Kunstgefühls giebt. Doch wird ihr späteres, den ganzen Gang der Handlung beherrschendes Verhältnis schon im 1. Abenteuer mit großem Geschick angedeutet, so daß, wenn der Dichter sich im 2. Gesange zu Siegfried wendet, kein Zweifel obwaltet, es habe der Jungfrau Traumbild auf ihn Bezug. Das 3. Abenteuer beschäftigt sich auch mit Siegfried; doch liegt zwischen beiden erzählten Begebenheiten ein längerer Zeitraum, und auch dies beweist wiederum des Dichters künstlerische Begabung. Hätte er die Heldenthaten des Jünglings unmittelbar an die Darstellung seiner Jugendzeit anreihen wollen, so hätte er sie, weil sie eben dadurch zu wesentlichen Bestandteilen der Erzählung gestempelt worden wären, in ausführlicherer Weise berichten, und dadurch den Gang der eigentlichen Handlung unterbrechen müssen; zudem machen diese Thaten Siegfrieds, wie sie im Verlaufe des dritten Gesanges in Form einer Episode berichtet werden, obgleich nur rasch und gedrängt erzählt, eine weitaus größere Wirkung, da wir zugleich die Bewunderung wahrnehmen, zu welcher sie einen der mächtigsten Recken des Gedichts, den grimmigen Hagen hinreißen. Liebe zur schönen Kriemhild hatte Siegfried nach Worms geführt; und auch die Jungfrau ward, als sie den Heldenjüngling, von ihm ungesehen, erblickte, von noch ungekannten Gefühlen ergriffen. Allein Siegfried wagt es noch nicht, um die Herrliche zu werben, er fühlt, daß er sie durch neue Heldenthaten verdienen muß. Aber weit entfernt, sich in zwecklose, unsinnige Abenteuer zu stürzen, wartet er geduldig, bis sich die Gelegenheit darbietet, sich neuen Ruhm zu erwerben, und zugleich den Brüdern der Geliebten wesentliche Dienste zu erweisen. Diese Gelegenheit findet sich bald; er besiegt die Sachsen und Dänen, welche das Burgundenland bedrohten, und befreit den König Gunther aus drohender Gefahr. Doch erst als dieser ihn bittet, ihm bei der Werbung um Brunhild beizustehen, benutzte er die sehr passende Gelegenheit und fordert Kriemhildens Hand zur Belohnung. Was ihn aber dem Ziele seiner Wünsche nahe brachte, wurde zugleich der Grund seines nahen Todes, und so hat der Dichter schon mitten im Gedicht den Schluß desselben auf das vortrefflichste motiviert. Denn Siegfried bezwingt nicht nur die Brun-

hild, sondern erzählt dies auch Kriemhild, und als diese später von der hochmütigen Brunhild gereizt wurde, prahlt sie damit. Dies entflammte die stolze Königin zur Rache; Hagen, der gegen den größeren Siegfried von Neid erfüllt war, ließ sich bereden, ihr zum Werkzeug zu dienen; er ermordete den kühnen Helden, den er nicht Mann gegen Mann zu bekämpfen wagte.

Die Komposition des zweiten Gedichts ist fast noch trefflicher, weil es sich noch in einfacherer Weise bewegt, und die einzelnen Begebenheiten in noch auffallenderem Maße chronologisch aneinandergereiht zu sein scheinen. Während aber der erste Teil in epischer Breite und Ruhe hinströmt, schreitet im zweiten alles sehr rasch, mit dramatischer Hast fort und wühlt durch Furcht, Schrecken und Mitleid das Gemüt in seiner Tiefe auf. Auch hier hat der Dichter die weitere Entwickelung im Auge und begründet dieselbe. Man sieht das z. B. klar an Etzels Wahl für die Brautwerbung. Aus allen seinen Mannen läßt der Dichter ihn Rüdiger herausnehmen, nicht, wie es den Anschein hat, weil dieser in Burgundenland bekannt ist, sondern weil die ungeheure Katastrophe gerade durch dessen Mitwirkung bei der Bewerbung bedingt ist. Kriemhild giebt ihre Einwilligung nur unter der Bedingung, daß Rüdiger ihr gegen jeden Feind beizustehen verspricht, und sie weiß ihn, auf dieses Versprechen gestützt, zum Kampfe gegen die Burgunden zu zwingen. Wohl hätte auch jeder andere Held dieses Versprechen gegeben und gehalten; aber bei keinem andern hätte es so folgenreich werden können, da nur Rüdigers Tod den einzigen Helden Etzels, der den Burgunden überlegen war, den gewaltigen Dietrich von Bern, zum Kampfe gegen dieselben bewegen konnte.

Eben so vortrefflich ist die Zeichnung der Charaktere, mit denen wir uns schon oben beschäftigt haben. Alle Personen beruhen auf Wahrheit, und jede derselben zeichnet sich durch individuelle Eigentümlichkeiten aus, spricht und handelt, wie es ihrem innersten Wesen gemäß ist. Daher bieten auch die sich am nächsten stehenden, wie Siegfried und Dietrich, Hagen und Hildebrand, Unterscheidendes genug dar.

Es ist sonach das Nibelungenlied nicht bloß im ganzen voll Kraft und Größe, sondern auch im einzelnen voll tiefer und feiner Züge.

Anerkennenswert ist auch die Schonung, welche der Dichter dem ursprünglichen Geiste der Sage hat angedeihen lassen. Das Element des ganzen Gedichts ist durchaus heidnisch, wie die Sage selbst. Die Gestalten der germanischen heidnischen Götterwelt leben in ihr, sind aber ihres göttlichen Wesens entkleidet, zu sterblichen Helden geworden, deren einst göttliche Natur nur noch in einzelnen Zügen hervorleuchtet. Nirgends wird etwas vom christlichen Standpunkte aus motiviert, nirgends findet sich eine Spur von einer

waltenden Gottheit, und der christliche Kultus bleibt ohne den mindesten Einfluß auf Begebenheiten und Personen. Der Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum kommt nicht zum erfolgreichen Durchbruch. Man kann daher sagen: der Kern, der Geist des Nibelungenliedes ist heidnisch, das Gewand christlich.

Rosenkranz sagt in Bezug auf die unbefangene Behandlung des Religiösen und Kirchlichen im Nibelungenliede: „Die ist keine raffinierte Klugheit des Dichters gewesen, sondern er hat dem Sinne jener Zeit gemäß das göttliche Dasein des Geistes als eine für sich abgeschlossene und besondere Welt genommen, welche neben den übrigen Elementen des Lebens ihren eigentümlichen Bestand habe. Man geht in die Kirche, weil es Sitte ist; Kriemhild besucht die Messe jeden Morgen nach Gewohnheit; man läßt die Pfaffen singen, die Totenopfer verrichten u. s. w., weil es einmal so ist. So ist denn auch weder von einem Heiligen, noch von Maria, Christus, der heiligen Dreieinigkeit oder sonst etwas vom speciellen Kultus erwähnt. Nur Gott vom Himmel als der Allmächtige und der übele Teufel werden von den Handelnden berufen, und selbst das Heidentum Etzels wird sehr milde behandelt, wie denn auch der Gegensatz der Christen und Heiden (S. 92, 79) wohl nicht gerade in religiöser Beziehung zu nehmen ist.“ (Das Heldenbuch und die Nibelungen. S. 62.)

6. Darstellungsweise.

Die Darstellungsweise des Nibelungenliedes zeichnet sich in allen seinen Teilen durch Frische, Lebendigkeit und Wahrheit aus, und ist durchaus volkstümlich, also auch in dieser Beziehung seinem Ursprunge treu. Diesem Geiste entsprechend, schreiten die Begebenheiten rasch fort, und die Schilderungen sind frei von aller Weitläufigkeit; mit wenigen Worten oder Sätzen werden fast durchgängig die lebendigsten und vollständigsten Gemälde vorgeführt. Aber bei aller Einfachheit der Darstellung tritt uns doch ein großer Reichtum an Erfindung entgegen, der daraus entspringt, daß der Dichter überall die charakteristischen Eigentümlichkeiten seiner Helden scharf und lebendig hervorhebt. Die furchtbaren Kämpfe in Etzels Saale stimmen natürlich in der Hauptsache überein; dennoch ist es dem Dichter gelungen, jeden einzelnen Kampf und jeden Kämpfer so zu zeichnen, daß er sich von allen andern leicht unterscheidet, gleichsam abhebt.

Auf die einzelnen Eigentümlichkeiten in der Darstellung einzugehen, würde hier zu weit führen; nur auf den Gebrauch der Gleichnisse wollen wir noch mit einem Worte hinweisen. Im Vergleich zu dem Gebrauch, welchen die Dichter der Gegenwart von denselben machen, kommen sie im Nibelungenliede äußerst sparsam vor, weil schon durch ein einziges glücklich gewähltes Epitheton die

lebendigste Anschaulichkeit gewährt wird. „Wo aber ein Gleichnis auftritt," bemerkt Timm, „da wirkt es wie ein strahlender Lichtpunkt, der ein ganzes Gebiet der Handlung bezeichnet und erhellt; denn es trifft als letzte Spitze der Darstellung eine lange vorbereitete, brennende, verhängnisvolle Minute, und prägt sich daher dem Gedächtnis und der Phantasie unauslöschlich ein." Ein paar Proben werden genügen um das Gesagte zu bestätigen. Als Kriemhild zum ersten Mal öffentlich erscheint, sagt der Dichter: „Nun kam die Minnigliche wie das Morgenrot tritt aus trüben Wolken." — „Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt, des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt, so glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut." Wie trefflich ist nicht das Gleichnis, durch welches der Dichter des edlen Rüdigers Gastfreundlichkeit darstellt: „Der Wirt wohnt an der Straße, der beste allerwärts, der je ein Haus besessen: Tugend gebiert sein Herz, wie das Gras mit Blumen der süße Mai thut; und soll er Helden dienen, so ist er froh und wohlgemut." Wenn wir in diesen Gleichnissen die Innigkeit und Zartheit bewundern, wird unser Gemüt durch die großartige Kraft und Kühnheit hingerissen, die sich in andern ausspricht. „Da drinnen ficht einer," sagt Etzel, „der heißet Volker, wie ein wilder Eber, und ist ein Fiedelmann; Ich dank es meinem Heile, daß ich dem Teufel entrann. Seine Weisen lauten übel, sein Bogenstrich ist rot; Mir schlagen seine Töne manchen Helden tot! Ich weiß nicht, was uns Schuld giebt derselbe Spielmann, daß ich in meinem Leben so leiden Gast nicht gewann!"

Timm, der sich in seiner unten genannten Schrift ausführlich über die Darstellung im Nibelungenliede verbreitet, und die darin herrschende Mäßigung und Gemessenheit als etwas Deutschtümliches bezeichnet, sagt treffend: „Einfach, ja trocken, kurz bis zur Undeutlichkeit, sinnig bis zum Rätselhaften, fest und kraftvoll, im Übermaße gigantischer Kraft voll karger, spröder Gemessenheit, mit durchblickender Absichtlichkeit an dem Gewöhnlichen festhaltend, wo die Empfindung den höchsten Ausdruck zu verlangen scheint, übertreibend nur in der fast eigensinnigen Zurückhaltung, ernste Sachlichkeit, und bei allem Ernste zur Schalkhaftigkeit, zur Ironie, zum beißenden Spotte aufgelegt, zart, doch nie zimperlich, sinnlich, doch selten gemein, gemütvoll, doch nie empfindselig, wenig bilderreich, doch stets treffend und womöglich statt aller Worte thatsächlich durch Zeichen, Mienen, Schweigen, Handlung — so ist der Stil des Nibelungenliedes!"

Aus den kurzen Andeutungen dieses und des vorigen Abschnittes geht deutlich hervor, daß das Nibelungenlied, von welcher Seite man es auch betrachten möge, das bedeutendste Werk ist, welches uns das Mittelalter überliefert hat: es überragt alles, was die

höfische Dichtung Treffliches hat, und kann dem Besten an die Seite gestellt werden, was den Ruhm anderer Völker begründet. Daher sagt auch Goethe: „Die Kenntnis dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maße seines Vermögens die Wirkung davon empfange."

7. Dichtungsart.

Das Nibelungenlied ist, wie wir gesehen haben, aus Volksliedern hervorgegangen, also eine echt volkstümliche Dichtung. Der Art nach ist es ein Epos oder Heldengedicht, und wollen wir seinen Ursprung gleich andeuten, so bezeichnen wir es als „volkstümliches Epos". Im Epos wird die Einheit der Handlung in der Regel dadurch vermittelt, daß unter den Personen, an welche die einzelnen Handlungen geknüpft sind, eine als Träger und Lenker der Haupthandlung dasteht, die der Held des Stückes heißt. Das Nibelungenlied weicht hiervon ab; es treten eine ganze Reihe von Heldengestalten darin auf, die indes, um die Einheit nicht zu stören, alle in engem Bezug zu der großen Hauptbegebenheit, der Katastrophe, stehen, indem sie dieselbe teils beschleunigen, teils (vergeblich) zu verhindern suchen. Die Frage, wer der Hauptheld im Nibelungenliede sei, ist daher gar nicht zu beantworten. Am ersten richtet man bei dieser Frage das Augenmerk auf Siegfried, aber Siegfried fällt, noch ehe das Lied zur Hälfte vollendet ist. Dietrich, der die Katastrophe herbeiführt, kann es auch nicht sein, denn er tritt erst nach der Mitte des Gedichts auf, und erlangt erst am Ende volle Bedeutung. Kriemhild, Hagen und Rüdiger sind ohne Zweifel Hauptpersonen des Gedichts; aber keine von diesen gewaltigen Heldengestalten nimmt unsere Teilnahme dergestalt in Anspruch, daß die übrigen Personen durch sie in den Schatten gestellt oder zu bloßen Nebenfiguren herabgedrückt würden: vielmehr hat jede Person ihr Recht und ihre Stelle, und das Interesse ist gleichmäßig verteilt.

8. Geschichte des Nibelungenliedes.

Nach angestellten Untersuchungen hat das Nibelungenlied in der Zeit von 1190 bis spätestens 1210 die Gestalt erhalten, in der es uns jetzt vorliegt. Bis zu Ende des 16. Jahrh. lebte es im Gedächtnis des Volkes und wurde sogar als historische Quelle benutzt. Im 17. Jahrh. verscholl es, und erst um 1756 wurde es von Bodmer auf dem alten Schlosse Hohenems im Rheinthale in zwei Handschriften wieder aufgefunden, und der 2. Teil, „Chriemhildens Rache", nebst der „Klage", 1757 durch ihn in Zürich herausgegeben. Ein Hohenemser schön und korrekt geschriebenes Original kam 1816 in den Besitz des Freiherrn von

Laßberg (wird daher gewöhnlich als das „Hohenems-Laßbergische" (C) bezeichnet), befindet sich aber seit 1855 in der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen; das andere wurde 1810 vom Prager Prof. M. Schuster an die königl. Hof- u. Staats-Bibliothek in München verkauft („die Hohenems-Münchener Handschrift") (A). Eine 3. Handschrift wird seit 1773 in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen aufbewahrt; sie war früher Eigentum des Geschichtsschreibers Ägidius Tschudi († 1572) (die St. Galler Handschrift) (B). Bartsch und seine Anhänger halten die St. Galler Handschrift für die älteste und beste. Ihnen ist A nur eine schlechte, keiner besonderen Beachtung werte Handschrift der Gruppe B; die letztere aber und C sind von einander unabhängige Bearbeitungen eines verloren gegangenen Originals aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, von welchen B dem Ursprünglichen im ganzen näher geblieben ist.*) Im J. 1783 gab der Berliner Gymnasiallehrer C. H. Müller (ein Schweizer) in seiner „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. u. 14. Jahrh." einen freilich sehr unkritischen Abdruck des ganzen Nibelungenliedes heraus, fand aber damit wenig Anklang, am wenigsten bei Friedrich dem Großen, dem er es zugeeignet hatte. Der König, in seiner Bildung durch und durch französisch, ohne Kenntnis der vaterländischen Litteratur und daher derselben entschieden abgünstig, ließ dem Herausgeber folgendes Handschreiben zugehen: „Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urtheilt viel zu vortheilhafft, von denen Gedichten, aus dem 12., 13. u. 14. Seculo, deren Druck ihr befördert habet, und zur Bereicherung der Teutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Ansicht nach, sind solche, nicht einen Schuß Pulver werth; und verdienten nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In Meiner Bücher-Sammlung wenigstens, würde Ich solches elendes Zeug nicht dulten; sondern herausschmeissen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen grossen Bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht, Ew. sonst gnädiger König Frch. Potsdam, den 22. Februar 1784." Ohne Zweifel hat Lessing recht, wenn er sagt: „Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen." Es war überhaupt damals noch nicht die Zeit, zu erkennen, was für ein Nationalschatz das Nibelungenlied sei. Doch mehrte sich im stillen die Bekanntschaft mit dem Gedicht, namentlich in der

*) Lachmann († 1851), der eine stufenweise Vermehrung u. Umarbeitung des Textes annahm, hielt die Hohenems-Münchener für die älteste Handschrift, die St. Galler für die 2. u. die Hohenems-Laßbergische für die jüngste; Holtzmann u. Zarncke sind entgegengesetzter Ansicht. R. Muth glaubt in seiner Einleitung in das Nibelungenlied bewiesen zu haben: B ist eine Bearbeitung des kürzesten Textes A durch einen österreich. Fahrenden in ritterlichem Solde.

Zeit, wo Napoleons Tyrannei die Sehnsucht nach einem Vaterlande wachrief. Insbesondere hat sich die romantische Schule wesentliche Verdienste um die Bekanntmachung und Würdigung unserer Litteraturschätze erworben: 1802 hielt A. W. Schlegel Vorlesungen über das Nibelungenlied. Zu den eifrigsten Pflegern des Nibelungenliedes gehörte der 1856 verstorbene Prof. von der Hagen. Er gab zuerst eine Auswahl mit einem Glossar und lieferte von 1810 an die ersten Ausgaben des Gedichts, welche auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen konnten. 1821 ließ Laßberg einen Abdruck der ihm gehörigen Handschrift veranstalten. Eine eigentümliche Aufmerksamkeit widmete Prof. Lachmann in Berlin dem Nibelungenliede; er wandte nämlich die von Wolf an den homerischen Gesängen geübte Kritik auf das Nibelungenlied an und gelangte, auf der Überzeugung fußend, daß die Münchener Handschrift die älteste und darum die beste sei, zu dem Resultat, daß das Nibelungenlied aus 20 in der Zeit von 1190—1210 an verschiedenen Orten und von verschiedenen Sängern gedichteten Volksliedern bestehe, welche 1210 von einem höfischen Dichter mehr nur zusammengestellt als zusammengearbeitet worden seien. Diese Ansicht ist lange Zeit von vielen geteilt, von Holtzmann, Zarncke, Bartsch u. a. jedoch als unhaltbar nachgewiesen worden. Nach denselben ist das Nibelungenlied zwischen 1190—1200 nach einem Werke von beträchtlich höherem Alter kunstgemäß von einem Dichter bearbeitet, hier und da abgekürzt, vielleicht auch erweitert worden, wie oben schon angegeben worden ist. Diese Ansicht dürfte wohl die richtigere sein, und wir möchten ihr schon darum den Vorzug geben, weil sie den Genuß beim Lesen des Gedichts in demselben Maße erhöht, wie die Lachmannsche ihn beeinträchtigt.

Gegenwärtig besitzen wir, wie der nachfolgende Abschnitt zeigt, eine ganze Reihe von trefflichen Ausgaben, Bearbeitungen und Erklärungen des Nibelungenliedes; auch ist der Wert desselben bereits so allgemein anerkannt, daß man Unkenntnis desselben als einen Mangel an Bildung bezeichnet. In den meisten höheren Lehranstalten gehört eine Besprechung des Nibelungenliedes bereits zu den unerläßlichen Aufgaben.

Unter dem Titel „Klage“ giebt es eine Weiterdichtung des Nibelungenliedes, in der nach einer kurzen Einleitung, nachdem die im Nibelungenliede dargestellten Begebenheiten in gedrängter Kürze vorgeführt sind, die Ereignisse erzählt werden, welche sich nach dem Untergange der Helden zutrugen, insbesondere die Klage und der Jammer des alten Etzel und Dietrich beim Begräbnis der gefallenen Helden, und wie man Frau Gotelinden die Nachricht vom Tode Rüdigers und Frau Ute den Untergang der Burgunden mitgeteilt habe. Als Dichtung ist die Klage ohne hervorragenden Wert,

doch führt sie manche Partieen des Nibelungenliedes weiter aus, berührt andere, die dies gar nicht kennt. Der Dichter erzählt am Schlusse seines Werkes, daß der Bischof Pilgrin von Passau sich die Geschichte des Untergangs der Burgunden von dem Fiedler Schwemmelin habe erzählen und dann durch seinen Schreiber Konrad in lateinischer Sprache habe niederschreiben lassen. Diese Angabe ist historisch unrichtig, da Pilgrin, der zu Ende des 10. Jahrh. lebte, die Erzählung der Begebenheiten, die dem Nibelungenliede und der Klage zu Grunde liegen, von einem Augenzeugen gehört haben kann; aber möglich ist es, daß er die Aufzeichnungen der alten Sagen veranlaßt, und deshalb von den späteren Dichtern mit denselben in Verbindung gebracht worden ist. Übrigens ist die Klage vermutlich älter als das Nibelungenlied, wenigstens als der 1. Teil desselben, von welchem der Dichter nichts weiß, während der 2. ihm wohl bekannt gewesen sein mag.

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergleichung zwischen Siegfrieds und Hektors Abschied (VI. Nr. 75). 2. Kriemhild und Andromache. 3. Siegfried und Hektor. 4. Siegfrieds letztes Jagdvergnügen. 5. Eine Birschjagd nach dem Nibelungenliede. 6. Wodurch erregt Siegfrieds Tod unser besonderes Mitleid? 7. Worin besteht die Schuld Siegfrieds? 8. Die deutsche Treue im Nibelungenliede.

Das Epos besitzen wir in nicht weniger als 28 mehr oder minder vollständigen Handschriften, die uns in 31 Fragmenten erhalten sind. Verzeichnet sind sie bei Muth, Einleitung in das Nibelungenlied, S. 96—117.

Litteratur.

Wir beschränken uns auf Angabe der brauchbarsten Ausgaben.

A. Ausgaben des Urtextes.

v. d. Hagen, Der Nibelungen Lied, in der alten vollendeten Gestalt. (B.) Mit Holzschnitten von Gubitz. Berlin, 1842. 4 M.

Lachmann, Der Nibelunge Not u. die Klage. Nach d. ältesten Überliefrg. (A.) 5. Ausgabe. Berlin, 1878. 3,50 M.

Vollmer, Der Nibelungen Not u. Klage. (A.) Lpzg., 1843. 3 M.

Holtzmann, Das Nibelungen-Lied in der ältesten Gestalt, (C.) Mit Wörterb. Stuttg., 1857. 5,60 M. (Die beste Ausg.) Die von A. Holder besorgte Schulausg., Stuttg., 1874, kostet 3 M.

—, Die Klage in d. ältesten Gestalt m. d. Verändergn. d. gemeinen Textes, als Anhang zum Nibelungenlied herausgeg. u. mit e. Wörterb. u. e. Einleit. versehen. (C.) Stuttg., 1859. 2,40 M.

Edzardi, Die Klage mit vollst. krit. Apparat u. ausführl. Einleitung. Hannover, 1875. 10 M.

Zarncke, Das Nibelungenlied. (C.) Lpzg., 1875. 5 M. (Die Einleitung enth. Belehr. über Aussprache u. a.)

Mönnich, Nibelungen- u. Kudrun-Lieder für Schulen ausgewählt u. nebst Formenlehre, Wörterb. u. einigen got. u. althochdeut. Sprachproben.

2. Afl. Stuttg., 1860. 2,10 M. (Enthält d. Nötigste über d. Aussprache d. Mittelhochdeutschen.)

Schönhuth, Das Nibelungenlied nach d. reichsten u. ältesten Handschrift d. Freiherrn Joseph v. Laßberg, mit e. Wörterb., grammatikal. Vorbemerk. u. e. getreuen Faks. d. alten Handschrift. (C.) 3. Afl. Heilbr., 1862. 2,40 M.

K. Bartsch, Das Nibelungenlied. (B.) Lpzg., Brockhaus, 1875. 3,50 M. (Eine sehr gute Ausgabe mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen.)

—, Der Nibelunge Nôt mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet, den Lesarten sämtl. Handschriften u. e. Wörterb. I. II. Lpzg., 1870, 76 u. 80. 9 M.

B. Urtext mit gegenüberstehender Übersetzung.

Braunfels, Der Nibelungen Nôt. (A.) Urtext m. Übersetzung. Einleitung u. Wörterb. Frankf., 1846. 3,50 M.

Simrock, Das Nibelungenlied. Text mit gegenüberstehender Übersetzung. 19. Afl. Stuttg., Cotta, 1868. 6 M.

C. Übersetzungen.

Simrock, Das Nibelungenlied. Stuttg., 1876. 32. Afl. 3 M.

Marbach, Das Nibelungenlied. gr. 4. Mit Illustrat. Lpzg., 1840. 30 M. (Schöne Abbildungen.)

—, Das Nibelungenlied. Neuhochdeut. Übersetzung. Nebst einführender Abhandl.: Das Nibelungenlied u. d. altgerm. Volkssage &c. Lpzg., 1860. 3 M.

Pfizer, Der Nibelungen Not. Illustr. m. Holzschn. Stuttg., 1842. 14 M.

Scherr, Die Nibelungen. In Prosa übers., eingeleitet u. erläut. Mit 45 Bildern in Holzschn. gr. 4. Lpzg., 1860. 8 M. (Text u. Abbildgn. schön.)

v. d. Hagen, Der Nibelungen Lied. Erneuet u. erklärt. Frankf., 1824. 2. Ausg. 6,50 M.

—, Anmerkungen zu der Nibelungen Not. Ebendas., 1824. 6 M.

E. Bürger, Das Nibelungenlied a. d. Mittelhochdeutschen übers. Leipzig, 1861. 3 M.

Wegener, Siegfried und Chrimhilde. Eine poetische Neugestaltung der Nibelungensage. Brandenburg a. H., Müller. 1867. 4,50 M.

Bartsch, Das Nibelungenlied. Lpzg., Brockhaus. 1867. 3 M.

D. Schriften über das Nibelungenlied.

Holtzmann, Untersuchungen über d. Nibelungenlied. Stuttg., 1854. 5,60 M. (Für Forscher berechnet.)

M. Rieger, Zur Kritik der Nibelungen. Gießen, 1855. 3 M.

K. Müllenhoff, Zur Gesch. d. Nibelungen Not. Braunschw., 1855. 3 M. (Beides Entgegnungen auf Holtzmanns Schrift.)

R. v. Liliencron, Über die Nibelungenhandschrift C. Weimar, 1860.

Timm, Das Nibelungenlied nach Darstellung u. Sprache ein Urbild deut. Poesie. Halle, 1852. 3,50 M.

Raßmann, Die deutsche Heldensage u. ihre Heimat. 1. u. 2. Bd. Hannover, 1857 u. 58. 22 M.

Wer sich zum Lesen d. Mittelhochdeutschen befähigen will, dem ist zu empfehlen:

Bechstein, Aussprache des Mittelhochdeutschen. Halle, 1858. 1,60 M.

Haas, Die Nibelungen in ihren Beziehungen zur Geschichte des Mittelalters. Erlangen, 1861. 2 M.

Pfeiffer, Der Dichter des Nibelungenliedes. Wien, 1862. 60 ₰.

Bartsch, Der Dichter des Nibelungenliedes. Wien, 1865.

—, Untersuchungen über das Nibelungenlied. Wien, 1865. 8 M.

Säve, Zur Nibelungensage. Siegfriedbilder beschrieben u. erklärt. Aus d. Schwedischen übers. u. m. Nachträgen vers. v. J. Mestorf. Mit 4 Tafeln Abbild. Hambg., O. Meißner. 1870. 2,40 M.

Herm. Fischer, Die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann. Eine gekrönte Preisschr. Lpzg., 1874. 5 M. (Kann als eine orientierende Einleitung in d. Studium d. Nibelungenliedes angesehen werden, die Zarnckes meisterhafte Einleitung zu s. Nibelungenausg. nach verschiedenen Richtungen hin ergänzt.)
W. Wilmanns, Beiträge zur Erklärung u. Geschichte d. Nibelungenliedes. Halle, 1877. 1,50 M.

Ein wohl ziemlich vollständiges Verzeichnis d. Nibelungenlitteratur findet man in der für Forscher berechneten kritischen Arbeit des Lachmannianer: R. Muth, Einleitung in d. Nibelungenlied. Paderb., 1877. 1—12 u. 423—24.

E. Bearbeitungen für die Jugend.

Bäßler, Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters. Ihren Sängern nacherzählt. 2. Heft. Der Nibelungen Not. Lpzg., 1843. 1,25 M. (Gut.)
Finger, Die Sage v. d. Nibelungen, für d. Jugend erzählt. Frankf., 1845. 2,50 M.
Osterwald, Erzählungen aus der alten deutschen Welt. 2. Tl. Siegfried und Kriemhilde. Halle, 1849. 2,40 M. 4. Aufl. 1874. (Gut.)
Krieger, Der hörnerne Siegfried. Altdeut. Volkssage nach d. vorhandenen mittelhochdeut. Gedichten für Knaben erzählt. Mit 4 Bildern. Berlin, 1851. 1,50 M.
Krais, Altdeutsche Heldendichtungen, bearb. in Prosa für d. deutsche Volk u. für d. reifere Jugend. 1. Bd. Nibelungen Not. Gudrun. 2,75 M. 2. Bd. Parzival. Stuttg., 1855. 1,80 M.
Ferd. Schmidt, Die Nibelungen. Ein Heldengedicht. 4. Aufl. Berlin, 1868. 75 ₰.
Alb. Richter, Deutsche Heldensagen d. Mittelalters. 2 Bde. 4. Aufl. Lpzg., Brandstetter. 1878. 8 M.
—, Götter u. Helden. III. 2. Aufl. Lpzg., Brandstetter. 1878. 1,40 M.
A. Bacmeister, Das Nibelungenlied für d. Jugend bearb. Stuttg., 1874. 2,25 M.

VIII. Die Gudrun.

I. Fünfundzwanzigstes Abenteuer.

Wie Ortwein und Herwig zu Gudrun und Hildburg kamen.

Übersetzt v. Simrock. Stuttg., 1873. S. 265. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 2. Lüben, Auswahl. I. 34.

1. Erläuterungen.

Str. 2. „Grieße", mhd. griez, ahd. grioz, Sandkorn, grobkörniger Sand am Meeresstrande.

3. „Ingesinde", Hausgesinde, Dienerschaft. Keller übersetzt: „Eher will ich stets bleiben im Gesinde."

6. „wohin ist euch so jach?" Wohin eilt ihr so sehr? von mhd. gâch, ahd. gâhî, kâhi, schnell, heftig, jäh (noch in Jachtaufe = Nottaufe); „das mögt ihr an uns spüren", das könnt ihr uns ansehen. Scheidet ihr von hinnen, die reichen Kleider werdet ihr verlieren", fliehet ihr, so werden euch die reichen Kleider genommen.

7. „Traute", Verlobte, Geliebte.

8. „Held", im Urtext voget, Vogt, Schirmherr, Fürst, König. „Ihr Mädchen minniglich", lieblich, liebenswürdig, freundlich; „zu Ehren allen Maiden", Mädchen, Jungfrauen. San-Marte giebt den Sinn der beiden letzten V. in freier Übersetzung so an:

„Hört an, und bei Mädchen-Ehr' und Treu,
Thut, was wir Euch fragen, uns kund";

Osterwald: „Lasset euch um der Ehre aller Jungfrauen erbitten."

9. Sinn derselben: „Wenn ihr mich um der Ehre aller Jungfrauen willen bittet, so darf ich nicht widerstehen, so schmerzlich es mir auch ist, bleiben zu müssen."

San-Marte: Gudrun mit Scham:

„Wenn Ihr so sehr
Uns mahnt bei Mädchen-Treu und Ehr',
Als hätten wir deren vergessen,
Der Hohn muß uns Thränen erpressen."

12. „gesträubten", verwehten, zerzausten; Plönnies: „durchwühlt". „Wie ihnen beiden waren die Häupter wohlgethan"; Keller: „Wenn ihre Häupter waren an sich auch noch so schön."

14. „Meisterin", Herrin, Gerlinde, König Ludwigs Gemahlin.

15. Ortwin ist Gudruns Bruder. „Daß ihn Gott vom Himmel doch höhne!" ihm übel vergelte.

16. „Landesfrauen heißen solltet ihr mit Ehre", über Länder eines reichen Königs solltet ihr mit Ehren herrschen.

21. Hartmut ist Ludwigs Sohn.

23. „hehr", hoch erhaben, vornehm.

25. „Hegelingen" ist Gudruns Heimatsland.

27. „Hildens Tochter", Gudrun.

28. „Degen", Held, Krieger.

30. „Heerfahrt", Kriegszug.

36. „Magd", Jungfrau.

41. „Mahlschatz", Verlobungs-, Heiratsgabe, Verlobungsring; auch das Kaufgeld für die Braut zur Ablösung derselben von der angeborenen Mundschaft und zum rechtmäßigen Eintritt in die Familie und den Schutz des Bräutigams, von ahd. mahaljan, mhd. mahelen, máheln, méheln = verloben, vermählen.

42. „Abalie", ein östliches Land, durch kostbare Kleiderstoffe, Edelsteine und rotes Gold berühmt.

45. „Was sie gesprochen hatten, gab ihnen Lieb und Leid." Plönnies: „Da war es ihnen beiden im Herzen lieb und leid." Lieb mhd. liep, ahd. liup = lieb, angenehm, erfreulich; folglich Substantiv Lieb als Gegensatz von Leid = Liebes, Angenehmes, Erfreuliches, Freude.

50. „Eh' ich mich in der Fremde so feige wollte hehlen",

in heimlicher Feigheit sollte denen stehlen, die sie mit offener Gewalt nahmen. Plönnies: „Eh' ich also sollte meine Thaten hehlen."

52. „Im Stich denn ließen wir das edle Ingesinde?" die übrigen geraubten Jungfrauen.

54. „Deine Augen, sahn sie je mich so gebahren", sich benehmen, sich zeigen.

77. „Kemenate", Zimmer, Stube, heizbares Frauengemach.

2. Gliederung des Inhalts.

1. Gudrun und Hildeburg erblicken Herwig und Ortwin auf dem Meere, und beschließen zu fliehen. Str. 1—5.
2. Zuruf der Helden. Str. 6—8.
3. Bekleidung u. äußeres Ansehen der beiden Jungfrauen, mit Hinweisung auf die Kälte im kaum begonnenen Frühjahr Str. 8—13.
4. Gruß und Gespräch der Helden und Jungfrauen. Str. 14—40.
   a. Einleitung zum Gespräch. Str. 15—19.
   b. Fragen nach dem Besitzer des Landes. Str. 20—25.
   c. Mitleid der Helden mit den Jungfrauen. Str. 26 u. 27.
   d. Herwigs Ahnung. Str. 28.
   e. Erkundigung nach den geraubten Jungfrauen, namentlich nach Gudrun. Str. 29—40.
5. Die Erkennung. Str. 41—45.
6. Ortweins Erkundigung nach der Verheiratung Gudruns. Str. 46—48.
7. Die beabsichtigte und aufgegebene Flucht. Str. 49—55.
8. Der Abschied. Str. 56—59.
9. Wirkung des Besuchs auf Gudrun. Str. 60—67.
10. Empfang, Vorwürfe und beabsichtigte Strafe durch Gerlind. Str. 68—77.
11. Gudruns List, der Strafe zu entgehen. Str. 78—81.

II. Das ganze Gedicht.

1. Inhalt des ganzen Gedichts, mit Bezeichnung der Abenteuer.

I. Hagen.

1. In Irland*) lebte der gewaltige König Ger mit seiner Gemahlin Ute. Sie hatten einen Sohn, Sigebant genannt, den ließen sie in allen Künsten des Kampfes unterweisen. Als er waffenfähig geworden war, starb sein Vater. Auf Veranlassung seiner Mutter verheiratete er sich mit einer Königstochter aus Norwegen. Diese gebar ihm einen Sohn, der in der Taufe Hagen genannt wurde. Als der Knabe 7 Jahre alt war, ver-

*) Wahrscheinlich jener Teil von Texel, der noch heute Eijerland heißt.

anstaltete der König ein großes Fest, das sehr traurig endete; denn während desselben kam ein wilder Greif herbeigeflogen und raubte das Kind, das man für unrettbar verloren hielt.

2. Der Knabe blieb aber am Leben; denn als der Greif ihn in sein Nest zu seinen Jungen gebracht hatte, ergriff ihn eines derselben und flog mit ihm auf einen Baum, um ihn dort zu zerreißen. Aber der Zweig, auf welchen sich der junge Greif niedergelassen hatte, brach, der Greif fiel herab und ließ dabei den Knaben fallen, der sich sogleich vor dem bösen Vogel verbarg. Er kam in eine Höhle, wo er drei Jungfrauen fand, die früher ebenfalls vom Greif geraubt worden waren, sich aber gerettet hatten. Mit diesen lebte er lange in der Wildnis und wuchs zum kräftigen Jüngling heran. Einst wurde ein Schiff an das nahe Meeresufer geworfen und zertrümmert, so daß die Leute, die darauf waren, ertranken. Hagen schlich sich zum Gestade, auf welchem er einen toten Mann fand, dem er die Rüstung auszog. Kaum hatte er sich damit gewaffnet, als der alte Greif herbeigeflogen kam und sich auf ihn niederschwang, um ihn zu zerreißen. Hagen wehrte sich mutig, und es gelang ihm, den gefährlichen Feind zu töten, sowie auch dessen Jungen, die dem Alten nachgeflogen waren. Freudig verkündete er den Jungfrauen seinen Sieg; denn nun konnten sie sich endlich aus der Höhle wagen. Hagen übte sich nun im Schießen und erlangte darin bald so große Fertigkeit, daß ihm kein Vogel entrinnen konnte. Eines Tages erlegte er ein wildes Untier, das einem Gabilun (unbekanntes wildes Tier) ähnlich sah; er trank dessen Blut und erlangte dadurch so große Stärke, daß er nun selbst Löwen bezwingen konnte. Obgleich Hagen von jetzt an für reichliche Nahrung sorgte, sehnten sich die Jungfrauen mit ihm doch aus der Wildnis; sie zogen an die Küste, wo sie ein Schiff erblickten, dessen Herr, der Graf von Garadin (Karadie), sie aufnahm.

3. Auf sein Befragen erfuhr er, daß die älteste Jungfrau eine Königstochter aus Indien, die zweite die Tochter eines mächtigen Herrn in Portugal und die dritte die Tochter des Herrn von Iserland sei; auch Hagen erzählte, woher er stamme und wie es ihm ergangen. Als die Leute auf dem Schiffe hörten, wie er die Greife getötet, fürchteten sie sich vor seiner Stärke. Der Graf aber, der Hagens Vater wohl kannte und mit ihm in Feindschaft lebte, wollte ihn als Geisel behalten; doch als die Schiffsleute ihn fangen wollten, wehrte er sich grimmig und warf wohl 30 von ihnen ins Meer. Die übrigen mußten sich seinen Befehlen fügen und ihn nach Irland fahren, wo er sogleich seine Eltern benachrichtigen ließ.

4. Der König und seine Gemahlin gingen ihm entgegen, und als sie sich überzeugten, daß Hagen ihr geraubter Sohn sei, war ihre Freude unbeschreiblich. Die Jungfrauen wurden freundlich

aufgenommen, und auf Hagens Bitte sogar der Graf von Garadin ehrenvoll bewirtet. Nun ward Hagen in allen ritterlichen Übungen unterrichtet, und als er zum Manne herangereift war, trat ihm sein Vater das Reich ab, und er vermählte sich mit der schönen Hilde, der Königstochter aus Indien. Diese gebar ihm eine Tochter, die nach ihrer Mutter Hilde genannt wurde, und die schon in ihrem zwölften Jahre so schön war, daß viele edle Fürsten um sie warben. Hagen wollte sie aber keinem zum Weibe geben, der nicht mächtiger wäre als er selbst, und er ließ viele Boten aufhängen, die nach Irland gesandt wurden, um seine Tochter zu werben.

II. Hilde.

5. Zu dieser Zeit herrschte im Norden Deutschlands der mächtige König Hettel von Hegelingen über die Friesen, Dietmarschen und Waleis (Waalland). Nachdem derselbe Vater und Mutter verloren, rieten ihm seine Verwandten und Freunde, um die schöne Hilde zu werben; die Helden Wate, Frute und Horant übernahmen die Botschaft. Nachdem Hettel die nötigen Schiffe auf das kostbarste hatte ausrüsten lassen, fuhren sie mit vielen Rittern und zahlreicher Mannschaft nach Irland, wo sie sich für Kaufleute ausgaben, die von Hettel von Hegelingen vertrieben worden seien. Sie sandten dem König Hagen reiche Geschenke, wofür er ihnen Frieden und Geleit versprach. Danach wurden sie den Frauen vorgestellt, die sich freundlich mit ihnen unterhielten. Im Scherze fragten die beiden Hilden den alten, ernst und kriegerisch aussehenden Wate, was ihm lieber sei, bei schönen Frauen zu weilen, oder in harten Kämpfen zu fechten? Da sprach der alte Wate: „Hier behagt mir sehr, ich saß bei schönen Frauen nie so sanft bisher; doch thät ich eines lieber: daß ich mit guten Knechten, wär' es an der Stunde, in den harten Stürmen sollte fechten.“ Darüber lachte die minnigliche Maid, und man scherzte noch lange im Saal darüber. Darauf begann man Kampfspiele. Der König fragte Wate, ob man in seinem Lande auch verstehe nach Regeln zu fechten, und als dieser es verneinte, aber den Wunsch ausdrückte, es zu lernen, ließ er sogleich seinen besten Fechtmeister kommen. Kaum hatte ihm dieser aber gezeigt, wie man kunstgerechte Hiebe führe, so deckte Wate sich so geschickt und setzte ihm so gewaltig zu, daß er wie ein wilder Löwe hin und her springen mußte, um nur seines Lebens sicher zu bleiben. Dies reizte den wilden Hagen. „Gebt mir das Schwert,“ rief er, „ich will den kühnen Stormarn meine vier Kunsthiebe lehren, daß er mir's Dank wissen soll.“ Dies geschah, und nachdem Wate sich anfangs stellte, als bangte ihm vor der Stärke des Königs, schlug er endlich so tapfer drein, daß der Saal zu beben begann, und die Schwertknöpfe unter den starken Hieben absprangen. Endlich

hörten beide auf, und Hagen erkannte Wates Kraft und Überlegenheit an. Da gestand Irold dem Könige, daß auch daheim in ihrem Lande die alten Rechte tägliche Waffenübung geböten.

6. Nachdem so Wate sich durch Tapferkeit und Frute durch Freigiebigkeit bei Hagen in Gunst gesetzt hatten, begann Horant eines Abends so schön zu singen, daß alle darüber verwundert waren, und die Königstochter ihn bitten ließ, sie jeden Abend mit seinem Gesange zu erfreuen, was der Held gern versprach. Und schon am folgenden Morgen, „als es begann zu tagen, hub Horant an zu singen, daß ringsum in den Hagen (Büsche) alle Vögel schwiegen von dem süßen Sange. Die Leute, die da schliefen, die lagen da nicht lange. Sein Lied erklang ihm schöner und höher immerdar. Es hörte Hagen es selber, der bei seinem Weibe saß. Aus der Kemenate mußten sie an die Zinne: Der Gast war wohl beraten, es hörte es die junge Königinne. Des wilden Hagen Tochter und auch ihre Mägdelein, die saßen da und horchten; ja selbst die Vöglein auf dem Herrenhofe vergaßen ihr Getöne. Wohl hörten die Helden, daß der von Dänemark sang also schöne." Und nach kurzer Pause hub Horant wieder an; seine Stimme erklang so wundersam: „die Siechen und Gesunden konnten nicht vom Platze, wo sie wie da angewurzelt stunden. Die Tier im Walde ließen ihre Weide stehn, die Würmer, die da sollten in dem Grase gehn, die Fische, die sollten in dem Wasser fließen, verließen ihre Fährte: wohl konnte er seiner Kunst recht genießen. Was er da singen mochte, das deuchte niemand lang; vergessen in den Chören war der Pfaffen Sang; auch die Glocken klangen nicht mehr so wohl als eh: allen, die ihn hörten, war nach Horanten weh." Da ließ ihn die schöne Hilde heimlich zu sich führen, damit er ihr noch mehr singe. „Da begann er eine Weise, die war von Amile, die lernte kein Christenmensch weder seit, noch eh'; er nur hörte sie einst auf den Fluten: damit diente Horant am Hofe der schönen Maid, der guten." Die Jungfrau war so sehr darob erfreut, daß sie ihm den goldenen Ring gab, den sie am Finger trug; doch wollte er von ihr nur einen Gürtel annehmen, den er seinem Herrn zum Geschenke bringen wolle. Und nun entdeckte er ihr, wie König Hettel ihn geschickt, um sie für ihn zu gewinnen. Als Hilde erfahren, daß Hettel ein mächtiger König sei, an seinem Hofe den Gesang pflege und noch besser singe, als er, ließ sie sich gern bewegen, mit ihm zu entfliehen. Als Horant das dem alten Wate verkündete, wurden alle Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen. Auf Hagens Frage, warum sie abreisen wollten, erwiderte Wate, Hettel habe nach ihnen gesandt, um sich mit ihnen zu versöhnen, und es dränge sie, ihre Lieben wieder zu sehen, die sie in der Heimat zurückgelassen hätten. Zum Beweis aber, daß ihnen der König seine Gnade nicht entziehe, möge er

ihnen selbst das Geleit geben und den Frauen erlauben, die großen Schätze zu besehen, die sie auf den Schiffen aufgespeichert hätten, was Hagen zusagte.

7. Am nächsten Morgen ritt der König mit den Frauen und vielen Rittern zu den Schiffen; sobald aber die Frauen ein Schiff bestiegen hatten, trennte man die Mutter von der Tochter; die bewaffneten Ritter, die sich bis dahin in den Schiffen verborgen gehalten hatten, sprangen hervor, die Segel wurden aufgezogen, und die Fremden fuhren mit Hilden davon. Hagen wütete über diesen Streich und wollte den Räubern sogleich nachsetzen; allein seine Schiffe waren nicht gerüstet, und er mußte den Abziehenden ohnmächtig nachsehen. Doch befahl er sogleich den Werkleuten, die Schiffe eiligst auszubessern, und schon am siebenten Morgen konnte er den Fliehenden nachsetzen. Diese gelangten aber mittlerweile nach Waleis, wo Hettel ihnen entgegen ging, und die schöne Hilde bewillkommnete, sich glücklich preisend, die Jungfrau gewonnen zu haben.

8. Doch schon am folgenden Abend sah man Hagens Schiffe heransegeln. Hilde wurde in Sicherheit gebracht, und Hettel forderte die Seinen zu männlichem Kampfe auf, der auch begann, sobald Hagen mit seiner Mannschaft das Land betreten hatte. Hagen verwundete den König Hettel, doch geriet er selbst durch Wate in große Not, aus der ihn Hettel auf Hildens Bitte befreite. Fußfällig flehte diese den alten Wate, der in der Arzneikunst wohl erfahren war, des Vaters Wunde zu verbinden; doch wollte es dieser nicht eher thun, als bis Hagen sich mit Hettel versöhnt habe. Leicht kam nun der Friede zustande; es ward Hettels Hochzeit mit Hilden mit großer Pracht gefeiert, worauf Hagen freudig schied, um seiner Gemahlin die glückliche Kunde zu bringen.

III. Gudrun.

9. Nachdem die Festlichkeiten vorbei waren, kehrten die edlen Helden, deren List und Kühnheit man das Gelingen des ganzen Unternehmens verdankte, wieder in ihre Heimat zurück: Wate nach Stormarn, Morung nach Nifland, Horant nach Dänemark und Irold der Friese nach Ortland. Hettel aber herrschte mit Macht und Weisheit in seinem Lande, und freute sich des schönsten Glückes mit seiner geliebten Hilde. Sie gebar ihm einen Sohn, Ortwin genannt, welcher dem alten Wate zur Erziehung übergeben wurde, und eine Tochter Gudrun, die bald zu hoher Schönheit erwuchs, daß sich der Ruf derselben über alle Lande verbreitete, und viele mächtige Fürsten um sie warben, ohne sie jedoch gewinnen zu können. So ward sie dem König Siegfried von Moorland versagt, der darob in so großen Zorn geriet, daß er Hettels Land mit Raub und Brand bedrohte.

10. Nicht glücklicher war Hartmut, der König der Normannen; seine Boten wurden mit Stolz abgewiesen, weil sein Vater Ludwig Hagens Dienstmann gewesen sei. Als Hartmut aber von den zurückgekehrten Boten hörte, daß Gudrun in der That so schön sei, wie man sage, erklärte er, von ihr nicht ablassen zu wollen.

11. Danach warb König Herwig aus Seeland um die Jungfrau, aber ebenfalls vergeblich; denn obgleich er ihr gar wohl gefiel, so wollte ihn doch Hettel nicht haben. In dieser Zeit war Hartmut unerkannt in das Land gekommen. Als er bemerkte, daß Gudrun ihn nicht ungern sah, ließ er ihr heimlich sagen, wer er sei. Sie erschrak darüber und riet ihm, zu fliehen, damit Hettels Zorn ihn nicht treffe, wenn er erkannt würde. Hartmut befolgte den Rat, rüstete sich aber nach seiner Rückkunft sofort zum Kriege, denn nachdem er die schöne Gudrun gesehen, wollte er sie um jeden Preis erwerben.

12. Gleichen Entschluß hatte auch Herwig gefaßt, und noch ehe Hartmut gerüstet war, erschien er mit 3000 Mann vor Hettels Burg. Bei seiner Ankunft lag noch alles in tiefem Schlafe. Auf den Ruf des Turmwächters zog ihm aber Hettel eilig entgegen, traf auch bald mit Herwig zusammen und empfing manche Wunde von ihm. Als Gudrun, die dem Kampfe aus dem Fenster zusah, bemerkte, daß ihr Vater verwundet sei, rief sie beiden zu, vom Kampfe abzulassen und einen Waffenstillstand zu schließen, bis Herwig von seinen Sippen Kunde gegeben habe. Es geschah. Die Helden legten die Rüstung ab, wuschen sich am Brunnen, und Herwig ging mit hundert seiner Mannen zu Gudrun, die ihn anmutig empfing. Herwig gefiel durch sein ritterliches Wesen, seine Gestalt und Benehmen Hilden und Gudrun sehr wohl; er erneuerte seine Werbung, und da Gudrun auf Befragen ihrer Eltern gestand, daß sie keinen bessern Freund begehre, so verlobte man beide; doch verlangte die Königin Hilde, daß die Tochter noch ein Jahr bei ihr bleiben solle.

13. Als Siegfried von Moorland hiervon Kunde erhielt, ließ er Herwig Fehde ansagen und fiel mit 80 000 Mann in sein Land. Herwig wehrte sich tapfer, hätte jedoch unterliegen müssen, wenn ihm nicht Hettel auf Gudruns Bitte zu Hilfe gekommen wäre. Vor dieser vereinten Macht zog sich Siegfried in eine Burg zurück.

14. Während er in derselben belagert wurde, erfuhr Hartmut, daß Hettels Land von Verteidigern entblößt sei, er beschloß daher, sich schnell zu rüsten und es mit Kriegsmacht zu überfallen, um Gudrun zu gewinnen. Ehe Hettel es ahnte, erschien der junge König mit seinem Vater Ludwig vor der Burg.

15. Hartmut sandte Boten voraus an Gudrun, und ließ seine Werbung erneuern, aber auch hinzufügen, daß er sie mit

Gewalt mit sich nehmen werde, wenn sie ihm nicht freiwillig folge. Die Boten wurden eingelassen, empfingen aber den Bescheid, daß Gudrun bereits mit Herwig verlobt sei, und keines andern Minne begehre. Über diese Antwort ergrimmt, führten die beiden Könige ihre Heere gegen die Burg und erstürmten sie nach tapferer Gegenwehr. Gudrun wurde mit 62 Frauen, unter denen sich auch Hildeburg aus Portugal befand, welche mit Hagen bei den Greifen gewesen, und die mit seiner Tochter Hilde von Hettels Mannen fortgeführt worden war, gefangen weggeführt. Als die Feinde abgezogen waren, ließ die trostlose Hilde dem König Hettel die Unglücksnachricht überbringen.

16. Auf diese Nachricht hin schloß Hettel mit Siegfried Friede und gewann in ihm zugleich einen Kampfgenossen gegen Hartmut. Um den Räubern nachzusetzen, fehlte es an Schiffen. Wate wußte aber Rat. In der Nähe lagen 70 Schiffe, auf denen Pilgrime, versehen mit reichlichem Speisevorrate, hergefahren waren. Diese nahm man mit Gewalt weg und eilte auf ihnen den Normannen nach.

17. Diese hatten sich auf dem Wülpensande, einem breiten Werder (Insel), gelagert, um auszuruhen; doch konnten sie der Ruhe nicht lange genießen, denn kaum hatten sie sich gelagert, so bemerkten sie auch schon die heransegelnden Schiffe. Zwar glaubten sie, es seien nur Pilgrime auf denselben, weil Kreuze auf den Segeln waren, doch wurden sie bald enttäuscht; denn als die Schiffe näher herankamen, erblickten sie die Helme der Krieger, und sie zweifelten nicht mehr, daß es Hettel sei. Kaum hatten sie Zeit, die Waffen zu ergreifen, als sie schon angegriffen wurden. Wate sprang zuerst ans Land und geriet sogleich mit Ludwig zusammen; es entspann sich ein furchtbarer Kampf, in dem Ludwig trotz aller Tapferkeit so verwundet wurde, daß er das Schlachtfeld verlassen mußte. Herwig war unterdessen aus dem Schiffe gesprungen, hatte aber das Ufer nicht erreichen können, und stand bis an die Achsel im Wasser; die Feinde schossen manchen Speer auf ihn, aber doch gelang es ihm, auf den Strand zu kommen. Die Schlacht entbrannte immer furchtbarer; auf weite Strecken hin waren Meer und Strand voll Blut und Leichen erfüllt. Gudrun sah von fern dem wütenden Kampfe zu, weinte laut und zitterte für das Leben ihrer Freunde.

18. Als die Nacht anbrach, traf Hettel mit Ludwig, der sich unterdessen erholt hatte, zusammen; furchtbar schwangen sie ihre scharfen Waffen gegen einander und kämpften lange mit gleichem Erfolg; doch endlich ersah Ludwig einen Vorteil und schlug seinen Gegner mit einem so grimmigen Streiche aufs Haupt, daß er tot hinsank. Als Gudrun es erfuhr, erhob sie laute Klage; man konnte sie nicht trösten, weinten ja selbst die Feinde um den Erschlagenen. „Als Wate, der viel grimme, vernahm des Königs

Tod, hub er an zu brüllen wie ein Eber; Abendrot sah man von Helmen glänzen bei Schlägen, den geschwinden, von ihm und all den Seinen; die mußte man gar zornig finden.“ Doch war es schon so dunkel geworden, daß sich die Kämpfenden nicht mehr erkennen konnten, und mancher von Freundes Hand fiel, so daß man vom Kampfe ablassen mußte. Ludwig und Hartmut aber benutzten die Nacht, um die Insel zu verlassen, so daß, als Wate am frühen Morgen den Kampf wieder beginnen wollte, kein Feind mehr zu sehen war. Da jede Verfolgung vergeblich gewesen wäre, weil die Normannen schon zu großen Vorsprung gewonnen, und die Hegelingen zudem durch den blutigen Kampf zu großen Verlust erlitten hatten, bestattete man die Toten, ließ die Verwundeten auf die Schiffe bringen und beschloß auf Ortwins Rat, auf dem Werder ein Kloster zu gründen, daß für die Seelen der Erschlagenen gebetet werde.

19. Traurig zogen die Helden in die Heimat. Ortwin wagte nicht vor der Mutter zu erscheinen; Wate mußte ihr die Trauerkunde bringen. Groß war der Königin Schmerz, als sie den Tod ihres Gemahls und so vieler Helden vernahm. Wate aber sprach: „Herrin, laßt das Klagen: sie kommen doch nicht wieder; jedoch in künftigen Tagen, wenn junges Volk erwachsen ist in diesem Lande, an Ludwig und Hartmut räch' ich meinen Schmerz und unsre Schande.“ Auf seinen Rat ersetzt man den Pilgrimen die geraubten Schiffe, damit, wie er sagte, der künftige Kampf nicht wieder mißlinge. Hierauf wurden alle Helden versammelt, um sich über einen neuen Kriegszug zu beraten; es wurde beschlossen, daß Frau Hilde tüchtige Schiffe sollte bauen lassen, während sich die Fürsten in ihren Reichen zum neuen Kampfe rüsteten. Als diese aber von dannen geritten waren, ließ Frau Hilde den auf dem Werder zurückgebliebenen Betleuten Speise schicken, daß sie ihrer bei Gott gedächten. „Auch ließ sie da erbauen ein Münster, das war weit; Hospital und Kloster erbauen nach der Zeit: Es ist bekannt geworden seitdem in manchem Lande mit denen, die da starben; es hieß das Kloster auf dem Wülpensande.“

20. Unterdessen waren Ludwig und Hartmut nach Normanien gelangt. Als Ludwig seine Burgen erblickte, zeigte er sie der traurigen Gudrun; „wollt ihr uns Gnad' erzeigen,“ sprach er, „so sollt ihr über reiche Lande schalten.“ Da aber Gudrun erklärte, sie wollte eher sterben, als ihn zum Freunde nehmen, ergrimmte Ludwig, ergriff die Jungfrau bei den Haaren und warf sie in das Meer. Hartmut zog sie schnell wieder heraus und brachte sie in eine Barke, wo sie mit ihren Frauen über die unwürdige Behandlung klagte und weinte, über welche Hartmut dem Vater bittere Vorwürfe machte. Als sie sich der Burg näherten, kam die alte Königin G e r l i n d e mit ihrer Tochter O r t r u n, die Helden zu

empfangen; als sie aber Gudrun küssen wollte, bebte diese vor Entrüstung zurück und sagte: Wie mögt ihr mir nahen? Wie ungern ich euch küsse! fürwahr, ihr dürft mich nicht empfahen. Euch wird es zugeschrieben, daß ich arme Maid, von der Heimat ausgetrieben, so bittres Herzeleid mit Schanden mußte dulden; und schlimmres wird mir werden." Gegen Ortrun allein zeigte sich Gudrun freundlich, da jene aufrichtig gegen sie gesinnt war und ihr Leid zu mildern suchte. Als man hierauf in die Burg gezogen war, drang Gerlinde auf baldige Vermählung; da Gudrun aber bei ihrer Weigerung beharrte, ward die Königin zornig; sie nötigte sie zu den niedrigsten Diensten und trennte sie von ihren Frauen. So wurde die Unglückliche viertehalb Jahre lang grausam gepeinigt. Als Hartmut, der unterdessen 3 Heerzüge gemacht hatte, zurückkam und hörte, wie unwürdig seine Mutter die Jungfrau behandelt habe, machte er ihr bittere Vorwürfe; aber Gudrun erfuhr trotzdem keine bessere Behandlung, vielmehr ward sie von Gerlinden zu noch niedrigern Diensten gezwungen, als zuvor. Nichts konnte sie aber bewegen, die Werbung Hartmuts anzunehmen.

21. Als Hartmut versuchte, durch Ortrun auf Gudrun zu wirken, sagte sie zu ihm: „Ihr wißt wohl, Herr Hartmut, was ihr im Sinn auch tragt, man hat mich einem König verlobt und zugesagt längst mit festen Eiden zum ehelichen Weibe." Nun zwang die böse Gerlind die Königstochter täglich Kleider am Meeresstrande zu waschen. Diese Erniedrigung that besonders Hildeburg leid; auf ihr wiederholtes Bitten gestattete ihr Gerlind, der Freundin Hilfe leisten zu dürfen.

22. Unterdessen waren 13 Jahre verflossen; aber Frau Hilde hatte ihre Tochter nicht vergessen. Sie hatte viel tüchtige Schiffe bauen lassen, und als diese fertig waren, ließ sie ihre Freunde zum Kriegszug gegen die Normannen entbieten. Alle Helden, die auf dem Wülpensande gefochten hatten, sagten ihr Hilfe zu, und fanden sich zur festgesetzten Zeit auf dem Werder ein, wo die unglückliche Schlacht stattgefunden hatte. Als alles bereit war, segelte die Flotte ab; doch wurden sie bald durch Gegenwinde verschlagen, so daß sie in große Not gerieten. „Zu Givers vor dem Berge lag Frau Hildens Heer: wie gut ihre Anker waren, in das finstere Meer hatten ihre Schiffe Magneten doch gezogen; ihre guten Segelbäume, die stunden alle gebogen." Nach vier Tagen erhob sich zum Glück ein Westwind, der sie in kurzer Weile wohl 26 Meilen von dem Berge hinwegtrieb, so daß sie wieder in guter Flut waren, und endlich an die Küste von Normanie kamen.

23. Sie landeten an einer verborgenen Stelle und ruhten von der mühseligen Fahrt aus. Am folgenden Morgen gingen Ortwin und Herwig in das Land, um Kundschaft einzuziehen, nachdem man

ihnen versprochen hatte, sie zu rächen, wenn sie gefangen oder getötet werden sollten, und jedenfalls die gefangenen Mädchen zu befreien.

24. Als Gudrun und Hildeburg eines Tages am Strande wuschen, sahen sie einen Vogel herbeischwimmen, der sich für einen Boten Gottes ausgab und ihnen verkündete, daß Frau Hilde noch lebe, und ein großes Heer zu ihrer Rettung herbeigesandt habe, daß Ortwin und Herwig mit demselben schon in ihrer Nähe seien, und daß am folgenden Morgen Boten zu ihr kommen würden, worauf er wieder verschwand. Die Jungfrauen aber dachten nun nicht mehr an das Waschen, sie unterhielten sich nur von den Helden, die zu ihrer Befreiung kommen sollten, bis der Tag sich zu seinem Ende neigte. Es blieb Gerlinden nicht verborgen, daß sie so wenig gewaschen hatten, sie mußten daher von dieser harte Scheltworte hören; auch befahl sie ihnen, am folgenden Tage schon vor Tagesanbruch an die Arbeit zu gehen, da der Palmentag nahe sei, und man Gäste erwarte. Nun gingen die Jungfrauen in ihr schlechtes Gemach, zogen ihre nassen Kleider aus und legten sich auf harte Bänke, denn ein anderes Lager gönnte ihnen die böse Gerlind nicht. Als Hildeburg am frühen Morgen erwachte, sah sie, daß die Erde mit Schnee bedeckt war; doch so sehr sie auch Gerlind anflehte, ihnen Schuhe geben zu lassen, sie mußten barfuß an den Strand hinaus. Während sie aber die mitgebrachten Gewänder wuschen, schickten sie manchen sehnsüchtigen Blick auf die Flut, von wo ihnen die Boten nahen sollten.

25. Nach langem Harren erblickten sie endlich eine Barke mit zwei Männern. Die Jungfrauen wollten fliehen, um nicht von ihnen bei der niedrigen Arbeit angetroffen zu werden; doch sprangen jene auf den Strand und riefen ihnen nach, zu bleiben, wofern sie nicht die reichen Kleider verlieren wollten. Da kehrten sie wieder um, und stellten sich in ihren nassen Hemden und aufgelöstem Haar den edlen Helden gegenüber. Es waren Ortwin und Herwig. Beide fragten nach dem Landesherrn, dem sie so unwürdige Dienste leisten müßten, und als sie hörten, daß Hartmut und Ludwig die Reiche rings umher beherrschten, erkundigten sie sich, wo sie dieselben finden könnten; sie seien, fügten sie hinzu, von einem Könige an sie abgeordnet. Sie sind „auf ihrer Burg mit 4000 Mann," erwiderte Gudrun, „denn sie fürchten stets, von den Hegelingen angegriffen zu werden, denen sie viel Leids gethan." Nun erkundigten sich die Helden nach Gudrun. Herwig aber sprach zu seinem Begleiter: „Fürwahr, Herr Ortwin, ist Eure Schwester Gudrun noch am Leben, so muß es diese sein; denn noch nie sah ich ihr ein Weib so gleichen." Als Gudrun diese Worte hörte, sah sie den jungen Helden wieder an; sie hätte gern gewußt, ob es ihr Bruder sei. „Die, nach der ihr fraget," sagte sie, „ist vor großem Leid gestorben." Da begannen die beiden Helden vor Jammer zu

weinen, Gudrun aber fragte sie, ob Gudrun mit ihnen verwandt gewesen, da sie ihren Tod so beklagten. Da sprach Herwig: „Wohl traur' ich um die Maid, die mir verheißen wurde auf alle Lebenszeit. Sie war mir zugeschworen mit Eiden fest und späte: nun hab ich sie verloren durch des alten Ludwigs grimme Räte." Und als Gudrun erwiderte, sie habe vernommen, Herwig sei gestorben; auch hätte er sie gewiß schon befreit, wenn er noch am Leben wäre, zeigte ihr der Held den Verlobungsring, den er einst von der Geliebten erhalten. Sobald die Jungfrau ihn erblickte, lächelte sie vor Wonne, und zeigte ihm den Ring, den er ihr gegeben. Da umschloß sie Herwig und bedeckte ihren Mund mit Küssen; Ortwin aber fragte sie, warum sie so niedrige Dienste thun müsse. Nun berichtete sie den beiden, daß sie dazu gezwungen worden sei, weil sie den Werbungen Hartmuts kein Gehör geschenkt habe. Herwig wollte die beiden Jungfrauen sogleich mitnehmen; dem widersetzte sich aber Ortwin, da es nicht ehrenhaft sei, heimlich zu stehlen, was ihre Feinde mit Gewalt geraubt hätten. So ungern Gudrun dies vernahm, sie mußte sich dem Willen ihres Bruders fügen; die beiden Helden fuhren wieder von dannen, mit dem Versprechen, sie den Feinden mit Gewalt zu entreißen. Die Jungfrauen sahen ihnen lange nach und vergaßen der Arbeit, bis Hildeburg wieder daran mahnte; aber Gudrun wollte sich nicht mehr zum unwürdigen Dienste bequemen, und wie sehr auch die Freundin warnte, sie warf die Kleider in das Meer. Als es dunkel wurde, kehrten sie zurück. Sie wurden von Gerlinden, die sie von der Burg aus mit den Fremden hatte sprechen sehen, mit Scheltworten empfangen. Gudrun aber antwortete stolz und trotzig, so daß die alte Königin ergrimmte, und die Jungfrau an ein Bett binden ließ, um sie mit Ruten zu schlagen. Da sprach Gudrun mit listigem Sinn, sie wolle nun Hartmutens Werbung erhören, und wenn sie Königin sei, solle es dem übel ergehen, der sie schlage. Erfreut ließ Gerlind sogleich ihren Sohn herbeiholen, der, über die unerwartete Botschaft entzückt, die Jungfrau sogleich umarmen wollte. Doch diese trat zurück: es schicke sich nicht für ihn, eine arme Wäscherin zu umarmen; erst wenn sie Königin sei, dürfe er sie ohne Schande in seine Arme schließen. Nun wurde Gudrun auf Hartmuts Befehl mit allen Ehren behandelt und erhielt, was sie wünschte. Ortrun, die sich herzlich freute, die Freundin bald ihre Schwägerin nennen zu können, leistete ihr Gesellschaft. Mit kluger List bat aber Gudrun den König Hartmut, seine Dienstmannen alle zur Hochzeit zu entbieten; sie wollte dadurch so viel Kämpfer als möglich aus der Burg entfernen, die als Boten ausgesandt würden. Als Gudrun sich mit ihren Frauen entfernt hatte, eröffnete sie denselben, daß ihr Boten mit der Verkündigung naher Rettung gesendet worden seien. Dies hörten Lauscher, welche es

der alten Königin hinterbrachten; so sehr diese auch ihren Sohn warnte, auf seiner Hut zu sein, er hielt alles, was sie ihm sagte, für unbegründeten Verdacht, so daß Gudrun ungestört bei ihren Frauen verblieb, denen sie noch erzählte, wie sie mit Herwig, ihrem Mann, und ihrem Bruder zusammengekommen sei. „Da legten sie sich schlafen und waren wohlgemut, sie wußten, ihnen käme mancher Ritter gut, die ihnen helfen möchten aus ihren großen Sorgen: Das war ihr Wunsch alleine, daß sie die ersähn an dem nächsten Morgen."

26. Unterdessen waren Herwig nnd Ortwin zu den ihrigen gekommen, denen sie erzählten, wie sie Gudrun und Hildeburg gesehen hätten. Als die Verwandten über die unwürdige Behandlung zu weinen anfingen, welche die Königstochter hatte erdulden müssen, rief der alte Wate zornig aus: „Ihr gebart Euch ja alten Weibern ganz gleich: Ihr wisset nicht, warum; nicht steht es Helden gut, an Lobe reich. Wollt Ihr Gudrunen helfen aus der Not, so sollt Ihr die Kleider wieder machen rot, die da gewaschen haben ihre viel weißen Hände: damit sollt Ihr ihr dienen, so mag sie wohl kommen aus dem Elende!" Hierauf brachen sie aus ihrem Verstecke auf, und ehe es tagte, stand das Heer schon vor Ludwigs Burg, wo sie bis zum Morgen ruhten. Mit der Morgenröte trat eine Jungfrau Gudruns ans Fester und erblickte die Gewaffneten; sie verkündete es der Herrin, die sogleich aus dem Bette sprang und nach dem Fenster eilte; doch ward ihre Freude über den ersehnten Anblick durch den Gedanken getrübt, daß so mancher von den Helden den Tod finden würde. Nun sah auch der Wächter auf der Zinne die lagernden Feinde; auf seinen Ruf eilte Gerlind auf die Zinne, und als sie das Heer gesehen, brachte sie dem noch schlafenden König die Kunde, daß Feinde die Burg umschlossen hielten. Der alte König eilte selbst hinaus; anfangs hielt er sie für Pilgrime, Hartmut aber, der sogleich herbeigerufen wurde, sprach: „Ich erkenne der Fürsten Zeichen wohl aus 20 Landen: ich wähne, die Feinde wollen an uns rächen ihre alte Schande."

27. Nachdem er seinem Vater die Feldzeichen und die Helden alle genannt, rief er die Seinen zu den Waffen; die herbeieilende Gerlind schickte er zürnend weg, als sie riet, sich in der Burg zu verteidigen; denn er wollte kampfesmutig dem Feinde entgegenziehen. Auf seinen Befehl wurden die Thore geöffnet, und die Könige zogen an der Spitze ihrer Kämpfer hinaus. Da gab auch Wate das Zeichen zum Angriff; es begann ein heftiger Kampf. Als Ortwin Hartmut erblickte, rannte er ihn an, aber er ward schwer verwundet, auch so Horant, der den Freund rächen wollte; beide Helden mußten sich vom Schlachtfelde entfernen, um ihre Wunden verbinden zu lassen. Unterdessen traf Herwig mit dem alten König Ludwig zusammen; grimmig liefen die beiden einander

an; doch konnte Herwig vor dem alten Helden nicht bestehen, der ihn niederschlug und ihn getötet hätte, wenn ihm die Seinen nicht zu Hilfe gekommen wären.

28. Sobald er sich aber wieder erholt hatte, ergrimmte er über die erlebte Schmach und suchte den Feind von neuem auf; er fand ihn, und mit kräftigem Hiebe schlug er ihm das Haupt vom Rumpfe. Als die in der Burg dies sahen, erhoben sie laute Klage, weshalb Hartmut, der des Vaters Tod noch nicht wußte, sich in diese Feste zurückzuziehen beschloß. Doch fand er diese schon von den Feinden bedrängt. Da stieg er mit den Seinen von den Rossen nnd drang gegen den Schlachthaufen, an dessen Spitze Wate kämpfte. Auf der Zinne aber jammerte Frau Gerlind über den Tod ihres Gemahls, dem große Belohnung versprechend, der ihn an Gudrun und ihren Jungfrauen rächen wolle. Ein ungetreuer Mann, der den Lohn verdienen wollte, stürzte mit entblößtem Schwerte auf die Jungfrauen, die vor Angst laut aufschrieen. Da hörte sie Hartmut; er sah hinauf und rief drohend dem Mörder zu, er würde ihn hängen lassen, wenn er eine von den Jungfrauen erschlüge. Jener sprang zurück, denn er fürchtete des Königs Zorn. Unterdessen hätte dieser beinahe selbst das Leben verloren, so hart bedrängte ihn der alte Wate. Da eilte Ortrun, die Hände ringend, zu Gudrun, fiel ihr zu Füßen und klagte ihr den Tod ihres Vaters. Sie sprach: „Laß Dich erbarmen, edles Fürstenkind, so vieler meiner Sippen, die hier erschlagen sind, und gedenk', wie Dir gewesen, da man den Vater erschlug, den Deinen: Edle Königin, nun habe ich heute verloren den meinen! Nun siehe, edle Jungfrau, das ist eine große Not, mein Vater und meine Verwandten, die sind schier alle tot; nun steht der Recke Hartmut vor Waten in großer Gefahr: Verliere ich den Bruder, so muß ich eine Waise sein fürwahr! Und lasse mich das genießen, sprach das edle Kind, als Dich niemand beklagte, von allen, die hier sind, da hattest Du keine Freunde, als mich ganz alleine: was Dir jemand that zu Leide, zu allen Zeiten mußt' ich um Dich weinen!" Da erbarmte sich Gudrun der treuen Freundin; sie rief Herwigen zu, dem Kampf zwischen Hartmut und Wate ein Ende zu machen. Sogleich eilte Herwig zu den beiden, doch wollte Wate von dem Kampf nicht ablassen; Herwig aber sprang Gudrunen zu Liebe zwischen beide, worüber Wate so ergrimmte, daß er Herwigen niederschlug. Diesen retteten seine Mannen, aber Hartmut ward gefangen hinweggeführt.

29. Nun wurde jeder weitere Widerstand bald besiegt; die Burg ward erobert und geplündert. Wate wütete grimmig, alles niederhauend, was ihm in die Hände kam, er verschonte selbst die Kinder in der Wiege nicht. „Irold der starke rief da Waten an: Die jungen Kinder haben Euch den Teufel gethan! Sie haben an

unsern Freunden keine Art Schuld: so erweist zur Ehre Gottes den armen Waisen Huld! Da sprach Wate der alte: Du hast Kindes Mut: die in der Wiege weinen, deuchte Dich das gut, daß ich sie leben ließ? Sollten die erwachsen, so wollt' ich ihnen mehr nicht trauen, als einem wilden Sachsen!" In allen Gemächern floß das Blut; da flüchtete sich Ortrun zu Gudrunen, sie um Schutz anflehend, den sie ihr freudig zusagte. Auch Gerlind kam herbeigeeilt und fiel Gudrunen zu Füßen, Gnade von ihr begehrend. „Wie könnte ich das gewähren," rief diese, „da Ihr mir ja selbst nie eine Gnade gewährtet?" Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als der grimme Wate hereinstürmte mit knirschenden Zähnen, mit bohrenden Augen, mit ellenbreitem Barte; er war mit Blut beronnen, von dem sein Gewand ganz durchnäßt war. Mit grimmiger Stimme fragte er nach Gerlind; vergeblich suchte Gudrun sie zu verbergen; denn Wate drohte, alle ohne Ausnahme zu erschlagen, wenn man ihm die alte Königin nicht überliefere; da gab ihm ein Mädchen einen Wink mit den Augen, daß er sie aus andern herausfand. Schnell ergriff er sie. „Nun sagt, Frau Gerlind," rief er ihr höhnend zu, „braucht Ihr mehr der schönen Wäscherinnen?" Er zog sie vor den Saal hinaus, ergriff sie bei den Haaren und schlug ihr das Haupt ab. Ebenso erschlug er die junge Hergart, die ihrer Herrin untreu geworden war. Nun kamen auch die übrigen Helden herbei, welche von Gudrunen und den Frauen minniglich empfangen wurden. Hierauf gingen die Herren zu Rate, in Folge dessen H o r a n t zum Schutz der Burg zurückgelassen wurde, in welcher Gudrun nebst den Frauen und den Gefangenen verbleiben sollten, während Wate und Frute mit 30000 Mann auszogen, das übrige Land zu erobern. Als auch dies gelungen, rüstete man zur Abfahrt. Außer Gudrunen und ihren Frauen wurden auch Hartmut und Ortrun nebst anderen Gefangenen auf die Schiffe gebracht; H o r a n t und M o r u n g blieben in dem eroberten Lande.

30. Die Fahrt war glücklich. Frau Hilde, welcher man Boten vorausgesandt hatte, ihr die frohe Kunde zu bringen, zog den Heimkehrenden bis an den Strand entgegen, wo sie mit der größten Pracht empfangen wurden. Hilde erkannte ihre Tochter nicht wieder; als sie ihr gezeigt wurde, trat sie ihr entgegen. „Wer möchte ihnen vergelten mit Gold diese Freude, die sie gewonnen, da sie einander küßten? ihres Leides war da viel zerronnen." Auch den alten Wate küßte sie, ihn mit dankenden Worten begrüßend, so auch Ortwinen, und wie sehr sie zuerst widerstrebte, auch die edle Ortrun, als sie von ihrer Tochter erfuhr, wie freundlich dieselbe sie in der Gefangenschaft behandelt habe. Auf Gudruns Bitte wurde Hartmut gegen das Versprechen, nicht entfliehen zu wollen, von seinen Banden befreit. Nun ließ Hilde die

Vorbereitungen zu Herwigs Vermählung mit Gudrun treffen; diese aber bewog ihren Bruder Ortwin, um die edle Ortrun zu werben, und als Hartmut dies erfuhr, war er gern bereit, sich mit der treuen Hildeburg zu verloben. Und um den Frieden allgemein zu sichern, wurde Herwigs Schwester mit Siegfried, dem König von Moorland, verlobt, der auch an dem glücklichen Kriegszuge teil genommen hatte. Es ward sogleich nach der Jungfrau gesandt, damit ihre Vermählung zugleich mit der Hochzeit der übrigen gefeiert werden könne. Bald langte sie unter Wates und Frutes Begleitung an. „Da die vier reichen Könige ihr entgegen ritten, und sie zusammenkamen, von den Helden ward gestritten, welche von den Frauen die allerschönste wäre: da lobte man sie alle, damit ein Ende hatte diese Märe."

31. Nun wurde die vierfache Hochzeit mit der größten Pracht gefeiert. Die Fahrenden (Sänger) ließen ihre Künste schauen und wurden reichlich belohnt. Nach vollendeten Feierlichkeiten erhielt Hartmut sein Land wieder, worauf er mit seiner Gemahlin in dasselbe zurückkehrte.

32. Auch die andern Könige kehrten in die Heimat zurück; Ortwin und Herwig schwuren sich vor dem Abschiede feste Treue und gelobten einander, „daß sie ihr Fürstenamt der hohen Väter würdig stets in Ehren trügen. Die ihnen schaden wollten, daß sie die beides fingen und erschlügen."

2. Gliederung des Gedichts.

Die Hauptteile der Dichtung haben wir schon durch die Überschriften im vorigen Abschnitt angedeutet. Es sind deren drei: der 1. enthält die Geschichte Hagens, der 2. die seiner Tochter Hilde, der 3. die Geschichte der Entführung von Hettels Tochter Gudrun. Der 1. Teil steht mit den beiden folgenden in so lockerem Zusammenhange, daß er nicht ohne guten Grund als ein ursprünglich gar nicht dazu gehöriger Teil bezeichnet werden kann. Dagegen ergänzen sich aber die beiden folgenden Teile und müssen als ein Ganzes betrachtet werden.

Der leichteren Überschaulichkeit wegen deuten wir nachstehend noch die Gruppierung der einzelnen Hauptteile an.

I. Geschichte Hagens.
   1) Geburt. 2) Entführung durch den Greifen. 3) Seine Selbstbefreiung. 4) Seine Vermählung mit Hilde.

II. Geschichte der Entführung von Hagens Tochter Hilde.
   1) List der Abgesandten. 2) Flucht. 3) Hagens Nachsetzen. 4) Versöhnung.

III. Geschichte der Entführung von Hettels Tochter Gudrun.
   1) Ihre Entführung. 2) Ihre Leiden bei der Königin Gerlind. 3) Ihre Befreiung. 4) Verheiratung der Hauptpersonen.

3. Die Personen des Gedichts.

Genealogische Übersicht.

Ger v. Irland. Frau Ute.

Siegebant. Fr. Ute v. Norwegen.

Hagen. Fr. Hilde v. Indien.

Hettel v. Hegelingen. Hilde.

Gudrun. Ortwin. {Ludwig v. d. Normandie. / Gerlind, Frau.}

{Schwester, Herwig, Mann. / Siegfried v. Moorland.} Ortrun. {Hartmut. / Hildeburg, Frau.}

I. Die Irländer.

In dieser Gruppe erregt nur Hagen unsere besondere Aufmerksamkeit. Wie der Held des Nibelungenliedes, Siegfried, so gelangt auch er auf wunderbare Weise, durch Trinken des Blutes eines von ihm erschlagenen Ungeheuers, zu übermenschlicher Stärke. Diese Stärke erfüllt ihn mit wildem Übermut und Stolz. Die Tochter ist aber der Gegenstand seiner innigen Liebe; nur der soll ihr Gemahl werden, der ihn selbst noch an Stärke übertrifft. So darf er auch hoffen, den von ihm erworbenen Ruf fortgepflanzt zu sehen. Wagen Schwächere um Hilden zu werben, so werden sie erschlagen oder erhängt. Vielleicht gönnt er überhaupt niemandem seine Tochter; wenigstens sagt Horant ganz allgemein: „Wer um Hilden wirbt, den heißt man dort erschlagen oder hängen." Als Hettel und seine Mannen, besonders der alte Wate, sich ihm übrigens als tapfere Helden erwiesen haben, und er die Überzeugung gewinnt, daß die Tochter glücklich werden wird, da ist er zufrieden und zur Versöhnung bereit.

II. Die Hegelingen.

a. Die Familienglieder.

1. **Hettel** von Hegelingen (richtiger wohl Hetelingen, nach dem Namen des Königs), König über Friesen, Dietmars (Dietmarschen) und Waleis (Waalland), residierte auf der Burg (Kampatille.) Seinen überkräftigen Mannen gegenüber erscheint er in der weicheren Färbung jugendlicher Milde, die jedoch die Ritterlichkeit nicht ausschließt. Die Besorgnis, daß seinen für ihn werbenden Freunden Unheil widerfahren könne, stimmt ihn traurig und bringt sie ihm nicht aus dem Sinn. In der Schlacht auf dem Wülpensande erweist er sich als tapfer, erliegt aber der gewaltigen Kraft seines Gegners, des Königs Ludwig.

2. **Hilde**, Hettels Gemahlin, die Tochter Hagens, erweist

sich als Jungfrau liebenswürdig, begabt mit Sinn für das Schöne, insbesondere für den Gesang, im geselligen Verkehr gewandt. In die Entführung durch Hettels Werber willigte sie ohne große Bedenklichkeit. Ihre Liebe zum Vater ist aber darum doch sehr innig und erweist sich selbst da, wo ihr Gefahr daraus erwachsen kann, wie beim Kampfe zwischen Hagen und Hettel. Was sie an den Eltern verschuldet, muß sie später an der eigenen Tochter schwer büßen. Als Gattin und Mutter ist sie treu und zu großer Aufopferung fähig. Bei Hartmuts Bewerbung um ihre Tochter läßt sie den angeerbten Familienstolz ziemlich stark durchblicken. Als sie durch ihn und Ludwig bitter gekränkt wird, da ist ihr Herz von Rache erfüllt. Die von Wate ihr in Aussicht gestellte Befriedigung derselben erfüllt sie mit Freude und entlockt ihr die Worte: „Hei! sollt' ich das erleben, mein Hab' und Gut gäb' ich gerne darum, daß ich Rache hätte, und daß ich Gottesarme meine liebe Tochter wiedersähe!" Der Anblick der rückkehrenden Tochter und das freundliche Zureden derselben siegt aber doch über die Rache; wenn auch zögernd, so reicht sie doch allen die Hand der Versöhnung und vergiebt alle Beleidigungen aufrichtig.

3. Gudrun (Ratgeberin im Kampfe), Hettels und Hildens Tochter, später König Herwigs Gemahlin, wächst unter der liebenden Pflege ihrer Mutter so herrlich heran, daß ein Schwert ihr wohl anstünde, so sie ein Ritter wäre. Ihre Schönheit lockt viele mächtige fürstliche Werber an; aber sie weist sie in Stolz alle ab, auch Herwig, der ihr zu arm zu sein scheint. Als sie aber sieht, wie wacker er zu fechten vermag, da schenkt sie ihm ihr Herz für immer; die Gesinnung des Großvaters Hagen lebt in ihr. Mit unerschütterlicher Treue hält sie an der Liebe zu ihrem Verlobten fest; weder Hartmuts freundliche, liebevolle Zuvorkommenheit, noch Gerlinds erniedrigende Qual der Knechtschaft macht sie auch nur einen Augenblick darin wankend. Auch ihren Stolz verleugnet sie niemals, selbst in der langen Knechtung nicht. „Meiner Mutter Tochter hat selten Brände geschürt" ist alles, was sie der Zumutung Gerlinds, die Feuerung der Öfen zu besorgen, entgegensetzt. Und als die böse Frau sie zum Waschen zwingt, erwidert sie: „Lehrt mich, wie ich meine königlichen Hände dazu zwinge, eure Kleider zu waschen. Wonne soll ich hier nicht haben, darum wollt' ich nur, ihr thätet mir noch mehr zu leid!" Mit diesen letztern Worten drückt sie zugleich den Trotz aus, den sie stets ihrer Peinigerin entgegensetzt, und der in gleichem Maße mit der Mißhandlung wächst. Zuweilen steigert sich derselbe bis zum liebenswürdigsten kindischen Mutwillen, wie z. B. da, wo sie die Kleider ins Meer wirft, „daß sie lustig mit den Wellen fließen". Als sie die Erlösung aus Knechtschaft und Gefangenschaft so nahe weiß, da greift sie auch getrost zur List und Verstellung, um sich der

letzten und schwersten Mißhandlung der bösen Gerlind zu entziehen. „Ich will den Fürsten minnen, den ich bisher verwarf,“ erwidert sie ihr. Als der auf diese Nachricht herzueilende Hartmut „mit den Armen die minnigliche Gudrun wollt' umfangen,“ verhütet sie das mit der schlauen Rede: „Nein, Herr Hartmut, das kann nicht geschehn, es würden's uns verdenken die Leute, die uns sehn. Ich bin ein' arme Wäscherin und bin euch zu geringe; wie könnt' es einem reichen König ziemen, daß er mich umfinge?“ So treu aber Gudrun in ihrer Liebe und ungebeugt im königlichen Stolze dasteht, so fest hält sie auch an der Rache. Dafür sprechen sogar ihre oft falsch gedeuteten Fragen an den in Vogelgestalt erscheinenden Gottesboten nach Mutter, Bruder und Bräutigam; denn gleich danach frägt sie auch nach dem Helden Horant und seinen Mannen und schließt mit sehr bezeichnenden Worten: „Und kannst du mir noch sagen, daß auch Herr Wate lebet, so hört mein Trauern auf. Des freuten wir uns alle, wenn mir das geschehe, daß ich auch Fruten, den alten, noch bei meinem Banner sähe.“ Als die üble Gerlind in Verzweiflung und Todesangst die von ihr gemißhandelte Gudrun um ihr Leben fleht, erhält sie zur Antwort: „Nun hör' ich Euch da flehn, daß ich Euch gnädig sei — wie könnte das geschehn? Ihr wolltet meinen Bitten nie Gewährung schenken, Ihr wart mir ungnädig — das muß ich Euch in rechtem Grimm gedenken.“ Und wirklich thut sie auch nichts zu ihrer Rettung, als der grimme Wate mit gezücktem, vom Blute geröteten Schwert in das Frauengemach tritt, das böse Weib bei der Hand erfaßt, vor die Saalthür hinauszieht und mit einem Schwertstreich alle Qual vergilt. Aber damit ist ihrer Rache auch genug gethan. Die Freude des Wiedersehens macht ihr Herz zur Vergebung und Versöhnung geneigt; ja sie weiß auch geschickt die Mutter dafür geneigt zu machen. In dem Maße, wie man ihr Unheil bereitet hatte, schafft sie nun Glück und Freude um sich her und ruht nicht eher, als bis auch die Kinder ihrer Peinigerin, Ortrun und Hartmut, teil daran haben.

Das ist Gudruns Charakter, wie überhaupt der Charakter der Frauen jener Zeit. Länger als anderwärts haftet eine heidnische Färbung an ihnen. Sie standen in der ersten Zeit dem Christentume, das bei uns die Frauen nicht, wie anderwärts, aus niederer Stellung zu erheben brauchte, gewissermaßen feindselig gegenüber. Es beruht daher auf falscher Auffassung, wenn Gudrun in einigen Litteraturgeschichten, „als leuchtendes Muster christlicher Demut und Gottergebenheit“ hingestellt wird; sie ist wie alle hervorragenden Frauen jener Zeit, stark im Lieben und im Hassen, von Stolz auf ihre Hoheit, aber auch weiblich liebenswürdig, wenn sie ihrer Rache genug gethan.

4. Ortwin, Gudruns Bruder, Herr von Nortland, (Nord-

land), wurde dem in aller Ritterlichkeit erfahrenen mutigen Wate zur Erziehung übergeben. Und dieser hat ihn zum ehrenhaften, tapferen Helden herangebildet. Als der glückliche Herwig die Gudrun und Hildeburg vom Strande mitnehmen will, da tritt er ihm mit den Worten entgegen: „Und hätt' ich hundert Schwestern, sterben ließ ich sie, eh' ich mich in der Fremde so feige wollte hehlen, die mit Gewalt sie nahmen, meinen grimmen Feinden wegzustehlen." Mit demselben Edelsinn erinnert er Herwig an die übrigen gefangenen Jungfrauen mit den Worten: „Im Stich denn ließen wir das edle Ingesinde? es hat so lange hier geharrt im fremden Lande." Ortrun, Ludwigs Tochter, die sich so teilnehmend gegen Gudrun bewies, wird seine Frau.

b. Hettels Lehnsleute.

5. Wate (a kurz), Vetter des Königs Hettel, Herrscher in der Mark Sturmland (Stormarn, im südlichen Holstein), wird als eine riesige, breitbärtige Gestalt, mit bereits greisen Locken, bezeichnet. In ihm ist vorzugsweise der Charakter des nordischen Heldentums ausgeprägt. Wie sein Aussehen, so ist auch sein Benehmen ungeschlacht und erhaben, linkisch und gewaltig. Der Kampf ist sein Element, das Schwert daher sein unzertrennlicher Gefährte. Schlachtgetümmel dünkt ihm lieblicher, als bei schönen Frauen sitzen. Auch seine diplomatischen Manövers (bei Hagen) weiß er nur als Mann des Schwertes zu betreiben. Hier und da läßt er eine gewisse väterliche Gutmütigkeit durchblicken, die seinem Alter sehr wohl ansteht und seine sonstige derbe Rücksichtslosigkeit etwas mildert. Er genießt das volle Vertrauen seines Lehnsherrn, was wir nicht nur daraus sehen, daß ihm derselbe seinen Thronfolger zur Erziehung übergiebt, sondern daß er ohne seinen Rat und seine Beihilfe nichts von Wichtigkeit unternimmt. Aber Wates Mannentreue, Anhänglichkeit und Ergebenheit sind auch ohne Tadel, ja völlig musterhaft; selbst die Witwe seines Königs, Hilde, erfährt sie. Darum sieht er aber auch in allem, was er für die Königsfamilie thut, nichts weiter als schuldige Pflichterfüllung. Als Hilde beim Empfang der Helden und der lieben Tochter sich vor Wate neigt und seinen Dienst nur durch ein Land und eine Krone glaubt vergelten zu können, „da sprach er zu der Fraue: was ich dienen mag, das bin ich Euch gar willig bis an den letzten Tag."

6. Horant, König von Dänemark, Hettels Neffe (Schwestersohn), ist bestimmt, durch echt menschliche Gefühle das wilde Heldentum, wie es sich in Wate und fast allen übrigen Rittern kund giebt, zu mildern. In der Entführungsgeschichte ist er daher auch die eigentliche Seele, der, welcher das Gelingen herbeiführt. Weder Wates Schwert, noch Frutes Gold bahnen den Weg zum

stolzen Herzen der Königstochter; sein goldener Gesang muß ihn erzwingen durch die Liebe, die ihm vermählt ist. Sein Gesang ist so lieblich, daß er alle hinreißt, selbst den wilden Hagen. Der ganzen Natur singt er Sehnsucht in die Seele, und Hildens Herz muß an dem süßen Weh erkranken. So gelingt es ihm, sie zur Flucht zu vermögen. Horant hat seine „Weisen auf den wilden Fluten singen hören", hat sie also der Natur und dem Volke abgelauscht; er ist der Repräsentant des Natur- und Volksgesanges, ein Seitenstück zu dem Geiger Volker im Nibelungenliede. Im Schlachtengewühl steht übrigens Horant, wie Volker keinem der Tapfern nach.

7. Frute aus Dänemark, Hettels Neffe, ist ein untergeordneter Dienstmann, leistet aber in der Entführungsangelegenheit durch klugen Rat und List gute Dienste, erscheint geradezu als die leitende Seele des Unternehmens. Mit Horant ist er nahe verwandt.

8. Morung, Herr von Waleis (Land an der Waal), ist eine kräftige, aber kalte Persönlichkeit. Sein wahrer Charakter ist an der Stelle treffend gezeichnet, wo er Hagens rasendem Zorn in trockener Lustigkeit mit den Worten entgegentritt: „was eilet ihr so sehr? Kämt ihr noch so eifrig heran —

Wär' es auch ein tausend wohlbewehrter Degen,
Da unten in den Fluten wollen wir euch kühl zur Ruhe legen."

9. Irold von Friesen, vielleicht nur untergeordneter Dienstmann, Wates Verwandter, ist eine warmherzige, lebhafte Persönlichkeit, durch die mancher schöne, mildernd wirkende Zug in das Gedicht kommt. Als man auf dem Wülpensande die gefallenen Hegelingen begräbt, sagt er: „man soll auch die begraben, die uns den Schaden thaten, oder soll man sie den Raben lassen und den wilden Wölfen?" Dem wütenden Wate, der im Kampfe auf Ludwigs Burg das Kind in der Wiege nicht schont, ruft er zu: „Die jungen Kinder haben euch den Teufel gethan; am Tode unsrer Freunde sind ohne Schuld die Armen: So habt Gott zu Ehre mit den armen Waisen Erbarmen!" Als Gudrun der Mutter wieder zugeführt wird, da kann er sich's nicht versagen, der nächste bei der rührenden Erkennungsscene zu sein; er geht neben Gudrun und kann die Mutter nicht lange in Zweifel lassen: „das ist Eure Tochter!" ruft er.

III. Der Held von Seeland.

König Herwig gewinnt Gudruns Liebe durch seine Tapferkeit. In der Liebe zu ihr bewährt er sich als treu. Für Gudrun ist er alles zu thun bereit. Begleitet vom Bruder seiner Verlobten, unternimmt er gern die gefahrvolle Kundschaftsfahrt, und nur seine große Liebe verleitet ihn, als Gudrun auf dem Strande erkannt wird, einen Augenblick die Ritterehre außer acht zu lassen.

Als Hartmut im Kampfe vor seiner Burg durch Wate in Lebensgefahr gebracht wird, da springt er auf Gudruns Zuruf entschlossen zwischen die Kämpfenden und läßt sich von dem grimmen Helden niederschlagen.

IV. Die Normannen.

1. Ludwig, König der Normannen (Normandie), Lehnsmann Hagens, residiert auf der Burg Kassian. Obwohl bereits alt, besitzt er doch noch die volle ungebrochene Manneskraft, welcher König Hettel bald erliegt. Neben dem offenen Kampfe wendet er aber auch eben so gern List an, wenn sie ihm rätlich erscheint; er flieht unter dem Schutze der Nacht vom Wülpensande, die Klage der Gefangenen durch grausame Drohung unterdrückend. Dem schwergekränkten Bräutigam wirft er im Kampfe vor Kassian den kältesten Hohn entgegen: „Du klagst mir deinen Schaden ohne Not, hier ist noch mancher andere, dem ich Gut und Freunde nahm; nimmer wieder sollst du deine Fraue küssen.“ In seinem Hause tritt er ziemlich zurück. Als Gerlind und Hartmut über die Werbung um Gudrun einig sind, „nach dem alten Könige man sandte.“ Seine etwas mürrischen Einwendungen bleiben aber ganz unbeachtet.

2. Hartmut, König Ludwigs Sohn, liebt Gudrun, aber bei weitem nicht mit Herwigs Neigung. Reichtum, Berühmtheit und hohe Abkunft bestimmen ihn, um Gudrun zu werben. Die Beharrlichkeit in der Durchführung des Unternehmens wird dann wesentlich durch die Rache des gekränkten Bewerbers bedingt. Er bietet sich selber und alles Seine der Geliebten an; da sie ihn ausschlägt, entführt er sie, und läßt nun die Mutter ihre strenge Zucht versuchen, den Widerstand der Fremden zu brechen. Gerlind geht freilich weiter, als er weiß und will, und als er durch Gudrun Kenntnis davon erhält, tadelt er die Mutter ernstlich, ohne jedoch Vorkehrungen zu treffen, die eine Wiederkehr der Mißhandlungen unmöglich machen. Gudrun beurteilt ihn mild und hält ihn für wert, durch Hildeburgs Hand beglückt und wieder als König eingesetzt zu werden. Als Held ist Hartmut untadelig; mit Entrüstung weist er Gerlinds Rat, sich hinter den Mauern zu verteidigen, ab, und rückt den Angreifern furchtlos entgegen.

3. Ortrun, Hartmuts Schwester, ist eine gute, rein weibliche Seele, die sich durch ihre Teilnahme die aufrichtige Zuneigung Gudruns erwirbt, und dadurch auch zum Schluß durch die Vermählung mit Ortwin belohnt, und in die Familie der Hegelingen aufgenommen wird. Mit Hildeburg hat sie in dem Gedicht die Bestimmung, die zarte Weiblichkeit der Heldin (Gudrun) zu retten, die ihren Feinden gegenüber nur in stolzem Trotz, bei den milden Frauen aber in klagendem Leid auftreten kann.

4. Gêrlind, Ludwigs Gemahlin, ist ein sehr selbständiger, aber durchaus boshafter Charakter. Im Hause weiß sie sich Geltung zu verschaffen; Ludwig muß thun, was sie will; nur Hartmut, dessen Wohl und baldige Selbständigkeit sie übrigens im Auge hat, auf eigene Unkosten fördert, nimmt sich's heraus, ihr zuweilen zu widersprechen und ihrem Vorhaben in den Weg zu treten. Seine Bewerbung um Gudrun ist ihr Werk. „Gerlind, seine Mutter, die riet ihm so." Als Gerlind Gudruns Charakterfestigkeit erkannt hatte, ist ihr nicht mehr die Verheiratung Ziel und Zweck, sondern vorzugsweise die Mißhandlung der Fremden. Dadurch wird sie eben die „böse", die „üble" Gerlind, wie das Gedicht sie so oft nennt, und darum muß ihr auch der Lohn zu teil werden, den sie durch Wate empfängt.

V. Siegfried von Moorland,

der durch den oberländischen Dichter irrtümlich in einen Mohrenkönig verwandelt wird, tritt als Nebenperson auf, zu Anfange, um die zwischen Hettel und Herwig geschlossene Verbindung inniger machen zu helfen, erhält dann aber zum Schluß, als Lohn für seine guten Dienste in der Normandie, Herwigs Schwester zur Gemahlin, von der vorher gar keine Rede gewesen ist.

4. Die Komposition des Gedichts.

Der 1. Teil des Gedichts, den wir in der Inhaltsangabe mit „Hagen" bezeichnet haben, hängt zwar biographisch, aber innerlich, also künstlerisch, gar nicht mit den beiden folgenden zusammen, was, wie schon bemerkt, zu der Ansicht geführt hat, daß die wahre Gudrun, nämlich der 2. u. 3. Teil, einem andern Dichter angehört. Schließen wir uns der Anschauungsweise an, dann kann die ganze Komposition als eine treffliche, der des Nibelungenliedes nicht nachstehende, bezeichnet werden. Die beiden Teile sind nicht bloß durch die fortlaufende Erzählung mit einander verbunden, sondern sie gehören durch innere Notwendigkeit zusammen, als symmetrische Stücke einer großen Komposition. Wie im Nibelungenliede, so zieht sich auch hier die Vergeltung in konsequenter Strenge durch das Gedicht, wenn auch des Dichters milderer Sinn die Fäden der Handlung nicht in ihrem blutigen Strafgericht, sondern erst im versöhnenden Schluß zusammenlaufen läßt. Hagens, des betrogenen Vaters, Leid fällt schwer auf den Entführer zurück, Hettel fällt im Kampfe um das geraubte Kind; was Hilde als Tochter verschuldet, das büßt sie als verlassene Mutter und mit ihr die gefangene Gudrun; und ihres Leidens Urheber werden auch wieder von der Rache ereilt. Aber alle die wechselvolle Vergeltung vermählt sich der mannigfaltigen Schönheit der Komposition und scheint durch die reiche Symmetrie der

Anlage bedingt, nicht über einen moralischen Leisten gearbeitet, die natürliche poetische Gerechtigkeit fordert nirgends zu tugendhafter Reflexion auf. Der friedenshelle Schluß kommt eben so ungezwungen als überraschend, erscheint nicht nachträglich als angeleimt, sondern der Dichter läßt ihn dem scheinbar dürren Stamme als lebendige Krone entsprießen.

Einzelne Partieen des Gedichts, die isoliert dastehen und bedeutungslos in Bezug auf das Ganze sind, hält man für spätere, unberechtigte Hinzufügungen anderer Bearbeiter des Werkes und hat versucht, sie daraus zu entfernen, wie aus den unten genannten Arbeiten von Ettmüller, Müllenhoff und Plönnies zu ersehen.

5. Die Idee des Gedichts.

Als Idee des Gedichts kann der Gedanke bezeichnet werden, daß unwandelbare Treue in der Liebe ihre endliche Belohnung findet und alles beseligt, was in ihre Nähe kommt. Wie im Nibelungenliede, so ist es also auch hier die Vergeltung, welche zur Anschauung gebracht wird, nur mit dem Unterschiede, daß in der Gudrun „aus Leid Freude folgt“, im Nibelungenliede dagegen „aus Freude Leid“. (Vergl. Gudruns Klage E. Geibel. Neue Gedichte. Stuttg. 1873, S. 168.)

6. Form der Darstellung.

Wie im Nibelungenliede, so ist auch in der Gudrun die Sprache durchgängig knapp, die äußere Schilderung geradezu wortkarg, aber treffend und ausreichend zur Ergänzung der reichen inneren. Es ist die Form des einfachen Volksliedes, die überall durchklingt. Offenbar ist die Gudrun eben so aus vorhandenen Sagen und Volksliedern entstanden, wie das Nibelungenlied.

Die Strophen bestehen aus 4 Versen; die Verse sind denen des Nibelungenliedes nachgebildet, die der 2. Hälfte haben jedoch weibliche (klingende) Reime, und die letzte Halbzeile hat fünf Hebungen. Mehrfach wird auch der Binnenreim angewandt.

„Diese Abänderungen begründen einen sehr tiefen Unterschied des ganzen Charakters zwischen beiden Str. Der Gegensatz beider Arten des Versschlusses, der Gegensatz des Kräftigen und Weichen, des Männlichen und Weiblichen, wird aus der einzelnen Zeile auch in die Str. als Ganzes verpflanzt, nur in umgekehrter Ordnung als in jener: die Gudrunstrophe schreitet von strengem Anfange zu gemildertem Ausgange vor, und gleichzeitig schwindet in ihrer zweiten Hälfte der Gegensatz innerhalb der einzelnen Langzeile. Das Gemilderte erscheint somit als das Ziel, als das Herrschende in dieser Str. Zugleich giebt ihr der fünfmal gehobene letzte Halbvers einen lang austönenden, volleren, prächtigeren Abschluß. Man muß hiernach wohl zugestehen, daß die

Gudrunstrophe von beiden der höher entwickelte Organismus sei; aber sie dürfte gleichwohl oder gerade darum den Anforderungen an eine epische Form minder entsprechen. Man wird vielleicht die einzelne Gudrunstrophe der einzelnen Nibelungenstrophe unbedingt vorziehen, aber man wird in einem längeren Gedichte die letztere lieber hören. Das Weiche, ja Üppige in der Schlußwirkung der Gudrunstrophe, ihre reichere Anlage und die starken Kontraste in dieser beeinträchtigen diejenige feste, ruhige Einfalt, die das Wesen der epischen Würde ausmacht; und je mehr die Str. an Einfachheit verloren hat, gerade desto mehr hat die Gefahr der Einförmigkeit zugenommen. Denn der ausschließlich herrschende, stumpfe Versschluß erscheint als etwas Naturnotwendiges und erregt für seine ewige Wiederkehr keine Aufmerksamkeit; aber dies thut wohl der Wechsel zwischen stumpfem und klingendem Schlusse, und kann durch die regelmäßigen und kurzen Perioden, worin er erfolgt, ermüden; und ebenso liegt dem stärkeren glänzenden Effekte, den der fünfmal gehobene 8. Halbvers macht, die Gefahr sich abzunutzen näher, als dem bescheidneren des entsprechenden Gliedes der Nibelungenstrophe." (Rieger in: Plönnies, Kudrun.)

7. Ort der Handlung.

Als Ort der Handlung erkennt man aus den Namen und vielen anderen Bezeichnungen das Gebiet der deutschen Nordseeküste, Schleswig und die Niederlande. Hier hat sich unsere Sage historisch angeheftet, und hier, zwischen Jütland und der Schelde, sind unsere Helden zu Hause und ihre Länder zu suchen. Aber alle Länder und Namen genau geographisch zu bestimmen, ist unmöglich; wir haben es mit einer Dichtung, nicht mit einem historisch-geographischen Werke zu thun. Dazu kommt, daß der Dichter dem Gebiet fern stand, und aus Unkenntnis manche Verwechselung sich zu Schulden kommen ließ.

So ist Moorland gewiß ursprünglich eine Lokalität an der Nordseeküste, worauf der Name (Moor = Sumpf) hindeutet. Der Dichter versetzte aber Siegfried wohl nach Mohrenland, um ihn plötzlich behufs des Einfalls in Herwigs Land aus märchenhafter Ferne herbeizuholen und ebenso bequem wieder fallen lassen zu können.

Ortland oder Nortland bezeichnet wahrscheinlich Jütland.

Seeland ist an der Scheldemündung zu suchen.

Wülpensand bezeichnet eine flache Strandinsel unweit der westlichen Scheldemündung. Martinius deutet in seinen Beiträgen zur Erklärung des Gudrungedichtes auf eine in dem jetzigen Jahdebusen gelegene Insel, Robbensand, ohne sich jedoch für dieses Lokal zu entscheiden.

Tenelant, Tenemarke ist Dänemark.

Die Mark zu Stürmen, Wates Reich, ist nicht mit

Sicherheit zu bestimmen; es ist vielleicht die Gegend, worin Hamburg und Glückstadt liegen, nördlich vom Flusse Stör.

Diethmers läßt das heutige Ditmarsen zwischen Eider und Elbe nicht verkennen.

Waleis, Morungs Mark, gehört, mehrfachen Bestimmungen des Gedichts zufolge, dem norddeutschen Lokal an und bildete wahrscheinlich die Westgrenze von Hettels Reich; die französische Endung muß es nachträglich bekommen haben.

In Ormanie ist die Normandie nicht zu verkennen.

Der Name Nifland ist wahrscheinlich später eingeschoben und als unecht zu betrachten.

Hegelingen, der Beiname Hettels, bezeichnet wohl nicht ein Land, sondern deutet vielmehr auf ein altes Königsgeschlecht. Doch könnte es auch (nach Keck) eine aus Mißverständnis hervorgegangene Verdrehung des Namens Hetelingen sein, und würde dann, nach friesischem und nordischem Brauch, das Land des Friesenkönigs Hettel bezeichnen.

Ludwigs Burg Kassiane ist wahrscheinlich nur eine Verdrehung des niederländischen Cadsant, das alte Urkunden in der Nähe der Scheldemündung nachweisen. Nach Martinius hat das Reich der Hegelingen nicht an den Mündungen der Schelde und des Rheins, sondern im Norden von Ostfriesland gelegen.

8. Litterarhistorisches.

Die Gudrun ist nur in einer aus dem 16. Jahrh. (1582) stammenden Handschrift (Abschrift), die sich in der Ambraser Sammlung in Wien befindet, vorhanden. Von der Hagen veranstaltete 1820 in seinem Heldenbuche die 1. Ausgabe derselben. Die Zeit, aus welcher das Gedicht stammt, läßt sich nicht genau angeben; es dürfte jedoch bald nach dem Nibelungenliede gedichtet worden sein. Eine Umarbeitung, die sich zunächst auf die Form, die Einführung der mehr und mehr beliebten Cäsurreime, vielleicht auch auf den Inhalt teilweise erstreckte, erfuhr das Gedicht im 13. Jahrh.*) Der Dichter ist unbekannt, gehörte aber wohl zu den fahrenden Sängern (Volksdichtern), da er zum Schluß des Gedichts derselben gedenkt und ausführlich von den reichen Geschenken redet, die sie bei der Hochzeit erhielten. Er lebte wahrscheinlich in Österreich, vielleicht in Steiermark, was man aus dem Umstande schließt, daß er an einer Stelle die dichten Schüsse der Kämpfenden mit dem von den Alpen herabgewehten Schnee vergleicht. (Vergl. auch Germania XVII. 65 ff.)

Die Sage von Gudrun hat sich im nördlichen Deutschland, unabhängig von dem altdeutschen Gedichte im Volksmunde erhalten.

---

*) Nach Bartsch um 1215, nach R. Schröder nach 1231.

Aber erst i. J. 1867 ist dieses Fortleben in weiteren Kreisen bekannt geworden, indem der um die Nibelungen- und Gudrunsage hochverdiente Prof. Bartsch in Heidelberg in der Germania (XII. 220 ff.) eine Mitteilung veröffentlichte, die ihm durch eine ältere Dame, Fräulein Amalie Krüger in Rostock gemacht worden war. Sie lautet: „Als ich vor einigen Jahren mit Gudrun bekannt wurde, war der vordere Teil des Gedichts, der in Irland spielt, mir völlig neu, und ich erinnere mich auch nicht, früher jemals von dem Inhalte desselben etwas gehört zu haben. Anders aber war es mit dem Hauptteile. Die Erzählung selbst, die vorkommenden Namen, die einzelnen Scenen, alles erschien mir eigentümlich bekannt, wie etwas, das ich längst gewußt. Nach einigem Besinnen erinnerte ich mich endlich, daß ein Mädchen, welches im Verlaufe der J. 1826—28 in Hagenow, im Hause meiner Eltern diente, den Inhalt des genannten Gedichts im Volksdialekte zuweilen zur Unterhaltung in der Kinderstube erzählte. Leider verstand ich damals noch nicht, den Wert einer solchen Mitteilung zu würdigen. Ich achtete wenig auf solche Erzählungen und habe als wörtliche und bestimmte Erinnerungen nur drei Momente daraus im Gedächtnis behalten. Erstens: „da kommt der alte Wate von Sturmland", oder in der Mundart: „de oll Wâr*) von Stormland". Diese Worte wurden jedesmal mit gehobener Stimme und mit demjenigen Nachdruck gesprochen, mit welchem man eine bedeutende Persönlichkeit in die Erzählung einführt. Zweitens, ebenfalls mit besonderer Betonung gesprochen: „Da kommen sie an auf dem Wulpensande" (nicht Wülpensande). Und drittens erinnere ich mich deutlich, wie die Scene geschildert ward, als Gudrun und ihre Gefährtin am frühen Morgen, ehe sie zum Meeresstrande gehen, sich in das Vorzimmer der bösen Herzogin schleichen und dort an der Thüre lauschen, ob dieselbe schon erwacht sei und sie ihr die Bitte vortragen können, Strümpfe (nicht Schuhe) anziehen zu dürfen."

Leider lassen sich die geringen Bruchstücke vor der Hand nicht vervollständigen; denn jene alte Magd, die die ganze Sage vielleicht hätte mitteilen können, ist vor einigen Jahren gestorben.

Doch scheinen die kurzen Andeutungen die Vermutung zu bestätigen, daß der Dichter den 1. Teil der Gudrun erfunden, im 2. Teile aber sich ziemlich streng an die volkstümliche Überlieferung angeschlossen hat; denn die Abweichungen von dem Gedichte sind nicht erheblich.

(Andere Beläge über das Fortleben der Gudrunsage siehe Germania, XIV. 323 ff. XVII. 208 ff.; 425 ff.)

---

*) Das r mit einem Punkte darunter soll das halbvokalische r bezeichnen, das in der mecklenburgischen und andern Mundarten aus d hervorgegangen ist.

Über die Schreibung des Namens sind die Gelehrten nicht einig. Die Handschrift hat Chautrun oder Chaudrun. Die gewöhnlich gewordene Form ist Gudrun. Ziemann, der die Handschrift in reines Mittelhochdeutsch zurückübersetzte, aber mit starken Willkürlichkeiten gegen das Versmaß, schreibt Kûtrun, Müllenhoff, Plönnies und Bartsch Kûdrûn.

Ettmüller und Müllenhoff haben versucht, die Gudrun von den späteren Zuthaten zu reinigen, ohne sich dadurch allgemeinen Beifall zu erwerben, wie es ja Lachmann in Bezug auf das Nibelungenlied auch nicht gekonnt. Plönnies hat sich Müllenhoff angeschlossen, pflichtet ihm jedoch nicht in allen Stücken bei.

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Kriemhild und Gudrun. 2. Hagen und Wate. 3. Die Treue in der deutschen Heldensage. 4. Eine Parallele zwischen den Nibelungen und der Gudrun. 5. Die Nibelungen und die Gudrun, ein hohes Lied der Treuen. 6. Die Treuen und die Untreuen in den Nibelungen und der Gudrun.

Litteratur.

A. Ausgaben des Urtextes.

Von der Hagen u. Primisser, Der Helden Buch; in d. Ursprache herausgeg. 1. Tl. Berlin, 1820. 22 M.
Vollmer, Gudrun. Mit Einleitung v. A. Schott. Als V. Bd. d. deut. Dichtungen d. Mittelalters. Lpzg., 1845. 3 M. (Nicht bedeutend.)
Ettmüller, Gudrunlieder. Nebst e. Wörterb. Schulausg. Lpzg., 1847. 2,25 M. (Gut.)
Müllenhoff, Kudrun, die echten Teile d. Gedichts. Kiel, 1845. 3 M.
K. Bartsch, Kudrun. Lpzg., Brockhaus, 1865. 3 M. (Sehr gut.)
Martin, Kudrun, herausgeg. u. erklärt. Halle, 1872. 5,25 M.
K. Bartsch, Kudrun. Mit Wort- und Sacherklärn. Lpzg., 1874. 3,50 M.

B. Urtext mit gegenüberstehender Übersetzung.

Wilh. v. Plönnies, Kudrun, Übersetzung u. Urtext mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben. Mit einer systematischen Darstellung der mittelhochdeut. epischen Verskunst v. Max Rieger. Mit e. Karte d. westl. Scheldemündung. Lpzg., 1853. 3 M. (Wertvoll.)

C. Übersetzungen.

Simrock, Gudrun. Deutsches Heldengedicht. 8. Afl. Stuttg., 1873. 4 50 M. (Gut.)
Keller, Gudrun aus d. Mittelhochdeut. übers. Mit e. Titelb. Stuttg., 1840. 3,75 M. (Nicht bedeutend.)
Koch, Gudrun. Nach d. Müllenhoffschen Ausg. d. echten Teile d. Gedichts. Aus dem Mittelhochdeut. übers. u. m. e. Einleitung versehen. Lpzg., 1847. 2 M. (Nicht bedeutend.)
San Marte (A. Schulz), Gudrun. Nordseesage. Nebst Abhandlung über d. mittelhochd. Gedicht Gudrun u. d. Nordseesagenkreis. Berlin, 1839. 4 M. (Entbehrt zu sehr d. epischen Charakters, da d. Übersetz. ganz frei in lyrischer Form ausgeführt ist.)

Niendorf, Das Gudrun-Lied. 3. Afl. Berlin, Springer, 1867. 1,50 M.
G. L. Klee, Gudrun. Ein altd. Heldengedicht übers. Lpzg. (Hirzel), 1878. 2 M.

D. Schriften über die Gudrun.

K. Bartsch, Beiträge zur Geschichte u. Kritik d. Kudrun. Wien, 1865. 2 M.
Keck, Die Gudrunsage. 3 Vorträge über ihre erste Gestalt u. ihre Wiederbelebung. Lpzg., Teubner. 1867. 1,60 M.
W. Wilmanns, Die Entwickelung der Kudrundichtung untersucht. Halle, 1873. 6 M.; dazu Germania XX. 249 ff.

E. Bearbeitungen für die Jugend.

Osterwald, Gudrun. Als 1. Teil aus d. Erzählungen a. d. alten Welt. 4. Afl. Halle, 1873. 2 M. (Gut.)
Bäßler, Gudrun. Als 3. Tl. d. schönsten Heldengeschichten d. Mittelalters ihren Sängern nacherzählt. Lpzg., 1844. 1,25 M. (Gut.)
Klopp, Gudrun. Der deutschen Jugend erzählt. Lpzg., 1850. 2,25 M. (Gut, schließt sich d. Original sehr an, behält auch d. Kapiteleinteilung bei.)
A. Richter, Deutsche Heldensagen des Mittelalters. Erzählt u. mit Erläuterungen vers. 4. Afl. 2 Bde. Lpzg., Brandstetter. 1878. 8 M.
—, Götter und Helden. III. Bdchen. 2. Afl. Lpzg., Brandstetter. 1878. 1,40 M.

IX. Wolfram von Eschenbach.

Parzival.

I. Parzival und der Gral.

Urtext: Lachmann, S. 115, 229, V. 23. — Parzival, Rittergedicht von Wolfram v. Eschenbach. Aus d. Mittelhochd. übers. v. San-Marte (A. Schulz). Lpzg., 1858. Bd. 1, Tl. I, V. Buch: Anfortas 32. Abenteuer. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 3. Lüben, Auswahl. I. 57.

1. Erläuterungen.

Parcival,*) der Sohn Gamurets, aus dem königl. Geschlecht von Anjou, und der aus dem Königsstamme der Gralshüter entsprossenen Herzeleide (Herzeloyde), wird nach des Vaters frühem Tode von der besorgten Mutter in der Einöde Soltane am Brezilianwalde (Bressilian) erzogen, einem künftigen Einsiedler gleich, fern von aller Berührung mit der Welt; denn die Mutter fürchtet, der Sohn möge, gleich dem tief betrauerten Vater, von Thatenlust gedrängt, ruhelos von Kampf zu Kampf und in einen frühen Tod stürmen. In kindischem Spiel schnitzt sich der Knabe Bogen und Pfeile und erlegt die singenden Waldvögel; aber bald, wenn er einen der singenden Vögel getötet hatte, brechen bittere Thränen aus seinen Augen, daß der liebliche Sang durch seine Hand verstummt war. Seitdem lauschte er, stumm und regungslos unter den Bäumen liegend, dem Gesange

*) Sprich Parsiwal; man schreibt auch Parcival, französisch Perceval.

der Vögel, und es ward ihm wohl und weh in der kindlichen Seele, und sein junges Herz schwoll hoch auf, so daß er weinend zur Mutter eilte, ihr sein Leid — welches? wie wußte er das? — zu klagen. Die Mutter will die Vögel, die ihr Kind zu so tiefem Leide aufregen, töten lassen; aber der Sohn erbittet für sie Frieden — und die Mutter küßt den Sohn: „Wie sollte ich des höchsten Gottes Friedgebot brechen? sollen die Vögel durch mich ihre Freude verlieren?" „O, was ist Gott?" fragte der Knabe. Und die treue Mutter antwortet: „Er ist lichter als der klare Tag, einst aber hat er Antlitz angenommen gleich Menschenantlitz. Zu ihm sollst du dereinst flehen in deiner Not: denn er ist getreu. Aber es giebt auch einen Ungetreuen, den wir der Hölle Wirt nennen, von dem sollst du deine Gedanken abwenden, und auch vor des Zweifels Wanken dich hüten." Der Knabe pflegt des Weidwerkes und wächst zum starken Jünglinge heran; da vernimmt er eines Tages auf einer einsamen Bergheide einen schmalen Waldpfad entlang Hufschläge. Ist das, denkt er, etwa der Teufel? vor ihm fürchtet die Mutter sich so sehr; ich dächte ihn wohl zu bestehen. Aber es sind drei, vom Kopf bis zum Fuß glänzend bewaffnete Ritter auf stolzen Rossen, welche jetzt an den Jüngling heranreiten, und mit einem Male wird die ferne, fremde Welt in all ihrer Herrlichkeit vor dem innern Auge des in der Waldeinsamkeit aufgewachsenen Jünglings aufgeschlossen: er meint, ein jeder dieser Ritter wäre Gott. Jetzt ist kein Halten mehr, er muß hinaus, hinaus aus dem grünen stillen Dunkel seines Waldhauses, hinaus aus den zärtlich den Sohn umschlingenden Armen der treuen Mutter, hinaus in die glänzende Ritterwelt zu freudigem Ritte durch alle Lande, zu freudigem Kampfe und ruhmvollem Siege — hinaus an König Artus' Hof, zu der Blüte aller Ritterschaft. Und die Mutter, die des Sohnes Wanderlust nicht besiegen kann, läßt ihm ein Gewand anlegen zur Fahrt — doch nicht eines Ritters, sondern eines Thoren Gewand, aus Sacktuch und Kälberfellen genäht. Und so reitet der in sich noch Versunkene, der Unerfahrene, der das stille Heimatsgefühl und den dunkeln, aber mächtigen Trieb in die Ferne und Fremde noch ungeschieden in sich trägt; so zieht er dahin, um der Welt als ein Thor zu erscheinen, wie die meisten wahrhaft tiefen deutschen Gemüter bei ihrem ersten Auftreten in der Welt als Thoren sich darstellen.

Der treuen Mutter bricht der Abschied von dem Sohne das Herz; sie küßt ihn und läuft ihm nach; als er aber aus ihren Blicken entschwindet, sinkt sie zusammen, und ihre Augen schließen sich für immer. Parzival gelangt an den Hof Artus', welcher damals zu Nantes aufgeschlagen war, und erregt durch seinen Aufzug ein allgemeines Aufsehen, so daß eine Fürstin, die gelobt

hatte, nicht zu lachen, bis sie den erblicken würde, der den höchsten Preis erworben hätte oder doch dereinst erwerben sollte, durch ihn zum Auflachen bewogen wird, — ein alter sagenmäßiger und noch heute vielfach verarbeiteter Zug. Eben solches Aufsehen aber erregt seine, wenn schon noch rohe und ungefüge Tapferkeit. Erst später gelangt er zu dem alten Ritter Gurnemanz, der ihn edle Rittersitte und Rittergeschicklichkeit üben lehrt, ihm namentlich empfiehlt, bei Frauen sittsam, bei Männern nicht vorlaut zu sein, nicht kindisch nach allem zu fragen.

Die erste That, welche er nunmehr ausführt, ist der Schutz, welchen er einer von übermütigen Freiern bedrängten und in ihrer Residenz belagerten Königin, Conduiramur (Condwiramur), gewährt; er rettet sie, und sie wird seine Gemahlin. Doch nicht gar lange weilt er bei ihr; die Heimatsehnsucht und der Wandertrieb erwachen von neuem in ihm, und er zieht aus, nach seiner Mutter zu sehen, von deren Tod er nichts erfahren hat.

Auf dieser Fahrt gelangt Parzival nach schnellem, ziellosem Ritte abends zu einem See, wo er Fischer nach der Herberge fragt. Der eine von diesen, Anfortas, reich gekleidet, aber traurig, weist ihn zu einer nahen Burg, der einzigen, die er weit und breit finden werde; dort wolle er selbst den Wirt machen. Parzival kommt an dem Burgthore an und wird auf die Mitteilung, daß der Fischer ihn gesendet, eingelassen und aufs beste bewirtet. Mit einem Mantel der Königin Repanse de schóyé geschmückt, begiebt er sich in den Saal.

Hier beginnt unser Stück.

„Gral". Das Wort grâl, Schüssel, ist dem Altfranzösischen entlehnt, graal, greal. Im Mittelalter leitete man es ab von gratus, weil der Gral alles Angenehme, Wünschbare verlieh. Richtiger ist die Ableitung von crater, mittell. auch cratus. Die frühere Deutung sang real = königliches Blut, Blut des Herrn, ist falsch, wie die provenzalische Form grazal, catal. gresal beweist. Eine andere Deutung des Wortes Gral = Schüssel, giebt Lexer im mhd. Wörterbuche I, 1066. Nach einem Zeugnisse aus dem 13. Jahrh. ist „gradalis oder gradale eine breite nur etwas tiefe Schüssel, in welche von Reichen kostbare Speisen reihenweise (stufenweise, lat. gradatim) gelegt zu werden pflegen, und welche gewöhnlich graalz genannt wird. Nach einer Sage war der Gral ein Edelstein, der beim Sturze Lucifers aus dessen Krone gefallen war. Nach einer andern war er eine aus einem Edelsteine lapsit (lapis) exillîs gearbeitete Schüssel, der sich Christus beim Abendmahle bediente und in der Joseph von Arimathia das Blut Christi auffing, weshalb ihr wunderbare Kräfte beigelegt wurden. Der Stein war so schwer, daß die ganze sündige Menschheit ihn nicht von der Stelle tragen konnte, und doch so leicht, daß die

Hand einer zarten Frau ihn zu heben vermochte: nicht physische Kraft, sondern Herzensreinheit besaß diese Macht. Der Sage nach wurde er in der Gralburg aufbewahrt, die die meisten Traditionen nach Spanien verlegen.*) Bei Wolfram führt sie den Namen Munsalvaesche, d. h. Mont salvage, wilder Berg. Das dazu gehörige Land hieß terre de salvâtsche und erstreckte sich 30 Meilen weit.

Der Gral war der Pflege des Gralkönigs anvertraut. Unter diesem standen die Gralritter, die aber nur durch freie Wahl zu solchem Amte gelangen konnten, nicht Stand und Geschlecht berechtigten dazu. Sie mußten alle Laster meiden und vor allen Tugenden zuerst üben Keuschheit, Treue und Demut; nur ihr König durfte vermählt sein. Die Gralritter bildeten einen geistlichen Ritterorden und hießen templeise, d. h. Tempelhüter. Ernährt und erhalten wurden sie durch den Gral, der Speise, Kleidung, Waffen verlieh. Aber er schloß auch noch höhere Gaben in sich. Wer ihn erblickte, konnte eine Woche lang dem Tode nicht verfallen, und so verlieh immer erneuter Anblick ewiges Leben.

V. 6—8. Im Originale (nach der Ausgabe von Bartsch) heißt es Tl. 1, V. Buch, V. 178—180:

hundert pette er ligen vant,
(das schuofen die's dâ pflâgen:)
hundert kúlter drûffe lâgen.

d. h. auf jedem der 100 Ruhebetten lag eine gepolsterte Decke; denn kulter, kolter (vergl. 2. Kön. 8, 15), auch golter, altfranz. coltre, coutre, coute, ital. coltra, von lat. culcitra, war eine gepolsterte, abgenähte Decke, Steppdecke, die über ein Ruhebett gebreitet wird.

12. Der Gralkönig Frimutel ist Parzivals Großvater, und dessen Sohn Anfortas Parzivals Oheim.

18. lignum aloë = Aloëholz. In Chrestien de Troies Perceval heißt es (4272) seche busche. „Da nun Wolfram an einer Stelle des Willehalm (69, 12) lign alôê aus Mißverständnis des franz. Verbums aloer = adlocare gemacht hat, so ist wohl die ganze Vorstellung eine auf Mißverständnis beruhende.“ Bartsch.

20—21. scherzhafte Anspielung auf seine kleine Besitzung Wildenberc (jetzt Wehlenberg) in Franken.

23. „Lehnstuhl“, spanbette, ein Bett, das wie unsere Feldbetten aufgespannt und zusammengelegt werden konnte.

---

*) Historisch steht über den heil. Gral so viel fest, daß er bis zum 1. Kreuzzuge in Cäsarea aufbewahrt wurde. Als aber König Balduin 1101 diese Stadt eroberte, überließ er die heilige Schale genuesischen Kreuzrittern als Beuteanteil. Dieselben nahmen das Kleinod mit nach Genua, wo man es in der Hauptkirche zu St. Lorenzo aufbewahrte und feierlich verehrte. Von hier entführten es 1806 die Franzosen nach Paris und legten es dort in dem Antikenkabinett der kaiserl. Bibliothek nieder. 1815 wurde es nach Genua zurückgebracht, wo es sich seitdem in der Sakristei zu St. Lorenzo befindet.

29. „Wirt", das ist Anfortas, der durch eine vergiftete Lanze verwundet worden war, so daß er weder gehen, stehen noch liegen, sondern nur lehnen konnte.

34. „Das wär' zu fremd an Euch gethan", dann behandelte ich Euch zu sehr als einen Fremden.

37. „Zobel", Mustēla zibellīna L. gehört zur Familie der Marder. Sein Fell ist ganz braun, die Stirn und oft auch die Kehle grau. Seine Heimat waren früher auch die Wälder ganz Sibiriens, jetzt findet er sich nur noch in den finstern Wäldern östlich der Lena und nördlich vom Amur. Sein Balg liefert ein geschätztes, aber sehr teueres Pelzwerk. Am teuersten sind die ins Bläuliche spielenden und die schwarzbraunen. Schon oft ist das Stück mit 600 M. bezahlt worden, so daß ein vollständiger Pelz über 3000 M. kosten kann.

39. „Mit Schwarz- und Grauwerk ein Mantel droben", d. h. über dem Zobelpelz trug er noch einen langen und weiten Zobelmantel.

43. 44. — — „und sie umwand im Kreise eine Borte rund in arabischer Weise", die oben gerundete Mütze war mit einem golddurchwirkten Bande besetzt.

46. „mitten dran", in der Mitte der Oberfläche.

50. 51. — „des Schmerzes Pein zu schärfen war der Brauch wohl gut", d. h. die Sitte (einen Speer hereinzutragen) war nützlich, des Schmerzes Pein zu schärfen, verhalf, diente zur Verschärfung des Schmerzes und der Trauer.

67. „verdrießt's Euch nicht", langweilt's Euch nicht.

84. „Tenabrok", Name eines unbekannten Landes.

89. „Gestühl", Fußgestell, Bein eines Hausgeräts.

101. 102. „nicht ohne Mühe einen prächtigen Stein", niht verdrôz d. h. dünkte nicht lästig, daß sie zu tragen hatten einen prächtigen Stein.

103. „Jachant", altfranz. jacente, Hyacinth, ein blauschimmernder Stein; dieser stand in der Mitte zwischen der Farbe des Granats und Hyacinths.

116. „Assagug". „Das Nibelungenlied kennt Seide von Assagug. (A. 417, 6. B. 439, 2.) Aus ihm hat Wolfram den Namen entlehnt, nicht umgekehrt, wie Lachmann annahm." Bartsch.

126. „Jernis' von Riel" hat der Dichter aus Hartmanns Erec (2073) entlehnt.

127. „Ronel", ein geogr. Name.

130. „Tuch", twehele = Handtuch; Serviette.

131 bezieht sich auf die Messer.

149. „Plialt", plîalt, gewöhnlich blîalt, altfranz. blialt, bliant, Stoff von Seide mit Gold durchwirkt.

150. „Pfellel", kostbarer Baumwollen- oder feiner Seidenstoff aus dem Orient.

153. 154. — „Die zeigten in dem Kleid nach Farb und Stoff Verschiedenheit“, die trugen nach damaliger Mode Kleider aus Stoffen von verschiedener Farbe.

160. „Auf grünem Achmardi“, auf grünseidenem Kissen. achmardî = Seidenzeug (aus Arabien).

161—164 bezeichnen die Gaben und Kräfte, die Vollkommenheit des Grals.

165. „Urepanse de Jóié“ oder Repanse de Schóyé war Frimutels Tochter, Graljungfrau und wurde später die Gemahlin von Parzivals Stiefbruder Feirefiz.

198. 199. Im Mittelalter war es allgemeine Sitte, vor und nach dem Essen sich die Hände zu waschen und sich herumgereichter Handtücher (vergl. V. 192) zu bedienen.

212 (vergl. V. 287). „Karren, Karossen“, karrâschen, Wagen, ital. carroccio, franz. carrosse.

218. „Schreiber“, Tafelaufseher, der das Verzeichnis des Tafelgeschirrs führte, und nach erfolgtem Gebrauch dasselbe wieder in Gewahrsam nahm.

227. „Eurem Eid“. Man erwartet als Beteurung seiner Aussage: „bei meinem Eide“, allein der Dichter wälzt die Verantwortung für das unglaublich Scheinende auf seine Leser oder Zuhörer, die die Wahrheit des Erzählten beschwören sollen. Sollten die Angaben aber falsch sein, so würden sie zum Lügner.

233. „zahm und wild“, Fleisch von Haustieren und vom Wild.

241. „Kompott“, eingemachtes oder gedämpftes Obst, im Original agraz, eine Art Obstbrühe.

245. „Rosinenwein“, im Original steht môraz, altfranz. mouret = Maulbeerwein, entweder der gegohrene Saft der Maulbeeren, oder Wein über Maulbeeren abgezogen, oder ein Getränk aus Maulbeeren und Kirschsaft zusammengesetzt.

245. „Obstwein“, in der Handschrift sinopel rôt, ein künstlicher mit Syrup gemischter Wein.

256. „Gurnemanz, Gurnemanz, Fürst von Graharz, unterwies Parzival in höfischer Sitte und empfahl ihm besonders, bei Frauen sittsam, bei Männern nicht vorlaut zu sein und ja nicht zu viel zu fragen.

273. „als Entgelt sei's Euch beschert“ = nehmt es als Entschädigung, Vergütigung für die etwa mangelhafte Verpflegung.

277. 278. ich muß ihn beklagen, weil er damit den Besitz des Gralkönigtums auf lange Zeit verscherzte.

281 — 284. So muß ich auch den Wirt beklagen — — — als er die Frage unterließ“ („Oheim, was quälet Dich?“ Tl. III, Buch XVI, Abenteuer 90), durch die er Anfortas von der Krankheit befreit hätte.

301. „den allerschönsten alten Mann“, es ist der erste Gralkönig Titurel, der Vater Frimutels.

310. Dies geschieht im 9. Buche, wo der Einsiedler Trevrizent dem Parzival alles erklärt, was er in der Gralburg gesehen.

2. Inhaltsangabe.

Der Saal, in den Parzival eintritt, ist durch 100 Kronleuchter und zahllose Kerzen an den Wänden erleuchtet. Auf 100 kostbaren Ruhebetten sitzen 400 Ritter; wohlriechendes Aloëholz brennt auf 3 marmornen Feuerstätten. Am mittelsten Kamine sitzt, in kostbare Zobelpelze gehüllt, traurig und siech an schweren Wunden, in einem Lehnstuhle der Wirt Anfortas, an dessen Seite Parzival Platz nehmen muß. Da wird von einem Knappen eine blutende Lanze durch den Saal getragen, bei deren Anblick alle Gäste in laute Klagen und bittere Thränen ausbrechen. Nachdem der Knappe sich wieder entfernt hat und der Klageruf verstummt ist, öffnet sich eine stahlblanke Thür, und herein treten 4 in braunen Scharlach gekleidete, schöne jungfräuliche Fürstinnen. Die beiden ersten tragen auf goldenen Leuchtern brennende Lichte, die andern ein elfenbeinernes Gestell. Sie stellen beides unter tiefer Verbeugung vor den Wirt und treten nach Vorschrift des Dienstes zurück in eine Reihe. Ihnen folgen 8 andere Jungfrauen, deren grüne Sammetkleider durch einen teuern, schmalen Gürtel geschürzt sind. Vier haben Kerzen in der Hand, die andern tragen eine durchsichtige Tischplatte aus blauschimmerndem Granatstein, die sie auf die Fußgestelle legen. Nun kommen in der Mitte von 4 edeln Jungfrauen 2 wonniglich gekleidete Fürstinnen, die unter tiefer Verneigung 2 silberglänzende, sogar Stahl schneidende Messer auf den Tisch niederlegen und dann mit züchtigem Benehmen zu den 12 andern zurücktreten. Jetzt nahen andere 6 in seidenen, mit Gold durchwirkten Gewändern, die die Schönste der Schönen, die Graljungfrau Urepanse de Jóié, in den Saal geleiten. Diese trägt auf grünseidenem Kissen den Gral, beleuchtet von 6 balsambrennenden Lampen. Sobald sie die heilige Schale vor den König gesetzt hat, zieht sie sich in die Mitte ihrer 24 Jungfrauen zurück.

Um die Ritter zu bedienen, befinden sich in dem Saale 100 Kämmerer mit goldenen Waschbecken; je vieren geht zur Seite ein Junker mit einem weißen Handtuche. Jetzt trägt man zur Thüre herein 100 Tafeln, bedeckt mit Tischtüchern von blendender Weiße, an denen je 4 Ritter Platz nehmen. Der Wirt und Parzival waschen gleichzeitig sich in einem Becken die Hände, und ein feiner und gewandter Grafensohn reicht ihnen knieend das glänzend seidene Handtuch. An jeder Tafel stehen 4 Knappen, die die Herren zu bedienen haben. Jetzt werden auf 4 Wagen die goldenen Tischgeräte in den Saal gefahren, und 4 Ritter teilen sie unter

den Augen von 4 Tafelaufsehern aus. 100 Knappen gehen nun zum Grale und reichen auf weißen Tüchern die Gaben desselben: Brot, kalte und warme Speisen der verschiedensten Art, Sauce, Pfeffer, Kompott, versüßte und reine Weine aller Sorten — in Fülle an den Tafeln herum.

Parzival schaut und merkt das Wunder mit Staunen, ist aber, eingedenk Gurnemanz' Rat, zu schüchtern, die Ursache zu erfragen, zumal er hofft, hierüber noch beschieden zu werden. Ja er unterläßt sogar die Frage, als ihn der Wirt mit einem kostbaren, wunderthätigen Schwerte beschenkt und dabei seines Elendes erwähnt, das Parzival hätte heben können, — (die Frage, durch die er erfahren, daß er in der Burg des Grals, daß der sieche König Anfortas sein Oheim und die jungfräuliche Königin die Schwester seiner Mutter sei).

Nachdem das Mahl zu Ende ist, wird der Saal in umgekehrter Ordnung wieder aufgeräumt. Als die Königin mit ihrem Gefolge sich in ein Seitengemach begiebt, erblickt Parzival durch die geöffnete Thür in demselben einen schönen, nebelgrauen Greis (es ist sein Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel), mit dem uns der Dichter zu rechter Zeit näher bekannt machen, auch ohne Zögern uns Auskunft über den Wirt, das Schloß und Land erteilen will.

3. Gliederung des Stückes.

I. Beschreibung des Saales. V. 1—26.
II. Parzivals Empfang beim Wirte. V. 27—34.
III. Trauriger Zustand des Wirtes. V. 35—46.
IV. Anblick eines blutenden Speers. V. 47—54.
V. Wirkung des Anblicks auf die versammelten Gäste. V. 55—66.
VI. Vorbereitungen zum Mahle. V. 67—220.

A. Der Dienst an der Tafel des Königs. V. 67—186.
- a. 4 Fürstinnen bringen 2 brennende Lichte und elfenbeinerne Gestelle. V. 67—97.
- b. 8 Jungfrauen bringen 4 Kerzen u. e. Tischplatte. V. 98—121.
- c. 6 Jungfrauen kommen mit 4 Lichten und 2 auserwählten Messern. V. 122—46.
- d. Die Königin bringt im Geleite von 6 Jungfrauen den heiligen Gral. V. 147—86.

B. Der Dienst an den Tafeln der Gäste. V. 187—220.
- a. 100 Kämmerer bringen Waschbecken und 25 Junker Handtücher. V. 187—92.
- b. 100 Tafeln werden gedeckt. V. 193—96.
- c. Der Wirt u. Parzival waschen sich die Hände. V. 197—202.
- d. 400 Knappen stehen zur Bedienung bereit. V. 203—10.
- e. Vier Wagen bringen das Tafelgeschirr. V. 211—14.
- f. Vier Ritter teilen es aus. V. 215—20.

VII. Das wunderbare Mahl. V. 221—51.
VIII. Parzivals Verhalten während des Mahles und am Ende desselben. V. 252—310.
Seine Schweigsamkeit
a. beim Anblick der wunderbaren Speisung. V. 252—62.
b. Beim Empfang eines wertvollen Schwertes. V. 263—84.
c. Bei m Räumen des Saales. V. 285—96.
d. Beim Anblick eines schönen Greises. V. 297—310.

II. Inhalt des übrigen Gedichts.

Von Rittern, Knappen und Jungfrauen bedient, begiebt sich Parzival zur Ruhe, in der ihm Träume künftiges Leid ankünden. Sehr spät erwacht er am Morgen und sieht sich vergebens nach Dienern um. Er waffnet sich selbst, findet sein gesatteltes Roß an der Treppe angebunden, sucht aber nach den Bewohnern des Schlosses vergebens. Tiefe, menschenleere Öde herrscht in den weiten Sälen und Höfen der wunderbaren Burg. Parzival reitet von dannen, und als er das Thor im Rücken hat, höhnt ihn ein Knappe von der Burg aus, daß er unbesonnener Weise nicht gefragt habe. Unmittelbar darauf findet er eine Jungfrau, die den Leichnam ihres erschlagenen Geliebten klagend im Arme hält, und die ihm schon einmal auf seinen Zügen aufgestoßen ist: es ist gleichfalls eine unerkannte Verwandtin und seine eigene Pflegeschwester, Sigune, Tschionatulanders Braut. Von ihr erfährt er, daß er in der Gralburg Munsalväsche gewesen und schwer gefehlt hat, nicht nach dem Heile, dem Grale, gefragt zu haben, der ihm ohne sein Wissen und Wollen entgegengetragen worden sei. Sie flucht ihm, daß er das Leid über Anfortas gelassen, und will nichts wieder von ihm hören.

In tiefem Sinnen reitet Parzival von dannen, und immer tiefer versinkt er in sich selbst, bis er zuletzt bei dem Anschauen dreier Blutstropfen, die von einer auf der Jagd verwundeten wilden Gans auf den Schnee geträufelt sind, sich völlig verliert in träumerisches Sinnen und süßes Andenken an die süße, verlassene Gattin Conduiramur. Er denkt ihrer Thränen, „als zwei Thränen standen in ihren Augen und eine auf ihrem Kinn“; in weiter wilder Welt überfällt ihn mit einem Male überwältigendes Heimweh wie ein schwerer Traum, und noch sollten Jahre vergehen, bis er die geliebte Gattin wiedersah. An derselben Stelle aber, wo er einst die Blutstropfen gesehen, ist später das Zelt aufgeschlagen, wo er die Gattin wiedersieht, wo er sie mit den beiden Zwillingssöhnen, die er noch nie gesehen, in einem Bette schlafend antrifft, und so tritt dasselbe Bild in Traumes Weise, als Erinnerung und als Vorbedeutung, dreimal in sein Leben hinein, mit den Perlen der Thränen, mit den roten Tropfen im Schnee und

mit den drei wiedergefundenen Lieben.*) Die von Artus abgesandten Ritter können Parzival nicht aus seinen Träumen aufwecken, bis Gawan, Sohn des Königs Lot aus Norwegen, einer der tüchtigsten Ritter von der Tafelrunde des britischen Königs Artus, ihm die Blutstropfen verdeckt; aber als Parzival nun zu Artus kommt, der ihn in die Tafelrunde aufnehmen will, da erscheint die große Fluchbotin des Grals, die Zauberin Kundrie, flucht Parzival, und dieser leistet Verzicht auf die weltliche Ritterschaft der Tafelrunde, gelobt sich dem Gral, aber ohne Kraft und ohne Zuversicht, und reitet traurig und an Gott verzweifelnd von dannen.

Länger als 4 Jahre irrt er, fern von Gott wie von der Heimat, in sich verbissen, trotzig und verzagt, umher: es ist die Zeit des Zweifels; und während dieser Zeit verliert ihn das Gedicht völlig aus den Augen, um in langer, zierlicher Ausführung die Herrlichkeit des weltlichen Rittertums zu ihrem Rechte kommen zu lassen; der Held der Begebenheiten ist nun auf längere Zeit nicht Parzival, sondern Gawan, der nach manchen ritterlichen Thaten als weltlicher Ritter gleichfalls, wie einst Parzival, auszieht, um den Gral zu suchen.

Nach 4 Jahren finden wir Parzival wieder, wie er am Charfreitag, dessen Heiligkeit er durch Waffentragen verunehrt — denn schon lange hat er nach Gott nicht gefragt — durch einen Ritter im grauen Gewande zum ersten Male wieder auf das höhere Ziel seines Lebens hingewiesen, zum ersten Male wieder an die Treue Gottes, seiner Untreue und seinem Zweifel gegenüber, gemahnt wird. Nachher gelangt er, geleitet von dem Ritter im grauen Gewande, zu einem Einsiedler, in welchem er seinen Oheim Trevrizent findet. Dieser belehrt ihn, daß Hochmut und Zweifel niemals den Gral gewinnen können; er selbst habe, wenn schon aus dem Königsgeschlechte des Grals entsprossen, der Würde eines Pflegers des Grals entsagt, weil er sich selbst als unwürdig erkennen müsse; sein Bruder Anfortas, der König im Gral, habe auch einst das Feldgeschrei Amur vor sich hergetragen, und der Ruf weltlicher Liebe „sei zur Demut nicht völlig gut", darum habe er im Streite unterliegen müssen, sei mit einem vergifteten Speer (eben dem, der einst in der Gralburg durch den Saal getragen worden) verwundet worden, und schleppe nun ein sieches Leben kümmerlich hin, das er doch nicht enden könne und dürfe, vielmehr schöpfe er täglich neue Kraft zu leben und Schmerzen zu ertragen aus dem Anschauen des Grals, bis dereinst, wie man aus einer

*) Das Bild von den Blutstropfen im Schnee ist ein uralt sagenhafter Zug, bei uns aus den Märchen von Sneewittchen u. vom Machandelbaum bekannt. S. Leseb. III. Nr. 102.

Inschrift am Gral wisse, ein Ritter kommen werde, der nach dem Leiden des Königs und nach dem Gral fragen, und sich durch diese Frage als den bezeichnen werde, dem Anfortas das Königtum im Gral übergeben könne. Das aber sei nun eben er, Parzival, welcher seinem Oheim seine Herkunft und Geschichte bereits erzählt hatte.

Abermals tritt uns die weltliche Ritterschaft in Gawans Heldenthaten entgegen, der berufen ist, einen Zauber in dem Schlosse Château merveille (Schloß der Wunder) zu lösen, den der vielberufene Zauberer Klinschor über die von ihm zusammengeraubten Bewohner dieses Schlosses gelegt hat. Gawan findet in einem Zimmer desselben auf spiegelglattem Estrich ein Wunderbett, das auf rubinenen Rädern umherrollt und sich nicht erreichen läßt. Er springt auf dasselbe, worauf es mit Donnergetön wild umherfährt. Als es in der Mitte des Saales endlich still steht, dringen unsichtbar geschleuderte Steine und Pfeile auf ihn ein und verwunden ihn durch den harten Schild hindurch. Hierauf dringt ein großer Löwe wütend auf ihn ein, den er aber tötet, dabei jedoch bewußtlos und aus mancher Wunde blutend neben ihm niedersinkt. Er hat das Abenteuer bestanden und die gefangenen Frauen, darunter 4 Königinnen, erlöst, durch deren Pflege er bald gesundet. Bei diesen weltlichen Thaten fährt Parzival vorbei; er hat Kunde von dem Ruhm, der hier zu gewinnen ist, er sieht das Schloß und die Verzauberten und die zur Befreiung herankommenden Ritter — aber gleichgültig und ohne nur einen Blick nach dem lockenden Kampffeld zu werfen, zieht er ernsten und gesammelten Sinnes seinem neuen Pfade nach, und kaum können es die Helden von Château merveille begreifen, als sie hören, Parzival sei hier vorbeigezogen. Später tritt er, wenn schon unabsichtlich, dem gleichfalls nach dem Gral suchenden weltlichen Ritter Gawan, seinem Genossen an Artus' Hofe, gegenüber und besiegt ihn; denn weltliche Ritterschaft kann den Gral nicht gewinnen, und auch das kräftigste, freieste Streben muß, soweit es bloß weltlich ist, dem göttlichen Amte unterliegen; wiederum ist aber dieses göttliche Amt nicht etwa durch thatenlose Gedanken, und wären es auch die tiefsten wie die höchsten, zu erwerben oder zu behaupten: das göttliche Amt muß sich auch weltlich mit dem weltlichen Arme zuversichtlich und siegreich messen können, und auch weltlich untadelhaft muß der sein, welcher die Hut und Pflege göttlicher Dinge übernehmen will. Darum wird nach diesem Kampfe mit Gawan und einem zweiten, den nunmehr Parzival für Gawan besteht, der ehedem von der Tafelrunde ausgeschlossene Parzival jetzt in dieselbe aufgenommen. Doch verweilt er nicht in diesem Kreise der weltlichen Ritterschaft, da er noch nicht gefunden hat, was er sucht, noch nicht erfüllt, was ihm obliegt. Er zieht weiter, und

hat noch einen Kampf mit dem Führer einer Heidenschar zu bestehen, in welchem er seinen Halbbruder Feirefiz erkennt. Als er diesen bestanden, ist seine innerlich längst vollbrachte Reinigung auch äußerlich völlig bewährt; es wird ihm durch dieselbe Gralsbotin, die ihm einst den Fluch angesagt, seine Bestimmung zum Könige des Grals angekündigt, und so zieht er denn ein in die Gralburg, erlöst durch die Frage nach dem Leiden seines Oheims diesen von seinen Schmerzen, nimmt von dem Königtum im Gral Besitz, findet seine Gattin mit seinen beiden Söhnen wieder, und läßt den jüngeren derselben, Kardeiß, zum Könige über seine weltlichen Reiche krönen. Der ältere, Loherangrin, soll nach dem Vater König im Gral werden. Von nun an wird allen Rittern des Grals zur Pflicht gemacht, wenn sie vom Gral ausgesendet werden, niemals eine Frage nach ihrer Herkunft zu gestatten. Loherangrin selbst, zum Gemahl einer jungen Herzogin von Brabant bestimmt, und von einem Schwane zu Schiffe dorthin geleitet, muß seiner jungen Gattin diese Frage verbieten; als dieselbe dennoch nach seiner Herkunft fragt, verläßt er sie für immer: das Schiff mit dem Schwane holt ihn wieder nach dem Gral zurück — und hiermit schließt das Gedicht, zuletzt noch die weite Aussicht in die uralte deutsche Schwanensage eröffnend.

1. Gliederung des Gedichtes.

Die Dichtung zerfällt in 3 Teile, denen San-Marte in seiner Übersetzung (im Original fehlen sie) die im folgenden gebrauchten Überschriften gegeben hat.

I. Teil. „Der sagt von der Einfalt."
- 1. Buch. Gahmuret und Belakane. (Lachmann, 1—58, 26.)
- 2. Buch. Herzeleide. (58, 27—114, 4.)
- 3. Buch. Gurnemanz. (114, 5—179, 11.)
- 4. Buch. Konduiramur. (179, 12—223, 30.)
- 5. Buch. Anfortas. (224—279, 30.)
- 6. Buch. Kundrie la sorcière. (280—337, 30.)

II. Teil. „Der sagt von dem Zweifel."
- 7. Buch. Gawan und Obilot. (338—397, 30.)
- 8. Buch. Antikonie. (398—432, 30.)
- 9. Buch. Trevrezent. (433—502, 30.)
- 10. Buch. Orgueilleuse. (503—552, 30.)
- 11. Buch. Château Merveille. (553—582, 30.)

III. Teil. „Der sagt von dem Heil."
- 12. Buch. Gramoflanz. (583—626, 30.)
- 13. Buch. Klinschor. (627—678, 30.)
- 14. Buch. König Artus. (679—733, 30.)
- 15. Buch. Feirefiß. (734—786, 30.)
- 16. Buch. Parzival, König des Grals. (787—827, 30.)

Auch hat er den Inhalt der 94 Abenteuer übersichtlich zusammengestellt.

2. Die Hauptperson des Gedichtes.

Wir beschränken uns auf eine kurze Charakterisierung des Haupthelden.

Parzival hat durch seine treffliche Mutter zwar eine einseitige, für die Entwickelung seines Gemüts aber vorzügliche Erziehung erhalten; denn es ist ihm für sein ganzes Leben die liebenswürdige kindliche Einfalt geblieben, die ihn auf immer von der Welt und ihrem äußerlich glänzenden, aber innerlich hohlen und das Bessere im Menschen vernichtenden Treiben scheidet. Neben diesem kindlichen Gemüt lebt in ihm aber auch die von seinem Vater ererbte mächtige Thatkraft, die ihn unwiderstehlich in das Weltgetümmel treibt und von Abenteuer zu Abenteuer fortreißt. Aber in allen diesen Kämpfen und Verhältnissen bewahrt er sich die Unschuld des Herzens, die ihn für alles Gemeine blind macht, seine Augen aber für das öffnet, was den Weltkindern mit ihrer Klugheit ewig verborgen bleibt. So kommt er nach Munsalväsche, wohin niemand gelangen kann, der es mit Absicht aufsucht. „Soll irgend einer die Burg erspähn, so muß es ihm unbewußt geschehn." Man kann daher auf Parzival das Dichterwort anwenden:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

Da ihm aber durch seine besorgte Mutter die Welt mit ihrem hohlen Getreibe, ihrem Schein zu lange verborgen geblieben, so kennt er sie weniger, als ihm gut ist. Klugheitsregeln, die ihm in wohlwollendster Absicht empfohlen werden, befolgt er daher so buchstäblich, daß er fast albern und tölpelhaft erscheint, selbst da noch, wo er schon am Ziel seines Strebens ist, in Munsalväsche.*) Nachdem Parzival erfahren, welch hohes Glück er durch seine Albernheit verscherzt hat, gerät er in Verzweiflung, die ihn bis zur Gotteslästerung führt, als er sich wegen unterlassener Frage sogar von weltlicher Ehre, nämlich von der Tafelrunde des Königs Artus, ausgeschlossen sieht. Durch die Belehrungen des Einsiedlers Trevrizent wird er auf seinen sündigen Zustand aufmerksam gemacht und zum Glauben an Gott geführt. Er sucht nun den Gral, bereut seine früheren Irrtümer, reinigt sich innerlich, und macht sich dadurch des ihm von Anfang an zugedachten Heils würdig. Dieselbe Gralbotin (Kundrie la Sorziere), die ihn früher an Artus' Tafelrunde verhöhnt und verflucht, bringt ihm später die

*) Man thut dem Dichter wohl nicht zu viel, wenn man sagt, er hat sich die Idee, welche ihm für den 1. Teil des Gedichtes vorschwebte, nicht ganz klar gemacht, da gar nicht abzusehen ist, was durch eine Figur, wie Parzival sie hier ist, erreicht werden soll.

Kunde, daß er zum Herrn des Grals eingesetzt sei, und verkündet laut sein Lob, indem sie sagt: „Du hast der Seele Frieden errungen, bist durch Sorgen zur Lebensfreude gedrungen.“

Vilmar sagt: „Parzival, mitten inne gestellt zwischen Welt und Geist, zwischen Zeit und Ewigkeit, ist der suchende, irrende, der Welt verfallende, Gott absagende, der hochmütige und trotzige, Welt und Gott zugleich aufgebende Mensch; er ist der umkehrende, den Hochmut durch Demut besiegende, der nach dem Höchsten, dem Geistlichen und Ewigen ernstlich fragende, der zum seligen Frieden und zum Besitztum des geistlichen Königtums gelangende Mensch.“

3. Grundgedanke der Dichtung.

Bei all den fröhlichen Scenen, den Ritterspielen und Ritterfahrten, die durch das ganze Gedicht verwebt sind, kommt überall der Ernst einer tiefen Weltanschauung zur Offenbarung. Aus dem schuldlosen Naturzustande führt der Dichter seinen Helden in das bewegte Weltleben, dann durch das Anschauen rätselhafter Geheimnisse zur Ahnung einer höheren Welt in der irdischen, von da zum Zweifel an Gott, zum Kampf mit dem Zweifel und endlich zur Versöhnung. Der innere Mensch in seinem Kämpfen und Ringen bildet also den Gegenstand des Gedichts, zu welcher Idee die Artussage, als Trägerin des weltlichen, und die Gralsage, als Trägerin des geistlichen Lebens, den Rahmen abgegeben; das Forschen nach dem göttlichen Wesen, der Zweifel über dasselbe und die Lösung desselben giebt dem Gedichte seine innere Bedeutung.

4. Grundlage zum Parzival.

Während die Volksdichter, die uns das Nibelungenlied und die Gudrun geschaffen haben, ihre Stoffe der Volkssage entlehnten, liebten es die „höfischen“ Dichter, zu denen Wolfram gehört, ausländische Sagen zu Grunde zu legen und den deutschen Verhältnissen anzupassen. Es waren besonders zwei Sagenkreise, die man ausbeutete, der fränkische und der britische oder bretonische. Den Mittelpunkt des fränkischen Sagenkreises bildet Karl der Große, der entweder als christlicher Gottesstreiter, umgeben von seinen 12 Pairs, dargestellt wird, oder als im Kampf begriffen mit seinen aufrührerischen Vasallen. Diese Sagen, die bis ins 9. Jahrh. zurückreichen, wurden zu Anfang des 12. Jahrh. gesammelt, fanden aber, da sie oft zu grell den bekannten geschichtlichen Thatsachen aus Karls d. Gr. Leben widersprachen, nicht so große Benutzung als der britische Sagenkreis, dessen Heldengestalten, König Artus an der Spitze, nur eine geringe historische Basis hatten und der Phantasie den weitesten Spielraum gewährten. Als Quelle für diesen Sagenkreis diente den deutschen Sängern die in

lateinischer Prosa in der 1. Hälfte des 12. Jahrh. geschriebene sogenannte Chronik des Gottfried von Monmuth, welche alle zu dieser Zeit umgehenden uralten bretonischen Nationalsagen umfaßte, und die auch von Wolfram von Eschenbach bei Bearbeitung des Parzival benutzt wurde. Der Inhalt der Artussage ist kurz folgender:

An der für 50 der edelsten, tapfersten und tugendhaftesten Ritter berechneten runden Tafel des Oberfeldherrn der Briten mußte ein Platz leer bleiben, der für den von dem weisen Zauberer Merlin erzogenen Sohn des Oberfeldherrn, für Artus, bestimmt war. Plötzlicher Tod traf den, der verwegen nach diesem Platze strebte. Nur wer die kühnsten Thaten gethan, die schwersten Prüfungen bestanden, wurde in die Tafelrunde aufgenommen. In diesen Thaten ist es nun vornehmlich der Schutz der von Riesen und Zauberern bedrängten Frauen und die Gewinnung ihrer Liebe, was der Dichtung den höchsten Glanz verleiht. Da aber das an sich tief religiöse Gemüt des Deutschen durch die Zeitbegebenheiten immer und immer wieder auf den Glauben und die Kirche hingerichtet wurde, so umkleidete die Phantasie des Dichters den sinnlichen Stoff mit dem übersinnlichen und verwebte die Sage vom König Artus und der Tafelrunde mit den Sagen vom heiligen Gral.*) Bei der vorherrschend religiösen Zeitrichtung war es dem Herzen Bedürfnis, tiefer in das Gebiet des Glaubens sich zu versenken, und da von Seiten der Geistlichkeit jedes freiere Forschen innerhalb dieses Gebietes verboten war, so entstanden Geheimlehren, die bei dem ihnen innewohnenden eigentümlichen Reiz große Verbreitung, namentlich im nördlichen Spanien und südlichen Frankreich, fanden. Die deutschen Dichter benutzten diese nun dadurch zur Ausschmückung der Artussage, daß sie ihre Helden den Gral suchen ließen, den anzuschauen allein genügte, um dem Tode die Macht zu nehmen. So entstanden Dichterwerke, die, wie sie durch lebendige Schilderung der wunderbarsten Abenteuer den sinnlichen Menschen fesseln, dem Geistesauge die geheimnisvollsten Tiefen der menschlichen Seele erschließen; so entstand auch Wolframs Parzival.

Wolfram benutzte übrigens für seine Dichtung nicht die rohe Sage, sondern französische Vorbilder: eine Dichtung des Provenzalen Kyot, d. h. Guiot. Guiot aber ist keine provenzalische Namenform, sondern eine nordfranzösische. Jedenfalls ist er in Poitou heimisch gewesen, so daß er mit einigem Rechte als Provenzale bezeichnet werden kann. Das Geschlecht der Gralkönige hat

*) Die umfassendste Belehrung über diese geheimnisvolle Sage der Vorzeit findet man in dem 2. Bde. des „Wolfram von Eschenbach", herausgeg. von San-Marte, pag. 359—454. — Vergl. auch: L. Lang, Die Sage vom heil. Gral. Erzählt u. erläutert. München, 1862. 2,70 M.

Wolfram mit dem Hause Anjou in Verbindung gebracht, und beruft sich dabei ausdrücklich auf Guiot, der in Anjou die rechte Märe gefunden. Dieser aber hat zur Begründung seiner Aussage eine Chronik citirt, der er jenen Zusammenhang entnahm. „Was aber konnte ihn bestimmen, die Sage nach Anjou zu verlegen, wenn er nicht selbst in jener Gegend heimisch war, oder einem dort heimischen Gönner, Heinrich II., der von 1154—89 König von England war, seine Huldigung darbringen wollte?" Bartsch. Die französische Dichtung selbst ist noch nicht aufgefunden worden.

Seine 2. Quelle ist Chrestien de Troies Conte del graal, die sich noch erhalten hat, und mit Wolframs Arbeit an vielen Stellen übereinstimmt*). Aber auch diese Franzosen sind nicht die Erfinder dieser Stoffe; es sind keltische Märchen und Sagen, die aus der Bretagne nach Frankreich kamen und hier ihre Gestaltung empfingen, und Wolfram hat diese Sagen zum Träger einer tief psychologischen Idee erhoben.

5. Die Komposition der Dichtung.

„Wolframs Parzival ist ein psychologisches Epos; es zeigt die innere Entwickelung des Menschen, ähnlich wie in dramatischer Form Goethes Faust. Parzival ist das Symbol des Menschen, der Gott sucht, aber in Irrtum und auf Abwege gerät, von Gott sich entfernt, der an Gott und dem Glauben irre wird und zur Verzweiflung gelangt. Aber von der Verzweiflung findet er Genesung, die Reue erwacht, er besiegt den eigenen Trotz und Hochmut, er wird demütig, und nun erst ist er vollkommen würdig, das geistliche Königtum zu erlangen. Er hatte es gefunden, ohne es zu suchen, in der Herzenseinfalt und Reinheit der Jugend, aber eben in dieser Einfalt den Besitz des höchsten Glückes verscherzt. Das reine Gemüt der Jugend befähigt ihn zum höchsten Besitze; daher vermag Gawan, das Spiegelbild aller ritterlichen höfischen Tugend und feinen Sitte, ein Ideal des nach der höchsten weltlichen Ehre strebenden Menschen, den Gral nicht zu erringen, die Gralburg nicht aufzufinden; sein Streben geht im Weltlichen und Irdischen auf, also ist sein Sinn nicht befähigt, die hohen Mysterien des Göttlichen zu schauen.

Erst wenn der Mensch durch das Feuer des Leides, durch innere Trübsal, durch die Nacht des Zweifels hindurchgedrungen ist, gelangt er nach Besiegung des Zweifels in den dauernden Besitz. Sündig wie er ist, muß er in Hochmut, in Verzweiflung an Gott und an sich selbst fallen. Und diesen Zweifler, dessen Seele düstere Schatten umziehen, läßt der Dichter verschwinden und nur

*) Man vergl. hierüber: Alfred Rochat, Wolfram v. Eschenbach und Chrestiens de Troyes in d. Germania, 3. Jahrg. 81—120.

zuweilen im Hintergrunde auftauchen, damit wir sehen, wie er inzwischen kämpft und kämpft, siegt und siegt, aber ohne Frieden zu finden. Wenn er am Schlusse des Gedichtes uns die lange Reihe von Fürsten aufzählt, die er besiegt, so sehen wir, daß diese Zeit des Zurücktretens ausgefüllt war von rastlosem Handeln; aber es wäre ermüdend gewesen, wenn der Dichter alle diese Kämpfe uns wirklich vorgeführt hätte, zumal er schon Abenteuer genug schildert, weit ausspinnt und lange von allen Seiten beleuchtet.

Aber gereinigt geht Parzival aus diesen Kämpfen hervor zum ersehnten Königtum. Nicht im lauten Treiben der Welt findet er den verlorenen Glauben wieder, sondern in der Einsamkeit bei dem Einsiedler Trevrizent. Dieser belehrt ihn, daß Hochmut und Zweifel den Gral niemals erringen können. Er erzählt ihm, er selbst habe der Würde eines Gralpflegers entsagt und büße als Einsiedler. Sein Bruder Anfortas, der Gralkönig, habe einst im Kampfe das Feldgeschrei „Amur" ertönen lassen, weltliche Liebe aber zieme dem Gralkönige nicht, daher sei er verwundet worden und schleppe ein krankes Leben dahin, er könne nicht sterben, da er aus dem Anblick des Grals immer neues Leben schöpfe. Aus einer Inschrift am Gral wisse man aber, es werde ein Ritter kommen, der die Frage nach dem Grunde der Trauer auf der Gralburg thue, diesem werde Anfortas das Königtum übergeben. Trauernd und doch voll Trost scheidet Parzival von ihm; schwere Proben muß er bestehen, ehe er das Ziel erreicht. Er muß mit seinem besten Freunde Gawan kämpfen, ohne ihn zu kennen; denn zwischen beiden besteht ein innerer Gegensatz, der zum Austrag kommen muß. Der letzte und schwerste Kampf ist der mit seinem Halbbruder Feirefiz, also mit dem ihm am nächsten stehenden Menschen. Aber auch hier ist der Kampf motiviert und notwendig, weil Feirefiz noch Heide ist. Der nach Gott ringende Mensch darf auch das Teuerste auf Erden nicht schonen. Mit diesem Kampfe, den er für Gawan besteht, ist seine Reinigung äußerlich wie innerlich vollzogen, er hat wieder Frieden gewonnen und darf in die Gralburg zurückkehren, wo er die versäumte entscheidende Frage thut, das Königtum gewinnt und sein Weib und seine beiden Kinder wiederfindet.

Es begreift sich, daß diese Frage lediglich als ein Symbol zu verstehen, daß ihr eine tiefgreifende Bedeutung nicht beizulegen ist. Sie ist der alte stehengebliebene Märchenzug, dem nur durch die Verbindung mit dem Seelenleid des Helden ein tieferer Sinn zukommt. Im übrigen bildet ihre wirkliche Vollziehung nur den äußeren Abschluß eines innerlich bereits vollzogenen Prozesses."

Bartsch.

Wolfram läßt den König des Grals vermählt sein und erhebt die Heiligkeit und Reinheit der Ehe zu einer Hauptsatzung des

Gralordens. Durch diesen reformatorischen Zug in seiner Dichtung erhebt er sich wesentlich über seine Zeitgenossen, die in diesem Punkte ihre Helden nicht all zu ängstlich denken und handeln lassen, weshalb wir diese sittlich reine Auffassung unserem Dichter nicht hoch genug anrechnen können. Kein ascetisches Mönchtum ist ihm die Aufgabe des Menschen im Dienste Gottes, sondern Teilnahme am berechtigten Glücke des Lebens. Gebet und äußere Ceremonieen ohne sittliche Erneuerung sind nicht die Opfer, die Gott gefallen, wohl aber Demut, Glaube, Liebe.

6. Form der Darstellung.

Der Parzival ist ein romantisches psychologisches Epos, das sich dem religiösen Epos nähert, gehört aber nicht, wie das Nibelungenlied und die Gudrun, der Volks-, sondern der Kunstdichtung an, was daran erkennbar ist, daß der zu Grunde liegende Stoff ein fremder, ausländischer und das Ganze das Werk eines einzigen Dichters ist. Außerdem treten, ganz im Gegensatz zu den Volksepen, die Persönlichkeit des Dichters und die höfische Ritterlichkeit der Kreise, denen er angehört, stark hervor, zuweilen bis zur Lästigkeit. Aus allen diesen Gründen erreicht die Kunstpoesie nicht die Kraft und Frische, welche uns die Volkspoesie so wert macht. Die Form der Kunstpoesie ist dagegen im allgemeinen vollendeter, eleganter als in der Volkspoesie.

Über seine Ausdrucksweise, sein Deutsch, scherzt Wolfram selbst und meint, es scheint manchem allzu krumm, wenn er es ihnen nicht sofort ausdeute.

In fernerem Gegensatz zu den Volksepen besteht das Gedicht durchweg aus fortlaufenden Reimpaaren mit in der Regel 4 Hebungen, wenn der Reim ein männlicher, und mit 3 Hebungen, wenn er ein weiblicher ist. Der Übersetzer hat sich indes nicht streng an das Original, das nur ungetrennte Reime hat, gehalten, sondern auch sich kreuzende und umschlingende Reime angewandt.

7. Litterarhistorisches.

Wolfram dichtete den Parzival zwischen 1200 u. 1215 und diktierte ihn einem Schreiber, da er selbst nicht schreibenkonnte. Wir besitzen von dem Gedichte zwei Haupthandschriften, die St. Galler und die Münchener und vier Ausgaben. Der älteste Druck ist vom J. 1477 und jetzt so selten, daß man Abschriften von ihm nehmen läßt. Der zweite Druck befindet sich in Müllers Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. u. 14. Jahrh. I. 1783 u. 84. Es liegen ihm zwei Abschriften zu Grunde, von denen eine durch Bodmer nach der berühmten St. Galler Handschrift angefertigt worden ist. Diese Ausgabe ist trotz ihrer

Mängel schätzenswert. Die 3. Ausgabe ist die im folgenden Abschnitt aufgeführte Lachmannsche, die allgemein als ein Meisterwerk bezeichnet wird; die 4. ist die von Bartsch besorgte. Beide Arbeiten haben dem Parzival viel Freunde erworben. Für weitere Kreise wurde die Dichtung zugänglich durch die Übersetzungen von San-Marte und Simrock, von denen die letztere sich dem Original am genauesten anschließt.

8. Schriftliche Aufgaben.

1. Das Gastmahl in der Gralburg als ein Gemälde.
2. Worin bestehen die wichtigsten Unterschiede zwischen dem Volksepos und dem höfischen Epos?

Litteratur.

A. Urtext.

Lachmann, Wolfram v. Eschenbach. Berlin, Reimer. 1833. 16 M. 2. Ausg. Berlin, 1854. 12 M.
K. Bartsch, Wolframs v. Eschenbach Parzival u. Titurel. Mit Wort- u. Sacherklärungen. 3 Tle. Lpzg., Brockhaus. 1870—71. 10,50 M.
Wilh. Meyer-Markau, Der Parzival Wolframs von Eschenbach. Eine Abhandlung. Magdeburg, Heinrichshofen. 1881.

B. Übersetzungen.

San-Marte (A. Schulz), Leben u. Dichtungen Wolframs v. Eschenbach. Aus d. Mittelhochd. zum 1. Male übersetzt. — 2. Afl. Lpzg., Brockhaus. 1858. 2 Bde. 12 M.
Simrock, Wolfram v. Eschenbach. Parzival u. Titurel. Rittergedichte. Übers. u. erläut. Stuttg., Cotta. 1876. 5. Afl. 10 M.
Eine ausführliche Analyse des Gedichts v. Ferd. Wachter enthält die „Allgemeine Encyklopädie d. Wissenschaften u. Künste v. Ersch u. Gruber." 3. Sektion. 11. Tl. Lpzg., 1838.
San-Marte, Parzival-Studien. 1. u. 2. Heft. Halle, 1861. 15 M.
Zarncke, Zu Wolframs Parzival. — Zu Wolframs Leben. Berichte der k. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften. 1870. S. 199—202.

C. Bearbeitungen für die reifere Jugend.

Osterwald, Parzival. Eine Rittergeschichte nach Wolfram v. Eschenbach für jung u. alt erzählt. 1. Bdchen. Halle, Waisenhaus. 1857. Kart. 3 M.
A. Richter, Iwein u. Parzival. Lpzg., Brandstetter. 1875. 3 M.

Wolframs Leben und Werke.*)

Wolfram von Eschenbach stammt aus einem fränkischen Ritter-Geschlecht, welches seinen Namen von dem 4 Stunden von Ansbach liegenden Städtchen Eschenbach führte, wo es sicherlich eine größere Burg besaß. Sein Geburts- und Sterbejahr ist nicht bekannt; doch steht fest, daß er in der glänzendsten Periode der Hohenstaufen lebte, im Herbste 1203 mit Walther von der Vogel-

*) Ausführlicheres in: Bartsch, Wolfr. v. Eschenbach Parzival u. Titurel.

weide am Hofe des kunstliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg zusammentraf und hier 1207 am Sängerkriege teil nahm. Wahrscheinlich ist er im letzten Drittel des 12. Jahrh. geboren. Er scheint ein zweitgeborener Sohn gewesen zu sein, der keinen Teil an den Besitzungen seiner Ahnen hatte. Wahrscheinlich besaß er nur die bescheidene Burg Wildenberg, in oder bei dem Dorfe Wehlenberg, das früher Wildenbergen hieß, eine Stunde von Ansbach. Seine Armut hat ihn indes nicht gedrückt, da er über seine dürftigen Verhältnisse scherzen kann; sein Reichtum war die Gabe des Gesanges, durch die er überall bei den Reicheren freundliche Aufnahme fand. Wie sein Gönner Hermann, so hielt auch er sich eine Zeitlang zu Otto IV., dem er zu seiner Krönung in Rom (1209) Glück wünscht. Als der Landgraf aber 1216 gestorben war und dessen Nachfolger Ludwig, Gemahl der heiligen Elisabeth, seiner ganzen geistigen Richtung nach kein Förderer ritterlicher Poesie sein konnte, verließ er Thüringen und kehrte in seine Heimat zurück. Dort starb er zwischen 1220—30 und wurde in Eschenbach an dem Eingange der Wolfgangskirche bestattet.*) Bis zum Abbruch dieser Kirche in den zwanziger Jahren befand sich auch dort eine Marmorplatte, auf der eine aus mehreren Zeilen bestehende Inschrift und der Name Wolfram ausdrücklich zu lesen war. Beim Einsturz des Gewölbes wurde sie zersplittert und unbeachtet in das neue Schulhaus gebaut.

Die Erziehung seiner Zeit legte es bei edlen Rittern auf Gelehrsamkeit nicht an, und so kam es denn, das Wolfram weder schreiben noch Geschriebenes lesen konnte. Dagegen hat er sich im Leben mancherlei Kenntnisse erworben, die er bei jeder Gelegenheit und nicht ohne eine Art pedantischen Stolzes in seinen Gedichten anbringt. So sagt er z. B. in der Einleitung zum Parzival:

Versuchet es, ruft ihrer drei
An meiner Statt, des einen, herbei,
Und jeder besonders meistre und dicht',
Um meiner Kunst das Gleichgewicht
Damit zu halten! daß es gelinge,
Würden sie wunderliche Dinge
Erfinden und gar mühsamlich
Zu Tage fördern, während ich
Allein geschickt das Wahre
Euch offenbare.

In demselben Sinne heißt es im Gedicht selbst an einer Stelle:

Es unternahm das Lied ein Mann,
Der Sangeswertes wohl prüfen kann,
Der das Hohe weiß vom Niedern zu scheiden
Und es in liebliche Reime zu kleiden.

---

*) Im Nov. 1875 hat man am Rathause zu Eschenbach einen Quaderstein aus jener Kirche entdeckt, der Wolframs Wappen zeigt.

Seinem Umgange mit den Großen hatte er wahrscheinlich die Kenntnis des Französischen zu verdanken, mit welchem er ebenfalls gern glänzte; besonders hat er im Parzival viele französische Wörter und Phrasen eingemischt, wogegen er in dem späteren „Wilhelm“ nicht ohne Laune über diese Unart spöttelt, die leider großen Anklang und vielfältige Nachahmung fand. Auf seine adelige Geburt war Wolfram sehr stolz, und nur seine Armut war die Ursache, daß er das Schwert mit der Leier vertauschte. Er gehört aber darum nicht zu den gewöhnlichen fahrenden Sängern und Spielleuten: Ritterpreis stand ihm höher als Sängerpreis. Er sagt:

Schildes ambet ist min art:
swâ min ellen si gespart,
swelhiu mich minnet umbe sanc,
sô dunket mich ir witze kranc.

(art: Dazu bin ich durch Geburt bestimmt. — Wenn ein Weib mich um meines Gesanges willen liebt, während ich keinen Mut beweise, die handelt nicht verständig.)

Von den Werken Wolframs sind auf unsere Zeit folgende gekommen: 1. Acht vortreffliche lyrische Gedichte (Minnelieder). 2. Der Titurel, ein Gedicht, das wie der Parzival dem Kreise der Gralssage angehört, eine Art Vorgeschichte zu diesem großen Werke bildet und in den letzten Jahren des 12. Jahrh. verfaßt worden ist. Es blieb, wie der Wilhelm, unvollendet, wurde jedoch 50 Jahre später von einem bayerischen Ritter, Albrecht von Scharfenberg, umarbeitet und vollendet. Dieser „Jüngere Titurel“ galt lange für ein echtes Werk Wolframs; erst Lachmann erkannte und zeigte das richtige Verhältnis zwischen Original und Fortsetzung. Letztere steht der Wolframschen Dichtung weit nach. 3. Der Parzival, sein bedeutendstes Heldengedicht, das er zwischen 1200 u. 1207 dichtete und vor 1216 vollendet hat, ausgezeichnet durch ergreifende Plastik, kühnen, oft wunderbar überraschenden Gedankenflug, der das Nächste und Fernste genial in Verbindung setzt, feine Ironie, Humor und Witz und tiefe Empfindung. 4. Der Wilhelm von Orange, die romantische Schilderung der Thaten Wilhelms des Heiligen, welcher, einer der ersten am Hofe Karls d. Gr., die Saracenen aus Guienne vertrieben, sodann aber sich dem Dienste Gottes ergeben hat und nach seinem Tode heilig gesprochen worden ist.

Wilhelm (Willehalm) von Orange (Südfrankreich) wurde bald nach 1209 begonnen. — Das französische Buch, worauf es beruht, erhielt der Dichter durch Landgraf Hermann von Thüringen. Einen Schluß dichtete um 1242 Ulrich von Türheim, aus der Gegend von Augsburg, hinzu, einen vorderen Teil, eine „Vorrede“, ein kärntnischer Dichter, Ulrich von Türlin, der im Dienste König Ottokars von Böhmen (1253—78) arbeitete.

Wolfram von Eschenbach, der alle seine Zeitgenossen an sittlicher Hoheit und Würde übertraf, war der erste mittelhochdeutsche Dichter, der aus der furchtsamen Bescheidenheit seiner Vorgänger heraustrat, und die schüchterne Ansicht, als habe die Poesie nur den Zweck zeitkürzender Unterhaltung, energisch und unverhohlen bekämpfte.

Sein Gedicht soll den Männern wie den Frauen eine Regel ihres Lebens, ihres Thuns und Lassens, ihres Liebens und ihres Hasses geben. Er schilt auf die Einfalt der seichten Köpfe, die nur Geschichte hören wollen, ohne zu merken, was für gute Lehre darin sei, die nur zum Schluß dringen, um ihre Neugier zu befriedigen; bei ihnen, denen die Geschichte zu einem Ohr hinein, zum andern hinausgeht, müsse ihm freilich alle Mühe und Kunst mißlingen.

Dieses Selbstgefühl beruhte auf der Klarheit seines Wollens bei dem poetischen Schaffen, auf dem scharfen Durchdringen des Gegenstandes, auf der Höhe seines künstlerischen Standpunktes, von dem aus er tief in die Idee der Sage eindrang und diese originell behandelte. Nur noch bei einem Dichter des Mittelalters finden wir diesen selbständigen, klaren Geist, der, ausgerüstet mit der tiefsten Kenntnis des menschlichen Herzens, alles mit dem gebildetsten Geschmacke und der glänzendsten Sprache behandelte. Es ist Gottfried von Straßburg. Wie Wolfram, ging auch er bei Bearbeitung seines Meisterwerkes, der bretonischen Sage von Tristan und Isolde, davon aus, daß die begeistigende Behandlung des an sich toten Stoffes das Ziel des wahren Dichters sein müsse; aber indem er alles von seinem Gedichte fern hielt, was an den Ernst einer tiefen Weltanschauung erinnert, was den Geist in ein Grübeln und Nachdenken versenkt, das ihn abzieht von dem heitern Genuß der Gegenwart, steht er zu Wolfram in einem unlösbaren Gegensatze. Daraus wird auch die Leidenschaft erklärlich, mit welcher er gegen Wolfram auftritt und ihn schonungslos angreift. Im Tristan sagt er, nachdem er Herrn Hartmanns von Aue Mären bewundert hat, also*):

Auf der Wortheide wer den Tanz
Will machen mit dem Hasen,**)
Hoch springen und weit grasen,
Mit Worten würfeln, wie's Gott beschert,
Und unsrer Stimmen unbegehrt,
Wahnhoffnung zu dem Kranze fassen,
Der möge uns nur den Wahn belassen,
Wir wollen auch bei der Wahl nicht fehlen.
Wir, die die Blumen helfen wählen,
Mit denen dieses Ehrenreis

---

*) Nach d. trefflichen Übers. v. Herm. Kurtz. Stuttg, 1847. S. 118 f.
**) Anspielung auf ein von Wolfram im Parzival gebrauchtes Gleichnis.

Durchflochten ist in Blumenweis,
Wir wollen wissen, was er begehr!
Was es auch sei, er trete her
Und stecke seine Blumen dar:
So nehmen wir an den Blumen wahr,
Ob sie so schön am Kränzlein sehn,
Daß wir's ihm müssen zugestehn
Und dem von Aue herunterziehn.
Nun aber keiner noch erschien,
Dem's besser stünde, zu dieser Frist,
Helf Gott, so lassen wir's wie es ist.
Das Reis, das darf uns keiner haschen,
Seine Rede sei denn wohl gewaschen,
Und eben jedes Wort und schlicht,
Daß keiner den Hals darüber bricht,
Der schön und aufrecht auf dem Plan
Mit ebenen Sinnen kommt heran.
Die aber in Mären wildern,
Und wilde Mären bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,
Und Gold von schlechten Sachen
Den Kindern können machen,
Die Büchsen schwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus schütteln,
Die sind's! Vom Strunke kommt ihr Schatte
Und nicht vom grünen Lindenblatte;
Die schirmen uns nicht mit Laub und Ästen.
Ihr dürrer Schatte thut den Gästen
Viel selten in den Augen wohl.
Wenn man die Wahrheit sagen soll,
Daran erwarmet keine Brust,
Darin liegt keine Herzenslust,
Ihre Rede hat die Farbe nicht,
Die edlen Herzen dünket licht.
Dieselben wilden Jäger
Sie müssen Wortausleger
Mit ihren Mären lassen gehn:
Wir können sie nicht so verstehn
Mit Augen und mit Ohren;
Auch ist die Zeit verloren,
Daß man im schwarzen Buche
Nach Noten und Glossen suche.

Diesen Angriff auf die Form wie den Inhalt seines Gedichtes erfuhr Wolfram bald genug, da Gottfrieds „Tristan" eben so schnell als der Parzival Berühmtheit erlangte. Im Bewußtsein seines Wertes nahm er indessen den Tadel mit Ruhe und Gleichmut auf und scherzt selbst im „Wilhelm von Orange" über den Vorwurf der Dunkelheit:

Ein unbeholfener Champagner kann
Viel besser als ich französisch sprechen;
Doch seht nun, wie ich's fange an,
An diesen mich zu rächen,
Denen ich deuten soll diese Sage;

Ihnen thäte wohl not eine deutsche Sprache;
Doch ist mein Deutsch mitunter so krumm,
Daß der mir leichtlich ist zu dumm,
Den ich vollständ'ger nicht bescheide.
Verlorne Müh' wär's für uns beide.

Mild, mit Scherz und Anerkennung, antwortet er seinen Tadlern in der Einleitung zum Wilhelm: „Was ich von Parzival sprach, lobte mancher, auch waren viele, die es tadelten — und ihre eigene Rede schöner zierten. Hab ich noch künftig Zeit, so will ich dann alles klagen, was mir zu Leid geschehen ist, und was allen andern seit Jesu Taufe." Trotz dieser milden Aufnahme des Tadels mag Gottfrieds Gedicht nicht ohne Rückwirkung auf Wolfram geblieben sein; wenigstens vermißt man in den jüngern Gedichten jenes fast übermütige Selbstlob, das in mehreren Stellen des Parzival oft beleidigend wird.

Am 1. Mai 1861 ist das Wolfram-Denkmal enthüllt worden, welches zu Stadt Eschenbach dem Dichter gesetzt worden ist.

X. Rudolf von Ems.

Der gute Gerhard.

Der gute Gerhard, Erzählung v. Rudolf v. Ems. Neudichtung in selbstgewähltem Versmaße v. K. Simrock. Stuttg., 1864. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 4. Lüben, Auswahl. I. 65.

a. Die Ruhmredigkeit und Hoffart des Kaisers.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 7. „bepfründet", reich mit Stiftungen, Gütern, Äckern, Wäldern und dgl. beschenkt, die den Geistlichen und dem Erzbischofe Einkünfte und Lebensunterhalt gewähren. Pfründe, mhd. phruonde, phrüende, ahd. phruonda.

2. V. 1. Otto I. oder der Große, der als deutscher Kaiser von 936—73 regierte. Die Erzählung der Handschrift giebt ihm den Beinamen „der Rote", indem sie ihn mit seinem Sohne Otto II. verwechselt.

V. 3. „heischte", forderte dringend, von ahd. eiscôn, mhd. eischen, fragen, fordern, begehren, verlangen. Das anlautende „h" ist erst im 13. Jahrh. vorgetreten.

3. V. 1. unentgeltlich dargereichte oder ausgeteilte Gaben.

4. V. 8. „Gülten", zu leistenden Zahlungen, jährlichen Zinsen, Jahreseinkommen.

7. V. 1. „gefreiet", auserwählt, unabhängig, hat besondere Rechte und Freiheiten, von got. freis, altnord. frî, angelsächs. frëó, frëóh, mhd. vrî, = unabhängig, selbständig.

8. V. 8. „Kür", Prüfung, prüfende Wahl, hat die erste Stimme, die Geschäftsleitung bei der Kaiserwahl, gebildet aus der Pluralform des Präteritum von kiesen (prüfend auserſehen, auswählen), Präsens: ich kiese, Prät. ich kôs, wir kurn, Konjunkt. ich kür.

17. V. 4. „büßen", das Übel (hier den Selbstruhm und die Hoffart) heben oder wegschaffen, wieder gut machen; genugthun.

2. Inhaltsangabe.

Als das Erzbistum Magdeburg geweiht werden soll, tritt Otto der Große vor den Altar des Domes und rühmt sich vor Gott und allem Volke, die Ungarn, und andere Heiden geschlagen, die Wenden und Sorben zum Christentume bekehrt und in dem Slavenlande reiche Bistümer gestiftet zu haben. Die Krone seiner Gutthaten sei aber das zur Mehrung des Reiches Gottes gegründete Erzbistum Magdeburg. Dasselbe habe er nicht allein reich mit liegenden Gründen und jährlichen Einkünften ausgestattet, sondern auch dem Bischofe besondere Rechte und Freiheiten und die Macht und Pracht eines selbständigen Fürsten verliehen, und dies alles zu Ehren des dreieinigen Gottes. In dünkelhafter Selbstvermessenheit, durch solche Liebesopfer wohl von keinem Zeitgenossen erreicht zu sein, bittet er nun Gott, ihm heute für diese verdienstlichen Werke die Größe seines Himmelslohnes zu offenbaren.

Da verkündet ihm aber in strafendem Tone eine himmlische Stimme, daß Gott sein Gebet nicht gnädiglich vernommen, ja diese Ruhmredigkeit und Hoffart seinen Stuhl am Throne Gottes umgestoßen habe. Hinfort müsse er sich mit dem Preise der Welt begnügen, da Gott nur der Herzensreinheit die Seligkeit gewährt. Auch habe er noch lange nicht so viel Gott zu Liebe gethan, als ein schlichter, herzensmilder Kaufmann, der gute Gerhard zu Köln am Rhein. Dieser käme ins Himmelreich; ohne demutsvolle Reue könnte er aber nicht sein Genosse sein.

Ganz betroffen steht der Kaiser. Als er nun Gott um Auskunft über das Verdienst des Kaufmanns bittet, empfängt er den Bescheid, ihn selbst darum zu fragen.

3. Gedankengang und Gliederung.

Am Weihefeste des Magdeburger Domes rühmt Otto der Große vor Gott und allem Volke sich seiner verdienstlichen Werke und bittet Gott, ihm heute die Größe seines ewigen Lohnes zu offenbaren. (Str. 1—10.) Gott aber bezeugt ihm durch eine Engelsstimme, daß er durch sein hoffärtiges Rühmen sich das Himmelreich verschlossen hat, dieses aber dem herzensreinen und demütigen Kölner Kaufmann Gerhard offen steht. (Str. 11—21.)

Die Gliederung wäre demnach:

1. Des Kaisers hoffärtige Bitte. Str. 1—10.
2. Gottes demütigende Antwort. Str. 11—21.

b. Die Herzensgüte und Barmherzigkeit des Kaufmanns.

1. Erläuterungen.

Um aus Gerhards eigenem Munde die gottgefälligen Thaten zu erfahren, reitet der Kaiser mit wenigen Gefährten noch desselben Tages nach Köln. Er kehrt bei dem Bischofe ein und veranlaßt diesen, auf den andern Tag eine Versammlung der Bürger zu berufen. Unter denselben erscheint ihm als der Vornehmste der gute Gerhard, ein Greis von würdevollem Ansehen. Ihn zieht der Kaiser beiseit in ein Nebengemach, vorgeblich des Reiches Not mit ihm zu beraten, in Wahrheit aber nur ihn zu befragen, wodurch er den ehrenden Beinamen erhalten, und was Großes er zu Gottes Ehren gethan habe.

Aber wie die Himmelsstimme vorausgesagt hat, kostet es ihn große Mühe, von dem bescheidenen Kaufmanne hierüber Auskunft zu erhalten. Gerhard fürchtet, Gottes süße Huld durch sein Rühmen zu verlieren und bittet fußfällig, ja mit Anbietung von tausend Mark Gold den Kaiser, ihm solche Kunde zu erlassen. Da aber derselbe mit der ganzen Strenge seiner Würde bei der Forderung verharrt und ihn bei Gottes Namen beschwört, giebt Gerhard endlich gezwungen nach und spricht:

— — „Ich muß es leisten,
Denn es ist eu'r Befehl;
Zu groß wär' mein Erdreisten,
Hätt' ich es länger Hehl.
Doch will ich mich nicht zieren
Damit aus Eitelkeit,
Gott prüfet Herz und Nieren
Und weiß, es ist mir leid."

Nun erzählt er folgendes:

Mein Vater hinterließ bei seinem Tode mir, dem einzigen Sohne, so reiches Gut, das ich lebenslang nicht hätte verzehren können. Trotzdem war ich als Kaufmann bemüht, dasselbe noch zu mehren, um meinem Sohne mit gutem Rechte den Beinamen: der Reiche zu vererben, den schon sein Ahn geführt.

Ich fuhr daher mit einem wohlbemannten Schiffe, das auf drei Jahre mit Speise versehen war, und mit der Summe von 50 000 Mark Silber und Gold nach Rußland, Liefland und Preußen und handelte daselbst kostbaren Zobel ein. Von da wandte ich mich nach der Levante und erkaufte in Damaskus und Ninive kostbare Baumwollen= und Seidenstoffe, von denen ich mir in der Heimat dreifachen Gewinn versprach. Auf der Rückfahrt verschlug mich

aber ein 12tägiger Sturm nach der Felsenküste des heidnischen Landes Marocco, und wir ankerten vor der großen Hauptstadt Castelgunt, wo eben ein großer Jahrmarkt gehalten werden sollte. Hier wendete ich mich an den Burggrafen Stranmur, um von ihm Sicherheit für Gut und Leben zu erbitten. Sofort gewährte er dieselbe. Er schenkte mir sogar Zollfreiheit für meine Waren, erklärte, um meinetwillen den Hafen von nun an auch der Christenheit zu öffnen, und sein Schatzmeister wies mir die beste und geräumigste Herberge an, wo ich als Stranmurs Gastfreund fröhlich haushalten sollte.

Wie es ihm nun dort weiter ergangen, erzählt das Lesebuch unter der gewählten Überschrift:

Herzensgüte und Barmherzigkeit des Kaufmanns.

Str. 28. V. 2. „Quark", landschaftlich Quarg, ist Käsematte, die feste Substanz der gesäuerten, meist abgesahnten Milch nach Absonderung der Molken, aus welcher die Käse geformt werden. Im übertragenen Sinne verächtliche Bezeichnung von etwas Schlechtem, Wertlosem; Kleinigkeit, Nichts, mhd. twarc, 1429 twarkch, durch Übergang des tw in qu im 15. Jahrh. quark, abgeleitet wahrscheinlich aus dem mhd. Verbum twërn, ahd. duëran, umrühren, durcheinanderrühren, mischen.

V. 4. „Mark" aus mittellateinisch die marca, = ½ Pfd. Silber oder Gold, später auch ein Gold- und Silbergewicht, vor Einführung der jetzigen Reichsmünze auch Rechnungsmünze in Hamburg (Mk. Banco) = 15 Groschen und in Lübeck (Mk. Courant) = 12 Groschen preußisch.

31. V. 7. „mir neigen", müssen sich vor mir senken, beugen, demütigen, sind mein Eigentum geworden.

37. V. 3. „Nieten" beim Glückspiel ohne Gewinn herausgekommene oder gezogene Lose. Nicht gemeint sind hier die zum Zwecke des Festhaltens durch zwei verbindende Teile hindurch gebrachten, an einem oder an beiden stumpfen Enden um- oder breitgeschlagenen Nägel oder Stifte.

2. Inhaltsangabe.

Landgraf Stranmur von Marocco und Burgvogt der Seehafenstadt Castelgunt besuchte mich täglich und gab mir stets Beweise seiner Liebe und Treue. Bald waren wir gute Vertraute, so daß ich ihm auf sein Begehr die reichen Schätze in meinem Schiffe zeigte. Er staunte und pries mich glücklich ob solcher Pracht und bot als Tausch mir seinen Schatz, der in der Christenheit von hohem Preis, in der Heidenwelt jedoch fast wertlos sei.

Er führte mich darauf in eine Kammer, wo ich Specereien, Gold, Perlen und Edelsteine zu finden hoffte. Allein zu meiner

großen Bestürzung und Betrübnis erblickte ich 12 junge Ritter tugendreicher Art, von denen je 2 an eine schwere Kette geschmiedet waren. In einer zweiten zeigte er mir ebensoviel edle Greise in gleich übler Haft, in einer dritten endlich 15 schöne junge Frauen, unter welchen eine die andern an Schönheit überstrahlte.

Das war Stranmurs Schatz, den er mir als Tausch gegen meine Schiffsladung bot, indem ich von den Gefangenen in der Heimat gar leicht ein Lösegeld erlangen könnte, das den doppelten Wert meines Gutes übersteigen möchte.

Auf meine Frage, wie sie in sein Land gekommen wären, erfuhr ich, daß die Ritter ihren jungen König Wilhelm von England nach Norwegen begleitet hätten, wo ihm König Reinmund oder Reginmund seine Tochter vermählt habe. Auf der Heimreise sei dieselbe aber samt ihren Frauen und den Rittern durch heftige Gewitterstürme in seinen Hafen geworfen und nach Landesbrauch dadurch sein Eigentum geworden. Wenn König Wilhelm, den der Sturm von ihnen geschieden hatte, noch am Leben sei, werde er seine Braut nicht in Gefangenschaft lassen. Sei er aber tot, so zahle König Reginmund für seine Tochter gewiß gern das höchste Lösegeld. Auch befänden sich unter den Gefangenen reiche Fürsten, die für ihre Freiheit ihm all ihr Gut verschreiben würden. Wäre ich jedoch dem Handel abgeneigt, so solle ich dessenungeachtet Schutz und Geleit genießen wie bisher.

Um den Tausch zu erwägen, erhielt ich auf meine Bitte Bedenkzeit bis zum andern Morgen. Als Kaufmann hatte ich kein Vertrauen zu diesem Geschäfte; doch mahnte mich mein Herz, der Armen Leid zu wenden. Unschlüssig saß ich bis zur Nacht. Zuletzt bat ich Gott, mich den rechten Weg zu lehren, und entschlief.

Da erschien mir im Traume ein Engel, der meinen Zweifel schalt, zumal ich wüßte, was Güte und Erbarmen zu thun befiehlt, das thue man nicht den Armen, das thue man Gott zu gut. Erlöste ich die Gefangenen um der Ehre willen, so würden Lob und Ruhm bei den Menschen mir nicht fehlen. Befreite ich sie um des Gewinnes halben, auch dieser würde mir zu teil. Thäte ich es jedoch „Gottes Sohne zu Lieb aus Herzensdrang, das lohnt er mit der Himmelskrone viele Ewigkeiten lang“. Ich dankte Gott für das beschämende Zeichen seiner Güte und Huld und seinen weisen Rat.

3. Gedankengang und Gliederung.

Aus gegenseitiger Hochachtung werden Stranmur und Gerhard vertraute Freunde (Str. 1 u. 2) und zeigen einander ihre Schätze (Str. 3—36). Stranmur erstaunt über Gerhards kostbare Waren und bietet ihm seinen Schatz als einen vorteilhafteren zum Um-

tausche an (Str. 3—7). Gerhard erschreckt und seufzet über in Kerkerhaft gefundene fürstliche Gefangene: 12 junge Ritter (Str. 8—12), 12 ehrwürdige Greise (Str. 13—19) und eine schöne Königstochter mit ihren 14 huldvollen Jungfrauen (Str. 20—25), die Stranmurs gewinnverheißender Schatz sind (Str. 26—28), der auf einer Brautfahrt von Norwegen nach England durch einen Sturm an sein Land geschleudert und dadurch sein Eigentum geworden ist (Str. 29—32), für das Gerhard in seiner Heimat solch Lösegeld bekommen würde, dem all sein Gut nicht gleicht (Str. 33—36). Mit Herz und Kopf erwägt der Kaufmann das Geschäft, ist aber erst zum Tausche bereit, nachdem ihn Gott durch eine Traumbotschaft getadelt hat, die Mahnung seines mitleidigen Herzens bezweifelt zu haben. (Str. 37—45.)

Die Gliederung ist demnach:

I. Stranmur sucht seinen Gastfreund Gerhard für einen Tauschhandel zu gewinnen. (Str. 1—36.)
   1. Gerhard öffnet sein Schiff, und Stranmur staunt über Gerhards prächtige Waren, die er gegen seinen Schatz einzutauschen hofft. (Str. 3 u 4.)
   2. Er preist den höheren Wert seines Schatzes. (Str. 5—7.)
   3. Stranmur öffnet seine Kerker, und Gerhard seufzet über Stranmurs fürstliche Gefangene. (Str. 8—25.)
      a. Ihn jammern die angeschlossenen jungen Ritter. (Str. 8—12.)
      b. Ihn erbarmen die angeschlossenen greisen Ritter. (Str. 13—19.)
      c. Ihn schmerzen die eingeschlossenen schönen Frauen. (Str. 20—25.)
   4. Stranmur schildert dem Kaufmanne das Tauschgeschäft als ein höchst vorteilhaftes (Str. 26—36), indem er hinweist:
      a. auf den fürstlichen Stand der Gefangenen (Str. 29—32),
      b. auf ein hohes Lösegeld. (Str. 33—36.)

II. Gerhard entschließt sich zum Tauschhandel. (Str. 37—45.)
   1. Er erwägt mit Herz und Kopf das Geschäft. (Str. 37. 38.)
   2. In seiner Unschlüssigkeit erbittet er sich Gottes Rat. (Str. 39.)
   3. Eine beschämende Traumbotschaft hebt seinen Herzenszweifel. (Str. 40—45.)

c. Die Demut und Bekehrung des Kaisers.

1. Erläuterungen.

Nachdem mein Schreiber als Kapellan am Morgen mir die Messe gelesen, begegnete mir beim Ausgehen Stranmur und fragte mich nach meinem Entschluß. Obschon dieser gefaßt war, mochte ich doch vor der Offenbarung desselben erst noch Rücksprache mit

den Gefangenen nehmen. Stranmur gewährte die Bitte und ließ die Gefangenen ihrer Fesseln entledigen und zu einander bringen. Groß war die Freude des Wiedersehens, da sie seit einem Jahre einander nicht hatten begrüßen können. Nun befragte ich sie in englischer Sprache, ob ich ihrer Erkenntlichkeit sicher sein könnte, wenn ich durch mein reiches Kaufmannsgut sie loskaufen würde.

Mit herzlichem Frohlocken gelobten sie mir Dank und doppelten Ersatz und beschworen mich fußfällig um ihre Freiheit. Zusammen gingen wir nun zu der jungen Königin, welcher ich die gleiche Frage vorlegte. Unter Thränen und Schluchzen, die gar bald ihre Bitten erstickten, erhielt ich ähnliche Verheißungen und erklärte mich gegen Stranmur zum Tausche bereit, jedoch mit der Bedingung, mir auch alles Gut der Gefangenen samt dem Schiffe auszuliefern, das sie in den Hafen geführt. Gern wurde dies bewilligt.

Bald war mein Schiff entfrachtet, und das der Gefangenen mit ihrer Habe und allem Nötigen zur Reise ausgerüstet. Nachdem wir am andern Morgen die Messe gehört, schifften wir uns ein. Stranmur beschenkte mich noch reichlich, sagte uns Lebewohl und wünschte glückliche Fahrt.

Schon nach 12 Tagen hatten wir die Stelle im Meere erreicht, wo sich der Weg nach Utrecht und England scheidet. Nachdem wir hier Anker geworfen, bestiegen die Ritter samt den 12 englischen Jungfrauen meiner Anordnung zufolge das von dem Heiden herausgegebene Schiff, die junge Königin Irene jedoch und ihre beiden norwegischen Maiden blieben auf dem meinen. Sie sollte mit mir nach Köln, bis ihr von ihrem Verlobten oder König Reginmund Botschaft käme. Als ich aber jenen Glück zur Heimfahrt wünschte, rieten mir die meisten, sie selber als Pfand zu behalten, bis meine Auslagen ersetzt seien. Jedoch ich erklärte, in ihrem Worte eine sichere Bürgschaft zu haben und bei gelegener Zeit das Lösegeld durch besondere Boten einziehen zu lassen. In Gottes „Pflegen" hieß ich sie ziehen.

Das Scheiden ward uns bitter; alle aber versprachen mir, ihrem Herrn und König Reginmund den Aufenthalt der Braut zu künden.

Glücklich landete ich in Köln, wurde aber von den Meinen mit verwunderndem Befremden empfangen, da sie statt der gemeldeten reichen Ladung nur Sand und Steine von Afrika fanden. Ja, als meine Frau (hier ist die Lücke der Handschrift durch Simrocks Neudichtung ausgefüllt) in der schönen Jungfrau das erworbene Kleinod erkennen soll, schilt sie mich einen Thoren, der den Verstand verloren, weint laut und ringt die Hände: „Was willst du denn beginnen mit solcher Teufelsbraut?"

Nachdem ich aber alles erzählt und das Rätsel aufgeklärt hatte, billigte sie meine Handlungsweise und hieß mich und das edle Königskind herzlich willkommen.

Nun wies ich der tugendreichen Königin in meinem Hause die besten Zimmer an, gab ihr schöne Jungfrauen als Gespielinnen, Sammet und lichte Seide, Gold, Edelsteine und Perlenschmuck. Sie aber stickte mit ihren Maiden aus dem Geschmeide in Sammet und Seide Kragen, Borten und andern Schmuck, den ich oft zu hohen Preisen verkaufte.

Darüber war ein Jahr verflossen, ohne daß von ihrem Bräutigam, dem König von England, noch von ihrem Vater Botschaft gekommen war. Irene geriet in tiefe Trauer, denn nichts war ihr gewisser, als daß jene nicht mehr am Leben wären.

Um ihren Kummer zu heben, der heimlich sie verzehrte, entschloß ich mich eines Tages, ihr die Hand meines Sohnes anzubieten. Bereitwillig kommt sie mir entgegen und bittet nur, die Vermählung um ein Jahr zu verschieben. Wenn bis dahin keine Nachricht von ihrem Verlobten käme, wolle sie meinen Sohn, der des besten Glückes wert sei, zum Ehgemahl erwählen.

Als diese Zeit ohne jegliche Kunde von England und Norwegen verstrichen war, traf ich, mit ihrer Einwilligung, die Anstalten zur Hochzeit, die zu Pfingsten sehr prachtvoll begangen wurde und mit Turnier und Ritterspiel mehrere Tage währte.

Unter den geladenen Gästen befand sich der Bischof mit allen Rittern und Grafen des Bistums, sowie die Bürger Kölns mit ihren Frauen. Ersterer verherrlichte das Fest nicht nur durch seine Gegenwart, sondern verlieh auch meinem Sohne die Ritterwürde.

Als aber die Neuvermählten beim Hochzeitmahle saßen, bemerkte ich unter dem zuschauenden Volke einen fremden jungen Mann an einer Säule lehnen, der seinen Blick stets auf die Königstochter heftete, wobei ihm die Augen von Thränen überwallten. Sein Kleid war zerrissen und seine Farbe bleich; gleichwohl zeugte sein edler hoher Wuchs und die Weiße seiner Haut von nicht gemeiner Abkunft.

Sein Anblick erbarmte mich, und ich befragte den Fremdling beiseite in einer Kammer nach seinem Leide. Nach langem Widerstreben nennt er mir seinen Namen und offenbart den Grund der Traurigkeit.

Er ist König Wilhelm von England, der auf der Rückfahrt von Norwegen seine Braut durch einen Sturm verloren, und seit vierthalb Jahren in allen Reichen der Welt gesucht und heute an der Seite eines andern gefunden hat.

Alsbald ließ ich den König baden, kostbar kleiden und der Königin zur Seite setzen, zog den Bischof in mein Geheimnis und bat diesen, meinen Sohn zu bewegen, die ihm schon angetraute Braut dem rechten Gemahl zu überlassen. Es kostete uns große Mühe, den jungen Mann zu diesem so schweren Entschlusse zu bestimmen; doch endlich, nach vielen heißen Thränen, entsagt er dem geliebten Weib.

Da die Braut bezweifelt, daß der fremde Ritter an ihrer Seite ihr Wilhelm ist, zeigt ihr der junge König den Ring, den sie ihm einst als Trost in bitterer Scheidestunde hat an die Hand gesteckt, und auch den Ring an ihrer Hand, den sie von ihm empfangen, da er ihr Schiff verließ, und sie sinkt bleich und fahl in seine Arme. Ergreifend war die Freude und das Glück des Wiedersehens. Mir und den Gästen traten die Thränen in die Augen. Seinem Gelübde gemäß ließ sich König Wilhelm nun zum Ritter schlagen, und tags darauf segnete der Bischof den Bund. Neue und glänzende Feste beschlossen die Feier.

Als die Hochzeit vergangen und mein Haus wieder leer von Gästen war, begehrte der junge König, durch meinen Rat wieder in den Besitz seines Landes zu gelangen. Allgemein halte man ihn für tot, und England, des Oberhauptes entbehrend, sei eine Beute der Parteiungen geworden. Zwar stünden die Besten unter den Großen noch in Treue zu ihm; andere aber gedächten sich selber des Reiches zu bemächtigen und hätten einen Teil der Landesfesten und Reichsgüter schon an sich gerissen. Ich rüstete nun ein Schiff und fuhr das junge Königspaar samt einem glänzenden Gefolge den Rhein hinab, über Meer und dann die Themse hinauf. Bei London legte ich vor Anker und bat den König, sich so lange verborgen zu halten, bis ich den Stand der Dinge erkundet hätte.

Von zwei Knappen begleitet ritt ich die Stadt, die so stark von Gästen erfüllt war, daß ich nur mit Mühe eine Herberge finden konnte. Von meinem Wirte erfuhr ich, daß 24 der edelsten Herren des Landes dem verstorbenen Könige Wilhelm einen Nachfolger zu wählen gedächten.

Sofort ritt ich nach dem Reichssaale, wo die Thürhüter und Ritter wegen meiner reichen Kleider in mir ein Mitglied des Rates zu begrüßen meinten und ungehindert mich eintreten ließen.

Hier erblickte ich in den 24 versammelten Herren die aus der Gefangenschaft losgekauften Ritter, die aber mich nicht wieder erkannten, obwohl ihr Blick oft prüfend auf mir ruhte. Da die Herren noch nicht gewählt hatten, verhieß ich ihnen, für Englands Krone einen tugendreichen Ritter aus fürstlichem Geblüt bezeichnen zu können, worauf man mich nach meinem Namen fragte. Kaum hatte ich den genannt, so sprangen alle von ihren Sitzen auf, fielen mir um den Hals, stürzten mir zu Füßen und riefen mich als ihren König aus. Niemand läßt vor Jubel mich zu Worte kommen. Man reißt die Pforte auf, hebt mich auf den Schild, und setzt mir auf Marktes Mitte trotz meinem Widerstreben unter dem Jauchzen des Volkes die Krone auf das Haupt.

Nachdem ich endlich mit Drohgebärden mir Ruhe erzwungen, dankte ich den Herren für die mir erteilte Würde, erklärte aber

auch zugleich, wegen meines Alters zu Gunsten König Wilhelms abdanken zu müssen, den ich nebst seiner Gemahlin Irene heute Morgen gesund in meinem Schiffe verlassen hätte.

In glänzendem Aufzuge und unter endlosem Jubel wurde nun das Königspaar eingeholt; die Krönung und Huldigung beschloß die Feier des Tages. Am andern Morgen empfingen die Fürsten vom Könige ihre Ländereien und Lehen und schwuren einen Landfrieden; die Feinde des Reiches aber wurden geächtet, und alle Edeln nach 6 Wochen zu Hofe geladen. Zu diesem Freudenfeste erschienen als Gäste die benachbarten Könige von Wales, Schottland und Irland und König Reginmund von Norwegen, aber auch die verklagten Großen, die mit Gewalt sich der Reichsgüter bemächtigt hatten. Obschon diese fußfällig die Gnade des Königs nachsuchten, wurden sie aller Fürsprache ungeachtet des Landes verwiesen.

Auf den Rat seiner Barone bot der König mir nun als Lohn das Herzogtum Kent als Fahnenlehen, das ich jedoch gegen eine andere Gnade ausschlug. Da diese im voraus mir gewährt wird, erbat ich Gnade jenen verurteilten Großen und allen, die sich am Reich vergangen.

Der König erläßt ihnen die Schuld und verspricht, nimmer ihnen Haß oder Feindschaft nachzutragen, dringt aber von neuem in mich und meinen Sohn, das Herzogtum als Lehen zu nehmen. Allein wir beide schlagen es aus, wie auch die Grafenkrone von London und den dreifachen Goldwert der Stadt. Irenen gelobte ich endlich an, von ihr in der Abschiedsstunde ein Kleinod zu empfangen. Als ich nun Urlaub gegeben und genommen, trug die Königin so viel Geschmeide, Gestein und Schmuck herbei, daß man „hätte kaufen können dafür den Clever Gau". Ich wählte jedoch nur eine Spange für mein Weib und dieses Brustgeschmeid für mich und schied betrübt und froh.

Das ists, weshalb das Volk mich lobt und mich den guten nennt; ich aber sehe in mir nur Fehl auf Fehl, wie dies mein Selbstruhm heut bewährt. Damit schwieg Gerhard.

11. V. 8. „Montforts Eigentum", denn er war Dienstmann der Grafen von Montfort im österreich. Vorarlberg.

2. Inhaltsangabe.

Der Kaiser, der Gerhards Erzählung aufmerksam zugehört hat, ist zu Thränen bewegt. Er schämt sich seines Hochmutes und bekennt vor Gerhard in Reue und Demut, aus Stolz und Vermessenheit vor Gott sich einer milden That gerühmt und Himmelslohn gefordert zu haben, während ihn nur Herzensmilde, Demut und Uneigennützigkeit gezogen, zu thun, was Gott gefällt. Er dankt Gerhard, durch seine Erzählung gebessert zu sein und schei-

det mit der Bitte, ihm, dem falschen Rühmer, bei Gott das ewige Heil zu erflehen.

3. Gedankengang und Gliederung.

Der Kaiser ist zu Thränen gerührt (Str. 1), schämt sich seines Übermutes (Str. 2) und bekennt Gerhard, durch seine Erzählung himmelwärts gewiesen zu sein (Str. 3). Nun klagt er ihm seine Eitelkeit und Ruhmredigkeit (Str. 4), seine Hoffart (Str. 5), seine Unwürdigkeit (Str. 6. 7.), und preist dagegen Gerhards Herzensgüte und Anspruchslosigkeit (Str. 8—10, V. 2). Endlich bittet er Gerhard, ihm Gottes Gnade zu erflehen. (Str. 10, V. 2—8. In Str. 11 bezeichnet der bescheidene Dichter das Ende seiner Erzählung.)

Die Disposition ist also:

1. Die Rührung und Reue des Kaisers. (Str. 1. 2.)
2. Das Bekenntnis des Kaisers. (Str. 3—10, V. 2.)

Er bekennt a) durch die Erzählung zu Gott bekehrt zu sein. (Str. 3.)
Er klagt b) sich der Eitelkeit und Ruhmredigkeit (Str. 4),
c) der Hoffart an (Str. 5),
gesteht d) seine Unwürdigkeit (Str. 6),
preist e) Gerhards Milde und Herzensgüte (Str. 7. 8),
f) dessen Anspruchslosigkeit (Str. 9. 10, V. 2).

3. Die Bitte des Kaisers. (Str. 10, V. 2—8.)
4. Der Abschied des bescheidenen Dichters. (Str. 11.)

4. Zur Charakteristik der handelnden Personen.

1) Otto I., Heinrich des Finklers großer Sohn, hat die Grenzen des deutschen Reiches erweitert und in den Ländern der unterjochten Wenden, Sorben und Slaven überall reich mit Einkünften ausgestattete Bistümer gegründet, um durch das Christentum die heidnischen Völker zu germanisieren. Damit aber die Missionsthätigkeit der Bischöfe im Sachsenlande einen Einigungs- und Mittelpunkt haben sollte, stiftet er das Erzbistum Magdeburg und hofft, binnen kurzem alle Völker in den Nordgauen des Landes der Segnungen des Christentums teilhaftig zu machen. Um in dem Erzbischofe auch einen treuen Vasallen und Verbündeten zu haben, verleiht er ihm neben reichen Stiftungen und liegenden Gründen fürstliche Hoheitsrechte und zeichnet ihn dadurch vor allen geistlichen Würdenträgern im Reiche aus. Der Beweggrund zu diesen preiswerten Werken des Friedens ist aber nicht Herzensgüte und lautere Frömmigkeit; Herz und Wille kranken ihm an Selbstgerechtigkeit und Hoffart. Obwohl er bekennt, dies alles zur Ehre und zur Verherrlichung des Namens Gottes und zur Ausbreitung des Himmelreiches gethan zu haben, so schmeichelt es doch seiner Eitelkeit, von seinen Unterthanen dafür gepriesen zu

werden. Ja er ist sogar vermessen, durch solche Werke Gottes Lob und gerechten Anspruch auf die Seligkeit verdient zu haben.

Während seine Unterthanen am Weihefeste des Domes mit gläubigem Gebete und Dankopfer demütig sich dem Altare nahen, tritt er mit kühn erhobenem Antlitz vor Gottes Thron und rühmt sich der Fülle seiner Spenden, für die ihm Gott heute die Größe des wohl erworbenen Himmelslohnes offenbaren wolle.

Anstatt aber vor allem Volk das erhoffte Wohlgefallen Gottes zu vernehmen, verkündet ihm eine Himmelsstimme in strengem, tadelndem Tone, durch seine Ruhmredigkeit sich nicht nur bezahlt, sondern sogar die Seligkeit verscherzt zu haben, die nur durch reuevolle Demut und Herzensreinheit zu erlangen ist. Als er aber dem bescheidenen, demütigen, frommen und uneigennützigen Kaufmann in das Herz geschaut hat, ist sein Hochmut gebrochen. Er schämt in Thränen der Reue sich seiner Selbstvermessenheit und bekennt in Demut seine Schuld und Unwürdigkeit. Sein Herz ist umgewandelt und gebessert. Er bittet in sehnsüchtigem Verlangen Gott um Vergebung und den frommen Kaufmann um seine Fürbitte.

2) Gerhard ist der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns zu Köln am Rhein. Obschon ihm sein Vater ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hat, so ist er doch als Vater und thätiger Geschäftsmann bemüht, sein Gut zu vermehren, um dem Sohne durch ein reiches Erbe den ehrenden Beinamen des Reichen zu sichern. Er treibt nicht nur einen ausgedehnten Landhandel, sondern versteht es auch, durch seine Schiffe gewinnbringende Waren aus erster Hand zu ertauschen. Seine Geschäftskenntnis ist eine bedeutende. Vollkommen mächtig ist er der deutschen, französischen und englischen Sprache; er weiß die billigsten Bezugsquellen aller Waren, bekannt sind ihm die Verkehrswege zu Lande und zu Wasser.

Als vorsichtiger Handelsherr setzt er aber nicht all sein Gut auf eine Spekulation, sondern stets nur so viel, als er im ungünstigen Falle ohne Schaden für den Ruf seines Hauses verschmerzen kann. Überseeische Unternehmungen vertraut er nicht seinen erfahrenen Dienern allein: er selbst begiebt sich der häuslichen Sicherheit und Bequemlichkeit, leitet selbst das Schiff und teilt mit seinen ihm treu ergebenen Gefährten die Beschwerden und Gefahren der Reise. Vorsorglich rüstet er das Schiff mit allem Notwendigen aus, vergißt dabei auch nicht, Gottes Wort mit auf die Reise zu nehmen: sein Schreiber hat nicht allein gewissenhaft Buch über die Ausgaben zu führen, sondern auch des Tages dreimal ihm und der Mannschaft die Messe zu lesen. Im Unglück ist er unerschrocken und gefaßt. An den gefährlichsten Stellen und in den gefürchtetsten Augenblicken ist er überall nahe mit Umsicht, Rat und That und weiß den ängstlichen Gemütern Mut und Ausdauer einzuflößen. Unbekannten Küsten und frem-

den Orten nähert er sich nur mit großer Vorsicht und landet erst, wenn keine Gefahr zu befürchten steht. Mit sicherem Takte versteht er es, mit den höchsten und einflußreichsten Personen zu verkehren und zu verhandeln und sich durch seine Offenheit und Herzlichkeit Achtung und Vertrauen zu erwerben.

Vor Abschluß eines größeren Geschäfts erwägt er nachdenklich alles Für und Wider und geht mit sich und Gott zu Rate.

Gilt es aber, unverschuldetes Leid zu wenden, Unglückliche zu erretten, Bedrängten beizustehen und diesen zu ihrem wohlbegründeten Rechte zu verhelfen: da siegt sein mitleidvolles Herz über den berechnenden Verstand. Er ist zu jedem Opfer bereit; niemals fragt er nach Ersatz und Entschädigung. Tadelt man ihn darüber in ehrenkränkender, tiefverletzender Weise: alle Vorwürfe nimmt er schweigend, demütig hin und tröstet sich in dem Gedanken, sein Gut dem Herrn geliehen zu haben. Uneigennützig giebt er diesem alles, sobald Thränen getrocknet und Unglückliche fröhlich gemacht werden können und verzichtet in kindlicher Herzenseinfalt und bescheidenem Sinne auf jegliche ehrende Anerkennung und Auszeichnung.

Und das alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit.

5. Idee der Dichtung.

Wer selig werden will, darf in Hoffart sich nicht seiner Werkgerechtigkeit rühmen; denn gottgefällig ist nur der, den Demut und Lauterkeit des Gemüts zu Werken der Liebe treiben. Ganz kurz beschreibt sie auch der Spruch 1. Petr. 5, 5. Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen giebt er Gnade.

6. Grundlage der Dichtung.

In der Erzählung vom guten Gerhard sind offenbar zwei Sagen verbunden. Die erste von der himmlischen Stimme, die den auf seine Werkgerechtigkeit pochenden Kaiser an den demütigen Kölner Kaufmann verweist, bildet den Rahmen der andern, der Erzählung Gerhards, welcher Gefangene losgekauft und uneigennützig freigegeben hat.

Beide, die einrahmende wie die eingerahmte, sind aber nicht Rudolfs Erfindung, sondern vor ihm schon lange Eigentum des deutschen Volkes gewesen. Simrock hat in der Schrift: Der gute Gerhard und die dankbaren Toten, Bonn 1856, 12, resp. 17 Märchen und Sagen verwandten Inhalts zusammengestellt, die ein hohes Alter bekunden, wohl gar in das germanische Heidentum hinaufreichen mögen und mythologische Deutung zulassen. Angeregt durch Simrocks Forschungen hat Dr. Köhler in Weimar

ähnliche Sagen,*) wenn auch mehrfach verändert, zum Teil entstellt und verwildert, nachgewiesen in ungarischen, polnischen, litauischen, rumänischen, französischen und armenischen Volkssagen und Märchen, sogar in den Novellen der Madame de Gomez „les journées amusantes“.

In Fellmeiers Abende. Märchen und Geschichten aus grauer Vorzeit. Frkft. a. M. 1856 hat sogar A. M. Tendlau aus einer Sammlung rabbinischer Geschichten, die von einem Rabbi Nissim (nach Zunz von Nissim ben Jacob um 1030) herrühren soll, eine Erzählung: „Der fromme Metzger oder der Genosse im Paradies“**) übersetzt, die auffallend an den guten Gerhard erinnert, nur daß es dort ein Metzger ist, der ein junges Mädchen aus der Gefangenschaft loskauft, dasselbe nach einigen Jahren mit seinem Sohne zu vermählen gedenkt, am Hochzeitstage aber die Braut dem erschienenen rechtmäßigen Bräutigame großmütig überläßt.

In einer noch älteren Erzählung von dem Rabbiner Josua ben Illem besteht das Verdienst des Metzgers Nannas nur in der großen Verehrung, die er seinen alten Eltern zollt, und diese Erzählung schließt sich eng an die indische, die Th. Benfey (Germania, XII, 310 ff.) in zwei Fassungen gegeben hat. In beiden ist der Genoß eines Brahmanen im Paradies ein frommer Jäger, der in seinen Eltern sein höchstes Gut verehrt.

Benfey hält es nun nicht für unwahrscheinlich, daß diese buddhistische Legende durch arabische oder persische noch nicht bekannte Mittelglieder zu der jüdischen Fassung von dem frommen Metzger gekommen ist, die im Occident dann wieder andere Wandlungen bis auf Rudolf von Ems erfahren hat.

Die Quelle, aus der Rudolf geschöpft, resp. die Erzählung im Auftrage Rudolfs von Steinach übersetzt hat, das Buch (nach M. Haupts Annahme ein lateinisches), aus dem ein Österreicher die Märe in Schwaben erzählte und den R. als Gewährsmann gegen den Schluß (V. 6823 ff.)***) angiebt, ist noch nicht nachgewiesen; mithin kann sein Eigentum und Verdienst gegen die Überlieferung zur Zeit noch nicht abgewogen und bestimmt werden, wie weit er der Erzählung den Stempel seiner Zeit aufgedrückt hat.

---

*) Vergl. Germania von F. Pfeiffer, 3. Jahrg. S. 199 ff.

**) Vergl. Pfeiffers Germania, 12. Jahrgang S. 55 ff.

***) Wie ich ditz selbe maere vernam
und wie ez her ze lande kam,
des vernement die wârheit.
ez hât uns ein man geseit
der ez alsus geschriben las
daz es gar behalten was
mit der schrift gewaerlîche.
der fuor von ôsterrîche,
der brâhte ez her in ditze lant
als er ez geschriben vant,
der seite ez ze maere,
dem werden Steinachaere,
hern Ruodolf dem genamen mîn.
der hiez mich durch den willen sîn
ditz maere in tiutsch berihten,
in rehte rîme tihten.

7. Komposition der Dichtung.

Haupt sagt in der Vorrede zu seiner Ausgabe: „Eine anziehende Sage wird von dem Dichter in milder und gleichmäßiger, verständig geschmückter Sprache und mit dem reinen Gemüte erzählt, das auch aus seinen andern Werken uns entgegenblickt. Der Charakter des guten Gerhard ist mit sicherer Hand gezeichnet, und die Steigerung der Begebenheiten, in denen er sich entwickelt, fesselt bis zum Ende. Daß Gerhard mit bescheidenem Sinne es selbst erzählt, wie er sich seinen Beinamen erworben habe, verleiht dem Gedichte ein eigentümliches frisches Leben, das noch größer sein würde, wenn diese Erzählung nicht ganz unterbrochen wäre. Auch im einzelnen enthält das Gedicht viel Schönes und Sinnreiches. Umständliche Ausführlichkeit hat es mit fast allen mittelhochdeutschen höfischen Erzählungen gemein, und bis zur Ermüdung ist sie nicht getrieben. Nur eine allzu oft wiederkehrende Weise des Ausdrucks, die Rudolf seinem Vorbilde Gottfried von Straßburg nachahmt, ermüdet und verliert die Wirkung, das Spiel, das er mit der Wiederholung derselben Worte treibt.“

Über den letzten Punkt ist Simrock aber entgegengesetzter Meinung, wiewohl er den ersten Teil von Haupts Urteil vollständig unterschreibt.

„Im guten Gerhard ist die Masse der Begebenheiten nicht so groß, die umständliche Ausführlichkeit aber nach meinem Urteile bis zur Ermüdung getrieben. Mir scheint die zwecklose Umständlichkeit, mit welcher alle die Feste zu Köln und London beschrieben werden, sowohl für den Kaiser, der ganz anderes zu wissen verlangt, als den Leser, der den Gang der Begebenheiten dadurch nur aufgehalten sieht, ermüdend, ja peinigend.“

Die Schönheit und Neuheit der Sage veranlaßte ihn aber zu einer Neudichtung, da ihm eine bloße Übersetzung nicht würdig genug erschien, auch die beträchtliche Lücke dann unausgefüllt geblieben wäre. Doch hofft er in seiner ergänzten Neudichtung die ermüdende Weitläufigkeit der Erzählung vermieden, ohne dabei die Vorzüge der alten verloren zu haben.

8. Form der Dichtung.

Die Erzählung hat in Haupts Ausgabe 6829 Verse mit vier, oft auch bloß drei Hebungen. Der Reim ist stets gepaarter, teils stumpfer (männlicher), teils klingender (weiblicher). Simrocks Neudichtung besteht aus 424 Strophen im Hildebrandston.*)

*) So genannt nach der Form des Hildebrandsliedes, die im 15. Jahrh. ihm Kaspar von der Rön gegeben; der Hildebrandston entstand durch Auflösung der neuen Nibelungenstrophe in 8 Kurzzeilen von je 3 Hebungen mit gekreuzten, abwechselnd weiblichen u. männlichen Reimen.

9. Litteraturhistorisches.

Die Herausgabe des verloren geglaubten Gedichts vom guten Gerhard ist ein Verdienst des 1874 in Berlin verstorbenen Prof. Haupt. Obwohl sein Vorhandensein aus dem Anzeigeblatte zum 5. Bde. der Wiener Jahrbücher der Litteratur (1819 S. 36) längst zu folgern war, so hatte sich doch niemand zu einer Erkundigung veranlaßt gefühlt. Da gelang es (1839) Haupt durch freundschaftliche Beziehungen, sorgfältige Abschriften von 2 Handschriften der Wiener Hofbibliothek zu erhalten, die ihm die Herstellung des Textes ermöglichten, ohne jedoch die Lücke nach V. 2851 ausfüllen zu können.

Die ältere Handschrift ist im 14. Jahrh. auf Pergament in kleinem Folio von einer gleichmäßigen und sorgfältigen Hand geschrieben und enthält, ohne Überschrift, den guten Gerhard von Blatt 1—46 c. Dann folgt auf 8 Spalten ein anderes Gedicht. Ganz zu Ende steht von einer Hand aus dem Ende des 15. Jahrh.:

Nach lautt ter Caronnickh so ist die geschicht ter erssten kaiser ter teuthssen kunig Otto ginant geschechen von dem Jar alls man zellt Hat Nach Kristij gepurt 1313 Jar tato Vber oder for Sexhundert vnd liij Jarn ist auss der Caronikh gizogn. In ihr fehlen nach Bl. 22 zwei Blätter, die innersten beiden der Lage, deren Inhalt durch die 2. Handschrift sich nicht vollständig ergänzen ließ.

Die 2. Handschrift aus dem Ende des 15. Jahrh. enthält dieses Gedicht auf 117 Papierblättern in kleinem Folio von einer unschönen Hand sehr fehler- und mehrfach lückenhaft geschrieben. Die ältere Handschrift nennt V. 87 Otto den Großen den roten Kaiser, dieselbe Verwechselung mit seinem Sohne, die in dem Gedichte von Herzog Ernst und in Konrads von Würzburg Otto mit dem Barte sich findet.

Litteratur.

A. Urtext.

Moritz Haupt, Der gute Gerhard. Eine Erzählung v. Rudolf v. Ems. Lpzg., 1840. 3,75 M.

B. Übersetzungen, resp. Umdichtungen.

Simrock, Der gute Gerhard von Köln. Stuttg., 1864. 2,50 M.

C. Bearbeitungen für die reifere Jugend.

F. Bäßler, Heldengeschichten des Mittelalters. Ihren Sängern nacherzählt. Berlin, 1869. 1. Hft. 1 M.

A. Richter, Deutsche Sagen. Lpzg., 1874. 3,50 M. (in denen der gute Gerhard mit angeschlossenen schätzenswerten Erläuterungen warm u. lebensfrisch gezeichnet ist.

Rudolfs Leben und Werke.

Rudolf von Ems war Dienstmann der Grafen von Montfort und lebte in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Sein Stammsitz war die Burg Hohenems am rechten Rheinufer im österreich. Vorarlberg. Über seine Lebensumstände ist wenig bekannt. Er dichtete schon um 1220 und starb zwischen 1250—54 in Italien, wohin er Kaiser Konrad IV. begleitet hatte.

Rudolf, einer der belesensten und gelehrtesten Dichter seiner Zeit, konnte lesen und schreiben, dessen ein Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Liechtenstein sich nicht rühmen konnten, und verstand neben der deutschen auch die lateinische und italienische Sprache. Über alle seine Zeitgenossen ragt er nicht allein durch seine außerordentliche Fruchtbarkeit hervor, — denn es sind außer mehreren verloren gegangenen Dichtungen, darunter eine Geschichte des trojanischen Krieges und eine Legende vom heiligen Eustachius, noch fünf größere auf uns gekommen — sondern versteht als feinfühlender Sprachkünstler es auch, seine Stoffe sinnig zu ordnen, lebendig zu gestalten und dem sprachlichen Ausdruck Rundung und wohllautenden Reim zu geben.

Bei diesen geistigen Vorzügen hat er aber auch eine hohe Bedeutung für die Geschichte unserer Litteratur. Er rühmt in zweien seiner Gedichte (dem Alexander und Wilhelm von Orlens) die Dichtungen eines Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, und führt auch Namen von Dichtern an, deren Werke verloren gegangen sind. Auch sammelte er viele bedeutende Handschriften älterer Dichtungen, die Jahrhunderte hindurch die Zierde seiner Stammburg gewesen sind. Die wichtigsten waren die schon früher genannten ältesten Handschriften des Nibelungenliedes, wovon die eine 120 Quartblätter, die andere 58 weniger schön und korrekt geschriebene Folioblätter enthält. Leider sind alle die stattlichen Pergamentbände seit dem Anfange unseres Jahrhunderts Eigentum verschiedener Bibliotheken geworden.

Die ältesten und besten seiner Werke sind 1) die Legende **Barlaam und Josaphat**, in der er in der Bekehrung des indischen Königssohnes Josaphat durch den Eremiten Barlaam den Sieg der christlichen Lehre über das Heidentum darstellt. Als Quelle für diese auf buddhistischer Grundlage ruhende Legende, die er zwischen 1220—23 auf Veranlassung des Abtes Wido von Cappel im Kanton Zürich dichtete, diente ihm eine nicht näher bekannte lateinische Übersetzung, die selbst wieder nur eine Übertragung aus der griechischen Sprache war.

Aus ihr ist die Erzählung von dem Manne über dem Abgrunde durch Rückerts Bearbeitung „Der Mann mit dem Kamel“

allgemein bekannt geworden. Von noch höherem Werte ist 2) sein guter Gerhard, der wohl bald nach 1225 entstanden ist.*)

Die letzten und schwächsten seiner Werke sind 3) Wilhelm von Orlens, 4) Alexander und 5) Die Weltchronik. Ersterer enthält die historisch entstellte und willkürlich ausgeschmückte Geschichte Wilhelms des Eroberers. Die auf sagenhaften Quellen beruhende Geschichte Alexanders des Großen hat er vielleicht schon um 1230 begonnen, aber unvollendet gelassen. Sie ist nur in einer jungen, unvollständigen Handschrift, die in München aufbewahrt wird, und in einem älteren Bruchstücke erhalten. Sein letztes, nur bis Salomos Tod fortgeführtes Werk ist die seinem Gönner Konrad IV. gewidmete Weltchronik. Als Unterlage für dieselbe diente ihm die biblische Geschichte; doch benutzte er auch mit größter Freiheit damals berühmte lateinische Werke, um den Hauptabschnitten auch Geschichten aus der Heidenwelt anhängen zu können. (Siehe auch die Erläuterung der Rückertschen Ghasele: Der Baum des Lebens. Tl. III.)

Nach seinem Zeugnis erwählte Rudolf Gottfried von Straßburg zu seinem Muster, weshalb er ihn auch im Wilhelm und Alexander vor allen Dichtern feiert. Allerdings ist es nicht zu leugnen, daß seine Darstellung im ganzen gelungen und durchgebildet ist, wenn gleich er sein Vorbild lange nicht erreicht; „denn es fehlt ihm die schöpferische Größe und hohe poetische Kraft, die sich in Gottfried am höchsten entwickelt. Doch besitzt er das nicht gewöhnliche, bei den mittelhochdeutschen Dichtern sogar ziemlich seltene Talent, die innern Seelenzustände zu schildern und das innere Leben der Personen in ihren Handlungen poetisch zu gestalten.“ Kurz.

XI. **Walther von der Vogelweide.**

1. Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen.

(Deutschlands Ehrenpreis.)

Urtext: Lachmann p. 56. Übersetzungen: Simrock, Gedichte Walthers v. d. Vogelweide. Lpzg., 1876. 160. Lüben u. N., Leseb. VI. 5a nach Simrock. Lüben, Auswahl. I. 73. Urtext u. Übersetzung.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 3. „Eitle Worte“ = leere, gehaltlose, nichts als Worte.

2. V. 8. „Als mich freundlich stets zu grüßen.“ Im Gegensatz zur heutigen Sitte, nach welcher die Männer die

*) Nach Haupt erst nach 1229.

Frauen zuerst grüßen, grüßten in unserer Vorzeit die Frauen zuerst. Kein Mann durfte wagen, die Jungfrau zuerst zu grüßen, ihr entgegen zu kommen. Die Frau grüßte, und der Mann hatte nur sich verneigend zu danken. Ein sanfter, ein werter Gruß von Frauen war eine Ehre für den Mann. Parzival wirbt nach seiner Mutter Lehre „um Weibes Gruß". Walther von der Vogelweide will „den Frauen singen um ihren bloßen Gruß".

3. V. 8. „Zucht" = Wohlgezogenheit, Anständigkeit.

4. V. 5. „Weiß ich recht zu schauen", — Wenn ich irgend Schönheit, Huld und Zier zu beurteilen verstehe. „Das Benehmen und die Schönheit der Frauen als Kenner zu beurteilen, galt als eine schätzbare Eigenschaft." Uhland.

5. V. 2. „Wer sie schelten kann" = falsch verletzend beurteilt, tadelt, schmäht, der ist verblendet, bethört.

V. 5. „Minne" = Liebe, herzliches Gedenken, herzliche Zuneigung. Das Wort kommt von dem altd. meinan, denken, gedenken, herzliche Zuneigung fühlen gegen, her und bedeutet also mehr das stille Denken an die Geliebte. Die alten Deutschen hatten Trankopfer, die das Heidentum Jahrhunderte überdauerten, und später das Minnetrinken genannt wurden (vergl. S. 48). So entstand das schöne Wort Minne aus dem Becher, den man zum Andenken an geliebte Abwesende oder Verstorbene leerte. Der Becher, der den Weihetrank umschloß, hieß altnord. Minni, daraus der heutige Begriff Minne, Liebe, das ewig süße „Dein gedenken" beibehalten worden ist. So verstehen wir hier unter Minne die zarte Huldigung, welche der Schönheit, dem Liebreiz und der Sittenreinheit edler Frauen und insbesondere der Auserkorenen des Herzens dargebracht wird, deren Namen man nicht auszusprechen wagt. Als sich in dem Ritterdienste des Mittelalters der edle Begriff von „Minne" und „minnen" zu dem des sinnlichsten Genusses schwächte, wurde das Wort um 1500 als ein unanständiges ganz gemieden und kam als edler, altertümlicher Ausdruck erst durch die Dichter des Göttinger Musenalmanachs wieder in Umlauf.

Walther selbst sagt von der Minne:

Diu minne ist weder man noch wîp,	Die Minne ist weder Mann noch Weib,
sie hât noch sêle noch den lîp,	Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib,
si gelîchet scih dekeinem bilde:	Irdisch Bildnis ward ihr nicht beschieden;
ir nam is kunt, si selbe ist aber wilde,	Ihr Nam' ist kund, sie selber fremd hienieden,
unde enkan doch nieman âne si	Und es kann doch niemand ohne sie
der gottes hulden iht gewinnen.	Des Himmels Gnad und Gunst gewinnen;
. . . .	(Vertraue denen, die da minnen:)
si kam in valschez herze nie.	In falsche Herzen kam sie nie.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Der Dichter bittet seine Zuhörer, ihn willkommen zu heißen, da er ihnen neues bringt, gegen welches alles Frühere gar nichts sei. Würden sie ihn gut lohnen, so ist er bereit, noch manches ihnen Angenehme zu singen.

2. Die deutschen Frauen will er in einem Liede verherrlichen, daß ein jeder sie mit noch größerem Verlangen zu schauen begehrt. Dafür erbittet er sich von den Schönen aber einen freundlichen Gruß und verzichtet dann gern auf Gut und Geld.

3. So viele Länder und so viel Schönes darin er auch gesehen habe, so gesteht er offen, daß ihm deutsche Zucht vor allem gefalle.

4. Der Dichter schwört, wenn er überhaupt Schönheit, Huld und Zier zu beurteilen verstände, nirgends holdere Frauen gefunden zu haben, als zwischen der Elbe, dem Rhein und Ungarn.

5. Höher als die keuschen Männer preis't er die engelschönen und reinen Frauen, die niemand tadeln könne. Er fordert jeden, der Tugend und keusche Liebe sucht, auf, nach Deutschland zu kommen, wo er selbst noch recht lange zu leben wünscht.

3. Gedankengang und Inhaltsangabe.

Der Dichter kündigt seinen Gesang als etwas ganz Neues und Wichtiges an, was des würdigen Lohnes wert sei (Str. 1). Darauf giebt er seinen Entschluß zu erkennen, die deutschen Frauen zu besingen (Str. 2). Zunächst lobt er deutsche Zucht gegenüber dem Brauch in fremden Ländern (Str. 3); dann die deutschen Frauen, gegenüber den fremden (Str. 4); zuletzt aber stellt er Männer und Frauen preisend neben einander und schließt mit dem Lobe seines Vaterlandes (Str. 5). Der kurze Inhalt des Gedichts ist folgender:

Ihr sollt mich willkommen heißen, denn ich bringe euch neues, wie ihr es bisher nicht vernommen habt. Ich thue das aber nur für guten Lohn. Seht, was man mir Würdiges bietet. — Ich will deutschen Frauen ein Lied singen, daß sie jedermann noch mehr gefallen sollen. Keinen Lohn will ich dafür; ein freundlicher Gruß von ihnen ist mir lieber, als jeder äußere Lohn. Ich habe viele fremde Länder und das Beste darin gesehen, allein lieber wollte ich das Schlimmste erdulden, als daß mein Herz an fremder Sitte Wohlgefallen haben sollte. Was hülf' es mir zu lügen? deutsche Art geht doch allem vor. In Deutschland mögen wohl die besten Frauen auf Erden sein; denn wenn ich es recht verstanden habe, Schönheit und edeln Sinn zu beurteilen, so finden sich, das schwör' ich, nirgends holdere, keuschere und treuere. Die deutschen Männer sind von guter Art und Sitte, die Frauen gleichen den Engeln; wer sie tadelt, der ist verblendet, oder er hat

sie nie gesehen; darum komme, wer Tugend und reine Minne sucht, nach Deutschland. Lebte ich noch recht lange darin!

Der Grundgedanke ist passend in der Überschrift, die übrigens nicht von Walther selbst herrührt, ausgesprochen. Gleichzeitig spricht sich aber in dem Gedicht auch edler Patriotismus aus. Simrock hat dem Gedichte in der letzten, von ihm besorgten Ausgabe die Überschrift gegeben: „Deutschlands Ehrenpreis".

4. Lesen des Gedichts.

Der Grundton in dem vorliegenden Gedichte ist ein frischer, lebendiger, der sich in den Schlußzeilen jeder Str. bis zur Begeisterung steigert. Am meisten hervorzuheben sind, als den Grundgedanken aussprechend, die letzte Zeile der 3. und die beiden letzten Zeilen der 4. Strophe.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist ein Lied, gehört also der lyrischen Poesie an.*) Jede Str. besteht aus drei Gliedern (im Lesebuch durch den Druck ausgezeichnet), von denen die beiden ersten aus je 2 Versen, also gleichartig gebaut sind, und Stollen genannt werden, das 3. dagegen hat 4 Verse und heißt Abgesang. Dies Gesetz der Dreiteiligkeit lehrte J. Grimm uns zuerst kennen und symbolisierte es schön durch ein Kleeblatt. Dem Abgesange pflegt man auch den Aufgesang entgegen zu setzen, der dann beide Stollen begreift. Es versteht sich von selbst, daß der Abgesang, wenn auch den Stollen ungleich, doch in einem gewissen Verhältnis zu ihnen stehen muß. Der Name Stolle ist nach einer dem Mittelalter eigentümlichen Vergleichung rhythmischer Gebäude mit wirklichen, von der Architektur hergenommen, zunächst von zwei gleichen Pfeilern, die ein übergelegter Balken verbindet; die lyrische Str. ruht gleichsam auf 2 Füßen. In der That gilt jenes Gesetz in den räumlichen Künsten nicht minder, als es der Dichtkunst und Musik von jeher gemein war. Nur steht in jenen, wo das Auge das Ganze auf einmal übersehen kann, der ungleiche Teil in der Mitte, weil er eben das Unterscheidende und Vermittelnde ist; das Ohr aber verlangt die Wiederholung der ersten Melodie, bevor ihm eine zweite geboten wird, weil ihm jene erst geläufig werden muß, damit es sie von dieser unterscheiden könne. Daher wird in der Musik der erste Teil wiederholt, bevor das Trio einfällt, daher geht bei den Griechen Strophe und Antistrophe der Epode (Nachgesang, Abgesang) voraus, daher in der nordischen Poesie die beiden Nebenstäbe in der ersten Zeile dem

*) Simrock zählte es in s. Ausgabe zu den Liedern unter B. Hohe Minne.

Hauptstabe in der folgenden, daher stehen bei den Minne- und Meistersängern die beiden Stollen vor dem Abgesange.

Die Verse haben eine ungleiche Zahl von Hebungen, indem 3—6 vorkommen, am häufigsten jedoch 4. Sechs Hebungen sind nur dem Abgesang eigen und finden sich im vorletzten Verse. Die Reime sind in den Stollen gekreuzt, im Abgesange umarmend, abwechselnd männlich und weiblich.

Die Sprache ist melodisch und klangvoll. Eine Stelle im „Frauendienst“ von Ulrich von Liechtenstein (Übersetzung von Tieck, S. 119) zeigt, daß Walthers Lieder sehr beliebt und verbreitet waren. Als nämlich Ulrich von Liechtenstein auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, gen Wien ritt, begegnet ihm einer seiner Knechte, der ihm erfreuliche Botschaft von der Frau seines Herzens zu melden hat. Der Bote darf aber den verkleideten Herrn nicht anreden, er reitet daher bloß hinter demselben her und singt ein Lied, wodurch er kund giebt, daß er gute Botschaft bringe. Dies Lied ist die 1. Str. des hier besprochenen Liedes von Walther:

Sprechen sollt ihr: schön willkommen!
Der euch Neues bringet, das bin ich ꝛc.*)

2. Arm und Reich.

Urtext: Lachmann, S. 22. Übersetzungen: Simrock, S. 20. Lüben u. N., Leseb. VI. 5b. Lüben, Auswahl. I. 75.

Das Gedicht, ebenfalls ein Lied,**) in dem die Dreiteiligkeit herrscht, ist ohne Erklärung verständlich. „Frommen“ im 2. Stollen heißt so viel als Vorteil, Nutzen. In der Zahl der Verse und im Reim stimmt dies Lied nicht mit dem vorigen überein; die Minnesänger strebten aber auch danach, jedes Lied durch Eigentümlichkeiten dieser Art auszuzeichnen, für jedes derselben also eine neue Form, eine neue Architektur zu erfinden.

Der Tendenz nach ist das Gedicht didaktisch. Der Grundgedanke desselben ist in den 3 letzten Versen des Abgesanges gleichnisweise ausgedrückt und lautet kurz: Du sollst den Reichtum weder verachten, noch allzusehr lieben.

---

*) Dieses Lied wurde auch am 3. Okt. 1874 nach d. Kompos. v. Joh. Herbeck v. d. vereinigten Sängern Bozens u. Brixens bei d. Enthüllung v. Walthers Denkmale gesungen.

**) Simrock zählt es zu den Sprüchen im Wiener Hofton, den Walther zu Ehren Friedrich des Katholischen von Österreich erfunden hat. Die Meistersänger nannten ihn Hofweise.

3. Wahlstreit. (1198?)

(An den Kaiser Philipp.)

Urtext: Lachmann, S. 8. 9. Pfeiffer, Nr. 81. Übersetzung: Simrock, S. 3. — Lüben, Auswahl. I. 76.

1. Erläuterungen.

Diese 3 zusammengehörigen Sprüche mit ihrer Trauer um das zerrissene Vaterland werden erst verständlich, wenn man die Zeit, in welcher sie verfaßt wurden, sich vergegenwärtigt. Nach dem Tode Heinrichs VI. i. J. 1197 war Zwietracht in Deutschland wegen der Kaiserwahl, und die Welfen und Waiblinger (die päpstliche und kaiserliche Partei) standen wieder feindlich einander gegenüber. Zwar riefen die im Morgenlande befindlichen deutschen Kreuzfahrer den dreijährigen Sohn Heinrichs VI., den späteren Kaiser Friedrich II., als schon gewählten römischen König, zum Kaiser aus; allein der Erzbischof von Köln verlangte in gegenwärtiger Lage der Dinge einen Herrscher, der kein Kind mehr sei. Philipp von Schwaben bemühte sich lange, seinem Neffen Friedrich das Reich zu sichern, gab aber endlich den Bitten und Mahnungen der sächsischen Fürsten, die sich zu Mühlhausen versammelt hatten, nach, und nahm am 6. März 1198 die Krone an, worauf er zu Mainz gekrönt wurde. Indessen hatten die Erzbischöfe von Köln und Trier zuerst Berthold von Zähringen, dann Bernhard von Sachsen und endlich den Welfen Otto IV., einen Sohn Heinrichs des Löwen, als Reichsoberhaupt vorgeschlagen. In Köln wurde der letztere am 1. Mai gewählt, darauf zu Aachen am 12. Juli, also am gesetzlichen Orte und früher als Philipp gekrönt. Nun war es um die Einheit und Einigkeit Deutschlands geschehen. Der damalige Papst Innocenz III. führte als Vormund des verwaisten Friedrichs II. die Regentschaft über beide Sicilien und hielt beide Gegenkönige lange hin, indem er an die Rechte seines Mündels auf den deutschen Thron erinnerte. Es konnte ihm indessen wenig daran liegen, die deutsche und sicilische Krone auf einem Haupte vereinigt zu sehen: so entband er denn endlich die Fürsten von ihrem, dem jungen Friedrich geschworenen Eide, entschied sich für Otto IV. und erneuerte den Bann über Philipp am 29. Juni 1201.

Walther hatte von vornherein mit den Hohenstaufen Partei für Philipp genommen, und in dem vorliegenden Gedichte fordert er ihn nun geradezu auf, die Krone aufzusetzen. Nagele bezeichnet als Abfassungszeit dieser Sprüche Sommer 1200 — Sommer 1201. Die Gründe, womit er seine Ansicht stützt, siehe Germania XXIV. S. 151—166, 298—310.

1.

1. V. 1—5. enthalten eine Selbstschilderung des Dichters, die für seine Poesie charakteristisch ist und darum seinem Bilde in den beiden besten Handschriften zu Grunde liegt. „Deckte Bein mit Beine", schlug sinnend ein Bein über das andere. Das Bild in der Manessischen Liederhandschrift zeigt uns den Sänger in nachdenklicher Stellung auf einem blumigen Steine sitzend. Das jugendliche Haupt ziert eine hohe, zackig mit Pelz verbrämte Herrenmütze. Sinnend hat er das linke Bein über das andere geschlagen, den linken Ellenbogen darauf gestützt und die Wange in die Hand geschmiegt. Das Ritterschwert mit herabhängendem Gurt steht zu seiner Linken, in der Rechten hält er den Anfang der über seinem Haupte emporschwebenden Schriftrolle. Der Wappenschild hinter ihm führt in hellrotem Felde einen viereckigen Käfig mit gelbem Rahmen und 16 dünnen weißen Stäben, die oben und unten kleine Knöpfe haben; je eine Kugel ziert die 4 Ecken des Käfigs. Dahinter, auf rotem Grunde, schreitet ein grüner Vogel mit krummem Schnabel. Ein kleinerer Vogelkäfig mit 11 Stäben ohne Knöpfe, steht auf dem von der Seite gesehenen Helme mit Nasenband, Augen- und Luftlöchern der Helmmaske und 2 Schnüren. Vergl. die Abbildung bei Simrock u. Kurz I. 54.

11 u. 12. Die Sucht nach irdischem Gut verleitet oft den Menschen zu unehrlicher Erwerbung desselben, und das Trachten nach eitler Ehre läßt viele die Erlangung des notwendigsten Lebensunterhaltes übersehen.

13. „Gottes Segen", eigentlich nach dem Urtext: Gottes Huld, im Sinne von Wohlgeneigtheit, auch Gottesfurcht, wie in V. 18.

14. „An dem ist mehr gelegen", übertrifft beide an Wert.

15. „Schrein", oberdeutscher und dichterischer Ausdruck für Schrank.

23. „So Fried' als Recht sind toteswund" oder wie in V. 25, ungesund. Wie der Todwunde nichts mehr schaffen kann, weil ihm die Kraft dazu fehlt, so können auch Friede und Recht nichts wirken, weil sie keine Geltung mehr haben.

24. „Die dreie haben kein Geleit." Wo das Recht nicht mehr, nur offene Gewalt und Verrat gelten, da fehlt dem irdischen Gut, ehrenhaftem und gottesfürchtigem Thun aller Schutz. „Die drei, nämlich Gut (Reichtum), weltliche Ehre und Gottes Huld, haben kein sicheres Geleit, um zusammen zu kommen, bevor nicht die zwei, Friede und Recht, wieder genesen sind und die Straße frei machen." Uhland.

2.

2. V. 8. „Ohne Haß“ = in Frieden.

10. „Stürme“ = Kämpfe.

20. „Und du der Ehren bist beraubt“, man thut wenig, um deine Ehre aufrecht zu erhalten.

22 u. 23. Die armen Könige, die mittellosen Thronbewerber, nämlich Berthold von Zähringen und Otto von Poitou, nehmen sich zu viel heraus und wollen Könige werden.

25. „Den Waisen“, die deutsche Kaiserkrone (das Reichskleinod), in welcher sich ein großer Diamant befand, welcher, als der einzige seiner Art, den Namen „Waise“ führte; der sagenhafte Herzog Ernst hatte ihn mit aus dem Zauberberge gebracht.

3.

3. V. 5 u. 6. Diese Worte beziehen sich auf Papst Innocenz III. (S. oben.)

10. „Pfaffen und Laien“ = Geistliche und Nichtgeistliche.

16. „Stola“, gottesdienstliches Hauptgewand des Priesters.

17 u. 18. Sie bannten (schlossen von der kirchlichen Gemeinschaft aus) nicht diejenigen, die es verdienten, sondern die, welche ihnen persönlich verhaßt waren. Der Bann bezieht sich auf die von Innocenz exkommunicierten deutschen Heerführer in Italien, oder auf Philipps ersten Bann, von dem er sich im März oder April lösen ließ.

20 u. 22. „Klause“ = Einsiedelei; „Klausner“ = Einsiedler. „Der Klausner, der mehrmals in Walthers Gedichten vorkommt, bedeutet die vormalige strenge Frömmigkeit im Gegensatze zu der nunmehrigen Ausartung des geistlichen Standes.“ Uhland.

V. 23 u. 25. Innocenz III. war 37 Jahre alt, als er Papst wurde, konnte als solcher wohl für jung gelten.

2. Inhaltsangabe.

1. Auf einem Steine sitzend, verlor ich mich in banges Nachdenken über den Gang des Menschenlebens. Vergebens sann ich darüber nach, wie man Ehre, irdisches Gut und Gottesfurcht gemeinsam und auf eine Weise erlangen könnte, daß eins nicht durch das andere gefährdet würde. Leider wird das Streben nach Gut und Ehre der Welt sich nimmer mit Gottesfurcht vereinigen; offene Gewalt und feige Hinterlist machen dies unmöglich, und wo Friede und Recht nicht anerkannt werden, da fehlt zur Erlangung jener drei aller Schutz.

2. An einem Bache sitzend, betrachtete ich die belebte Schöpfung um mich her und bemerkte, daß kein Geschöpf in Frieden lebt. Alle Tiere liegen mit einander in Streit, aber darin sind sie einig, daß sie für Gesetze und einen König sorgen und Herren und

Knechte unterscheiden. Selbst die Mücken haben einen König; nur in dir, o Deutschland, kennt man keine Ordnung, kein Recht und keine Ehre mehr. Darum bekehre dich, ehe die kleinen, aber anmaßenden Herren dich verderben; du, o Philipp, wehre es ihnen durch die Besteigung des Thrones.

3. Im geheimen lauschte ich oft den Reden der Menschen, sah ich oft ihrem Treiben zu. In Rom entstand durch die Falschheit des Papstes, mit welcher er zwei Könige hinterging, ein Kampf zwischen Geistlichen und Weltlichen, wie es nie einen größern gab. Als die Laien im offenen Kampf das Übergewicht erhielten, suchten die Geistlichen durch die Macht des Bannes sich ihrer Feinde zu entledigen. Große Not war überall, selbst der Frieden des Gotteshauses ward gestört. Fern von dem Treiben der Welt, bejammerte in einsamer Klause ein Einsiedler das Elend der Welt, und flehte zu Gott um Errettung der Christenheit.

3. Angabe des Grundgedankens (Gedankengang. Gliederung).

Das ganze Gedicht zerfällt in 3 Teile, deren jeder einzelne, für sich betrachtet, wieder ein Ganzes bildet, aber in genauer Beziehung zu den beiden andern steht. Der Dichter zeigt sich uns als denkender und beobachtender Mensch. Inmitten einer von Parteikämpfen bewegten Zeit stellt er Betrachtungen an, wie sie unter den damaligen Verhältnissen in jedem andern Vaterlandsfreunde entstehen mußten. Er forscht den Quellen der Zerrüttung im Vaterlande nach, und sein fühlendes, echt deutsches Herz ergießt sich in scharfer Klage über die Urheber des Elends. Wollten wir für das ganze Gedicht eine passende Überschrift wählen, die uns den Kern desselben in einem kurzen Satze angäbe, so könnte es etwa die sein: Klage über die Zerrüttung Deutschlands durch den Kampf um die Kaiserkrone. Der Grundgedanke aber, der sich in allen drei Teilen ausprägt, ist folgender: Ohne eine gesetzliche Macht und ohne Frieden ist das Heil jedes einzelnen, sowie das des Staates und der Kirche gefährdet. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten." (Schiller.)

Wie verhält sich dieser Grundgedanke zu jedem Abschnitte?

Der Dichter geht von dem einzelnen Menschen aus, da durch die Wohlfahrt dieses die Wohlfahrt der Gesamtheit bedingt wird. Drei Dinge zu erwerben, hält er wünschenswert für jeden: Ehre, Reichtum und Frömmigkeit. Diese 3 aber vereint zu erwerben, scheint ihm im Hinblick auf die Gesetzlosigkeit der damaligen Zeit eine Unmöglichkeit. Der wahrhafte Fromme wird mit dem besten Willen sein Gut nicht mehren können, er wird froh sein müssen, das, was er besitzt, vor räuberischen Händen gesichert

zu sehen, ja er wird sich ganz dem Getreibe der Welt entziehen und als frommer Klausner (3, V. 22) Gott allein leben.

„— Der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, sich herausgerettet
In des Klosters friedliche Zelle.“ U. s. w. (Schiller.)

In gesetzloser Zeit wird die wahrhafte Ehre nichts gelten; wer in einer solchen Zeit „zu Ehren“ gelangt, erringt diese in der Regel auf Kosten seines guten Gewissens, und wer diese Zeit benutzt, um Reichtümer zu erwerben, wird keine Ansprüche auf Frömmigkeit machen können. Somit kommt der Dichter auf den natürlichen Schluß: Ohne die Segnungen des Friedens und gesetzlicher Ordnung ist die Wohlfahrt des einzelnen nicht denkbar.

„Heil'ge Ordnung! segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau begründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!“ (Schiller.)

Auf das Vaterland richten sich auch jetzt des Dichters Gedanken. Er sieht um sich. Überall in der belebten Natur, im großen wie im kleinen, erblickt er Haß und Kampf und Streit. Das Princip der Zerstörung geht durch die ganze Schöpfung. Aber dieses scheinbare Zerstören bewegt sich innerhalb der Schranken eines weisen Gesetzes, das jedem der Vernichtung verfallenen Geschöpfe den Keim zu neuen Gebilden verlieh, des Gesetzes der Erhaltung, desselben Gesetzes, nach welchem aus den ersterbenden Gewächsen des Herbstes ein neuer Laub- und Blütenschmuck im Frühlinge sich erzeugt, welches das vernunftlose Geschöpf (wir erinnern nur an die Biene) instinktmäßig zwingt, einen geregelten Haushalt zu bilden.

„Offen liegt vor mir der stille
Haushalt da der wilden Tiere.“ (Freiligrath.)

Und im Vaterlande? „Weh dir, du deutsches Land, daß alle Ordnung schwand!“ Aber der Dichter erschöpft sich nicht in nutzlosen Weherufen; er sucht nach Mitteln, dem Übel abzuhelfen, und findet sie vorgezeichnet in der ewigen Ordnung der Natur. Ein König, fähig, Recht und Gesetz kräftig zu handhaben, kann allein helfen; darum, o Philipp, wehre den nach der Krone strebenden Schwächlingen, und besteige du selbst den Thron: Ohne Gesetz und ohne einen König zur Aufrechthaltung desselben kann Deutschland nicht bestehen.

Was aber helfen die besten Gesetze und die sicherste weltliche Macht, wenn sie gezwungen werden, der geistlichen Gewalt, die im sichtbaren Oberhaupte der Kirche sich konzentriert, zu widerstreiten? „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!" (Schiller.) Und einen böseren Nachbar, als den in Rom, hat Deutschland nie gehabt. Arglistig hintergeht er die um die Krone Streitenden, um die Herrschaft in Deutschland sich zu sichern. Ohne die Ruhe des Alters zu besitzen, folgt er den Eingebungen seiner Leidenschaft, der Herrschsucht. Er scheut kein Mittel, was zu seinem eigennützigen Zwecke führen könnte, und was er mit der Gewalt des Schwertes nicht erreicht, das wird ihm durch die furchtbarere, Leib und Seele verderbende des Bannfluches. Aus solchem Jammer heraus rettet sich der gläubige Christ in die friedliche Einöde und klagt Gott sein Leid, der allein helfen kann, wo geistliche und weltliche Macht durch wilden Hader und Streit das Vaterland und das Christentum ins Verderben stürzen.

So erhebt sich der Dichter, aber stets innerhalb eines bestimmten Ideeenkreises, vom einzelnen Menschen und der Welt zu Gott.

Wie Walther hier bittern Unmuts das politische Treiben seiner Zeit tadelt, so hören wir ihn in folgendem Liede die Vergänglichkeit alles dessen, was sein eigenes Leben ihm lieb und wonniglich gemacht, wehmutsvoll beklagen:

Heimkehr. (Simrock, S. 130.)

1. O weh, wohin verschwunden ist so manches Jahr?
Träumte mir mein Leben, oder ist es wahr?
Was stets mich wirklich deuchte, war's ein trüglich Spiel?
Ich habe lang geschlafen, daß es mir entfiel.
Nun bin ich erwacht und ist mir unbekannt,
Was mir so kund einst war, wie diese jener Hand.
Leut' und Land, die meine Kinderjahre sahn,
Sind mir so fremde jetzt, als wär' es Lug und Wahn.
Die mir Gespielen waren, sind nun träg und alt,
Umbrochen ist das Feld, verhauen ist der Wald;
Nur das Wasser fließet, wie es weiland floß,
Ja gewiß, ich bin des Unglücks Spielgenoß.
Mich grüßet mancher lau, der mich einst wohlgekannt.
Die Welt fiel allenthalben aus der Gnade Stand.
Weh, gedenk ich jetzt an manchen Wonnetag,
Der mir nun zerronnen ist, wie in das Meer ein Schlag:
Immer mehr O weh!

2. O weh, wie sind verzagt die jungen Leute nun,
Vor Kummer, der sie nagt, wie jämmerlich sie thun!
Sie wissen nur von Sorgen, weh, wie thun sie so?
Wohin ich blick und schaue, find ich niemand froh.
Tanzen, Singen, das vergeht vor Sorgen gar;

Nie sah man unter Christen solche Jammerschar.
Seht nur der Frauen Schmuck, der einst so zierlich stand,
Die stolzen Ritter tragen bäurisches Gewand. U. s. w.

Leben Walthers von der Vogelweide.

1. Am Layener Riede im obern Eisackthale, unfern der Stadt Klausen und der Brennerstation Waidbruch liegt in großartiger und dabei doch lieblicher Gebirgslandschaft ein einstöckiges, weißübertünchtes Haus, die innere Vogelweide, deren Dach von einem uralten, edeln Kastanienbaume beschattet ist. Eins der Fenster ist mit kunstlosen, nicht alten Malereien umrahmt, die einen Baum mit daran sich emporschlingenden Reben darstellen, an deren Trauben sich viele Vögel weiden. Einen Scheibenschuß von ihm entfernt liegt die alte Katharinakirche, zu der 5 in der Nähe liegende Gehöfte gehören, von denen das eine die innere, das andere die äußere Vogelweide heißt. Beide Höfe bildeten ehemals ein Besitztum, das zwei Brüder teilten, deren jüngerer sodann Haus und Stallung zu Außervogelweide baute. Nach mündlichen Überlieferungen hat öfters der Blitz die innere Vogelweide heimgesucht, zum letzten Male zündend 1804, wodurch das ganze alte Haus mit vielen uralten Pergamentbriefen verbrannte.

Der Sage zufolge ist die innere Vogelweide der älteste Hof der Umgegend und ehemals ein kleines Schloß gewesen, von dem man früher da und dort noch Reste alter Mauern gesehen hat.

Nach Prof. Zingerles Forschungen*) ist es nun wohl zweifellos, daß in diesem innern Vogelweideschlößchen, gegenüber der stolzen Trostburg und unweit des hochwogigen Eisack, umgeben von helllachenden Wiesen und Heiden, dunkeln Wäldern, anmutig oder stolz prangenden Bergwänden, schattigen Schluchten und sonnigen Geländen, rauschenden Bächen und Wasserfällen, belebt und durchwoben von zahllosen friedlichen Gehöften, altersgrauen Kapellen und Kirchen, wahrscheinlich zwischen 1157—67 Walthers Wiege gestanden hat.**)

Vielleicht kam er schon 1189 mit Ortulf von Säben an den liederfreundlichen babenbergischen Hof nach Wien, wo er in besonderer Gunst bei Leopolds VI. Sohne Friedrich IV. dem Katholischen stand. Als aber dieser Fürst im April i. J. 1198 auf einem Kreuzzuge in Paläſtina starb und sein Bruder Leopold VII., der Glorreiche, Walther nicht günstig war, so

---

*) Siehe: Ein Gang z. Vogelweide. Im neuen Reich v. Dove. 1874. Nr. 12.

**) Um seine Heimatstätte zu verewigen, wurde dort am 3. Okt. 1874 feierlichst ein Denkstein enthüllt, der die Aufschrift trägt:

Hêr Walther von der Vogelweide,
Swer des vergaez', der taet mir leide.
H. von Trimberg.

ging der Dichter nach Mainz, wo des Rotbarts jüngster Sohn, Philipp von Schwaben, gekrönt werden sollte, und dem er sich durch manche Gedichte (s. Nr. 3) empfohlen hatte. Obwohl er treu auf Philipps Seite stand und seit Weihnachten 1199 ihn und seine Gemahlin feierte, so fand er doch an dem Hofe nicht die gastliche Aufnahme, die er gewünscht hatte. Philipp war zu karg und versagte ihm den Lohn. Er spricht dies deutlich in mehreren Liedern aus, von denen wir nur folgendes anführen:

Saladin und Richard. (Simrock, S. 27.)

Herr Philipp, die dich nah besehen, zeihen dich,
Du gebest nicht mit freier Lust; nun dünket mich,
Du werdest so viel größer Gut verlieren.
Es nutzt dir mehr, giebst du mit Freuden tausend Pfund,
Als dreißig tausend mit Verdruß; dir ist nicht kund,
Wie Gabe mag mit Preis und Ehre zieren.
Fällt dir denn Saladin nicht ein;
Der sprach, durchlöchert müßten Königshände sein,
So würden sie gefürchtet und geminnet;
Und Richard einst von Engelland,
Den man so schwer gelöst ob seiner milden Hand?
Ein Schad ist gut, wenn doppelt man gewinnet.

Eine solche Heftigkeit in den Anklagen hätte Walther nicht gezeigt, wenn er nicht um ein bedeutendes Versprechen betrogen worden wäre. Vielleicht war ihm ein Lehen, ein eigener Herd verheißen, den er schon i. J. 1198 sicher zu haben vermeinte, und sich darum schon glücklich pries. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn wir den Dichter Philipps Hof verlassen sehen. Aber schon i. J. 1203 ging er nach Österreich zurück, das er mit dem hohen Liede auf deutsche Zucht und Sitte herrlich begrüßte. Allein er konnte das Herz Leopolds VII. nicht gewinnen und wandte sich deshalb nach Meißen und Thüringen, wo er vom Spätherbste 1205—13 auf der Wartburg beim Landgrafen Hermann verweilte.

In Eisenach am Hofe des Landgrafen Hermann befanden sich in derselben Zeit auch die übrigen ersten Dichter Deutschlands (Reinmar der Alte, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen), und es mag damals wohl ein poetischer Wettkampf stattgefunden haben, *) der später zu der von einem unbekannten Dichter des 14. Jahrh. poetisch bearbeiteten Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg Anlaß gab. Den großen Zudrang und das damalige Treiben am Eisenacher Hofe, vor dem der Landgraf noch keine Zeit gefunden hatte, unsern Dichter zu empfangen, schildert Walther anschaulich in folgendem Liedchen:

---

*) Man verlegt ihn in das Jahr 1207. Moritz von Schwind hat ihn in einem Wandgemälde im Sängersaale der Wartburg verherrlicht.

Der Hof zu Eisenach. (Simrock, S. 28.)

Wer in den Ohren siech ist oder krank im Haupt,
Der meide ja Thüringens Hof, wenn er mir glaubt;
Käm er dahin, er würde ganz bethöret.
Ich drang so lange zu, daß ich nicht mehr vermag,
Ein Zug fährt ein, ein andrer aus, so Nacht als Tag;
Ein Wunder ist's, daß da noch jemand höret.
Der Landgraf hat so milden Mut,
Daß er mit stolzen Helden, was er hat, verthut,
Davon ein jeder wohl als Kämpe stände.
Mir ist sein hohes Thun wohl kund:
Und gält ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Doch niemand leer der Ritter Becher fände.

Als i. J. 1208 Philipp von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach aus Rache ermordet und Otto IV. nun einstimmig zum König erwählt wurde, erkannten auch Walther und sein Herr, der Landgraf, denselben an. Da aber der letztere wenige Jahre darauf, im Sommer 1211, wieder von Otto abfiel, so verließ der Dichter seinen Hof und schloß sich dem Kaiser an, obwohl dieser vom Papste Innocenz in den Bann gethan worden war. Walther, dem das falsche Treiben des römischen Hofes tief verhaßt war, griff 1213 u. 14 den Papst in geharnischten Liedern schonungslos an und sagte ihm geradezu, daß er, statt ein Hirt zu sein, wie ein Wolf unter seinen Schafen wüte. Er sei ein Zauberer, ein neuer Judas, der mit den geistlichen Stellen schachere, er habe selbst den Kaiser erst gekrönt und vor kurzem gesagt: „wer dich segnet, sei gesegnet; wer dir flucht, sei verflucht"; der Fluch falle jetzt auf ihn zurück.

Aber auch Otto IV. muß dem Dichter nicht sehr dankbar für den geleisteten Beistand gewesen sein; denn seitdem er Eisenach verließ, scheint er keinen dauernden Aufenthalt irgendwo gehabt zu haben. Bei Otto blieb er nur kurze Zeit, dann finden wir ihn 1215 beim Herzog Bernhard von Kärnthen, mit dem er sich bald verfeindete; darauf wieder zu Eisenach, wo er seinen Gönner, den Landgrafen Hermann, durch den Tod verlor (im April 1215) und in dessen Sohne Ludwig IV., dem Heiligen, einen weniger geneigten Nachfolger fand. Endlich aber sollte ihm durch den jungen, liebenswürdigen Hohenstaufen Friedrich II., der im Juli 1215 über die Alpen gekommen war, um sich die deutsche Krone zu erringen, ein Glücksstern aufgehen; das Wanderleben konnte indessen Walther doch nicht ganz aufgeben; denn i. J. 1219 hielt er sich längere Zeit in Wien auf, wo ihm aber der Hofton nicht gefallen mag. In bittern Worten macht er seinem Herzen Luft über die verfallene höfische Sitte und Zucht, über seine Neider und Gegner, sodaß es zwischen ihm und dem Herzoge zum Bruche kommt. Er verläßt sein Vaterland für immer

und tritt zu Friedrich II. in näheres Verhältnis, der ihm 1220 einen Hof in Würzburg verleiht, sodaß er jubelnd ausruft:

Das Reichslehen. (Simrock, S. 89.)

Ich hab' ein Lehen, alle Welt, ich hab' ein Lehen!
Nun fürcht' ich länger nicht den Hornung*) an den Zehen,
Will auch alle kargen Herren desto minder flehen.
Der edle Herr, der milde Herr hat mich beraten,
Daß ich im Sommer freie Luft und Winters Glut gewann.
Die Nachbarn sehn mich jetzt um so viel lieber an;
Nicht mehr als Kobold fliehn sie mich, wie sie vor diesem thaten.
Zu lange lag ich an der Armut übel krank,
Ich war so voller Scheltens, daß mein Atem stank:
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang.

Wahrscheinlich zog er sich nun als müder alter Mann in die stille Einsamkeit seiner kleinen Besitzung zurück, um seine Seele dem Himmel zuzuwenden; doch veranlaßte ihn der Kaiser, noch einmal seine Stimme für das Wohl des Vaterlandes zu erheben. Er ermahnte 1225—27 die deutschen Fürsten zu einem Kreuzzuge und starb wahrscheinlich zu Würzburg das Jahr darauf; denn sein Schüler Ulrich von Singenberg beklagt um 1228 seinen Tod.

Walther von der Vogelweide liegt in dem Grashofe des neuen Münsters zu Würzburg, gewöhnlich der Lorenzgarten genannt, unter einem Baume begraben. In einer handschriftlichen Chronik wird erzählt, der Dichter habe in seinem Testamente verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu sehen sei, habe er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des neuen Münsters aber habe dieses Vermächtnis für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherren gegeben werden sollten und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbesagten Gartens, gewöhnlich Kreuzgang genannt, sei von diesem Walther noch folgendes, in lateinischen Versen, in Stein gehauen zu lesen: „Der du bei Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen bist, Blume der Wohlredenheit! Mund der Pallas! Du starbest. Damit nun deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlangen möge, so spreche, wer dieses lies't: sei Gott seiner Seele gnädig!"

Im Laufe der Jahrhunderte ist dieses Denkmal und der Grabstein mit seinen Futtergruben überschüttet und zertrümmert worden, aber die Lieder der deutschen Dichternachtigall erklingen nach langem Vergessen wieder frisch und kräftig zu ihrem Preise und Ruhme.

---

*) prickelndes Kältegefühl, Frostbeulen, cf. Germania XX. S. 269.

1. Im Lorenzgarten zu Würzburg
Grünt alt und müd ein Baum,
Seine Zweige suchen die Erde,
Bewegen im Winde sich kaum.

2. Doch manchmal küssen sie leise
Einen bemoosten Stein:
Dem grub zu andern Zeichen
Die Zeit ihr Zeichen ein.

3. Jahrhundertlang schon hält er
Unter dem Baume Ruh,
Deckt treulich die Gebeine
Eines edeln Dichters zu.

4. Aus dessen Brust befreite
Sich einst ein Liederstrom
Voll inniger Liebe zu Deutschland,
Voll kühnen Zorns auf Rom.

5. Er sang zu Gottes Ehre,
War fromm und wahr und rein
Und wob den deutschen Frauen
Ums Haupt einen Heiligenschein.

6. Es blühten die Blumen schöner,
Wenn er den Frühling sang;
Die Vöglein zwitscherten heller,
Kam er den Wald entlang.

7. Auch sind ihm treu geblieben
Die Vögel immerdar,
Sie konnten's nicht vergessen,
Wie gut er ihnen war.

8. Wie er sie noch im Tode
Bedacht und ihnen gab,
Und wie sie täglich Weide
Fanden an Walthers Grab;

9. Und singen dort noch heute
Mit liebevollem Schall,
Sie können nicht vergessen
Die deutsche Nachtigall.

K. Lucae, Leben u. Dichten Walthers v. d. Vogelweide. Halle, 1867. S. 36.

Die erste beglaubigte urkundliche Mitteilung über Walther v. d. Vogelweide ist 1874 von Prof. Adam Wolf in Österreich entdeckt worden. Dieser fand im Kommunalarchiv in Cividale, dem alten Forum Julii in der ital. Provinz Udine, elf ziemlich große Pergamentblätter, auf denen in lat. Sprache die Reise-Ausgaben eines Bischofs aus dem 13. Jahrh. verzeichnet sind. Unter den Orten, die der reisende Bischof berührte, sind folgende in Nieder-Österreich namhaft gemacht: Weitra, Zeiselmauer, Wien, Schwadorf, Klosterneuburg ꝛc. ꝛc.

Bei Zeiselmauer steht, und zwar zweimal, auf Bl. 9 u. Bl. 11 die Ausgabe verzeichnet: Walthero cantori de Vogelweide pro pellico V. sol. longos. Hiernach schenkte der betreffende Bischof dem Sänger Walther v. d. Vogelweide einen Pelzrock im Werte von 5 Solidi. (Nach Zingerle und Zarncke im J. 1203; nach Nagele am 12. Novbr. 1199. [Die Auseinandersetzungen des letzteren siehe Germania XXIV. S. 392 ff.]).

Prof. Zingerle vermutet, jener Bischof sei Wolfger von Ellenbrechtskirchen gewesen, der bis Mitte 1204 Bischof v. Passau war u. am 23. Juni 1204 zum Patriarchen von Aquileja gewählt wurde. (Vergl. Zingerle, Reiserechnungen Wolfgers von Ellenbrechtskirchen, Bischofs von Passau. Heilbronn, 1877 u. Germania XXIII. S. 236.

2. Walther lebte in einer Zeit, in der das Lied in Bezug auf die Form kunstvoll ausgebildet wurde. Da dasselbe vorherrschend der Minne, d. h. der Frauenverehrung, gewidmet war, so bezeichnet man die Dichter jener Zeit (des 13. Jahrh.) als Minnesänger, ihre Dichtungen als Minnegesang. Die Zahl der Minnesänger, von denen wir noch jetzt Lieder besitzen, beträgt gegen 160. Walther von der Vogelweide gehört zu den hervorragendsten derselben, was schon seine Zeitgenossen anerkannten: So singt z. B. Gottfried von Straßburg in seinem großen Gedicht „Tristan und Isolde“:

„Wer leitet nun die liebe Schar?
Wer weiset dies Gesinde?
Ich wähne, daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll:
Ihre Meisterin, die kann es wohl,
Die von der Vogelweide,
Hei, was die über die Heide
Mit hoher Stimme klinget!
Was Wunder sie uns bringet!
Wie fein sie organieret,
Ihr Singen modulieret!“

(Übersetzung von Herm. Kurz, p. 121.)

Daher sollte Walthers Liederbüchlein, wie Gervinus sagt, „in jedes guten Deutschen Hand sein“.

Walther zeichnet sich durch Vielseitigkeit und Gedankenreichtum vor seinen Zeitgenossen aus. Außer Minneliedern hat er auch eine Reihe von rein religiösen und politischen Liedern gedichtet, ja sogar ein ganz vortreffliches über Erziehung. In den politischen Liedern, zu denen ihm die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst Anlaß gaben, herrschen sittlicher Ernst und edler Freimut; aus glühender Vaterlandsliebe rügt er in unerschrockenem Mannesworte das Betragen der Regierenden und die öffentlichen Zustände des Reiches. Fast noch größer steht er da in seinem beispiellosen Freimute gegenüber den Anmaßungen der Päpste. Obwohl er ein treuer, ergebener Sohn der Kirche ist, so eifert er doch gegen die Mißbräuche des Schachers mit geistlichen Gnadenspenden, gegen die weltlichen Absichten des Papsttums mit vernichtendem Spott und in so schlagfertigen thatkräftigen Worten, wie sie außer ihm in aufgeklärterer Zeit nur Luther und Hutten zu schleudern verstanden. Das Glück und die Ehre des Vaterlandes lag ihm vor allem am Herzen, wofür neben andern Gedichten sein oben besprochenes „Lob deutscher Zucht und deutscher Frauen“ spricht.

Auch in Not und Mißgeschick bewahrte er seinem Fürsten die Treue, die selbst dann nicht wich und wankte, als Roms Fluch auf demselben lastete. Seine Minnelieder sind ausgezeichnet durch Feinheit und Zartheit der Empfindung, durch Anschaulichkeit und den Farbenglanz ihrer Lebensbilder, durch Wohllaut und Süßigkeit der Sprache und einfachen und doch nicht kunstlosen Ausdruck. Seine religiösen Lieder halten sich frei von beschränkendem Dogma; Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem einen dient. Die Werke, nicht die Worte sind ihm wert.

Dem trefflichen Inhalt entspricht eine klangreiche Sprache, die aber freilich in den Übersetzungen nicht zu Tage tritt; man muß sich in das Original vertiefen, um hiervon eine Ahnung zu erhalten.

Litteratur.

A. Urtext.

Lachmann, Die Gedichte Walthers v. d. Vogelweide. Berlin, 1827, 1843, 1853, 1864. (Die 3. u. 4. Afl. ist von Haupt besorgt, die 5. Asg. v. K. Müllenhoff. Berlin, 1875. 3 M.

Hornig, Glossarium zu den Gedichten Walthers v. d. Vogelweide, nebst e. Reimverzeichnis. Quedlinburg, 1844. 7,50 M.

Franz Pfeiffer, Walther v. d. Vogelweide. 2. Afl. Lpzg., Brockhaus, 1866. 5. Afl. besorgt v. Bartsch. 1876. 3,50 M. (Sehr gut.)

W. Wilmanns, Walther v. d. Vogelweide, herausgeg. u. erklärt. Halle, 1869. 4,50 M.

K. Simrock, Walther v. d. Vogelweide, geordnet u. erklärt. Bonn, 1870. 2,50 M.

Walther von der Vogelweide, Schulausg. mit e. Wörterb. v. K. Bartsch. Lpzg., Brockhaus, 1875. 2 M.

B. Übersetzungen.

Simrock, Gedichte Walthers v. d. Vogelweide, übersetzt, erläut. v. Simrock u. Wilh. Wackernagel. Berlin, 1833. 6 M. (Wertvoll.) 4. Aufl. Lpzg., 1869. 5 M.

Koch, Die Gedichte Walthers v. d. Vogelweide. In 4 Büchern nach d. Lachmannschen Ausg. des Urtextes vollst. übers. u. erläut. Halle, 1850. 3 M. (Es ist nur wenig erläutert.)

Simrock, Gedichte Walthers v. d. Vogelweide. Lpzg., 1876. 5 M.

Pannier, Walthers v. d. Vogelweide sämtl. Gedichte. Lpzg., 1876. 0,80 M.

A. Schröter, Gedichte Walthers v. d. Vogelweide. Jena, 1880. 3 M.

C. Schriften über den Dichter.

Uhland, Walther v. d. Vogelweide ein altdeut. Dichter. Stuttg., 1822. 2 M. (Wertvoll.)

Pfeiffer, Über Walther v. d. Vogelweide. Wien, 1860. 1,20 M. (Für Forscher.)

W. Wackernagel u. M. Rieger, Walther v. v. Vogelweide nebst Ulrich v. Singenberg u. Leutold v. Seven. Gießen, 1862. 3 M.

M. Rieger, Das Leben Walthers v. d. Vogelweide. Gießen, 1863. 1,50 M.

Rud. Menzel, Das Leben Walthers v. d. Vogelweide. Lpzg., 1865. 6 M.

Lucae, Leben u. Dichten Walthers v. d. Vogelweide. Halle, 1867. 50 ₰.

F. V. Zingerle, Zur Heimatfrage Walthers. Germania XX. 257. XXI. 193.

P. Anzoletti, Zur Heimatfrage Walthers v. d. Vogelweide, Innsbruck, Wagner, 1876. 1,50 M.
J. E. Wackernell, Walther v. d. Vogelweide in Österreich. Innsbruck, 1877. 2 M.
Dr. Th. Kolde, Walther v. d. Vogelweide in s. Stellung zu Kaisertum u. Hierarchie. Gütersloh, 1877. 40 ₰.
Dr. Th. Krabbe, Aus deutscher Vergangenheit. (Walther v. d. Vogelweide, Hans Sachs, Simon Dach nach ihrem Leben u. Liedern gezeichnet) Gütersloh, 1878. 2 M.

Rückblick auf den zweiten Zeitraum.

Die im vorstehenden besprochenen Dichtungen: das Nibelungenlied, die Gudrun, der Parzival von Wolfram von Eschenbach, der gute Gerhard von Rudolf von Ems und die Minnelieder Walthers von der Vogelweide fallen in den als „Zweiten Zeitraum" bezeichneten Abschnitt der deutschen Litteraturgeschichte, der fast 2 Jahrhunderte umfaßt, nämlich die Zeit von 1150 bis etwa 1350. Es ist das die Zeit des Mittelalters und für die Nationallitteratur die erste Blütezeit. Verschiedene Umstände vereinigten sich zur Entwickelung dieser Blüte. Vor allen Dingen regten die Kreuzzüge die Geister mächtig auf. Völker der verschiedensten Art und Denkweise traten in Berührung mit einander, teilten sich ihre Ansichten gegenseitig mit und tauschten ihre Gesangsstoffe unter einander aus. Die abendländischen Völker lernten die Völker und Naturwunder Griechenlands und des Orientes aus eigener Anschauung kennen und schöpften dann gemeinsam aus den Gesangesquellen des Morgenlandes. Am früheſten und rascheſten entwickelte sich in Folge dieser Anregungen die Poesie und eine höhere Bildung in Frankreich, wo überdies schon feinere Sitten vorherrschend waren. Ihnen folgten aber bald die Deutschen, die durch den Glanz des Kaiserthrones unter den christlichen Reichen hervorleuchteten, im höchsten Grade zur Zeit der Hohenstaufen, die von 1138—1254 dem Lande eine Reihe von trefflichen Herrschern gaben, welche die Poesie nicht nur sehr begünstigten, sondern zum Teil durch eigene Produktionen förderten. Von sehr großem Einfluß war ferner der Umstand, daß die Ausübung der Poesie von der Geistlichkeit auf den Ritterstand überging, in dessen Händen sie sich zu einer höfischen Kunst ausbildete, zu deren Ausübung sich Kaiser und Fürsten nicht zu hoch dünkten. Einzelne Höfe, insbesondere der thüringische und österreichische, gewährten den Sängern gastliche Aufnahme und beschenkten sie reich. Daneben nahmen auch, besonders zu Anfange dieses Abschnittes, Geistliche an der Ausübung der Dichtkunst teil; und fahrende Sänger niederer Volksklassen (Spielleute), in Städten und Dörfern umherziehend, trugen die im Volksmunde fortlebenden Heldensagen bei Volksfesten und anderen Gelegenheiten vor.

Die Sprache dieses Zeitraums ist die hochdeutsche, die im Gegensatz zu der des vorhergehenden die mittelhochdeutsche heißt; das Niederdeutsch verliert nach und nach seine litterarische Bedeutung, und ist nie wieder in allgemeinen Gebrauch gekommen. Das Mittelhochdeutsch unterscheidet sich merklich vom Althochdeutschen. Insbesondere hatten die Bildungs- und Biegungssilben ihre volltönenden Vokale verloren, an deren Stelle das tonlose e trat, wodurch die Sprache viel von ihrem früheren Wohllaute einbüßte. Sie verlor aber zugleich auch an Deutlichkeit, weil viele ursprünglich verschiedene Silben auf diese Weise zusammenfielen; deshalb mußte man häufig frühere Wortbildungen ganz aufgeben und zur Zusammensetzung greifen, welche immer mehr zunahm, je mehr die Sprache an innerer Bildungsfähigkeit verlor. Doch blieb dieselbe immer noch reich, lebendig und kräftig; die besseren Dichter entfalten eine große Mannigfaltigkeit von Ausdrücken und Wendungen, sowie eine künstlerische Vollendung des Satzbaues, die auch in der Prosa mit vielem Glück nachgebildet wurde. In Folge des französischen Einflusses machte sich aber bereits im 12. Jahrh. das deutsche Erbübel, fremde, besonders französische Wörter, ja ganze Redensarten einzumischen, bemerklich, und steigerte sich im 13. Jahrh. bis zur widerwärtigen Unsitte. Erst als die Poesie in die Hände der Bürger überging, trat dieser Mißbrauch zurück; dagegen gewannen aber die verschiedenen Mundarten wieder an Einfluß und verunstalteten mit den später eindringenden lateinischen Wörtern und Wendungen die Schriftsprache.

Mit der Sprache erlitt auch die Verskunst durchgreifende Veränderungen, da das Abschleifen der früher volltönenden Bildungs- und Biegungssilben den Rhythmus gänzlich störte. Die Gedichte aus den ersten Zeiten dieser Periode sind auch vollkommen roh und geschmacklos. Nur in der Volkspoesie hat sich größere Regelmäßigkeit erhalten, weil die volkstümlichen Gedichte immer gesungen wurden, und ihr Rhythmus durch die Melodie des Gesanges bedingt war. Die sonst verachtete Volkspoesie übte dadurch nach und nach einen wohlthätigen Einfluß auf die ritterliche Dichtkunst aus.

Die Assonanz, die im Althochdeutschen sehr häufig den Reim ersetzte und bei dem Vollaut der Bildungs- und Biegungssilben ersetzen konnte, tritt in diesem Zeitraum zurück; es wird dafür der Reim gebraucht, der endlich zur reinsten Ausbildung gelangte.

Wie der Reim, so zeigt auch die metrische Form eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit. Die einfachste und früheste bestand aus bloßen Versreihen von drei oder vier Hebungen mit gepaarten Reimen. Hieraus entwickelte sich allmählich die Strophe, anfangs noch einfach, indem zwei, drei oder mehrere Reimpaare zu einem Ganzen verbunden werden, hierauf kunstvoller, wie in der Nibelungenstrophe. Später wurden noch künst-

lichere Strophen mit verschlungenen Reimen gebildet, welche aber bei aller Mannigfaltigkeit des Baues doch stets ein festes, allgemeines Gesetz befolgten, wie wir bei den Liedern Walthers von der Vogelweide gesehen haben.

Die Dichtungen des zweiten Zeitraums gehören 3 Gattungen an: der epischen, lyrischen und didaktischen Poesie.

Das Epos tritt als Volks- und Kunstepos auf.

1. Zu den bemerkenswerteren Volksepen gehören außer den beiden Hauptepen, dem Nibelungenliede und der Gudrun, noch:

a. aus dem fränkischen Sagenkreise:

Das Lied vom hürnin Siegfried, aus dem 13. Jahrh., in einer Bearbeitung aus dem 15. Jahrh. erhalten.

b. aus dem ostgotischen Sagenkreise:

Ecken Ausfahrt, aus dem 13. Jahrh., mit Sagen aus älterer Zeit.

Der kleine Rosengarten oder König Laurin, aus der letzten Hälfte des 13. Jahrh., in der Bearbeitung des 15. Jahrh.

Der große Rosengarten, aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh.

Die Rabenschlacht (Schlacht zwischen Dietrich und Odoaker bei Ravenna 493), aus dem 14. Jahrh.

c. aus dem lombardischen Sagenkreise:

König Rother, gegen den Schluß des 12. Jahrh. abgefaßt.

König Ortnit, wahrscheinlich zwischen 1225—26 gedichtet.

Wolfdietrich, aus der späteren Zeit des 13. Jahrh.

Diesem Zeitraum gehört auch das Lied von Herzog Ernst an, welches ebenfalls volksmäßig entstanden ist, sich an historische Personen anlehnt, zugleich aber von Abenteuern und Zügen in fernen Ländern handelt, und den Einfluß der Kreuzzüge auf die deutsche Poesie deutlich verrät. Es war schon vor 1180 nur bruchstückweise vorhanden, und ist uns nur in der Umdichtung des 13. Jahrh. erhalten worden.

2. Zu den höfischen Epen gehören außer dem Parzival von Wolfram von Eschenbach und Rudolf von Ems' Erzählung: der gute Gerhard:

das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, gedichtet etwa 1170 nach französischem Vorbilde;

die Eneit (Äneide) des Heinrich von Veldeke, zwischen 1184 u. 89 nach welschem Vorbilde gedichtet;

das Rolandslied des Pfaffen Konrad, zwischen 1173 u. 77 nach dem Französischen;

Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg, um 1210 nach einem französischen Werke gedichtet.*)

*) R. Bechstein, Gottfried v. Straßburg, Tristan. 2 Tle. Lpzg., 1869. 6 M.

Der arme Heinrich von Hartmann von Aue, ein liebliches Bild deutschen Stilllebens und deutscher Treue und Liebe, enthält die sagenhafte Geschichte eines Ritters aus dem Geschlechte von Aue, die er wahrscheinlich lateinisch aufgezeichnet fand. Siehe Lübens Auswahl I. 46.

Iwein von Hartmann von Aue, nach dem Französischen vor 1204 verfaßt.*)

3. Die lyrischen Poesieen zerfallen ebenfalls in Kunstpoesieen und Volkslieder.

An Volksliedern fehlt es ohne Zweifel in diesem Zeitabschnitte nicht; sie wurden indes selten aufgezeichnet und überdies durch die damals blühende Kunstlyrik zurückgedrängt. Erst als diese abzusterben anfing, gewann das Volkslied freieres Feld und beherrschte im folgenden Zeitabschnitt die Lyrik.

Dagegen entfaltete sich in diesem Zeitraum die Kunstlyrik oder der Minnegesang zu einer ungemein reichen und lieblichen Liederflora. Größtenteils sind diese Lieder der Minne gewidmet und preisen die Frauen in begeisterten Tönen, oder sie sprechen das innige Mitleben mit der Natur in ihren wechselnden Gestalten aus, oder atmen himmlische Minne und Frömmigkeit (Loblieder auf die heilige Maria und geistliche Lieder überhaupt), oder sie besingen in ernsten Tönen die weltlichen Dinge, Kaiser und Reich, Papst und Kirche, die Sitten und den Lauf der Welt, womit sie teilweise schon in das Gebiet der didaktischen Poesie hinüberstreifen.

Der Form nach sind diese Poesieen Lieder, wie die oben besprochenen Walthers von der Vogelweide, Leiche und Sprüche. Die Leiche sind ursprünglich eine geistliche, aus der alten Kirchenmusik entsprungene Liederform, wurden aber später auch vielfach zu weltlichen Stoffen verwandt. Sie haben ein wechselndes Versmaß, mannigfachere Reimverschlingungen und überhaupt eine freiere Form als die Lieder. Die Sprüche, aus einer einzelnen Strophe bestehend, gehören größtenteils schon dem didaktischen Gebiete an.

Die Minnesänger waren meist ritterlichen Standes, zum kleineren Teil bürgerlich (Meister.) Ihre Kunst war eine höfische Kunst; doch wurden ihre Lieder, gleich den Volksliedern, gesungen und durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt. Erst später sorgte man für die Erhaltung derselben durch Anthologieen. Eine solche ist die Manessische Sammlung, von dem Züricher Ratsherrn Rüdiger von Manesse im 14. Jahrh. veranstaltet. Sie enthält Lieder von 140 Minnesängern, und ist für uns

*) F. Bech, Hartmann von Aue. 3 Tle. Ebendas. 1867 u. 69. 9 M. Der 3. Tl. enthält d. Iwein. — G. F. Benecke und K. Lachmann. Iwein, eine Erzählung v. Hartmann v. Aue. Mit Anmerk. 3. Ausg. Berlin, 1868. 7,50 M.

Hauptquelle geworden. Dieses merkwürdige Liederbuch ist ein Folioband von 429 schönen Pergamentblättern, auf denen in schöner und deutlicher Schrift die Lieder verzeichnet stehen. Die Anfangsbuchstaben der Strophen sind in bunten Farben gemalt, den meisten Sängern ist ihr Bildnis vorangestellt, das noch jetzt in Gold und frischen Farben prangt. Im J. 1607 wurde diese reiche und prächtige Sammlung für die kurfürstl. Bibliothek in Heidelberg angekauft, von wo sie im 30jähr. Kriege nach Paris kam, wo sie noch heute eines der kostbarsten Schaustücke im Handschriftensaal der Nationalbibliothek ausmacht. Ein zweites kleineres Liederbuch ist die Weingartner Handschrift, die auf 312 Oktavseiten von je 28 Zeilen 25 Minnesänger umfaßt. Seit 1810 befindet sie sich in der Privatbibliothek des Königs von Württemberg in Stuttgart.

Zu den bemerkenswertesten Minnesängern gehören außer Walther von der Vogelweide:

1. Der von Kürenberg.
2. Dietmar von Aist.
3. Spervogel.
4. Heinrich von Veldeke.
5. Heinrich von Morungen.
6. Reinmar der Alte.
7. Neidhardt.
8. Reinmar von Zweter.
9. Ulrich von Liechtenstein.
10. Konrad von Würzburg.
11. Der Meißner.
12. Meister Johannes Hadlaub.
13. Heinrich Frauenlob.
14. Barthel Regenbogen.

4. Zu den didaktischen Dichtungen dieser Zeit gehören:

Freidanks Bescheidenheit (neudeutsch bearb. v. A. Bacmeister. Reutlingen, 1861, u. Simrock, Stuttg., 1867).

Der welsche Gast von Thomasin von Zirkläre.

Die Klage vom Stricker.

Boners Edelstein.

Der Renner von Hugo von Trimberg.

Dritter Zeitraum.

Von der Mitte des vierzehnten bis zum ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts. (1350—1525.)

Dieser Abschnitt, insbesondere das 14. und 15. Jahrh., gehört zu den unfruchtbarsten für die gesamte Poesie und liefert daher für die Schule so gut wie gar keine Ausbeute. Als Ursachen hiervon sind anzuführen:

1. die Zersplitterung Deutschlands seit dem Untergange der Hohenstaufen und die selbstsüchtigen Bestrebungen der deutschen Kaiser und Fürsten;

2. die Zerwürfnisse zwischen Staat und Kirche, die endlich die ersehnte Reformation herbeiführten;

3. der geringe Bildungsstand der Geistlichkeit, der zur Zuchtlosigkeit führte und das Volk zur Verachtung dieses wichtigen Standes herausforderte. Schon im 13. Jahrh. war es vorgekommen, daß die sämtlichen Mönche des Klosters St. Gallen, den Abt mit inbegriffen, nicht schreiben konnten;

4. die Mißachtung der Poesie und Litteratur überhaupt von Seiten der Fürsten und des Adels, wie sie sich schon zu Ende des vorigen Zeitraums kund giebt. An die Stelle der fahrenden Sänger treten die Hofnarren, und jene klagen laut über die Kargheit der Großen;

5. die völlige Verwilderung des Adels, dessen Burgen zu Raubnestern geworden waren, von denen aus die edlen Herren brandschatzten, wenn sie Macht genug dazu besaßen;

6. das Übergehen der Poesie in die Hand der Bürger, wodurch derselben ein handwerksmäßiger Charakter aufgedrückt wurde;

7. die Vergröberung der edlen und feinen mittelhochdeutschen Mundart durch die allgemeine Roheit und die Einmischung harter, namentlich österreichischer Elemente;

8. die materielle Richtung der Zeit; insbesondere die Richtung auf Entdeckungen und Erfindungen, der selbst die Buch-

druckerkunst Vorschub leistete, auch das Herandrängen Unberufener zur Dichtkunst steigerte;

9. die wachsende Ausbreitung der Gelehrsamkeit, die allmählich eine Kluft zwischen Wissenden und Unwissenden schuf, und auf der einen Seite die Poesie gekünstelt und kalt, auf der andern Seite roh und ungeschlacht machte;

10. vielfach äußerliche Bedrängnis, wie Überschwemmungen, Mißwachs, Hungersnot und Pest.

Weniger übel sieht es in dieser Zeit mit der Prosa aus; sie hebt sich vielmehr fast in allen Gattungen.

I. Die Poesie.

Die Poesie versucht sich im Epos, in der Lyrik und im Drama.

A. Das Epos.

Das Epos dieser Zeit ist fast bedeutungslos. Es wird nichts Neues erzeugt; man begnügt sich mit Bearbeitungen älterer Epen oder mit einer Verknüpfung alter Sagenreste und geschichtlicher Persönlichkeiten, oder mit schaler Allegorie. Die Leere des Inhalts wird durch übertriebenen Schmuck zu verhüllen gesucht.

1. Das Volksepos ist durch verschlechternde Über- und Umarbeitungen von Gedichten zweiten Ranges vertreten, wie Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, der Rosengarten, die mit Laurin zusammen das „alte Heldenbuch" bilden. Um 1472 wurden dieselben Stoffe und außerdem noch Etzels Hofhaltung, Ecken Ausfahrt, Sigenot, Dietrichs und seiner Gesellen Kämpfe, Hildebrandslied, Meerwunder und Herzog Ernst bearbeitet von einem fränkischen Sänger Kaspar von der Rön, und auch dieser noch geschmacklosern Bearbeitung hat man den Namen „Heldenbuch" beigelegt.

Die beste und wirklich wertvolle Erscheinung dieser Zeit ist die Übersetzung und teilweise Umdichtung des

Tierepos Reineke Fuchs.

Lüben, Auswahl. I. 78. Inhalt des ganzen Gedichts und Proben in plattdeutscher Sprache und in Übersetzung.

Wir geben nachstehend den wesentlichen Inhalt desselben an.

Nobel, der Löwe, der König aller Tiere, läßt zu Pfingsten einen allgemeinen Frieden ausrufen und alle Tiere, mit Ausnahme Reinekes, des Fuchses, an seinen Hof entbieten. In großen Scharen kommen sie herbei, und sofort erheben sich von allen Seiten Klagen über Reineke; Isegrim, der Wolf, Wacker=

los, das Hündchen, Hinz, der Kater, Lampe, der Hase, sind es namentlich, die große Unbill von dem schamlosen Räuber erlitten haben. Zwar verwendet sich Grimbart, der Dachs, Reinekes Bruderkind, für ihn und setzt den Wolf einiger bösen Streiche wegen zur Rede. Allein die Dazwischenkunft des Hahns, Henning, der das von Reineke getötete Huhn, Kratzefuß, auf einer Bahre bringt, entscheidet zu Reinekens Ungunsten, und nach kurzer Beratung wird beschlossen, Braun, den Bären, mit einem Vorladungsschreiben an den Fuchs zu entsenden. Dieser empfängt den königlichen Boten in seiner Feste Malepartus äußerst freundlich, hintergeht aber den ehrlichen Braun auf die schmählichste Weise, indem er ihn nach einer Falle lockt, in welcher der nach Honig Lüsterne sich fängt und von den herbeieilenden Bauern so furchtbar geschlagen wird, daß er kaum durch Schwimmen sein Leben rettet. Von Reineke noch obendrein verspottet kommt er nach Hofe, sein Unglück klagend. Nun wird Hinz zu Reineke gesandt, ihn nochmals vor Gericht zu laden. Diesem geht es jedoch nicht besser als dem Bären: er wird von dem schlauen Fuchs in des Pfarrers Scheune geführt, fängt sich dort in einer dem Reineke gestellten Schlinge und erlangt erst seine Freiheit wieder, nachdem er halb geschunden ist. Der König gerät in furchtbaren Zorn über die Schändung seiner Boten und glaubt, daß niemand bereit sein werde, zum dritten Male zu Reineke zu gehen, bis sich der Dachs freiwillig dazu erbietet. Wirklich gelingt es diesem durch ernstliche Vorstellungen, Reineke zum Mitgehen zu bewegen, der väterlich von seiner Familie Abschied nimmt und unterwegs dem Dachse seine Sünden beichtet. Aber obgleich er alles bitterlich bereut und dem ihn absolvierenden Grimbart verspricht, nie wieder zu rauben, zu stehlen oder zu verraten, so fällt er doch kurz darauf unter ein Hühnervolk, um sich einen fetten Hahn zu holen, und entschuldigt sich gegen Grimbart damit, daß es in Gedanken geschehen sei. Endlich gelangen sie an des Königs Hof, wo alles sich herbeidrängt, den Verräter zu sehen. Dieser aber geht stolz mitten durch sie hin, naht sich in Demut dem Throne des Königs und sucht sich nach Kräften zu verteidigen. Seine schönen Worte helfen ihm jedoch nichts: er wird mit Zeugen überwunden und zum Tode verurteilt. Man führt ihn zum Galgen, und alle seine Feinde glauben nun endlich seiner loszuwerden. Aber den Schlauen rettet abermals eine wohl überlegte List. Mit dem Stricke um den Hals, bittet er, zur Beruhigung seiner Seele noch einmal beichten zu dürfen. Die kleine Bitte wird ihm gewährt, und nachdem er nun mehrere seiner schlechten Streiche erzählt hat, läßt er, wie absichtslos, etwas von einem geheimen ungeheueren Schatze fallen, was den König so neugierig macht, daß er Reineke wieder von der Leiter steigen

läßt, um ihn des Näheren zu befragen. Nun weiß sich der Schlaue gerettet; denn sofort beginnt er eine so fabelhafte Geschichte von dem wundervollen Schatze zu erzählen, und weiß alles so glaubwürdig darzustellen, daß der König ihm öffentlich alle seine Missethaten vergiebt und einem jeglichen gebietet, daß er Reineke ehren und ihm Hochachtung erweisen solle, weil er sich vorgenommen habe, nach Rom zum Papst zu pilgern. Die Unzufriedenheit Isegrims und Brauns mit diesem Beschlusse bestraft der König damit, daß er ersterem und seinem Weibe die Vorder- und Hinterfüße abstreifen und letzterem ein Stück Fell abschneiden läßt, damit Reineke Schuhe und ein Ränzel zur Bußfahrt bekomme. Nun weiht Bellin, der Schafbock, dem Fuchse den Stab, hängt ihm das Ränzel um und begleitet mit Lampen den weinend Abschiednehmenden bis zur Burg Malepartus. Aber wie übel wird den Arglosen gelohnt! Reineke nimmt Lampen mit in sein Kastell, bringt ihn um, steckt dann den abgebissenen Kopf in den Ranzen und heißt diesen dem vergeblich auf Lampe wartenden Bellin zum König tragen. Der gute Schafbock glaubt den Worten Reinekes, daß der Ranzen wichtige Briefe enthalte, und bringt ihn dem Könige, der nun beim Öffnen Lampes Haupt findet und in großen Zorn gerät. Braun und Isegrim, die unschuldig Gemarterten, werden aus dem Gefängnisse gelassen, und erhalten den Schafbock und sein ganzes Geschlecht zur Sühne.

Abermals lädt der König alle Tiere zu einem Hoftag ein, und sie erscheinen, vierfüßige und Vögel, um über Reineke zu klagen. Ungeheuer ist die Zahl seiner Verbrechen, so daß der König zu Brauns und Isegrims Behagen beschließt, mit allen Tieren sich aufzumachen, um Reineke zu fangen. Besorgt um das Leben seines Ohms, läuft der Dachs davon und hinterbringt Reineke den gegen ihn beschlossenen Rat. Dieser scheint ganz unbesorgt und entschließt sich, mit dem Dachs nach Hofe zu gehen. Und wieder machen sie sich auf den Weg, den Reineke abermals durch eine Beichte seiner Sünden, die er zum großen Teile mit dem bösen Beispiel der Prälaten entschuldigt, verkürzt. Noch ehe sie des Königs Schloß erreichen, begegnet ihnen Märten, der Affe, der im Begriff ist, nach Rom zu gehen, und Reineken verspricht, seine Sache beim Papste zu vertreten.

Diesmal empfängt der König den demütig Nahenden mit zorniger Rede; aber Reineke läßt alles über sich ergehen, und weiß dann durch schlaue Worte alle Anklagen so zu entkräftigen, daß Wolf und Bär schon im voraus seinen Sieg ahnen und sehr betrübt darüber sind. Überdies wird Reineke noch von der Äffin unterstützt, die dem Könige eine Geschichte erzählt, in welcher Reinekes Weisheit in so vorteilhaftem Lichte erscheint, daß der König ihm erlaubt, sich weiter zu verteidigen. Reineke benutzt diese ihm

günstige Stimmung, um auf den Schatz zurückzukommen, dessen einzelne Kleinode er beschreibt. So erzählt er ein langes und breites von einem Ringe mit einem Edelstein, dann von einem seltenen Spiegel mit vielerlei Bildwerken. Dann verbreitete er sich über die Tugenden seines Vaters, der einst den Vater des Königs mit der Leber eines siebenjährigen Wolfes gesund gemacht habe, und macht dann seine Feinde, namentlich den Wolf, so gründlich schlecht, daß der König vollständig getäuscht wird, und ihn abermals zu Gnaden aufnimmt.

Da tritt Isegrim noch einmal mit harter Klage auf gegen den Ränkevollen; aber alle Beschuldigungen zerfallen vor den Lügen und Beteuerungen Reinekes in nichts, bis endlich Isegrim ihm seinen Handschuh zuwirft, und ihn zum Zweikampfe auffordert. Ehe dieser beginnt, erteilt die Affin dem Fuchs gute Ratschläge, und die andern Freunde bleiben bei ihm über Nacht. Morgens früh erscheint Reineke, glatt geschoren und glänzend eingeteert, auf dem Kampfplatze; beide Kämpfer schwören feierliche Eide, und nun beginnt der Kampf, in welchem Reinekes List den Sieg über seines Gegners Stärke davon trägt. In zierlicher Rede unterwirft sich Reineke dem Willen des Königs, wird von diesem zu hohen Ehren erhoben und scheidet, mit des Königs Huld und Freundschaft überladen, von dem Hofe, um sich nach seiner Burg zu begeben.

Das Tierepos „Reineke Fuchs" ist eine deutsche Dichtung und stammt aus den frühesten Zeiten. „Die Tiersage ist nichts wesentlich Deutsches: schon das indische Altertum kannte die Tierfabel, und auch bei Völkern von durchaus anderer Abstammung und bei denen kein uralter Verkehr nachweisbar ist, sehen wir Tiersagen. Wie aber im deutschen Mittelalter neben der Tierfabel ein Tierepos sich entwickelte und die reichsten Blüten trieb, dafür bietet weder das Altertum einen Vorgang, noch die Fremde ein Seitenstück." (Schröder.) Die deutschen Völker, die Frankreich eroberten, also namentlich die Franken brachten die Dichtung dorthin, und hier erlitt sie manche Veränderungen, ohne jedoch ihren ursprünglichen Charakter zu verlieren. Die wesentlichste Veränderung, welche sie erfuhr, liegt darin, daß durch den Einfluß der gelehrten Bildung der Bär, welcher in der ältesten Gestalt der Sage König der Tiere war und nach der Natur der Dinge auch sein mußte, weil er ja das gewaltigste Raubtier der deutschen Wälder war, dem fremden Löwen weichen und eine untergeordnete Stellung einnehmen mußte.

Die ältesten, in den Anfang des 12. Jahrh. reichenden Bearbeitungen der Tiersage stammen aus Flandern, sind in lateinischer Sprache geschrieben und haben Geistliche zu Verfassern, durch welche zuerst das satirische Element in die Dichtung gewebt wurde,

das ursprünglich nicht darin lag, aber doch zum Teil auch in die französischen Bearbeitungen überging. Am freiesten von demselben hat sich die niederländische, in die erste Hälfte des 13. Jahrh. fallende Bearbeitung erhalten, deren Verfasser (Willem) den ihm vielleicht aus Nordfrankreich überlieferten Stoff mit echt dichterischem Geist von allen fremdartigen Zuthaten befreite, und im Sinne des volkstümlichen, von jedem didaktischen Zwecke entfernten Tiermärchens behandelt hat. Etwa um 1170 übertrug der Elsasser Heinrich der Glichesäre (Gleißner) die Tiersage aus einem französischen, uns jetzt verloren gegangenen Originale ins Deutsche unter dem die Nibelungen parodierenden Titel: Îsingrîmes nôt und machte sie so den Deutschen wieder zugänglich. Leider ist auch dieser Reinhart in ursprünglicher Gestalt nur noch in Bruchstücken vorhanden. Ganz besitzen wir ihn in einer Umarbeitung aus dem 13. Jahrh. Zu Ende d. 15. Jahrh. erschien endlich in Lübeck (i. J. 1498) das schon erwähnte niederländische Gedicht in niederdeutscher (plattdeutscher) Sprache unter dem Titel „Reineke Vos“. Es ist kein ursprüngliches Werk, sondern teils Übersetzung, teils Bearbeitung des altvlaemschen Reinaert, genießt aber die seit Jahrhunderten ihm zuerkannte und unangetastete Ehre, das bedeutendste Erzeugnis in der älteren niederdeutschen Sprache zu sein. Als Übersetzer nennt sich Hinrek (Heinrich) van Alkmar, Prinzenerzieher am Hofe der Herzöge von Lothringen; doch behauptete schon Rollenhagen (1542 bis 1609), in der Vorrede zu seinem 1595 zum ersten Male gedruckten Froschmäuseler, daß Nikolaus Baumann (früher in Diensten der jülichschen, später der mecklenburgischen Herzöge) der Verfasser gewesen, durch Rücksichten aber bestimmt worden sei, seinen Namen zu verschweigen. Indessen haben die neuesten Forschungen nichts ergeben, einem von den beiden die Autorschaft zuzuschreiben. Nur soviel scheint heute außer Zweifel zu sein, daß jener Hinrek van Alkmar oder Alkmer bloß den Reinaert der Brüsseler Handschrift herausgab, in Kapitel teilte und dieselbe mit Überschriften versah, trotz seiner eigenen entgegenstehenden Behauptung in der Vorrede, er habe dit jegenwerdige bôk ût walscher unde franszoesescher sprâke gesocht (zusammengesucht) unde ummegesat (übersetzt) in dûdesche sprâke, da seine Ausgabe mit dem niederländischen Texte augenfällig übereinstimmt. Seine Arbeit war aber die direkte Vorlage des niederdeutschen Reinke, der zum ersten Male 1498 in Lübeck erschien. Die Bearbeitung ist vortrefflich und bekundet einen talentvollen Dichter. Über den Namen und die Persönlichkeit desselben kann aber heute eine sichere Angabe noch nicht gemacht werden. Jedenfalls war es ein Niedersachse von der Niederelbe her, der mit der niederländischen Sprache ziemlich vertraut, das Niederdeutsche mehrerer Gegenden kannte und sich

deshalb auch die Sprachformen verschiedener Mundarten Niedersachsens und Westfalens erlaubte.“ (Hoffmann v. Fallersleben.) Weitere Auseinandersetzungen siehe in der Einleitung zum Reinke de Vos von K. Schröder. Die gelungenen Teile des Originals sind treu von ihm übertragen worden, andere dagegen hat er, je nachdem sein Zweck es forderte, erweitert oder verkürzt. Die von ihm herrührenden satirischen Beziehungen haben unverkennbar den Zweck, die Mißbräuche seiner Zeit, namentlich die Entartung der weltlichen und geistlichen Höfe zu geißeln, während Sebastian Brant aus Straßburg (1458—1521) in seinem Narrenschiff mehr die Verderbnis und Überhebung der untern Stände rügt.

Reineke Fuchs ist später mehrfach herausgegeben worden, 1752 von Gottsched, 1798 von Bredow, 1826 von Scheltema, 1834 von Hoffmann von Fallersleben (2. Ausg. 1852), 1861 von Karl Tannen in Bremen, 1867 von A. Lübben in Oldenburg, 1872 Reinke de vos von K. Schröder. Moderne Bearbeitungen erhielten wir 1793 von Goethe, 1803 von Soltau (im Urmaß; neuer Abdruck 1852, Berlin), 1845 von Simrock.

2. Das Kunstepos fand fast gar keine Weiterbildung. Die Karls- und Gralsage sind vertreten, aber durchweg ungeschickt behandelt. Die Legendenpoesie brachte im Anfange des 14. Jahrh. noch einiges Anmutige hervor, vergröberte sich aber auch mit jedem Jahrzehnt und ging am Ende der Periode in Legendenprosa über.

3. Die allegorischen Gedichte werden vertreten durch die „Mörin“ (Mohrin) von Hermann Sachsenheim, und durch den von Maximilian I. (regierte 1493—1519) wohl im Plan entworfenen, von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzig um 1515 in Reimpaaren bearbeiteten „Teuerdank“ (der auf Abenteuer Denkende, d. h. Maximilian).

B. Lyrik.

1. Einige Dichter, die den höheren Ständen angehörten, suchten den Minnegesang noch eine Zeit lang aufrecht zu halten. Es geschah dies mit einigem Glück von Heinrich von Mügeln oder Müglin (bei Oschatz in Meißen), Graf Oswald von Wolkenstein in Tyrol, Graf Hugo von Montfort, Peter Suchenwirt, Muscatblüt. Letztere nähern sich schon den Meistersängern.

2. Während der Adel immer tiefer und tiefer sank, hob sich der Wohlstand der Städte, und in demselben Maße ging auch die Kunstlyrik mehr und mehr von den Herren zu den Bürgern über. Die Handwerkermeister, vor allen in Süd- und Mitteldeutschland (Mainz, Augsburg, Nürnberg, Colmar u. s. w.), ver-

einigten sich zu zunftmäßig eingerichteten Singschulen, die indes nicht für Gilden, sondern für freie Gesellschaften (Akademieen) gelten wollten. Die Mitglieder zerfielen in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter, Meister. Ein Schüler war, wer die Satzungen und Kunstregeln noch nicht recht verstand; wer sie wußte, hieß ein Schulfreund; wer einige Töne (Melodieen), etwa 5 oder 6 vorsingen konnte, war ein Singer. Ein Dichter hieß, wer auf die Töne andere Lieder singen konnte; Meister war, wer einen neuen Ton (Strophenform nebst Melodie) erfunden hatte. Aus den Meistern wurde das Gemerk (Vorstand) gewählt: der Büchsenmeister (Kassierer), Schlüsselmeister (Verwalter), Merkmeister (Kritiker) und Kronmeister (Austeiler der Preise). Der Inbegriff der Gesangregeln hieß Tabulatur, deren Aufzeichnung sich nur bis zum J. 1493 mit einiger Sicherheit zurückverfolgen läßt. Sie enthielt nicht eine zusammenhängende, positive Unterweisung in der Kunst, sondern verzeichnete in einzelnen Sätzen hauptsächlich nur die Fehler, welche die Sänger zu vermeiden und die Merker zu notieren und zu strafen hatten. Ab und zu wurde auf Anordnung der Merker die Tabulatur auf den „ehrbaren, ehrlichen und feierlichen Zechen" abgelesen und Umfrage gehalten, ob ein jeder alles verstehe, und die Meister waren zur Unterweisung bereit. Gezählt wurden die Fehler nach Silben; die Nürnberger Tabulatur enthielt 32 Satzungen über dieselben. Zu den Fehlern, worauf gewöhnlich vier Merker zu achten hatten, gehörten z. B. falsche Meinungen (d. h. unchristliche, unzüchtige Lehren, Beispiele und Wörter, welche der neuen christlichen Lehre, der Ehrbarkeit und sittlichem Wandel zuwiderliefen). Wer sich in diesem Punkte verging, wurde nicht begabt, sondern hatte gänzlich versungen. Blinde Meinungen waren Verstöße gegen Strophenbau, Reim, Sprache, z. B. ich, du soll komm, statt: ich und du sollen kommen. Laster hießen unreine Vokale; Klebsilben waren ungehörig zusammengezogene Silben: keim für keimen. Milbe hieß die Fortlassung eines nicht entbehrlichen Buchstabens im Reime, z. B. Finge, statt Finger, um auf Dinge zu reimen.

Die Lieder der Meistersinger wurden Bar genannt. Die Anzahl der Strophen oder Gesätze war in das Belieben des Dichters gestellt. Ein jedes Gesätz bestand meistenteils aus zwei Stollen, die gleiche Melodie hatten, und dem Abgesang, der nach einer andern Melodie ging. Ein Sonett würde etwa einem Bar entsprechen, daß die Quartette die beiden Stollen und die Terzette den Abgesang des Gesätz bildeten. Die Melodie des Bar war der Ton; Töne bedeuten dann auch schlechthin gesungene Lieder. In ihnen ruhete der Schwerpunkt der Kunst. Ein jeder suchte einen neuen Ton zu erfinden und sein Autorrecht streng zu wahren. War die Melodie als vollständig original erkannt wor-

den, so hatte der Meister das Recht, ihr einen „ehrlichen und nicht verächtlichen" Namen zu geben. Diese waren oft wunderbar. Ambrosius Metzger, „Magister der freien Kunst" zu Nürnberg und „Liebhaber und Beförderer der Meistersingerkunst" und Erfinder vieler Töne hat ihnen abenteuerliche Namen beigelegt, z. B. die Weber-Kretzen-Weis, die Schwarze Tinten-Weis, die Rote Nußblüt-Weis, die Stolz-Jünglings-Weis, die Hoch-Jungfrauen-Weis, die Wohlriechende Meiran-Weis, die Blaue Rittersporn- und Blaue Kornblumen-Weis, des Orphei sehnliche Klag-Weis, die Fette-Dachs-Weis u. v. a. Der Töne, Weisen oder Melodieen gab es sehr viele, Wagenseil kennt deren 222, viele mit den seltsamsten Namen. Ein Ton sollte im allgemeinen nicht unter 7 Versen haben; jedoch hatte der kurze Ton Heinrich Müglins deren nur 4. Nach Wagenseil durfte ein Vers nicht mehr als 13 Silben haben, weil man nicht wohl mehr Silben mit einem Atem singen könne, insbesondere, wenn eine zierliche Blume (Koloratur) im Reime gehört werden solle. Aus gleichem Grunde will Puschmann nur elf und zwölf Silben zulassen. In späterer Zeit aber artete die Strophenbildung zur künstlichsten Spielerei aus, bisweilen bis zu gänzlicher Unförmigkeit. Es gab Strophen, die 97 bis 122 Verse hatten.

Von der Pflege des Meistergesanges (so nennt man diese Poesieen) in Nürnberg, wie von seinem Wesen im allgemeinen entwirft uns ein neuer Schriftsteller (Aug. Hagen in seiner Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrh. herausgegeben. 5. Aufl. Leipzig, 1876. S. 258.) ein sehr anschauliches Bild, das wir hier einschalten.*) Ein Reisender (Kaufmann Jakob Heller aus Frankfurt, der Verfasser der fingierten Handschrift) kommt im Anfange des 16. Jahrh. nach Nürnberg und trifft hier mit dem jungen Bildhauer und Erzgießer Peter Vischer zusammen, der ihm folgendes von dem Meistergesange erzählt:

„Wer die Kunst erlernen will, der geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hat, und dieser unterweist ihn unentgeltlich. Er lehrt, was es heißt, zur Ehre der Religion singen, und weiht ihn ein in die Geheimnisse der Tabulatur, so nennen wir die Gesetze der Dichtkunst. Hat der Lehrling diese begriffen, so bittet er die Gesellschaft um seine Aufnahme, da er von löblichen Sitten sei und guten Willen zeige. Der Aufgenommene muß alsdann den Singestuhl in der

*) Diese Novellen erregten bei ihrem Erscheinen (1829) das größte Aufsehen durch die anziehende Treue und künstlerische Objektivität, obgleich die alte Handschrift von jeher eine so verlorene gewesen ist, daß sie nur in Hagens phantasiereichem Kopfe existiert hat. Alles ist freie Erfindung des Dichters, der sich zu seiner vorgeblichen Handschrift etwa so verhält, wie Bodenstedt zu Mirza Schaffy.

Kirche besteigen und eine Probe seiner Kunst ablegen. Gelingt sie ihm, so wird sein Wunsch gewährt. Feierlichst gelobt er, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen. Dann zahlt er das Einschreibegeld und giebt zwei Maß Wein zum besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersinger, und wenn sie sich in der Schenke zusammenfinden, sind weltliche Lieder wohl erlaubt, nie aber in den Festschulen. Die Festschulen finden dreimal im Jahre statt: zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in der Katharinenkirche. Hier werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft ist. Wer am fehlerfreisten singt, wird hier mit einer goldenen Kette geschmückt, und mit einem Kranze, wer nach ihm am besten besteht. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß sie durch Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meistersinger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn einer aus dem frohen Kreise abgerufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied.

Da jetzt die Ratsuhr schlug, so brach Vischer auf. Ich hatte gemeint, er würde mich zur Katharinenkirche führen. Allein Vischer versprach mir, um eine Stunde zurückzukehren, da er erst andere Tracht anlegen müßte. Er hielt Wort und erschien jetzt ganz in schwarze Seide gehüllt mit einem geschmackvollen Barett. Um das Fehlgehen hatte es keine Not, da man nur dem Zuge der Menschen zu folgen brauchte, die alle nach der Festschule strömten. Am Eingange des kleinen Kirchleins hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze auf. Dies geschah darum, daß nicht alles Gesindel sich hinzudrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brächte.

Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so umher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig erschienen, teils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern befand sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck. Größere Ruhe herrscht nicht beim Hochamte. Nur ich und Vischer sprachen, der mir alles erklären mußte. Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl, nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen, und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorne im Chor sah

man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke; denn hier hatten diejenigen einen Platz, die die Fehler anmerken mußten, welche die Sänger in der Form gegen die Gesetze der Tabulatur (und Luthers reine Sprache) und im Inhalt gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten begingen. Diese Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerk mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus alles beobachten, was hier vorging, und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schaustücken hangen, die der Davidsgewinner hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.*)

Jetzt rasselte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er mild vom Chor herniedersah. Aber er verweilte nicht lange, denn ihm schien die holdselige Singekunst nicht sonderlich zu behagen.

Als der Kaiser sich zeigte, so geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singestuhl, und vom Gemerke erscholl das Wort: Fanget an! Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der (lutherischen) Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Silben abzählte und der dritte aufschrieb, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kothner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber hier hieß es nicht: Und Gott sah, daß es gut war; denn der Arme war verlegen, es wollte nicht gehn, und ein Merker hieß ihn den Singestuhl verlassen. Der Meister hat versungen, raunte mir Vischer zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte

*) Das Nürnberger Gehänge war nicht eine goldene, sondern eine lange silberne Kette. Sie bestand aus großen breiten Gliedern mit den Namen derer, die sie hatten machen lassen. An ihr hingen viele silberne Pfennige von allerlei Art, die der Gesellschaft verehrt worden waren. Da aber diese Kette wegen ihrer Größe nicht recht verwendbar war, so schenkte H. Sachs eine Schnur, an die 3 große silberne und vergoldete Schillinge gebunden waren. Als diese unbrauchbar geworden, ersetzte sie Wagenseil durch eine silberne Kette.

sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß er ein Laster begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung, Klebsilbe, Stütze (auch Pause, Zucken genannt, als das Pausieren an unrechtem Orte), Milbe, falsche Blumen. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war gar absonderlich, als: die Schwarzdintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis Handbogenweise. In der Hageblüt-Weise ließ sich jetzt vom Singestuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Sein Kopf war glatt, wie meine innere Hand, und nur das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Apokalypse (Offenbarung Johannis) den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die 24 Ältesten ihre Krone vor dem Stuhl niederlegten, und Preis und Ehre und Dank ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Ältesten und um die vier Tiere standen, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht hell die Freude hervor, der sein dankbarer Schüler war. Er rühmte sich des Lehrers, wie der Lehrer sein. Mir gefiel auch das Gedicht, das aber wohl mehr erhaben, als schön war. Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Was der sagte, war so recht nach meinem Sinn. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michaël Behaim (Beheim, geb. 1416 zu Sülzbach bei Weinsberg, gest. nach 1474), der mancherlei Länder gesehen. Sein Vater hatte sich Behaim (Böhme) genannt, da er aus Böhmen nach Franken gezogen war. Mit rastloser Anstrengung übte sich unser Behaim in der Singekunst und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht anders, als mit Ruhm den Singestuhl besteigen wollte. Sonder Zweifel hätte Michaël Behaim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen. Sein Gedicht war gar sinnreich mit künstlichen Reimen.

Da Michaël Behaim das Gedicht vorgetragen hatte, so verließen die Merker ihren Sitz. Der erste trat zu Nunnenbeck, und mit einem langen Glückwunsch hing er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit dem

Kranze, der ihm ganz wohl stund. Diese Gaben waren aber nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt, und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken. Auch ich konnte mir nicht das Vergnügen versagen, meinen Dank dem wackern Behaim laut darzubringen. In der Nähe stand Hans Sachs, der mich freundlich anredete, und den vor kurzem geschlossenen Freundschaftsbund erneuerte. Ich bedauerte, daß mir nicht das Glück geworden wäre, ihn zu hören, und daß ich Nürnberg verlassen müßte, ohne andere Lieder aus seinem Munde vernommen zu haben, als die er mir auf der Landstraße zum besten gegeben, damals, als ich nicht gerade zum Hören aufgelegt gewesen. Liebster Herr Heller, kommt mit in die Schenke, und es soll Euch ein Genüge werden, erwiderte er, und ging mit mir Arm in Arm aus der allmählich leer gewordenen Kirche.

Es war Brauch, daß die Meistersinger, insonderheit die jüngeren, sich nach der Festschule in eine nahegelegene Schenke begaben. Wie in der Kirche heiliger Ernst, so herrschte hier frohe Ungebundenheit. Hier wurde der Wein getrunken, den der eine zur Buße, wie der Meister Kothner, der andere zur Ehre hergeben mußte, wie Meister Behaim, weil er zum ersten Mal begabt war. Fünf Maß Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meistersinger, etwa sechzehn an der Zahl, gingen über die Gasse paarweis hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Der bekränzte Behaim eröffnete den Zug. Dieser hatte die Verpflichtung, hier für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen, und wie einem Merker mußten sich ihm alle untergeben. Wenn die Meister ein Gesellschaftslied anstimmten, so verwaltete er das Geschäft eines solchen. Die geputzten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab, die von außen und innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nichts mehr als Tische und Bänke gab es in dem langen Zimmer, und diese waren von der Art, wie man sie sonst in Bauerngärten findet. Allein heiterer Mut und ein gutes Glas Wein ließen all die Mängel übersehen. So weit es nur der Raum gestattete, war Tisch an Tisch in einer Reihe neben einander gestellt, und zu beiden Seiten setzten sich die Sänger. Obenan befand sich Behaim. Sein Thron war ein Lehnstuhl, und ein hölzerner Hammer sein Scepter. Ich saß neben Hans Sachs. Als ich, von den Nachbarn gedrängt, hart an ihn rückte, so merkte ich, daß seine Ärmel mit Fischbeinstäben gesteift waren, und dies gab mir Veranlassung, die sonderbare Tracht recht genau anzusehen. Die Jacke war von meergrünem Zeuge mit mehreren Schlitzen auf der Brust, durch die das Hemde vorschimmerte, dessen faltiger Kragen den Hals scheibenförmig um-

schloß. Die Ärmel waren von schwarzem Atlas, in den zackige Einschnitte in bestimmten Linien künstlich eingehackt waren, so daß überall das helle Unterzeug hindurchblickte.

Ein Weinfäßchen ward auf die Tafel mitten hingesetzt, und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Als mancherlei besprochen und belacht war, mahnte ich Nürnbergs berühmtesten Sänger an das gegebene Versprechen. Er war bereit. Behaim klopfte mit dem Hammer und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten. Niemand wandte etwas dawider ein. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf; es waren Behaim selbst, Hans Sachs und Peter Vischer. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen, und wohl meinethalb, da ich ihm erzählt hatte, wie ich so viel mich in den Werkstätten der Künstler umher gethan und mich an ihren Werken ergötzt, erwählte er einen dahin zielenden Gegenstand.

Hans Sachs.

Ihr Freunde, sagt mir, wenn ihr wißt,
Wer der künstlichste Werkmann ist?

Peter Vischer.

Das ist fürwahr der Zimmermann;
Wer hat's ihm jemals gleich gethan?
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund
Die höchste Zinn' und der tiefste Grund;
Ihn loben stattliche Lustgemächer,
Hoch strebt sein Ruhm, so wie seine Dächer.
Reich an Erfindungen ist sein Geist,
Mühlwerk und Wasserbau ihn preis't,
Er schützt durch Bollwerk dich und Schanz:
Die heil'ge Schrift weiht ihm den Kranz,
Er zimmerte die starke Arch',
Drin Noah war, der Patriarch;
Wie rings auch brausete die Flut,
Er ruht in ihr in sichrer Hut.
Gerettet mit all den Seinen er ward,
Mit allen Tieren aller Art;
Er zimmerte nach weisem Rat
Jerusalem, die Gottesstadt;
Des weisen Salomo Königshaus,
Das führt' er gar mächtig und prächtig aus.
Denkt an das Labyrinth zum Schluß:
Wer ist geschickt wie Dädalus?*)

Michaël Behaim.

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,
Der Steinmetz muß drum der erste sein.

---

*) Ein sinnreicher Künstler zu Athen, der für sich und seinen Sohn Ikarus Flügel aus Federn und Wachs bildete.

Ringmauern baut er, kühne Türme,
Basteien auch zu Schutz und Schirme,
Gewölbe pflanzt er, die sich kühn
Aufrankend in die Lüfte ziehn,
Schwindlige Gänge, durchsichtig und fest,
Mit Säulen und Bildwerk geschmückt aufs best,
Den schiefen Turm von Pisa schaut,
Den Wilhelm von Nürnberg hat aufgebaut.
Zu Jerusalem der hohe Tempel,
Der trug der höchsten Vollendung Stempel.
Der himmelhohe Turm zu Babel,
Das Grab des Mausolus ist keine Fabel,
Die Pyramiden, die künstlichen Berg',
Sie überragen weit alle Werk.

Hans Sachs.

Vermag auch Beil und Meisel viel,
Schwach sind sie gegen den Pinselkiel.
Er bringt nicht nur Häuser und Städt' hervor,
Türmt Schlösser und schwindlige Warten empor —
Nein, was im Anfange Gott erschuf
Durch seines göttlichen Wortes Ruf,
Das schafft der Maler zu aller Zeit:
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Heid',
Den Vogel, wie in der Luft er schwebt,
Des Menschen Antlitz als ob er lebt,
Die Elemente beherrscht er all,
Des Feuers Wut und des Meeres Schwall,
Den Teufel malt er, die Höll' und den Tod,
Das Paradies, die Engel und Gott.
Das macht er durch Farben, dunkel und klar,
Mit geheimen Künsten euch offenbar.
Das hebt sich mächtig durch die Schattierung,
Nach einer schön entworfnen Visierung.
Er kann euch alles vor Augen stellen,
Nicht deutlicher könnt ihr es je erzählen.
Drauf brütet er sinnig Tag und Nacht,
In Traumgebilden sein Geist stets wacht.
Er ist an Phantasieen reich
Und fast dem kühnen Dichter gleich;
Um alle Dinge weiß er wohl,
Weil er sie alle bilden soll.
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,
Den rühmt die höchste Meisterschaft.

Michaël Behaim.

Du lobst den Maler mir zu hoch,
Nützlicher bleibt der Steinmetz doch.
Des Malers können wir entraten,
Er schafft von jedem Ding nur den Schatten.
Sein gemaltes Feuer wärmt uns nicht,
Seine Sonne spendet nicht Schein und Licht,
Sein Obst hat weder Schmack noch Saft,
Seine Kräuter nicht Duft und Heilungskraft,
Seine Tiere haben nicht Fleisch und Blut,
Sein Wein verleihet nicht Freud' und Mut.

Hans Sachs.

Das Sprichwort immerdar noch gilt,
Daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.
Wie nützlich auch ist die Malerei,
So nenn' ich euch jetzt nur der Dinge drei.
Was uns die Geschicht als teu'r Vermächtnis
Bewahrt, das prägt sie uns ins Gedächtnis:
Wie der Nürnberger Heer unter Schweppermann focht,
Den Kranz Kaiser Friedrich dem Dichter flocht.
Denn wer sich auch nicht auf Schriften versteht,
Des Malers Schrift ihm nicht entgeht.
Sie lehrt, wie Bosheit und Mißgeschick,
Wie Frömmigkeit bringt Ehr' und Glück.
Zum andern verscheuchet die Malerei
Das schwarze Gespenst der Melancholei,
Durch bunte Farben verweht sie die Nacht,
Sie jauchzet in Klarheit, sie schwelget in Pracht,
Das Ohr erfreut sich nur flücht'gen Spiels,
Nur kurz ist die Labe des Wonnegefühls,
Doch das Auge haftet an dem, was gefällt,
Und der Pinsel erschafft ihm die schönste Welt.
Zum dritten: jegliche Kunst erkennt
In des Malers Kunst ihr Fundament.
Der Steinmetz, Goldschmied und der Schreiner,
Formschneider, Weber, der Werkmeister keiner
Entbehrt sie je, warum auch die Alten
Sie für die herrlichste Kunst gehalten.
Wie strahlet der Griechen Namen hell,
Zeuxis, Protogenes, Apell.
Gott hat zum Heil dem deutschen Land
Der Künstler manchem mit hohem Verstand,
Doch Albrecht Dürer vor allen glänzt,
Der mit echten Künsten das Leben kränzt.
Was er mit Fleiß gesät, erwachs'
Ihm zu reichem Segen, fleht Hans Sachs.

So sang der Poet, und die Gegner schwiegen. Voll innern Wohlgefallens klopfte ich ihm auf die Schulter und gab ihm zu verstehen, daß er mir wie aus der Seele gesprochen. Alle zollten ihm Beifallsbezeugungen, und Michaël Behaim war nicht der letzte. Er nahm sich den Kranz ab und setzte ihn Hans Sachsen aufs Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster."

Jahrhundertelang dauerte die Übung dieses Meistergesanges; im 16. Jahrh. war er am lebendigsten, aber auch das 17. mit seinen 30jährigen Kriegsstürmen vermochte ihn nicht zu zerstören; er dauerte tief in das 18. Jahrh. fort, und nachdem er am frühesten in Mainz, der ältesten Heimat, erloschen war, wurde in Nürnberg, der zweiten Heimat, um d. J. 1770 die letzte Singschule gehalten. Nur in Ulm überdauerte der Meistergesang sogar die Schrecken der französischen Revolutionskriege: noch waren daselbst i. J. 1830 12 alte Singmeister übrig, welche noch zuweilen ihre alten Töne sangen, ohne Noten und ohne Textbücher, bloß aus dem treuen

Gedächtnisse, so daß es unbegreiflich erschien, wie sich die künstlichen Texte und noch künstlicheren Weisen so lange Zeit durch bloße Tradition hatten erhalten können. Im J. 1839 waren nur noch 4 dieser alten Männer übrig, das Gemerk: der Büchsenmeister, Schlüsselmeister, Merkmeister und Kronmeister, und diese haben am 21. Okt. 1839 den alten Meistergesang feierlich beschlossen und bestattet: ihre Lade, ihre Schultafel mit den Gemälden (die am Tage der Festschule aufgehängt wurde), ihre Tabulatur, Fahne, Sing- und Liederbücher dem Liederkranze zu Ulm durch förmliche Urkunde mit dem Wunsche übermacht, „daß, gleichwie der Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so Jahrhunderte hinab die Banner des Liederkranzes wehen, und seine Lieder späten Enkeln tönen mögen". Am Ende d. J. 1876 starb der letzte, der Schlüsselmeister Joh. Jakob Best, ein Totengräber.

In den Singschulen haben die Meistersänger aber nicht bloß den Sinn und die Liebe für die Poesie wach erhalten, ihr Streben und Wirken hatte auch eine nationale und kirchliche Bedeutsamkeit.

Der Handwerker beschäftigte sich nach gethaner Arbeit und am Sonntage nach dem Gottesdienste mit den alten deutschen Heldengeschichten und erinnerte sich dabei an die glorreiche Zeit der Hohenstaufen. Die allmählich erstarkte Macht und der Reichtum seiner Vaterstadt stärkte seinen patriotischen Sinn und ermunterte ihn, für den Glanz und die Machtstellung seiner städtischen Heimat und dadurch für sein Vaterland weiterhin thätig zu sein. Zum andern beschäftigte er sich mit der heiligen Schrift und geistlichen Büchern, da kein Sänger gegen die Erzählungen der Bibel verstoßen durfte, und dieses selbständige Nachdenken über Gegenstände des Glaubens und der Kirche, sowie die freimütigen Äußerungen darüber in den öffentlichen Versammlungen forderten ihn zur Vergleichung mit den Lehren der Kirche und den eingerissenen Mißbräuchen auf, wodurch dem Eingange der Reformation erheblich vorgearbeitet wurde, so daß es uns nicht Wunder nehmen darf, daß die meisten Meistersänger sich sofort zur neuen Lehre bekannten und deren eifrigste Verfechter wurden.

3. Das weltliche Volkslied war in dieser Zeit von größerer Bedeutung, als der Meistergesang; entsprang überall der unmittelbaren Empfindung, oder verdankte einem wirklichen Erlebnis seinen Ursprung, war deshalb voll Leben, Wahrheit und Frische, fand Anklang bei jedem aus dem Volke und wurde auf den Straßen, in der Herberge, unter der Dorflinde und im Walde beim fröhlichen Jagen gesungen. Nach den Verfassern fragt man natürlich umsonst, da sich an dem Schaffen und Ausbilden solcher Lieder oft ganze Gesellschaften beteiligten. „In guter Stimmung

und fröhlicher Lust stimmte ein Singlustiger eine neue Weise an, ein anderer stimmte ein und setzte die 2. Strophe hinzu, ein 3. die dritte — so entstanden die Lieder, absichtslos, kunstlos, aber darum um so packender und wirkungsvoller. An die Stelle des oder der Verfasser trat das mit- und nachsingende Volk, und als man daran dachte, das Lied aufzuzeichnen, war gewöhnlich auch die letzte Spur seines Ursprungs verwischt und vergessen."

O Volkslied, schlichtes, holdes Waisenkind!
Wie deine Worte in die Seele dringen,
Wie deine Töne alle Herzen zwingen —
Und niemand weiß, wer deine Eltern sind!

O Volkslied, Perle du so rein und licht,
Darin des Volkes tiefste Seele leuchtet,
Das Auge, das die Thräne einst befeuchtet,
Aus der die Perle wuchs, man kennt es nicht!

O Volkslied, Blume aus des Volkes Schoß
Emporgeblüht! Die dich gesungen haben,
Die wurden klanglos namenlos begraben; —
Ergreifst du deshalb uns so namenlos?

Gust. Pawikovsky.

Nur von den an bestimmte Begebenheit sich anlehnenden historischen Volksliedern sind uns die Namen der Verfasser erhalten. So dichtete der Luzerner Halbsuter ein Lied „von dem Strit zu Sempach", Veit Weber aus Freiburg im Breisgau 5 Lieder auf die Siege der Schweizer über Karl den Kühnen von Burgund und ein Mathis Zoller aus Laufenburg Schlachtlieder von Murten und Nancy. Weit zahlreicher aber waren die übrigen Volkslieder, die Liebes-, Wein- und Gesellschaftslieder, die Wander-, Jäger-, Soldatenlieder u. s. w., die alle kunstlos, aber frisch und kräftig aus dem Herzen quollen.

Brauchbare Sammlungen von Volksliedern sind:

L. A. v. Arnim u. Clem. Brentano, Des Knaben Wunderhorn. 4 Bde. Berlin, 1853—54. 15 M.

Büsching u. von der Hagen, Sammlung deutscher Volkslieder mit Melodieen. Berlin, 1807. 4,50 M.

J. Görres, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Frankf. 1817. 6 M.

F. K. v. Erlach, Die Volkslieder d. Deutschen. 5 Bde. Mannh., 1834 bis 36. 25,50 M.

L. Uhland, Alte hoch- u. niederd. Volkslieder. Mit Abhandlung u. Anmerk. 2 Abteilgn. Stuttg. u. Tübing., 1844 u. 45. 10,25 M.

Karl Simrock, Die deutschen Volkslieder. Frankf., 1851. 4,80 M.

Fr. Leonhard v. Soltau, Ein Hundert deutsche historische Volkslieder, gesam. u. in urkundl. Texten chronol. geordnet. Lpzg., 1836. 8 M.

H. R. Hildebrand, Fr. L. v. Soltaus Deutsche historische Volkslieder, 2. Hundert. Lpzg., 1856. 4 M.

Erk u. Irmer, Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen. 1838—40. 5 Hefte à 1 M.

A. F. C. Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Marburg, 1867. 2,40 M.

A. W. Grube, Deutsche Volkslieder. Vom Kehrreim des Volksliedes. Der Kehrreim bei Goethe, Uhland u. Rückert. Iserlohn, 1866. 3,50 M.
K. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder d. Deutschen v. 13.—16. Jahrh., gesam. u. erläut. Lpzg., 1865—69. 4 Bde. Mit Nachtr. 43,50 M.
Gödeke u. Tittmann, Liederbuch a. d. 16. Jahrh. Lpzg., 1867. 3,50 M.
Ditfurth, histor. Volkslieder d. Zeit v. 1756—1811. 2 Bde. Berlin, 1872. 15 M.
E. Weller, Die Lieder d. 30jährigen Krieges. Basel, 1855. 2. Asg. 1858.
F. W. v. Ditfurth, Die historischen Volkslieder v. Ende d. 30jährigen Krieges bis zum Beginn des 7jährigen.

4. Das volksmäßige geistliche Lied wurde besonders um den Anfang des 15. Jahrh. mit Erfolg kultiviert. Zu den besseren Dichtern desselben gehört Heinrich von Laufenberg und der Mönch von Salzburg.

5. In der didaktischen Poesie ist Heinrich der Teichner, ein Österreicher, erwähnenswert, der in zahlreichen Spruchgedichten die Mängel und Gebrechen sowohl der religiösen und sittlichen, als der bürgerlichen und politischen Zustände mit strengem Ernst tadelt; in der satirischen Sebastian Brant und Thomas Murner. Brant wurde 1458 zu Straßburg geboren, studierte die Rechte, bekleidete das Amt eines Stadtschreibers in seiner Vaterstadt und starb 1521. Sein Hauptwerk ist das „Narrenschiff“, in dem er in allegorischer Einkleidung die verschiedenen Gattungen von Narren seiner Zeit schildert, wodurch es das reichste und treuste Bild seiner Zeit wird. Murner wurde 1475 zu Straßburg geboren, trat früh in den Franziskanerorden, besuchte verschiedene Hochschulen, studierte in Paris Theologie und in Freiburg die Rechte, ward 1506 von Maximilian I. als Dichter gekrönt, 1509 Doktor der Theologie und von Heinrich VIII. nach England berufen. Von dort kehrte er 1523 zurück und starb etwa 1535 oder 1536. Er führte ein sehr unruhiges Leben, nahm an den Religionsstreitigkeiten den lebhaftesten Anteil und gehörte zu Luthers heftigsten Gegnern. Angeregt durch Brants Narrenschiff, schrieb er die „Narrenbeschwörung“, in der er die Lasterhaften (die Geistlichen, Fürsten, Ritter u. a.) selbst angreift, während jener sich mit der Bekämpfung der Thorheiten und Laster im allgemeinen begnügt. Er übertrifft Brant an Witz, der aber auch oft in das Gemeine und Pöbelhafte verfällt, erreicht ihn aber nicht in poetischer Gestaltung und Macht der Sprache. In seinem an und für sich ausgezeichneten Gedicht „Von dem großen lutherischen Narren“ macht er die schwachen Seiten der Reformation lächerlich, oft freilich mit leidenschaftlicher Derbheit.

C. Das Drama.

Das Drama bildet die höchste Stufe der poetischen Thätigkeit eines Volkes, weil es zu seiner Schöpfung vom Dichter ein Herausgehen aus sich selbst und tiefe Einkehr in das Gemüt der

ganzen Menschheit verlangt. Es hat seinen Ursprung im religiösen Kultus. In der christlichen Kirche bestand die sehr alte Sitte, während der Passionszeit die Leidensgeschichte unseres Heilandes nach den Evangelien dem Volke zur Erbauung vorzulesen, die Reden mit verteilten Rollen. Später trug man das Erlernte auch frei vor, kostümierte sich dazu, erweiterte auch wohl den Stoff durch allerlei Einschaltungen aus der Legende — Chorgesänge und Recitative —, die Handlung kam dazu, und man erhielt im Verlauf der Zeit die sogenannten geistlichen Spiele, das christliche Drama. In Frankreich nannte man diese Spiele Mysterien, Geheimnisse, weil der Inhalt die Erlösung der Menschheit, das Geheimnis der göttlichen Gnade darstellte. Die Ausführung derselben blieb auf die Hauptfeste der Kirche beschränkt. Die auftretenden Personen waren Gott, Christus, der heilige Geist, die Engel, der Teufel, Adam und die Erzväter, die Apostel, Pilatus, allegorische Figuren. Das volkstümliche Element wurde durch lächerliche Personen vertreten, wozu man anfangs besonders den Teufel verwandte, später auch die Juden und die Wächter am Grabe. Im allgemeinen waren die geistlichen Spiele von bedeutender Länge, erforderten daher oft mehrere Tage zur Aufführung und Hunderte von Schauspielern. Die Beteiligung des Volkes, für welches diese Dramen überhaupt bestimmt waren, war sehr groß; man mußte deshalb die Aufführung aus der Kirche auf den Markt und andere öffentliche Plätze verlegen und besondere Gerüste dazu erbauen.

Neben diesen geistlichen Spielen wurden schon in den ältesten Zeiten zum Ärger der Geistlichen bei Festen allerlei Schwänke und Possen aufgeführt, die sich nach und nach (im 15. Jahrh.) zu weltlichen Dramen gestalteten und (Fastnachtsspiele genannt wurden, weil sie zur Zeit der Fastnachtslustbarkeiten aufgeführt wurden. Die Stoffe dazu sind nicht sehr mannigfaltig und meistens ohne dramatisches Leben; der Dichter geht gewöhnlich nur darauf aus, plumpe Scherze und Derbheiten anzubringen; denn es ist ein durchgehender Charakterzug der Fastnachtsspiele, daß sie unzüchtige Stoffe in den nacktesten Ausdrücken behandeln. Die Sprache ist unbeholfen, hart und roh, selten von einiger Lebendigkeit und wirklich witzig.

Zu den Dichtern weltlicher Spiele gehört Hans Rosenblüt, mit dem Beinamen Schnepperer oder Schwätzer, aus Nürnberg, dessen Blütezeit zwischen 1431 u. 1460 fällt. Er ist der fruchtbarste dramatische Dichter seiner Zeit. Außer den gewöhnlichen Stoffen der Fastnachtsspiele (Ehestreitigkeiten, Heiratsverhandlungen, Hochzeiten, Quacksalbern u. s. w.) hat er auch bedeutendere bearbeitet, hierdurch die Grenzen des Dramas erweitert und den Grund zum eigentlichen Lustspiel gelegt. Nach

Rosenblüt ist Hans Folz aus Worms (zwischen 1447 u. 1480 zu Nürnberg als Barbier und Meistersänger) der beste dramatische Dichter seiner Zeit. Das Fastnachtsspiel erhielt durch ihn eine gebundnere, vollkommnere Gestalt. An Fruchtbarkeit steht er Rosenblüt nach, auch sind seine Stoffe weniger mannigfaltig. Der Buchdrucker Pamphilius Gengenbach aus Basel, der zwischen 1509 u. 1523 dichtete, ist der bedeutendste Dichter des 16. Jahrh.

II. Prosa.

Die Prosa begann sich zu Ende des vorigen Zeitraums zu entwickeln, hob sich in diesem immer mehr, gelangte zu einer gewissen Blüte und erstreckte sich endlich über alle Arten der Darstellung. Der schon im vorigen Jahrhundert vorwiegend bürgerliche Charakter derselben prägte sich noch entschiedener aus, da die meisten Schriftsteller bürgerlichen Standes sind, und ihre Werke für ihre Standesgenossen berechnet waren. Nur an den Prosadichtungen nahmen die höheren Stände teil. Die Werke der didaktischen und rhetorischen Prosa haben Geistliche zu Verfassern, die aber auch bürgerlichen Standes sind, und außerdem auch ihren Darstellungen dies Gepräge der Volkstümlichkeit aufdrücken mußten, da sie vorzugsweise auf die Menge zu wirken suchten.

1. Die Prosadichtung befaßte sich besonders mit der Umarbeitung der alten epischen Dichtungen, deren Sprache nicht mehr allgemein verständlich war. Da diese prosaischen Umarbeitungen aber von den höheren, dem Volkstümlichen abgewandten Ständen veranlaßt wurden, so wandte man sich dem Auslande zu und übersetzte besonders französische Prosadramen. Der Stil dieser Übersetzungen ist meist rauh und unbeholfen; sie erhalten aber dennoch Bedeutung, weil sich aus ihnen im 16. Jahrh. die meisten von denjenigen Erzählungen entwickelt haben, welche wir mit dem Namen Volksbücher bezeichnen.

a. Eine hervorragende Rolle in den Volksbüchern spielt der „Eulenspiegel", der wahrscheinlich gegen das Ende des 15. Jahrh. und zwar in niederdeutscher Fassung, gedruckt worden ist. Eulenspiegel kann mit Recht der Nationalnarr des deutschen Volkes genannt werden, da alles, was sich an Witzen und Späßen im Verlauf früherer Jahrhunderte angesammelt hatte, auf Eulenspiegel übertragen wurde und gewissermaßen durch ihn seine Berechtigung erhielt. Er ist der letzte und oberste aller Landfahrer, und präsentiert sich als Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienstmann, Maler, Reliquienhändler, Gelehrter. Alles, was man ihm heißt, thut er und macht es niemandem Recht, befolgt stets nach den Worten und nicht nach dem Sinn die Befehle seiner Meister; er ist der geborene Silbenstecher, und nimmt auch die Sprichwörter beim

Worte. Es ist ihm mit nichts Ernst, als mit dem Spaß; überall weiß er die Einfalt und Thorheit der Menschen zu verspotten, und da die Wahrheit zu sagen sein Gewerbe ist, so berechtigt ihn dies zu seiner Grobheit. Seine Streiche gehen hervor aus der Lust des Widerspruchs und aus der Schadenfreude an der Einfalt, und hierbei weiß er sich gelegentlich auch Genuß und Vorteil zu verschaffen; doch ist dies mehr zufällig und nicht Hauptzweck; er bringt es für sich auch nicht eben weiter, sondern bleibt armselig und wird dadurch nur zu neuen Streichen aufgefordert.*) Möglicherweise hat es einmal in Norddeutschland einen fahrenden Witzbold und Spaßvogel gegeben (die Sage läßt ihn zu Kneitlingen im Braunschweigischen geboren werden), dessen Leben Veranlassung wurde, die umlaufenden Schwänke zu sammeln; er mag auch wirklich 1350 zu Mölln bei Ratzeburg im Lauenburgischen begraben sein; schwerlich aber hat er Eulenspiegel geheißen, da dieser Name bloß auf eine im 16. Jahrh. übliche Redensart hinweis't: „der Mensch erkennt seine Fehler ebensowenig, wie ein Affe oder eine Eule, die in den Spiegel sehen, ihre eigene Häßlichkeit erkennen", und also die Eigenschaft des thörichten Weisen bezeichnet, welcher die eigene Thorheit belacht, ohne sie zu bemerken.

Litteratur. Der älteste Druck in hochdeutscher Sprache ist der Straßburger von 1519: Ein Kurzweilig lesen von Dil Ullenspiegel. Auf ihm beruht die musterhafte Ausgabe von Lappenberg, Leipzig, 1854. Die 1. Ausgabe soll eine niedersächsische vom J. 1483 sein.

b. In diesem Zeitraum wurden auch mehrfach alte Dichtungen in Prosa wiedererzählt, wie z. B. Herzog Ernst, dessen Inhalt wir nachstehend angeben.

Herzog Ernst ist der Sohn einer bayerischen Herzogin Adelheid, welche später auf den Rat eben dieses ihres Sohnes den Kaiser Otto den Roten heiratete. Ernst wurde bei seinem Stiefvater durch den Pfalzgrafen Heinrich verleumdet, und auf diese Verleumdung hin seiner Güter entsetzt; es entbrennt eine Fehde, und da Ernst erfährt, daß Pfalzgraf Heinrich der Urheber seines Mißgeschicks ist, erschlägt er denselben im Palaste des Kaisers. Er muß darauf fliehen und unternimmt einen Zug nach Jerusalem in Gesellschaft seines treuen Dienstmannes, des Grafen Wetzel. Auf seiner Fahrt dahin gelangt er zu einer einsamen, prächtig erbauten und ausgeschmückten Burg, die jedoch, wenngleich mit Lebensmitteln reichlich versehen, ganz menschenleer ist. Die Kreuzfahrer thun sich mehrere Tage gütlich an den reichen Speisen, an dem kühlen Wein und an dem wohlthuenden Bade in goldener Badekufe; da endlich erhebt sich eines Morgens rings

*) Zwei Eulenspiegelstreiche siehe im III. Tle. des Lesebuchs Nr. 172.

um die Burg ein wüstes Geschrei, als wenn ein unzählbares Heer Kraniche in die Burg sich niederlassen wolle: und dort reiten sie auch schon her, die Schnabelleute, mit langen dürren Hälsen und spitzen, ellenlangen Schnäbeln, reich und prächtig in Seide gekleidet, und eine aus Indien geraubte Jungfrau in ihrer Mitte führend, die wie eine betauete Rose unter Thränen in der Mitte dieser Ungeheuer einhergehet. Der Schnabelkönig bietet ihrem roten Mündlein seinen langen Schnabel dar, und „Müam, Müam" ist seine zarte Liebesrede. Zornig über diese Unbill, fallen Ernst und seine Mannen über das Schnabelvieh her, schlagen ihnen ihre langen Hälse ab, und es entbrennt ein hitziger Kampf, in welchem auch Ernst viele Leute verliert, und dennoch die Befreiung der geraubten Königstochter nicht erlangen kann, denn das Kranichvolk sticht sie mit seinen Schnäbeln tot. Die Helden gehen wieder zur See und sehen von fern einen hohen Berg, um welchen ein Wald von Schiffsmasten starret — es ist der Magnetberg im Lebermeer, der alle Schiffe an sich zieht, und an den bald auch das Schiff des Herzogs Ernst anrennt, indem es krachend über die vermoderten Trümmer der längst hier festgehaltenen und nun schon zerfallenen Schiffe hinfährt. Nur sieben seiner Begleiter bleiben in dieser Not dem Herzog Ernst übrig; von Greifen läßt er sich nebst fünf andern, nachdem sie sich in Seehundsfelle eingenäht, von dannen auf einen fernen Felsen tragen; nur einer, seines Todes doch gewiß und an Rettung verzagend, bleibt zurück und läßt das Wrack des Schiffes sein Grab sein. Dann kommt Herzog Ernst zu den Arimaspen, die nur ein Auge haben, und für deren König er gegen die Plattfüße streitet, die über Moos und Sumpf laufen, wo weder Roß noch Mann fortkommen können, und beim Unwetter ihre breiten Füße als Schirm über die Häupter legen, ebenso gegen das Volk der Langohren, die ihre Ohren als Kleidung brauchen und sich in dieselben einwickeln, und gegen ein Riesengeschlecht, dem Herzog Ernst nur bis an die Kniee reicht. Überall ist Ernst siegreich; einen der Riesen fängt er ein und bedient sich desselben in einem andern Kampfe, in welchem der Riese mit seiner Stange kurzweg ganze Stücke aus den geschlossenen Geschwadern der Feinde weghaut. Zuletzt gelangt der wunderbare Held noch nach Jerusalem, thut auch hier große Thaten und wird endlich von seiner Mutter nach Deutschland zurückberufen, wo er am Christmorgen, da alle Welt sich der Geburt des Heilands freut, und der Friede vom Himmel kommt, auch von dem in der andächtigen Erinnerung an den Heiland versöhnten Kaiser Frieden und Verzeihung erhält.

Die Sage vom Herzog Ernst wurde zwischen 1170—80 von einem niederrheinischen Dichter nach einer lateinischen Quelle bearbeitet, zwischen 1277—85 umgedichtet und im 15. Jahrh. aus lat. Prosa in ein Volksbuch umgeschaffen, das seine Beliebtheit

vorzugsweise den orientalischen Märchen entnommenen Reiseabenteuern verdankt.

Litteratur. Erfurt, 1502. 20 Blätter. 4.

2. Die historische Prosa ist uns vorzüglich in den Chroniken erhalten worden. Eine der wichtigsten derselben ist die Limburger Chronik, verfaßt durch den Stadtschreiber Johannes zwischen 1336—1402. Die 1. Ausgabe erschien als Fasti Limpurgenses 1617. (Ein neuer Abdruck ist besorgt worden von Karl Rossel, Wiesbaden, 1860.) Sie giebt ein Bild der Sittengeschichte und enthält auch wichtige Mitteilungen über den Volksgesang.

3. In der didaktischen Prosa zeichnen sich aus: Johannes Tauler, geb. 1290 (oder 1294) zu Straßburg, gest. 1361, und Heinrich der Seuse (Suso), gegen 1300 geb. zu Konstanz, gest. 1366 zu Ulm.

Vierter Zeitraum.

Vom ersten Viertel des sechzehnten bis zum ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts. (1525—1625.)

XII. Martin Luther.

1. Vom Wolff vnd Lemlin.

(Haß.)

Der Fünffte Teil aller Bücher vnd Schrifften des thewren seligen Mans Doct. Mart. Lutheri. Gedruckt zu Jhena / durch Christian Rödingers Erben. MDLVII. Bl. 287b. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 6a. Lüben, Auswahl. I. 84.

Vorbemerkung. Um den Schüler mit der Schriftsprache des Reformations-Zeitalters bekannt zu machen, haben wir 3 aus Luthers und die 3 aus H. Sachs' Wrkn. aufgenommenen Stücke ganz treu nach dem Original abdrucken lassen. Wenn dadurch das Lesen etwas erschwert werden sollte, so wird dieser Nachteil doch durch den Vorteil überwogen, nun ein ganzes Bild von einigen Werken der alten kernigen Dichter zu haben.

1. Erläuterungen.

„on gefehr" = ohngefähr, oder wie wir jetzt lieber sagen „ungefähr", ohne Absicht, unabsichtlich, zufällig, ohne böse Absicht, ohne Hinterlist, ân gevaere, ân gevêr, ohne Betrug; denn mhd. ân ist unser ohne und gevaere der Acc. Sing. des mhd. das gevaere = listige Nachstellung, Betrug, von ahd. fârên, mhd. varen, = lauern, nachstellen. Davon die vâr, vâre, = Hinterlist, Gefahr, Furcht, ahd. fâra = Nachstellung, Hinterlist.

„dich Vetern"; sich vetern, auch ohne Umlaut sich vatern = dem Vater nacharten, dem Vater nachgeraten, von ahd. fatar, got. fadar (das übliche Wort im got. ist sonst atta, vergl. das got. Vaterunser, davon schwäbisch der Ätte), altsächs. fader, stimmt lautverschoben mit den gleichbedeutenden lat. der pater, gr. *πατήρ*, sanskr. pitri zend. pata. Die Wurzel zeigt sich in sanskr. pâ = nähren, schützen.

„gewest", die mitteld. unorganische schwache Form gewëset, gewëst, als Partic. Praet. von dem noch im älteren Neuhochd. vorkommenden starkbiegenden wësen, die aus dem Niederdeutschen eingedrungen ist.

„meines Vaters entgelten", meines Vaters Schuld tragen, sühnen.

„ausreden", eine Beschuldigung durch bezweifelte Gründe ablehnen wollen.

„schwetzen" = schwätzen, aus Sprechlust wortreich, aber inhaltslos reden, kindisch, gehaltlos reden, ohne schweigen zu können.

„heint" = diese Nacht, mhd. hînt, gekürzt aus hînet, hîneht, hînaht = diese Nacht; auch heute.

„ungefressen", ohne völlig gegessen, ohne mich völlig gesättigt zu haben.

„wer Frum sein will" tüchtig, gottgefällig, redlich, rechtschaffen, vortrefflich, wacker, brav, gut sein will; ursprünglich beförderlich, nützlich, daher ahd. u. altſ. froma, fruma, mhd. vrume, die Fromme, soviel als Vorteil, Nutzen, Gewinn.

2. Abfragen des Inhalts.

In welcher Absicht kamen ein W. und ein L. an einen Bach? In welcher Absicht der W. nicht? Warum nicht? Zu welchem Zwecke war das L. nicht erschienen? Weshalb nicht? Was hatte also beide Tiere nur an den Bach getrieben? Was den Wolf — das Lamm nicht? Welches Wort bezeichnet dieses absichtslose, zufällige Zusammentreffen? Was ist oben, was unten bei einem Bache? Was empfindet der W. beim Anblick des Lammes? Warum glaubt er seinen Hunger an dem L. zu stillen? Wozu ist er entschlossen? Wessen beschuldigt er das L. zuerst? Warum ist das ein unbegründeter Vorwurf? Mit welchen Worten weist das L. diese Beschuldigung zurück? Als was bezeichnet aber der W. die sachgemäße Verteidigung des L.? Was heißt fluchen? Was ist ein Fluch? Was antwortet das L. auf die zweite Beschuldigung? Was giebt der W. ihm zum dritten Schuld? Was heißt Vetern? Was sollte nämlich des L. Vater gethan haben? Was erwidert das L. auf diese Anschuldigung? Was heißt entgelten? In welchen Worten giebt der W. es zu, daß das L. die Anklagen entkräftigt hat? Durch welche neue Beschuldigung hilft er sich aber aus der Verlegenheit? Warum ist diese Behauptung geradezu Lüge? Ein W. besitzt weder Wiesen noch Äcker, ist kein Körner- und Grasfresser, sondern ein Raubtier. Durch welche Thatsache hätte das L. ihn also widerlegen können? Mit welchen Worten weist das L. die Möglichkeit dieses Vergehens zurück? Wofür hält der W. aber die würdige und wahrheitsgemäße Verteidigung des L.? Was ist eine Ausrede? Was ein Geschwätz? Was thut er nun, da er das L. durch keinen Schein des Rechts verurteilen kann? Warum that er das nicht gleich anfangs? Er wollte nicht raubgierig erscheinen. Durch welche vier Vorwände sucht er die verdeckte Absicht zu begründen? Warum läßt er die Unschuldsbe-

weise des L. nicht gelten? Das war eine Gewaltthat, zu der er kein Recht hatte. Er konnte sie aber ausüben, denn er war stärker als das L. Auf wessen Seite war die Unschuld, das Recht? Auf wessen Seite die Gewalt? Was zeigt also die Fabel? Durch welche Sprichwörter drückt Luther die Lehre (die auch Moral heißt) dieser Fabel aus? Was heißt eine Sache vom alten Zaune brechen? Eine Ursache zu Streit, Beleidigung, Anklage und Gewaltthat finden, wo keine ist. Welches ist der Sinn der übrigen sprichwörtlichen Redensarten? An welche biblische Geschichte erinnert dich diese Fabel? Vergleiche die Fabel und die biblische Geschichte!

3. Gedankengang.

Ein Wolf und ein Lämmlein kommen zufällig gegen Abend an einen Bach, zu trinken. Beim Anblick des Lammes hat der Wolf seinen Durst vergessen und ist entschlossen, das Lamm zu fressen; denn er ist stark, sein Gegner aber schwach. Um aber wenigstens einen Schein des Rechts für seine Gewaltthat zu haben, erhebt er gegen das Lamm mancherlei Vorwürfe. Da dieselben aber bloße Vorwände sind, werden sie vom Lämmlein mühelos entkräftigt. Als der Wolf seine Absicht mit einem Scheine des Rechts aber nicht erreichen kann, greift er zur Gewalt. Seine Selbstsucht findet Ursache zu einer Gewaltthat, wo keine vorhanden ist.

4. Grundgedanke oder Moral.

Wenn der Starke den Schwachen vernichten will, erlügt er die Gründe dazu. Gewalt geht vor Recht.

5. Lesen.

Im Lesevortrage sind in die Beschuldigungen des Wolfes Hast und Härte, in die Rechtfertigung des Lämmleins Ruhe und Weichheit zu legen.

2. Vom Frosch vnd der Maus.

(Vntrew.)

Der Fünffte Teil aller Bücher vnd Schrifften des thewren seligen Mans Doct. Mart. Lutheri. Ihena MDLVII. Bl. 288. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 6b. Lüben, Auswahl. I. 86.

1. Erläuterungen.

„ein Schalk" ist ein Mensch, der sich das Vergnügen macht, ränkevoll, versteckt listig zu sein entweder zu Scherz oder Spaß, oder mit böser Absicht; hier ein unter der Miene der Unschuld und Treuherzigkeit schadenfroher, arglistiger und gewandter Betrüger, ein mit Verstellung vergnüglich boshaft listiger Mensch.

„ein Weihe“ ist ein zur Familie der Falken gehöriger Raubvogel.

„den andern vermag“ = den andern in Kraft und Befähigung übertrifft.

„schlecht“ = schlägt.

2. Gedankengang.

Da die unterrichtliche Behandlung dieser Fabel unter Hinweis auf die Besprechung der vorigen nicht schwer sein dürfte, so beschränken wir uns bloß auf die Angabe des Gedankenganges.

Eine Maus sucht in der Verlegenheit Rat und Hilfe bei einem Frosche. Dieser zeigt sich bereit, ihr als Fährmann zu dienen, täuscht aber, voller Arglist und Tücke, durch geschickt erheuchelte Treuherzigkeit die Bedrängte über seine wahre Absicht. Als auf dem Wasser die Maus seine Bosheit an dem Vergnügen erkennt, sie zu ertränken, wehrt sie sich, bis ein Stärkerer ihrer sich bemächtigt. Der Wille und das Thun des Frosches waren nicht seinem Worte gemäß, er war untreu, und die gegen die Maus bewiesene Untreue brachte auch ihm den Tod. Untreue schlägt allezeit ihren Herrn. Der Untreue schadet andern und sich selbst. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

3. Schriftliche Aufgaben.

Vergleiche die Handlungsweise der Tiere in beiden Fabeln mit einander!

Luther hat im Ganzen 16 Fabeln von Äsop 1530 verdeutscht. Er sagt über den Wert derselben: Luthers Werke, Jena MDLVII. Teil V. Bl. 285 b:

Etliche Fabeln aus Esopo/

von D. M. L. verdeudscht / sampt einer schönen Vorrede / von rechtem Nutz und Brauch desselben Buchs / jederman wes Standes er auch ist / lüstig vnd dienslich zu lesen.

Anno M. D. XXX.

DIs Buch von den Fabeln oder Merlin / ist ein hochberümbt Buch gewesen / bey den allergelertesten auff Erden / sonderlich vnter den Heiden. Wiewol auch noch jtzund die Warheit zu sagen / von eusserlichem Leben in der Welt / zu reden / wüsste ich ausser der heiligen Schrifft / nicht viel Bücher / die diesem vberlegen sein solten / so man Nutz / Kunst vnd Weisheit / vnd nicht hochbedechtig Geschrey wolt ansehē / Denn man darin vnter schlechten Worten / vnd einfeltigen Fabeln / die allerfeineste Lere / Warnung und Vnterricht findet (wer sie zu brauchen weis) wie man sich im Haushalten / in vnd gegen der Oberkeit vnd Vnterthanen schicken sol /

auff das man klüglich vnd friedlich / vnter den bösen Leuten in der falschen argen Welt / leben möge.

DAs mans aber dem Esopo zuschreibet / ist meines achtens / ein Geticht / vnd vieleicht nie kein Mensch auff Erden / Esopus geheissen / Sondern / ich halte / es sey etwa / durch viel weiser Leute zuthun / mit der zeit Stück nach Stück zuhauffen bracht / vnd endlich etwa durch einen Gelerten / in solche Ordnung gestelt / Wie jtzt in Deudscher sprach / etliche möchten / die Fabel vnd Sprüche / so bey uns im brauch sind / samlen / vnd darnach jemand ordentlich in ein Buch fassen / Denn solche feine Fabeln in diesem Buch / vermöcht jtzt alle Welt nicht / schweig denn ein Mensch / erfinden. Drumb ist gleublicher / das etliche / dieser Fabeln fast alt / etliche noch elter / etliche aber new gewesen sind / zu der zeit / da dis Büchlein gesamlet ist / wie denn solche Fabeln pflegen / von jar zu jar zuwachssen / vnd sich mehren / Darnach einer von seinen Vorfaren vnd Eltern höret vnd samlet.

VNd Quintilianus / der grosse scharffe Meister vber Bücher zu vrteilen / helts auch dafür / das nicht Esopus / sondern der allergelertesten einer in griechischer Sprach / als Hesiodus / oder desgleichen / dieses Buchs Meister sey / Denn es dünkt jn / wie auch billich / vnmüglich sein / das solcher Tolpel / wie man Esopum malet / vnd beschreibet / solte solch Witz vnd Kunstvermügen / die in diesem Buch vnd Fabeln funden wird / vnd bleibt also dis Buch eines vnbekandten vnd vnbenanten Meisters. Vnd zwar / es lobet vnd preiset sich selbs höher / denn es keines Meisters name preisen köndte.

DOch mögen die / so den Esopum zum Meister ertichtet haben / vnd sein Leben dermassen gestellet / vieleicht Vrsach gnug gehabt haben / nemlich / das sie als die weisen Leute / solch Buch / vmb gemeines Nutzes willen / gerne hetten jederman gemein gemacht (Denn wir sehen / das die jungen Kinder / vnd jungen Leute / mit Fabeln vnd Merlin leichtlich bewegt) vnd also mit lust vnd liebe zur Kunst vnd Weisheit gefürt würden / welche lust vnd liebe deste grösser wird / wenn ein Esopus / oder dergleichen Larua oder Fastnacht putz fürgestellet wird / der solche Kunst ausrede oder fürbringe / daß sie deste mehr drauffmercken / vnd gleich mit lachen annemen vnd behalten. Nicht allein aber die Kinder / sondern auch die grossen Fürsten vnd Herrn / kan man nicht bas betriegen / zur Warheit / vnd zu jrem nutz / denn das man jnen lasse die Narren die Warheit sagen / dieselbigen können sie leiden vnd hören / sonst wöllen oder können sie / von keinem Weisen die Warheit leiden / Ja alle Welt hasset die Warheit / wenn sie einen trifft.

DArumb haben solche weise hohe Leute die Fabeln ertricht / vnd lassen ein Thier mit dem andern reden / Als solten sie sagen / Wolan / es wil niemand die Warheit hören noch leiden /

vnd man kan doch der Warheit nicht emberen / So wöllen wir sie schmücken / vnd vnter einer lüstigen Lügenfarbe vnd lieblichen Fabeln kleiden / Vnd weil man sie nicht wil hören / durch Menschen mund / das man sie doch höre / durch Thierer vnd Bestien mund. So geschichts denn / wenn man die Fabeln lieset / das ein Thier dem andern / ein Wolff dem andern / die Wahrheit sagt / Ja zu weilen / der gemalete Wolff oder Beer / oder Lewe im Buch / den rechten zweifüssigen Wolff vnd Lewe einen guten Text heimlich lieset / den jm sonst kein Prediger / Freund noch Feind lesen dürffte. Also auch ein gemalter Fuchs im Buch / so man die Fabeln lieset / sol wol einen Fuchs vber Tisch also ansprechen / das jm der Schweis möchte ausbrechen / vnd solte wol den Esopum gern wöllen erstechen oder verbrennen. Wie denn der Tichter des Esopi anzeigt / das auch Esopus / vmb der Wahrheit willen ertödtet sey / vnd jn nicht geholffen hat / das er in Fabeln weise / als ein Narr / dazu ein ertichter Esopus / solche Warheit die Thier hat reden lassen / Denn die Warheit ist das vnleidlichste ding auff Erden.

AVs der Vrsachen / haben wir vns dis Buch fürgenommen zu fegen / vnd jm ein wenig besser Gestalt zu geben / denn es bisher gehabt / Allermeist vmb der Jugend willen / das sie solche feine Lere vnd Warnung vnter der lieblichen gestalt der Fabeln / gleich wie in einer Mummerey oder Spiele / deste lieber lerne / vnd fester behalte. Denn wir gesehen haben / welch ein vngeschickt Buch aus dem Esopo gemacht haben / die den Deudschen Esopum / der fürhanden ist / an tag geben haben / welche wol werd weren einer grossen Straffe / als die nicht allein solch fein nützlich Buch / zu schanden vnd vnnütz gemacht / sondern auch viel Zusatz aus jrem Kopff hinzu gethan / Wiewol das noch zu leiden were.

DArüber so schendliche vnzüchtige Bubenstück darein gemischt / das kein züchtig / from Mensch leiden / zuvor kein jung Mensch / one schaden lesen oder hören kan / Gerad / als hetten sie ein Buch in das gemein Frawen haus / oder sonst vnter lose Buben gemacht / Denn sie nicht den Nutz vnd Kunst in den Fabeln gesucht / sondern allein ein Kurzweil vnd Gelechter daraus gemacht / Gerade / als hette die Hochweisen Leute jren trewen grossen vleis dahin gericht / das solche leichtfertige Leute solten ein Geschwetz vnd Narrenwerck aus jrer Weisheit machen / Es sind Sew vnd bleiben Sew / für die man ja nicht solt Berlen werffen.

DArumb so bitten wir alle frome Hertzen / wöllen denselbigen Deudschen schendlichen Esopum ausrotten / vnd diesen an sein stat gebrauchen / Man kan dennoch wol frölich sein / vnd solcher Fabel eine des Abends vber Tisch mit Kindern vnd Gesind nützlich vnd lüstiglich handeln / das man nicht darff so schampar vnd vnvernünfftig sein / wie in den vnzüchtigen Tabernen vnd Wirtsheusern /

Denn wir vleis gethan haben / eitel feine reine nützliche Fabeln / in ein Buch zubringen / dazu die Legend Esopi.

WAs sonst nutz vnd nicht schedliche Fabeln sind / wöllen wir mit der zeit auch / so Gott wil / leutern vnd fegen / damit es ein lustiger vnd lieblicher / doch erbarlicher vnd züchtiger vnd nützlicher Esopus werde / des man one Sünde lachen vnd gebrauchen könde / Kinder vnd Gesind zu warnen vnd vnterweisen auff jr zukünftiges Leben vnd Wandel / Daher er denn von anfang ertichtet vnd gemacht ist.

VNd das ich ein Exempel gebe der Fabeln wol zugebrauchen / Wenn ein Hausvater vber Tisch wil Kurtzweil haben / die nützlich ist / kan er sein Weib / Kind / Gesind fragen / Was bedeut diese oder diese Fabel vnd beide sie vnd sich darin übe. Als die fünffte Fabel vom Hund mit dem Stück fleisch im Maul / bedeutet / wenn einem Knecht oder Magd zu wol ist / vnd wils bessern / so gehets jm / wie dem Hund / das sie das gute verlieren / vnd jenes bessere nicht kriegen. Item / wenn sich ein Knecht an den andern hengt / vnd sich verfüren lesst / das jm gehe / wie dem Frosch an der Maus gebunden / in der dritten Fabel / die der Weihe alle beide fras / Vnd so fort an in den andern Fabeln mit lieb / mit leid / mit drewen vnd locken / wie man vermag / One das wir müssen das vnser bey jnen thun.

3. Der XLVI. Psalm.

Deus noster refugium & virtus.
Ein' feste Burg ist unser Gott.

Der Achte Teil vnd letzte aller Bücher vnd schrifften des thewren seligen Mans Gottes / Doctoris Martini Lutheri. Gedruckt zu Jhena / durch Thomas Rebarts seligen nachgelassen Erben. Anno MDLXXX Bl. 364. — K. E. P. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. Stuttgart, 1841. S. 144. — Lüben, Auswahl. I. 86.

1. Erläuterungen.

Str. 1. Das Lied beginnt mit zwei treffend gewählten Vergleichungen. Da wir uns Gottes schützende Allmacht nur nach irdischen Begriffen vorstellen können, so war es passend, sie mit einer „festen Burg“ und „guter Wehr und Waffen“ zu vergleichen. Wie in einer auf Felsen gegründeten Burg der Feind uns nichts anhaben kann, wie wir umgürtet mit Wehr und Waffen, voll Zuversicht allen Angriffen von außen entgegensehen können; so sind wir auch in Gottes Schutz und im Glauben an Gott gesichert gegen alle Angriffe des Bösen. Überdies ist die Vergleichung eine echt biblische, da sie namentlich im A. Test. häufig angewendet wird. So singt David (2 Sam. 22, 2 u. 3): Der Herr ist mein Fels und meine Burg und mein Erretter. Gott

ist mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Horn meines Heils, mein Schutz und meine Zuflucht. Vergleiche ferner: Ps. 18, 3. Ps. 31, 3 u. 4; 71, 3; 91, 2; 144, 2.

„Wehr und Waffen". Wehr ist im gewöhnlichen Gebrauche der übergeordnete Begriff, bezeichnet jedoch hier s. v. a. Schirm und Schutz, ein Werk oder eine Anstalt zur Sicherheit, zur Abwehr eines Feindes. Was bezeichnen deshalb die Zusammensetzungen Schutzwehr, Brustwehr, Landwehr? — Waffen (eigentlich Waffe) bezeichnet das Angriffsmittel.

„Er hilft uns frei aus aller Not" = hilft uns, daß wir frei werden von aller Not.

„Betroffen" = getroffen, von der wir jetzt heimgesucht werden.

„Der alt böse Feind" = der Teufel.

„Grausam Rüstung", hier im uneigentlichen Sinne gebraucht, wonach es soviel als Grauen erregende, entsetzliche, greuliche Rüstung bedeutet, weil sie unser Verderben bezweckt.

„Auf Erd' ist nicht sein'sgleichen", nämlich nichts, was ihm an Bosheit und List, an Macht und Grausamkeit gleich käme.

2. „Mit unser Macht ist nichts gethan", mit unsrer Klugheit und Weisheit, unserm Thun und Handeln ist nichts auszurichten gegen die große Macht und List des Feindes.

„Wir sind gar bald verloren", überwunden und dem Verderben angefallen, wenn wir nämlich allein kämpfen.

„Erkoren" = erwählt, um für uns zu kämpfen.

„Der Herr Zebaoth" = Herr der himmlischen Heerscharen, nämlich der Engel, die hier als Kriegsheer Gottes gedacht werden. Diese Benennung wird sonst nur von Gott gebraucht, Vater und Sohn gelten aber Luther gleich.

„Das Feld muß er behalten", als Sieger; der überwundene böse Feind muß das Feld (Schlachtfeld) räumen.

3. Die ersten 4 Zeilen erinnern lebhaft an Luthers bekannten Ausspruch auf seiner Reise nach der Wormser Reichsversammlung: „Wenn auch so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hingehen und mich nicht fürchten", sowie auch an das (unten mitgeteilte) Gebet, das er hielt, ehe er vor die Reichsversammlung trat.

„Der Fürst dieser Welt" = der Teufel (Joh. 16, 11); „Welt" = die gesamte nicht erlöste Menschheit.

„Wie sau'r er sich stellt" = wie drohende und grimmige Gebärden er uns zeigt.

„Das macht, er ist gericht't" = Gott hat ihn verworfen, „ihn mit Ketten der Finsternis zur Hölle gestoßen", 2 Petri 2, 4.

„Ein Wörtlein kann ihn fällen", d. h. zum Falle

bringen, stürzen. Hindeutung auf die Macht des Wortes Gottes. Matth. 4, 11. Unter dem „Wörtlein“ kann der Name „Jesus“ verstanden sein.

4. „Das Wort sie sollen lassen stahn“. „Wort“, insbesondere den Namen Jesus, den „sie“, nämlich die Feinde der Wahrheit, verdrängen und durch den Papst, das göttliche Wort aber durch ihre eigenen Lehren und Satzungen ersetzen wollten. „stahn“, alte Form für stehen.

„Und kein Dank dazu haben!“ = damit verdienen, weil sie das Wort wider ihren Willen müssen stehen lassen, der Wahrheit nicht den Sieg nehmen, noch sie vernichten können.

„Er ist bei uns wohl auf dem Plan“ (Kampfplatze) = Christus ist bei uns im Kampfe gegen unsere Widersacher.

Sinn der Schlußzeilen: Sie haben keinen Gewinn von der Zerstörung unserer irdischen Güter, da sie uns die höhern himmlischen (das Reich Gottes) nicht rauben können.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Gott ist unsere Zuversicht; er befreit uns aus aller Not, trotz des bösen Feindes Macht und List.
2. Wir selbst vermögen nichts; Christus streitet für uns und wird siegen.
3. Wir fürchten uns nicht vor der Macht der Hölle; denn der Fürst dieser Welt ist gerichtet.
4. Gott verläßt uns nicht mit seinem Wort; darum mögen sie uns immerhin Leib und Leben nehmen, das Reich Gottes bleibt uns.

3. Gliederung.

Das ganze Lied zerfällt in zwei Hauptteile: indem es nachweist:

1) warum unser Gott eine feste Burg ist, indem er nämlich
   a) unsere Schutzwehr und Hilfe ist gegen den alten bösen Feind (Str. 1),
   b) durch Christum siegend für uns streitet (Str. 2);

2) wie wir dadurch gestärkt und mit fröhlichem Glauben erfüllt werden, indem wir nämlich
   a) uns hinfort nicht mehr fürchten, wenn auch alle Teufel gegen uns stritten (Str. 3),
   b) dessen gewiß sind, daß das Reich Gottes uns bleiben muß, wenn auch alles andere verloren ginge (Str. 4).

4. Grundgedanke.

Der Grundgedanke des ganzen Liedes leuchtet aus jedem Satze hervor, z. B. gleich aus der 1. Zeile: „Ein’ feste Burg ist unser Gott“; doch sind es namentlich die 2. u. 3. Str., in welchen

die Idee mit Begeisterung heraustritt. Schamelius lehrt uns das Verständnis dieser beiden Strophen, indem er sagt: „Wir überwinden durch demütige und gläubige Ergreifung der göttlichen Kraft. Der böse Feind ist alsdann gegen einen Christen wie eine Fliege gegen einen wohlgerüsteten Mann.“ Sehr gut ist der Grundgedanke in dem Straßburger großen Kirchengesangbuche von 1541 als Überschrift des Liedes angegeben: „Ein Rühmpsalm von der gewaltigen Hilfe und sieghaftem Beistand Gottes, den er beweiset allen, die sich ihm gänzlich vertrauen und an seinem Worte halten wider alle Macht und Wüten der tobenden Welt.“ Auf diesem Grundgedanken ruht Luthers ganzes Leben und Wirken, und darum ging das Lied so recht aus seiner innersten Seele hervor. Nirgends ist sein Heldensinn in Worten schöner ausgeprägt, als in der 3. Str., dem Gipfelpunkte des Liedes, von welcher Dr. Jakob Weller sagt: „Das sind Worte eines Christen, der ganz brennt und fest steht im Glauben“, und wenn Spangenberg, ein Zeitgenosse Luthers, i. J. 1569 schreibt: „Wenn ich Dr. Martin Luther vor 23 Jahren zu Wittenberg etwa entgegensah, da dünket mich gleich, als sähe ich also ein groß, gewaltig, wohlgerüstet Streitschiff, das unter die Feinde auf dem ungestümen Meer getrost hineinsetzet“; so wird man unwillkürlich an die 3. Str. unseres Liedes erinnert.

Der beste Kommentar zu demselben ist jedoch das Gebet, in welchem Luther am 17. April 1521, ehe er vor die Reichsversammlung zu Worms trat, den „rechten Mann“ anrief. Es lautet also: „Allmächtiger, ewiger Gott, wie ist es nur ein Ding um die Welt! Wie sperret sie den Leuten die Mäuler auf! wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen zu Gott. Wie ist das Fleisch so zart und schwach, und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen. Wie ziehet sie so bald die Hand ab — — und siehet nur allein an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat. Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist's mit mir aus; die Glocke ist schon gegossen, und das Urteil gefället. Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott, stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit; thue du es, du mußt es thun, du alleine! Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache, habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu thun. Wollte ich doch auch wohl gute geruhige Tage haben, und unverworren sein. Aber dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist! Stehe mir bei, du treuer und ewiger Gott, ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, was fleischlich ist. O Gott, o Gott, hörest du nicht, mein Gott! bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben,

du verbirgest dich allein. Hast du mich dazu erwählet? Ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß: ei, so walte es Gott, so stehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sein soll, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geistes. Herr, wo bleibst du, du, mein Gott, wo bist du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein; denn gerecht ist die Sache und dein, darum will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in deinem Namen! Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl unbezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wäre, und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, dafür aber dein Wort und Geist mir gut ist, und ist auch nur um den Leib zu thun; die Seele ist dein, und gehöret dir zu, und bleibet auch bei dir ewig. Amen. Gott helfe mir. Amen!"

5. Verhältnis des Liedes zu dem 46. Psalm.

Luther bearbeitete aus innerm Triebe und angeregt durch jeweilige Lebensereignisse einige biblische Psalmen und suchte sie für den gottesdienstlichen Gebrauch einzurichten. Daß viele dieser Bearbeitungen keine bloßen Paraphrasen (Umschreibungen) des Psalmentextes sind, sehen wir an dem vorliegenden Kirchenliede. Es ist der Grundgedanke und der begeisterte Aufschwung im ganzen, den Psalm und Lied mit einander gemein haben; in der Ausführung des Einzelnen weichen sie wesentlich von einander ab. Die Abweichungen wurden schon durch die Umstände bedingt, unter welchen beide entstanden, ganz besonders durch die Zeit, in welcher sie gedichtet wurden. Zwischen beiden liegt das Erlösungswerk fast mitten inne. Dort ist es allein der hebräische Jehovah, der Gott Jakobs, dessen Allmacht und Liebe den Psalmensänger mit Zuversicht erfüllen; hier waltet der in Christus geoffenbarte Zebaoth, der der Schlange den Kopf zertreten, dem Tode die Macht genommen hat, dessen Versöhnungstod am Kreuze den christlichen Sänger zu heldenhaftem Glaubensmute begeistert. Er giebt die Gedanken des Psalmisten wieder, aber verklärt und gehoben durch den Glauben an den erschienenen Messias, dem jener noch harrend entgegensieht. So viel höher deshalb die Zeit nach Christus über der vorchristlichen steht, so viel höher steht der Luthersche Hymnus über dem alttestamentlichen Psalme.

6. Die äußere Form und Melodie des Liedes.

„Ein' feste Burg ist unser Gott" gehört seit seiner Entstehung zu den Kirchenliedern. Da es das Lob Gottes in hoher Begeisterung ausspricht, so kann es auch als Hymne bezeichnet werden.

Die Strophen sind nach dem oben (bei Walther von der Vogelweide) erwähnten Gesetz der Dreiteiligkeit gebaut und bestehen aus 9 Versen, deren jeder 3 oder 4 Hebungen hat. Der Versbau war zu Luthers Zeit bereits so weit entartet, daß man die Füße nicht mehr maß, sondern nur die Silben zählte, daß man sich zur Bindung der Verszeilen oft mit der größern oder geringeren Ähnlichkeit des Klanges begnügte, und auch wohl, um die Reime zu finden, die Wörter gewaltsam verstümmelte oder Silben hinzusetzte. Am fernsten hielt sich das Kirchenlied von diesen Willkürlichkeiten; doch finden wir selbst auch in dem vorliegenden einzelne Härten und Verstümmelungen von Silben, die indessen gerade dem Charakter dieses Liedes angemessen erscheinen; denn dadurch, daß in vielen Wörtern die weiblichen Endungen weggelassen sind (z. B. ein statt eine, alt statt alte, groß statt große, sein grausam statt seine grausame, Erd statt Erde, streit für streitet, war statt wäre, kein statt keinen), bekommt der ganze Ausdruck mehr Kraft und Entschiedenheit.

7. Zur Geschichte des Liedes.

Der Sage nach soll Luther dieses Lied i. J. 1530 auf der Feste Coburg gedichtet und auch die Melodie dazu geschaffen haben.

Nach den Forschungen von Philipp Wackernagel: Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 18. Jahrh. Bd. I. Vorwort XX scheint es aber zweifellos zu sein, daß Luther dies Lied in der 1. Hälfte d. J. 1529, vielleicht schon im April dieses Jahres, zur Zeit des Speierschen Reichstags in Wittenberg gedichtet hat. Die Melodie hat der kursächsische Kapellmeister Johann Walther zu Torgau 1530 erfunden. Es hat sich ein reformiertes Gesangbuch gefunden, das den Titel führt: „Form vnd Ordnung Geistlicher Gesang vnd Psalmen" MD.XXIX. In diesem Gesangbuch ist unter Nr. 210 unser Lied vorhanden, allerdings nur dem Texte, nicht dem Melodiekörper nach. Doch soll noch ein zweites Druckwerk existieren, und zwar ein lutherisches von demselben Jahre 1529, das unser Lied seinem ganzen Inhalte nach mit aufführt und betitelt ist: „Geistliche Lieder auffs new gebessert zu Wittenberg Dr. Martin Luther, XXIX." Am Ende: „Gedruckt zu Wittenberg durch Joseph Klug 1529." Allein dieses sog. Klugsche Gesangbuch hat sich bis jetzt allen Nachforschungen entzogen, so daß seit dem J. 1788 dasselbe von niemand wieder gesehen worden ist. Daß es aber vorhanden war, beweist das Augsburger Gesangbuch von 1529, von welchem ein Exemplar im Besitze des Prof. Greiff in Augsburg ist. In diesem befinden sich unter Nr. 10 einige weitere Mittheilungen zur Geschichte des Klugschen Gesangbuches von 1529.

Die erste authentische Quelle, welche das Lied „Ein' feste Burg &c." vollständig mit seiner Gesangesweise bringt, ist ein Erfurter Gesangbuch: Geistliche Lieder Luthers &c. 1531. Em Ende: Gedruckt zu Erffurdt, Andreas Rauscher, zum halben Rad in der Weymer Gassen MD.XXXI. und ein Nürnberger: Kirchengesenge mit viel schönen Psalmen und Melodey gantz geendert und gemert 1531. Am Ende: Gedruckt zu Nürnberg durch Jobst Gutknecht. Von höchster Wichtigkeit ist aber die Veröffentlichung eines der wieder aufgefundenen Stimmbücher des Luther-Codex vom Jahre 1530. Der Besitzer dieser seltenen Reliquie, Verlagsbuchhändler H. Klemm in Dresden, hat eine neue Ausgabe veranstaltet, welche den Titel führt: Ein feste Burgk ist vnser got. Der neu aufgefundene Luther-Codex vom J. 1530. Eine von dem großen Reformator eigenhändig benutzte und ihm von dem kursächsischen Kapellmeister Johann Walther verehrte handschriftliche Sammlung geistlicher Lieder und Tonsätze &c. Herausgeg. v. Otto Kade. Dresden 1871.

Auf das Titelblatt dieses Stimmbuchs hat Luther eigenhändig folgende Schenkungs-Inschrift geschrieben:

Hat myr verehrt meyn guter Freund
Herr Johann Walther,
Komponist Musice
zu Torgaw
1530
dem Gott gnade
Martinus Luther.

In diesem Luther-Codex findet sich auch schon „Ein' feste Burg &c." mit seiner Singweise,*) ein neuer Beweis, daß das Lied schon vor dem Augsburger Reichstage gedichtet wurde. Mithin kann von der Entstehung des Lutherliedes auf der Feste Coburg wohl nicht weiter die Rede sein.

Das Lied fand schnell die allgemeinste Verbreitung an allen Orten, wo Anhänger der reinen evangelischen Lehre wohnten. Bereits i. J. 1532 sang die Gemeinde Schweinfurt in Franken dasselbe wider den Willen ihres Pfarrers in der Kirche, und die Kinder sangen es des Nachts auf der Gasse, worauf bald die Reformation daselbst erfolgte.

Als Melanchthon, Jonas und Creutziger, nach Luthers Tode die 3 Hauptsäulen der evangelischen Kirche, i. J. 1547 nach der Einnahme Wittenberg verbannt wurden, und sie betrübt in Weimar einzogen, hörten sie ein Mägdlein dieses Lied singen, und wurden dadurch gar sehr getröstet, besonders durch

*) Das Faksimile s. auch in: König, Deutsche Litteraturgeschichte. 10. Afl. 222.

die Worte: „Und wenn die Welt voll Teufel wär' ꝛc.“ Melanchthon aber sprach zu der frommen Sängerin: „Singe, liebes Töchterlein, singe, du weißt nicht, was du für große Leute jetzo tröstest.“ — Kurfürst Friedrich III., der Pfalzgraf, welcher gefragt wurde, warum er keine Festungen in seinem Lande anlege, antwortete: „Eine feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffe; so haben wir getreue Unterthanen und im Fall der Not eine Anzahl von Kriegsleuten, die nicht allein mit Wehr und Waffen, sondern auch fürnämlich mit dem Gebet unsern Feinden widerstehen können.“

Im J. 1537 wurde Wolfgang, Fürst von Anhalt, vom Kaiser in die Acht erklärt, und sein Land einem spanischen Günstlinge geschenkt. Als nun der Achtbrief angelangt war, setzte er sich auf seinem Schlosse zu Bernburg zu Pferde, ritt durch die bestürzte Stadt und sang zum Abschiede auf dem Marktplatze noch mit heller Stimme dieses Lied. — Als Kaiser Karl V. i. J. 1548 die evangelischen Prediger zu Augsburg ihrer Dienste entließ, weil sie das Interim nicht annehmen wollten, kamen sie zu dem gefangenen Kurfürsten Joh. Friedrich von Sachsen und berichteten ihm, daß sie nicht allein ihres Dienstes entsetzt seien, sondern Kaiserl. Maj. ihnen auch das römische Reich verboten hätten. Auf dies fing der Kurfürst an zu weinen, daß ihm die Thränen über die Wangen flossen, stand auf, ging ans Fenster, wandte sich aber bald wieder zu ihnen und sagte: „Hat euch denn der Kaiser auch den Himmel verboten?“ — „Nein!“ — Dann fuhr er fort und sprach: „So hat es noch keine Not, das Reich muß uns doch bleiben; so wird Gott auch ein Land finden, daß ihr sein Wort könnt predigen.“

Der edle Schwedenkönig Gustav Adolf ließ am Morgen vor dem Beginn der Schlacht bei Breitenfeld (7. Sept. 1631) sein ganzes Herr das Lied anstimmen, und als ihm nun Gott zum Siege verholfen und er den Feind allenthalben fliehen sah, warf er sich mitten unter den Toten und Verwundeten auf seine Kniee, dankte Gott und rief: „Das Feld muß er behalten.“

Tobias Kießling, der gottselige Kaufmann von Nürnberg, der Bibeln verbreitend viele Jahre in Oberösterreich, Kärnthen und Steiermark unter den dortigen Protestanten umherzog, erzählt, er habe es in jener Zeit vor dem Erscheinen des Toleranzedikts Kaiser Josephs II. i. J. 1781 oft mit angesehen und gehört, wie man z. B. in Linz evangelische Männer und Weiber herbeigeschleppt und auf Schiffe gepackt habe, um sie in die untersten Gegenden Ungarns und Siebenbürgens zu führen. Die kleinen Kinder habe man von der Brust und aus den Armen der Mütter gerissen, damit ihre Seelen gerettet und nicht samt denen der Eltern als Ketzer verdammt würden, wobei man es den Müttern

freistellte, ob sie bei ihren Kindern bleiben und dem herrschenden katholischen Glauben folgen, oder von ihnen für diese ganze Lebenszeit scheiden wollten. Die Mütter weinten bitterlich am Halse der Kinder, blickten dann nach oben, wanden sich los, eilten zu dem Haufen der andern Glaubenskämpfer, die sich in die Verbannung abführen ließen, und sangen herzerschütternd: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib 2c."*)

Auch der Hugenotten in Frankreich tägliches Stärkungslied war dieser Psalm in jenen blutigen Kriegen und Verfolgungen, die zwischen 1560 u. 72 über sie kamen; sogar als man sie mit Feuer und Schwert hinrichtete, starben sie freudig mit diesem Gesange, ohne ihren Glauben zu verleugnen. So kam in neuester Zeit durch Meyerbeers Oper „die Hugenotten" Lied und Weise: „Ein' feste Burg" sogar auf die Bühne.

In den Tagen des August 1845 rottete sich das protestantische Volk in Leipzig vor dem Gasthause auf dem Roßmarkte zusammen, in welchem Prinz Johann von Sachsen verweilte, welchen dasselbe in Verdacht hatte, ein Hauptfeind der protestantischen Glaubensfreiheit zu sein, und die Einführung der Jesuitenherrschaft zu begünstigen, und sang ihm, wie aus einem Munde, trotzend dieses Lied entgegen.

Die große Achtung und Ehrfurcht vor diesem Liede als „der evangelischen Kirche Schutz und Trutz" hat sich auch darin erwiesen, daß es der leidigen Gesangbuchs-Revolution unangetastet entging, und in seiner ursprünglichen Kraft und Schönheit erhalten blieb.

4. Der CXXX. Psalm.

De Profundis clamavi ad te Domine.
Aus tieffer Not schrey ich zu Dir.

Luthers Wke., obige Ausg. VIII, Bl. 365b. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 7. Lüben, Auswahl. I. 87.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „Aus tieffer Not schrey ich zu dir", aus tiefem Sündenelend, in tiefer Seelenangst wegen meiner Sünden, rufe ich zu dir, Herr Gott, mit lauter, erhobener Stimme.

V. 3. u. 4. „Dein gnedig Ohren ker zu mir vnd meiner Bitt sie öffen." Die heilige Schrift legt Gott zur Bezeichnung von Eigenschaften oft Gliedmaßen bei: Auge, Ohr, Mund, Hand, Arm, weil der Mensch nicht im Stande ist, ihn ganz geistig zu denken; daher richtet der Bußfertige seinen Notschrei zu Gottes gnädigen Ohren, damit sie zur Erhörung sich öffnen, zur Hilfe sich bewegen lassen.

*) Schubert, Altes und Neues. 3. Aufl. II., S. 102 ff.

V. 5. „Das sehen an" mit richtendem, strafendem Auge beurteilen, anrechnen, nämlich die gethane Sünde, das schwere Unrecht.

2. V. 1—5. Die Sündenvergebung, die Rechtfertigung ist nur zu erlangen durch Gottes Gnade, nicht durch Verdienst der Werke.

V. 6 u. 7. Unsere guten Werke taugen nichts vor Gott — und trotzdem fordert Gott gute Werke von uns. Pred. Sal. 12, 13, „Des mus dich fürchten jederman", d. h. jedermann hat sich zu scheuen, Gottes Mißfallen zu erregen, ihn zu betrüben, jedermann muß ihn in Ehren halten und ihm dienen als einer, der, gerechtfertigt durch Gottes Gnade, Gottes Gnade (Dativ) lebt, d. i. als wiedergeborener Mensch aus Dankbarkeit gegen die aus göttlicher Gnade erlangte Rechtfertigung in einem neuen Leben noch dem Wohlgefallen Gottes wandelt, also ein Christ ist, dessen vom heiligen Geiste gewirkte gute Werke Folgen der Vergebung sind, der viel liebt, weil ihm viel gegeben ist, nicht aber seiner eigenen Gerechtigkeit lebt, d. h. seine guten Werke als Mittel zur Rechtfertigung ansieht.

Zu diesen beiden Versen bemerkt Luther „in der anderen vnd newen Vorrede zu den geistlichen Liedern vnd Psalmen, zusammengebracht Anno MDXLVI, siehe Luthers Werke, Jena MDLXXX Tl. VIII Bl. 357: Im De Profundis sols also stehen / Des mus dich fürchten jederman / Ist versehen / oder ist vbermeistert / das fast in Büchern stehet / des mus sich fürchten jederman / Vt timearis. Denn es ist Ebreisch gered / Wie Matth. 15. Vergeblich fürchten sie mich mit Menschen Lere. Und Psal. 14. vnd Psal. 53. Sie ruffen den HErrn nicht an / da fürchten sie / da nicht zu fürchten ist / das ist / Sie können viel Demut / bucken / vnd tucken in jrem Gottesdienst / da ich keinen Gottesdienst wil haben. Also ist hie auch die meinung / Weil sonst nirgend vergebung der Sünden zu finden ist / denn bey dir / So müssen sie wol alle Abgötterei faren lassen / Vnd thuns gern / das sie sich für dir bucken / tucken / zum Creutz kriechen / vnd allein dich in ehren halten / vnd zu dir Zuflucht haben / vnd dir dienen / Als die deiner Gnade leben / vnd nicht jrer eigen Gerechtigkeit ꝛc."

3. V. 3. „Auff jhn mein Hertz sol lassen sich", auf ihn soll sich mein Herz verlassen.

4. V. 1. „Vnd ob es werd", nämlich das Harren auf den Trost und die Hilfe Gottes in der tiefen Not währt, dauert.

V. 5—7 ist ein Hinweis auf den im Geiste wiedergeborenen Jakob, der in seiner Seelenangst (1. Mos. 32, 26) den Herrn festhielt mit der Bitte: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Sollte der Herr mit seiner Hilfe und seinem Troste verziehen, so will er dennoch nicht an Gottes Macht und Willen verzweifeln (negative Seite), sondern (positiv) als ein wiedergeborener Christ seines Gottes Hilfsstündlein erharren.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Aus tiefem Sündenelend ruft der bußfertige Sünder zum gnädigen Gott um Hilfe, da er vor dem gerechten nicht bestehen kann.

2. Die Sündenvergebung ist nur zu erlangen durch Gnade, nicht durch Verdienst der Werke; denn nur diejenigen können Gott fürchten, in Ehren halten und ihm dienen, die durch seine Gnade gerechtfertigt wurden.

3. Aus diesem Grunde will der Hilfsbedürftige nicht dem eigenen Verdienste trauen, sondern der im Worte Gottes zugesagten göttlichen Güte als Trost und Hort zu aller Zeit harren.

4. Sollte das Harren ein andauerndes sein, so will er dennoch an Gottes Macht zur Hilfe nicht verzweifeln, sondern als ein wiedergeborener Israel sprechen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!"

5. Wenn das Sündenelend auch noch so tief und schwer ist, so wird doch Gott als ein guter Hirt den bußfertigen und glaubensvoll zu ihm schreienden Sünder erlösen; denn seine helfende Hand ist ohne Ende.

3. Gedankengang.

Aus tiefer Sündennot kommt der Angstruf nach Hilfe (Str. 1), die da besteht in Vergebung der Schuld aus Gnade, nicht nach Verdienst (Str. 2), als Hoffnungsanker gegründet im Worte Gottes (Str. 3), dem ein rechter Israel unbesorgt vertraut, wie lange die Angst auch währe (Str. 4); denn Gottes Gnade ist größer als die Sündenschuld (Str. 5).

4. Grundgedanke.

Den Grundgedanken dieses Hilferufs an die Gnade Gottes aus geängstetem, aber gläubigem Herzen enthält Str. 5 in den Worten: „Ob bei uns ist der Sünde viel, bei Gott ist vielmehr Gnade."

5. Verhältnis des Liedes zum 130. Psalm.

Dieses Bußlied ist eine metrische Umschreibung (Paraphrase) des 130. Psalms, die Luther selbst als den „Psalm De profundis" (aus der Tiefe) bezeichnet. Sie schließt sich an denselben so unmittelbar an, daß der ganze Gedankengang des Liedes in jenem Psalm ersehen werden kann, weshalb man bei der Erläuterung des Liedes den Psalm vor Augen nehmen muß. Str. 1 umschließt V. 1—3, Str. 2 V. 4, Str. 3 V. 5, Str. 4 V. 6—7 u. Str. 5 V. 7—8.

6. Zur Geschichte des Liedes.

Unser Lied ist eines der ältesten Lieder Luthers, jedenfalls schon 1523 gedichtet; denn es erschien, noch ohne Luthers Mitwirkung,

im Achtliederbuch, im sog. kleinen Enchiridion. Dieses führt den Titel: Etlich christliche Lyeder Lobgesang und Psalm dem reinen Wort Gottes gemeß aus der h. gschrifft durch mancherlay Hochgelerter gemacht, in der Kirchen zu singen, wie es denn zum tail bereyt zu Wittenberg in yebung ist. Witenberg. 1524.*)

In dieser Ausgabe hat unser Lied nur 4 Strophen, indem Str. 2 u. 3 nur eine bildeten. Mit 5 Strophen erschien es noch in demselben Jahre in dem von Luther und Joh. Walther herausgegebenen Wittenberger oder Waltherschen Chorgesangbüchlein.

Einige geschichtliche Züge über dieses Bußlied sind bemerkenswert. Schon am 6. Mai 1524 wurde unser Lied von einem alten, armen Tuchmacher auf den Straßen Magdeburgs feil geboten und gesungen. Als ihn dieserhalb der Bürgermeister Rubin ins Gefängnis werfen ließ, zogen 200 fromme Bürger auf das Rathaus und erkämpften die Freiheit des greisen Sängers. Nachher hat es vielen Leuten teils in der Sterbestunde, teils in besonderer Anfechtung rechten Trost gewährt. Luther selbst, der während des Augsburger Reichstags auf der Feste Coburg weilte, hatte, wie sein ganzes Leben hindurch, so auch dort vom Teufel große Anfechtung zu bestehen. Als er da nun einmal von einer schweren Ohnmacht erwachte, sagte er zu seinem Diener: „Kommt, wir wollen dem Teufel zu Trutz den Psalm: Aus tiefer Not ꝛc. auf vier Stimmen singen und Gott damit loben und preisen.“

Als Luthers Leiche am 20. Febr. 1546 auf dem Wege von Eisleben nach Wittenberg eine Nacht über in der Kirche „Unserer lieben Frauen“ in Halle ausgestellt war, drängte sich viel Volk herzu und stimmte das Lied an: Aus tiefer Not ꝛc., das aber mehr geweint, als gesungen wurde.

Auch wurde es bei der Beisetzung des Kurfürsten Friedrich des Weisen i. J. 1525 in der Schloßkirche zu Wittenberg gesungen. Für die Evangelischen in Straßburg ist es ein Trauerlied geworden. M. Schulin schreibt unter dem 15. Jan. 1687, daß während der Belagerung Straßburgs durch die Franzosen dies Lied im Münster von den Evangelischen gesungen worden ist.

Über das Kirchenlied im allgemeinen.

Eine der edelsten Früchte der Reformation ist unstreitig neben der Bibelübersetzung das evangelische Kirchenlied. Es ist aus des Volkes tief innerstem Gemüte hervorgegangen, da die Männer, welche es dichteten, nur den Gedanken und Gefühlen des Volkes Ausdruck verliehen.

Die Kunstpoesie des 13. Jahrh., der Minnegesang, förderte

---

*) Wahrscheinlich ist aber der Druckort Nürnberg, weshalb Wackernagel es immer nur das „Nürnberger Büchlein von 1524“ nennt.

die Teilnahme des Volkes an religiösen Gesängen nicht; es entstanden wohl auch geistliche Lieder, aber diese schilderten nur die subjektiven Empfindungen des Dichters, oder ergingen sich in tiefsinnigen Betrachtungen der Geheimnisse in den Kernlehren des Christentums; dem Volke blieben sie fremd, und in die kirchliche Liturgie konnten sie nicht eingeführt werden. Der Kirchengesang war kein Gesang des Volkes und konnte dies nicht sein; einmal, weil er in lateinischen Gesängen bestand, dann aber auch, weil diese Gesänge (Hymnen) wohl die Thaten Gottes an und für sich darstellten, aber die Wirkungen dieser Thaten auf das menschliche Herz außer acht ließen. Erst im 15. Jahrh. wurde, angeregt durch die reformatorischen Bestrebungen Husens und seiner Anhänger, der Versuch gemacht, die lateinischen Hymnen aus den Kirchen zu verdrängen und an ihre Stelle deutschen Kirchengesang zu setzen. Peter Dresdensis (eigentlich Faulfisch), ein Schüler Husens und von 1409—14 Rektor zu Zwickau, war der erste, der es sich zur Aufgabe machte, deutsche Lieder in die Kirchen einzuführen. Er blieb nicht ohne Nachfolger, doch war der Gebrauch der deutschen Kirchenlieder nur sehr vereinzelt, und beschränkte sich fast nur auf hohe Festtage. Überdies entbehrten sie auch des inneren religiösen Gehaltes, der Glaubensfreudigkeit und des poetischen Schwunges derjenigen Lieder, welche die Reformation schuf. Nach der Art ihrer Entstehung kann man die Kirchenlieder des 15. Jahrh. in 4 Klassen teilen:

1. Übersetzungen und Überarbeitungen lateinischer Kirchenlieder. Zu diesen gehört z. B. das alte Lied: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott." Die Übersetzungen waren meistens sehr roh und unvollkommen, so daß die Schönheit der lateinischen Hymnen darunter ganz verloren ging.

2. Halbdeutsche und halblateinische oder Mischlieder, in welchen, nach Art der bei den fahrenden Klerikern oder geistlichen Vaganten schon im 13. Jahrh. gebräuchlichen spaßhaften weltlichen Lieder, lateinische und deutsche V. unter einander gemischt sind. Einer großen Verbreitung in Volkskreisen erfreute sich das Weihnachtslied: In dulci jubilo, von dem wir die 1. Str. hersetzen:

In dulci jubilo	In süßem Jubel
Nu singet vnd seyt fro!	Nun singet und seid froh!
vnsers hertzens wonne	Unsres Herzens Wonne
leyt in praesepio	Liegt in der Krippe;
Vnd leuchtet als die sonne	Und leuchtet als die Sonne
matris in gremio,	In der Mutter Schoß;
:,: Alpha es & O. :,:	Der ist das A und O.

3. Deutsche geistliche Originallieder für Festzeiten und besondere religiöse Feierlichkeiten. Es giebt davon nicht sehr viele, und die wenigen sind matt, lau und ohne Schwung, lang-

weilig, fast unsingbar, gewöhnlich Produkte der Meistersänger. Einige dieser Lieder sind von Luther verbessert worden.

4. **Umbildungen deutscher weltlicher Volkslieder.** An diesen versuchte man sich vorzugsweise gern, da sie am liebsten gesungen wurden und ihr Inhalt wie ihre Form, eng an das Volkslied sich anschließend, leicht herzustellen waren. Oft geschah es indessen auch, daß man bloß die Melodie eines weltlichen Liedes mit einem geistlichen Texte versah. Der gesunde Sinn des Volkes fand an solcher Vermischung des Weltlichen mit dem Kirchlichen keinen Anstoß, sondern sah darin nur eine Verklärung des erstern durch das letztere.

So wurde z. B. das Volkslied: „Ich waiß ein Fraw Fischerin", umgebildet unter dem Titel: „Das Lied von der Fischerin geistlich zu singen im weltlichen Ton." Volkslieder wie: „Es wollt' ein Jäger jagen" (Uhland, Volkslieder, S. 875) — „Gucku hat sich zu Tod gefall'n (Uhland, S. 45) — „Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlin" (Uhland, S. 581) bildeten die Grundlage geistlicher Lieder. Da hieß es denn z. B. so:

> „den liebsten bulen, den ich hab, der leit beim wirt im keller",*) contrafactum (Nachbildung) uf einen geistlichen sin: „den liebsten herren, den ich han, der ist mit lieb gebunden." Sieben Strophen.
>
> „es hat ein man sin wip verloren", contrafactum uf einen geistlichen sin: „es hat ein mensch gots huld verloren." Neun Strophen.

So wurde auch auf das weltliche Lied: „Innsbruck ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremde Land dahin" rc., (s. Uhland, Volkslieder, S. 131), welches ein süddeutsches Lied wandernder Handwerksburschen war, von Johann Hesse das geistliche Lied gedichtet: „O Welt, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, ins ewig Vaterland" rc., auf dessen Melodie sodann später Paul Gerhardt sein Passionslied: „O Welt, sieh hier dein Leben" gedichtet hat. —

So stand es mit dem Kirchenliede, als die Reformation begann, und die Herrschaft des Papstes und der römischen Kurie in Deutschland gebrochen wurde. Mit ihr fiel auch der Glaube an eine

---

*) Als Probe der damaligen Volkslieder setzen wir nach Uhland, Volkslieder, S. 585 dies „Zechlied" hier her:

1. Den liebsten bulen, den ich hab,
der leit beim wirt im keller,
er hat ein hölzens röcklein an,
und heist der Muscateller;
er hat mich nechten trunken gmacht
und frölich heut den ganzen tag,
gott geb ihm heint ein gute nacht!

2. Von disem bulen, den ich mein,
wil ich dir bald eins bringen,
es ist der allerbeste wein,
macht mich lustig zu singen,
frischt mir das blut, gibt freien mut,
als durch sein kraft und eigenschaft,
nu grüß dich gott, mein rebensaft!

vom Volke getrennte, bevorrechtete Priesterkaste, und was ihr sonst allein zustand, das Lesen der Bibel und der geistliche Gesang in der Kirche, das gehörte nun auch dem Volke als ein göttliches Recht. Darum war es aber nötig, die Bibel zu übersetzen und echt deutsche evangelische Kirchenlieder zu schaffen. Das erste that Luther ganz, und im zweiten ging er mit dem besten Beispiele voran. Zur Dichtung deutscher Kirchenlieder trieb ihn zunächst das Bedürfnis, für seine deutsche Messe deutsche Gesänge zu haben, weshalb er auch noch für den altkatholischen „Sanctus" den Gesang: „Jesaja dem Propheten das geschah" und für das Credo Patrem den Gesang: „Wir glauben all an einen Gott" bearbeitete, ausdrücklich, um sie bei seiner deutschen Messe benutzen zu können. Luthers ausgesprochene Absicht bei seiner geistlichen Liederdichtung war, nach dem Vorgang der Väter des alten Bundes und der alten christlichen Kirchenväter, deutsche Psalmen für das Volk zu machen. Er wies auf den Psalm, als das ursprüngliche Muster des ältesten Kirchengesanges, zurück. „Ich bin willens," so schreibt er 1524 an seinen Freund, den kurfürstlichen Hofprediger Georg Spalatin, „nach dem Exempel der Propheten und alten Väter der Kirche, deutsche Psalmen für das Volk zu machen, das ist, geistliche Lieder, daß das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bleibe. Wir suchen also überall Poeten. Da Ihr nun der deutschen Sprache so Meister und so mächtig und so beredt darinnen seid, so bitte ich Euch, daß Ihr hierinnen mit uns Hand anleget und einen von den Psalmen zu einem Gesange zu machen sucht, wie Ihr hier ein Muster (d. h. eine Probe von mir) habt. Ich wollte aber, daß die neuen Wörtlein vom Hofe wegblieben, damit die Worte alle nach dem Begriff des Pöbels ganz schlecht und gemein, doch aber rein und geschickt herauskämen, hernach auch der Verstand fein deutlich und nach des Psalmes Meinung gegeben würde." *) Daneben übersetzte er jedoch auch lateinische Hymnen und schuf deutsche Originallieder, die als unerreichte Muster volkstümlicher Dichtungen bleibenden Wert haben.

Ihrer Entstehungsweise nach lassen sich die 36 deutschen Kirchenlieder Luthers nach folgenden Gesichtspunkten zusammenstellen:

A. Übersetzungen und Überarbeitungen lateinischer Gesänge.

a. Zuvor noch nicht verdeutschte.

1. Jesus Christus unser Heiland, der von uns den Gottes Zorn wand. — Im Jahre 1524.
2. Verleih uns Frieden gnädiglich. — Im J. 1529.

---

*) Koch, Geschichte des Kirchenliedes, I. S. 238 f.

b. Zuvor schon verdeutschte.

3. Gelobet seist du, Jesus Christ. — Im J. 1524.
4. Der du bist drei in Einigkeit. — Im J. 1543.
5. Was fürcht'st du Feind Herodis sehr. — Im J. 1541.
6. Komm, heiliger Geist, Herre Gott. — Im J. 1524.
7. Nun komm der Heiden Heiland. — Im J. 1524.
8. Wir glauben all an einen Gott. — Im J. 1524.
9. Herr Gott dich loben wir. — Im J. 1529.
10. Christum wir sollen loben schon. — Im J. 1524.
11. Mitten wir im Leben sind. — Im J. 1524.
12. Komm, Gott Schöpfer heil'ger Geist. — Im J. 1524.

B. Verbesserungen oder Überarbeitungen urdeutscher geistlicher Volkslieder.

13. Gott sei gelobet und gebenedeiet. — Im J. 1524.
14. Christ lag in Todesbanden. — Im J. 1524.
15. Nun bitten wir den heil'gen Geist. — Im J. 1524.
16. Gott der Vater wohn' uns bei. — Im J. 1524.

C. Bearbeitungen lateinischer Psalmen.

17. Ach Gott vom Himmel, sieh darein. — Ps. 12. — Im J. 1523.
18. Es spricht der Unweisen Mund. — Ps. 14. — Im J. 1524.
19. Ein' feste Burg ist unser Gott. — Ps. 46. — Im J. 1529.
20. Es woll' uns Gott genädig sein. — Ps. 67. — Im J. 1524.
21. Wär Gott nicht mit uns diese Zeit. — Ps. 124. — Im J. 1524.
22. Wohl dem, der in Gottesfurcht steht. — Ps. 128. — Im J. 1524.
23. Aus tiefer Not schrei ich zu dir. — Ps. 130. — Im J. 1524.

D. Bearbeitungen einzelner Bibelstellen.

24. Jesaja dem Propheten das geschah. — Jes. 6. — Im J. 1526.
25. Vater unser im Himmelreich. — Matth. 6. — Im J. 1539.
26. Vom Himmel hoch da komm ich her. — Luc. 2. — Im J. 1535.
27. Mit Fried' und Freud' fahr ich dahin. — Luc. 2. — Im J. 1524.
28. Sie ist mir lieb, die werte Magd. — Offenb. 12. — Im J. 1535.
29. Dies sind die heiligen zehn Gebot. — Die 10 G. — Im J. 1524.
30. Mensch, willt du leben seliglich. — Die 10 G. — Im J. 1524.
31. Christ, unser Herr, zum Jordan kam. — Die Geschichte der Taufe. — Im J. 1541.

E. Frei gedichtete Lieder.

32. Nun freut Euch, lieben Christen, gemein. — Im J. 1523.
33. Ein neues Lied wir heben an. — Im J. 1523.
34. Jesus Christus, unser Heiland, der den Tod. — Im J. 1524.
35. Vom Himmel kam der Engel Schar. — Im J. 1543.
36. Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort. — Im J. 1541.

Luthers Lieder wurden vom Volke mit Jubel aufgenommen und verbreiteten sich, das Werk der Reformation wesentlich fördernd, mit reißender Schnelligkeit. Wie sehr sie dem Papsttum geschadet haben mögen, beweist ein Ausspruch des spanischen Karmelitermönchs Thomas a Jesu, der da schreibt: „Es ist äußerst zu verwundern, wie sehr diejenigen Lieder das Luthertum fort-

gepflanzt haben, die in deutscher Sprache haufenweis aus Luthers Werkstatt geflogen sind, und in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern gesungen werden." Selbst beim katholischen Gottesdienst wurden sie hie und da eingeführt.

Das erste evangelische deutsche Gesangbuch erschien, besorgt von Luther und dem kurfürstlichen Kapellmeister Joh. Walther, schon im J. 1524 unter dem Titel: „Geistliche Gesangbüchleyn. Tenor. Wittenberg, 1524."*) Es enthielt 5 lateinische und 32 deutsche Gesänge. Darunter von Luther 24 (cf. S. 213. 214), von Speratus: Es ist das Heil uns kommen her; von Spengler: Durch Adams Fall; Es ist ein Ros entsprungen, von unbekanntem Verfasser. Bis zum J. 1571 gab es bereits 187 größere oder kleinere Gesangbücher.

Durch Luthers Vorgang angeregt und begeistert von der Sache des reinen Evangeliums, dichteten noch viele Geistliche Kirchenlieder, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Es waren dies im 16. u. zum Anfange d. 17. Jahrh. vorzüglich folgende:

Paulus Speratus, 1484—1551, Bischof in Preußen („Es ist das Heil uns kommen her", [1523] „Ich ruf' zu dir").

Paulus Eber, 1511—69, zuletzt chursächs. Generalsuperintendent. (Wenn wir in höchsten Nöten sein [vor 1567]; Herr Gott dich loben alle wir.)

Nikolaus Decius, richtiger Nikolaus von Hof, weil aus der Stadt Hof gebürtig, starb 1541 als Pastor in Stettin („Allein Gott in der Höh", vor 1526 gedichtet — „O Lamm Gottes", vor 1531 gedichtet).

Michael Weisse, um 1534 gest. als Pfarrer in der Brüdergemeinde zu Landskrone („Nun laßt uns den Leib begraben" [1531]).

Nikolaus Hermann, starb 1561 als Kantor in Joachimsthal („Erschienen ist der herrlich Tag" — „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich" [1554]).

Erasmus Alber(us), gest. 1553 als Superintendent zu Neubrandenburg („Ihr lieben Christen freuet euch" [1546]).

Joh. Mathesius, 1504—65, Pastor zu Joachimsthal („Aus meines Herzens Grunde" [1564?]).

Martin Schalling, 1532—1608, zuletzt Prediger in Nürnberg („Herzlich lieb hab ich dich" [1567]).

Ludwig Helmbold, 1532—98, Superintendent zu Mühlhausen („Von Gott will ich nicht lassen" [1563]).

Bartholomäus Ringwald, 1530—98 Pfarrer zu Lang-

*) Ohne Luthers Mitwirkung erschienen zuvor, wie schon oben bemerkt wurde: Das Achtliederbuch, gewöhnlich das kleine Enchiridion genannt. Wittenberg, 1524, und die beiden Erfurter Enchiridien mit 25 Liedern; nach dem einzigen zu Straßburg noch bewahrten Urdrucke neu und treu wieder besorgt von Reinthaler. Erfurt, Weingart. 4 M.

feld in der Mark („Allein auf Gott“ — „Herr Jesus Christ, du höchstes Gut“ [1585] — Es ist gewißlich an der Zeit.)

Philipp Nicolai, 1556—1608, zuletzt Pastor in Hamburg („Wie schön leuchtet der Morgenstern“ — „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ [1598]).

Nikolaus Selnecker, 1530—92, Superintendent und Professor in Leipzig („Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ“ [1587] — „Laß mich dein sein“ [1572]).

Sobald jener innere, aus dem Glauben hervorgehende Drang der religiösen Begeisterung fehlte, sank die geistliche Liederdichtung herab. Es traten dann trockene Reimereien von Evangelien, Episteln, von Katechismus- und Bibelstellen ein, und erst im 17. Jahrh. treffen wir wieder auf eine Reihe würdiger Kirchenliederdichter, die wir weiter unten, bei Paul Gerhardt, kennen lernen werden.

Litteratur.

Peter Busch, Ausführliche Historie u. Erklärung d. Heldenliedes Lutheri: „Ein' feste Burg“, 1731.

Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. Stuttg., 1841. 16,50 M. Das beste Werk über diesen Gegenstand.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. Kirchengesanges. Stuttg., 1866—1876. 8 Bde. 32,10 M.

G. Döring, Choralkunde. Danzig, 1865. 6,40 M.

5. Aussprüche über die Auferstehung.

Luthers Wke. VI. Jena, 1568. S. 256 ff. Aus: Das 15. Kap. der 1. Epistel St. Pauli an d. Kor. v. d. Auferstehung d. Toten gepredigt u. ausgelegt. 1534. — Walch, Luthers sämtl. Schriften. Halle, 1734—53. VIII. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 8. — Lüben, Auswahl. I. 88.

I.

1. Erläuterungen.

„Allmächtigkeit“, altert. Ausdruck für Allmacht.

„Kreaturen“ = Geschöpfe. „Und an allen Kreaturen“ soll hier so viel heißen, als „überhaupt“ an allen Kreaturen, da, wenn „und“ in der gewöhnlichen Bedeutung genommen würde, die Tiere und Gewächse nicht als Kreaturen angesehen werden dürfen.

„Zeugnis“ ist eine Aussage von der Wirklichkeit eines Vorganges. In der Regel ist diese Aussage eine mündliche; sie wird jedoch auch bildlich bei leblosen Dingen angewendet, z. B. „Ein jedes Wiesenblümchen spricht: Vergiß des lieben Gottes nicht.“ „Mich, ruft der Baum in seiner Pracht, mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht.“ „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.“ Somit kann der Verfasser auch wohl sagen, daß die ganze Welt Zeugnis ablege von der Auferstehung.

„Alles ist voll Bibel.“ Ein sehr schönes Gleichnis. Wie in der Bibel, so in der ganzen Welt hat sich Gott geoffenbaret.

Gott klopfet an unsere Augen. Die Augen sind hier stillschweigend mit einer Thür verglichen; so wie diese dem Klopfenden sich öffnet, so auch sollen die Augen auf das Anklopfen Gottes sich öffnen. In diesem sinnlichen Bilde liegt der Gedanke verborgen, daß die Werke Gottes uns veranlassen, sie genau zu betrachten, aber nicht bloß mit dem leiblichen, sondern auch mit dem geistigen Auge, mit der Vernunft.

Gott rühret unsere Sinne, d. h. er regt sie durch seine Wunderwerke zur Aufmerksamkeit an.

Er leuchtet uns ins Herz, d. h. er wirkt mit seinen Werken auf die innerste Empfindung ein.

Aufmerken, Wahrnehmen. — Der Schüler, der sich bestrebt, seine Gedanken fest auf das zu richten, was der Lehrer sagt, merkt auf; richtet sich dagegen seine Aufmerksamkeit auf Dinge, die in die Sinne fallen, und erkennt er dieselben klar und deutlich, so nimmt er sie wahr. Der Mensch merkt auf die göttlichen Stimmen in der Natur; er nimmt das Absterben und Wiederaufleben aller Geschöpfe wahr.

„Artikel“ = Lehrsatz.

„Gehe in den Garten“ u. s. w. Durch diese direkte Anrede und Aufforderung gewinnt die Darstellung an Lebendigkeit. Der Verfasser hat um so mehr ein Recht, den Kirschbaum als ein Antwort gebendes Wesen sich zu denken, als er schon oben alle Geschöpfe als Zeugnis gebende dargestellt hat.

„Tote Zweige“ und „tote Eier“, hier nur so viel als: scheinbar tote, denen man den inneren Lebenskeim äußerlich nicht ansieht.

„Äuglein“ = Knospe.

„Gottes Werk“ = die Auferstehung.

„diesen Artikel also darin fassen, als ein köstlich“ u. s. w. Luther vergleicht hier den Lehrsatz von der Auferstehung mit einem Kleinode (einem kostbaren Gegenstande); so wie dieses in einem Tüchlein aufbewahret und also von ihm umgeben wird, so ist jener Lehrsatz gewissermaßen von der ganzen Welt umgeben. Man mag in die Welt hineinsehen, wo immer man wolle, so wird man auf jenen Lehrsatz stoßen, so wie man das Kleinod erblicken muß, wenn man in das Tüchlein hineinsieht.

2. Abfragen des Inhalts.

Woran läßt uns Gott erkennen, daß er Macht habe, die Toten zu erwecken? An allen Tieren auf Erden, an den Früchten auf dem Acker und an allen Kreaturen. — Wodurch macht uns Gott aufmerksam auf die Zeugnisse von der Auferstehung, wie sie die Welt uns darbietet? Dadurch, daß er in ihnen, wie die Bibel,

seine Wunderwerke predigt, unsere Augen und Sinne für ihr Verständnis öffnet und unser Herz erleuchtet und empfänglich macht. — Welch einzelne Dinge hebt der Verfasser besonders hervor, um die Auferstehung zu versinnlichen? Die Entwickelung der Kirsche aus dem toten, dürren Zweige und des Hühnleins aus dem Ei. — Als was denkt sich der Verfasser solch sinniges Betrachten der Natur? Als ein Wechselgespräch zwischen den Christen und den Geschöpfen Gottes. — Unter welchem Bilde stellt er uns die Lehre von der Auferstehung in der Natur dar? Unter dem Bilde eines köstlichen, in ein Tüchlein gewickelten Kleinodes. — Wozu soll jenes Betrachten der Natur uns nützen? Es soll unsern, zuvor schon in der Bibel gegründeten Glauben noch stärken und bestätigen.

3. Inhalts-Angabe.

Der Verfasser führt uns mitten in die Natur hinein, um uns an ihr einen Beweis von der Auferweckung der Toten zu geben. Wie Gott durch die heilige Schrift zu uns redet, so redet er auch durch die wunderbaren Werke der Schöpfung zu unserem inneren und äußeren Menschen und lehrt uns an ihnen die Auferstehung erkennen. Der Kirschbaum, aus dessen dürren Zweigen Knospen und aus diesen Blüten und Früchte sich entwickeln, giebt uns ein Zeugnis von der Auferstehung der Toten; das leblose Ei, aus dem ein lebendiges Hühnlein hervorgeht, lehrt sie uns; alles, was wächst und lebt, predigt uns dieselbe. Wohin wir blicken, stoßen wir auf die Lehre von der Auferstehung der Toten, damit der Glaube an dieselbe, den wir schon durch die heilige Schrift gewonnen haben, noch gestärkt und bestätigt werde.

4. Angabe des Grundgedankens.

Das Thema des Ganzen tritt uns gleich im ersten Satze vor die Augen. Es läßt sich so fassen: **Die Natur giebt Zeugnis von der Auferstehung der Toten.** Wollte man diesen Gedanken als Frage hinstellen, zu welcher das Stück die Antwort wäre, so würde sie so lauten müssen: „Wie läßt uns Gott in der Natur sehen, daß er die Toten auferwecken kann und wird?"

II.

Luthers Werke. VI. Jena, 1568, S. 80. Aus: Der andere Artikel unseres heiligen christl. Glaubens rc., erklärt zu Torgau im Schloß 1533. Von d. Worten an: Da hast du rc. S. 256 u. 57 desselben Teiles. —

1. Erläuterungen.

„**gar**" = ganz, gänzlich, völlig.
„**eitel**" = lauter.
Bild. Gemälde. — Im eigentlichen Sinne bezeichnen beide

Wörter die sichtbare Darstellung eines Gegenstandes. Ein **Bild** stellt in der Regel nur eine Person dar, und kann auf die verschiedenste Weise (durch den Stich, durch Lithographie, mit Kreide, Tusche u. s. w.), ja selbst in Stein oder Metall angefertigt worden sein (**Standbild**); ein Gemälde dagegen ist stets mit bunten Farben von dem Maler auf einer Fläche angefertigt, und stellt gewöhnlich mehrere Gegenstände, Personen, Landschaften u. dergl. dar. — Im uneigentlichen Sinne bezeichnet **Bild** die durch Worte veranschaulichte Darstellung einer handelnden Person, und **Gemälde** die durch Worte veranschaulichte Darstellung einer Handlung, eines Vorganges, einer Gegend u. dergl. (**Wortbild** im Gegensatz zu **Tonbild**, worauf hier nicht näher eingegangen wird.) Das Bild, welches uns Luther in Worten darstellt, ist der Ackersmann, unter welchem er Gott sinnlich veranschaulicht, das Gemälde der Vorgang des Säens, durch welchen die Auferstehung der Toten veranschaulicht werden soll.

„**so dir vormalen und denken**“ = in Gedanken folgendes Gemälde entwerfen.

Der „**schöne künftige Sommer**“ ist das ewige Leben, das „**elende Wesen**“ das irdische Leben.

2. Abfragen des Inhalts.

Welchen bekannten Vorgang stellt uns der Verfasser zu Anfange des Stücks dar? Das Säen des Getreides durch den Ackersmann. — Welche Sorge könnte leicht in dem Säemann erweckt werden? Die Sorge, als wäre seine Arbeit umsonst, da das Korn in der Erde verfaulen und verderben oder von Würmern gefressen werden kann. — Was erwartet er jedoch mit Zuversicht? Daß aus dem gesäeten Getreide um Ostern oder Pfingsten schöne Halme erwachsen werden mit viel mehr Ähren und Körnern, als er gesäet hat. — Womit vergleicht der Verfasser den ganzen Vorgang? Mit der Auferweckung der Toten durch Gott. — Was verlangt er aber vor der weitern Ausmalung dieses Gleichnisses? Den lebendigen Glauben an die Auferweckung der Toten. — Wie führt er dann das Gleichnis vollständig aus? Er bezeichnet Gott als den Ackersmann, aber als besseren und größeren, als den Bauer auf dem Felde. So wie dieser aus seinem Sacke das Getreide auswirft, so streut Gott auch seinen Samen, d. h. die Menschen, von Adam bis an den jüngsten Tag, weit um sich her, damit sie, nach diesem elenden Wesen, auf den schönen künftigen Sommer aufs allerschönste wieder hervorkommen. — Welche Versicherung giebt der Verfasser noch zum Schluß? Daß die Auferstehung der Menschen nach dem Tode eben so gewiß sei, als wäre sie bereits geschehen.

3. Besprechung der Form.

In einer Reihe von Vergleichungen stellt Luther hier die Ähnlichkeiten zwischen dem Säen und Aufgehen des Getreides und dem Tode und Wiederauferstehen des Menschen zusammen. Gott vergleicht er mit einem Ackersmanne, die Menschen mit Samenkörnern, die Erde (den Totenacker) mit einem Fruchtfelde, den Tod des Menschen mit dem Auswerfen des Samens, das ewige Leben mit einem schönen Sommer (Oster- oder Pfingstzeit) und den auferstandenen Menschen (den neuen Leib) mit dem aufgeschlossenen Halme. In all diesen Gleichnissen sind zwei Vorstellungen zusammengestellt, welche eine, den Vergleichungspunkt (das sog. tertium comparationis) bildende Ähnlichkeit haben. Man veranlasse die Schüler, die Gegenstände der Vergleichung und die Vergleichungspunkte folgendermaßen zusammenzustellen.

Gegenstände der Vergleichung.	Vergleichungspunkte.
1. Gott — Ackersmann	Ausstreuen des Samens.
2. Mensch — Samenkorn	Keim zum Bessern.
3. Fruchtfeld — Erde	Aufnahme des dem Tode Verfallenen.
4. Säen — Tod des Menschen . .	Verwesen.
5. Schöner Sommer — ewiges Leben .	Herrliche Zukunft.
6. Körnerreiche Ähren — der auferstandene Mensch	Das neu Erstandene.

Eine solche Zusammenstellung mehrerer, auf einander Bezug habender und darum ein Ganzes bildender Gleichnisse nennt man eine Parallele. Sie, wie auch das Gleichnis, vermitteln nicht allein den Gedanken und das Ideal des Sprechenden oder Schreibenden mit dem Verständnisse des Hörers oder Lesers, sondern beide geben der Darstellung gleichzeitig auch die Kraft der Überzeugung und eine schöne Form. Daher haben sich alle Volkslehrer und Dichter bei ihren Vorträgen der Gleichnisse und Parallelen in reichem Maße bedient. Die erhabensten Ideeen, die tiefste Weisheit des Lebens werden uns oft in den einfachsten Gleichnissen vorgelegt und zur klaren, gleichsam verkörperten Anschauung gebracht. Zahlreiche Beispiele liefern die Bibel und unser Lesebuch. Unter den großen deutschen Dichtern der neuern Zeit ist es besonders Jean Paul, der fast auf jeder Seite seiner Werke zahlreiche und treffende Gleichnisse und Parallelen aufstellt. Eine schöne Parallele ist „die Einkehr“ von Uhland (Leseb. II. Nr. 184).

Hebel und Schiller haben fast denselben Gegenstand, den unser Musterstück vorführt, auch in einer Parallele dichterisch schön behandelt. Zum Beleg, wie ein und derselbe Gedanke verschieden-

artig, selbst bei gleicher Form, dargestellt werden kann, mögen beide Gedichte hier folgen.

Das Dörflein in der Nacht.

Das Dörflein ist in tiefer Mitternacht
Ein stiller Kirchhof; denn jedwedes schläft
Darin vom langen müden Wachen aus,
Von Freud und Leid, und ist in Gottes Hand.
Ein jeder liegt und ruht im dunkeln Bett
Und wartet, bis es taget um ihn her.
Kommt dann die Sonne, wacht er auf vom Schlaf;
Da geht ein Laden auf und dort 'ne Thür;
Es siehet alles wieder jung und schön.
Denn mancher Schmerz vernarbte über Nacht,
Und manche tiefe Wunde bis ins Herz
Ist ohne Doktor wieder zugeheilt,
Und alles lebt, und allen Frommen zündet
Die neue Sonne Seligkeit in Herz. Hebel.

Aus dem „Liede von der Glocke".

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

4. Freie Darstellung der Parallele.

In den dunkeln, unfreundlichen Tagen des Herbstes geht der Landmann hinaus auf sein Feld und übergiebt das Samenkorn der mütterlichen Erde. Wohl weiß er, daß es darin verwesen muß und scheinbar verloren geht; aber das kümmert ihn nicht; denn er weiß auch, daß es in schneebedeckter Erde nur ruht, um im zukünftigen Jahre als ein neues Gewächs das Licht einer schönern Sonne zu begrüßen, Halme zu treiben, und ihm für das eine verweste Korn hundert neue darzureichen. Also ist es auch mit der Auferstehung der Toten. Wie jener Landmann, so auch schreitet Gott über die dunkele, traurige Erde dahin, und wirft hie und da ein Körnlein zur Erde, einen Menschen ins Grab, daß sein Leib verwese. Aber wie der Same des Landmanns neu ersteht, so erweckt auch Gott den toten Menschen nach kurzer Grabesruh zu einem schönern Leben in einem neuen, verklärten Leibe.

5. Grundgedanke.

Dieser ergiebt sich nach der stattgehabten Besprechung von selbst. Wir wollen ihn so fassen: das Aufsprossen des gesäeten

Samenkorns ist uns ein Bild von der Auferstehung der Toten. Als Überschrift würde passend sein: Parallele über die Auferstehung, oder, wie sie Luther giebt, der Spruch 1 Kor. 15, 36. 37., welcher hier nachzulesen ist.

6. Vergleichung der beiden Aussprüche über die Auferstehung.

Beide haben ein und dasselbe Thema zum Gegenstande, beide denselben Zweck, nämlich den Glauben an die Auferstehung der Toten zu stärken und zu bestätigen. Diesen Zweck zu erreichen, führt uns der Verfasser in beiden in die Natur, und zeigt uns hier das ewige Gesetz der Auferstehung. Aber während er in dem 1. Stücke der Zeugnisse in der Natur von der Auferstehung der Toten ganz allgemein gedenkt und nur auf zwei derselben speziell hindeutet, führt er uns in dem 2. Stücke zu einem einzelnen Vorgange in der Natur, und weist an diesem in einer Reihe von Vergleichungen das ausführlich nach, was er in dem ersten Stück allgemein behauptet hat. Von den unzähligen Zeugnissen, welche die Natur (nach N. I.) von der Auferstehung der Toten liefert, haben wir in N. II. ein einziges, aber speziell ausgeführtes. Wenn nun schon N. II. eben deswegen mehr als N. I. geeignet erscheint, die Auferstehung der Toten uns zu veranschaulichen, so können wir doch aus beiden gleicherweise lernen, wie die Natur sinnig zu betrachten sei und wie sie uns, wenn wir nur mit sehenden Augen, offenen Sinnen und erleuchteten Herzen den Vorgängen in ihr nachdenken, stets auf den einen großen Schöpfer hinweist, der mit gleicher Liebe alle Wesen umfängt, und das Körnlein im Schoß der Erde wie das Ebenbild seines Geistes ihrer Bestimmung entgegenführt.

So treffend Luthers Gleichnisse sind, so leiden sie doch daran, daß Totes (Leichnam) mit Lebendem (Kirschzweig, Ei) verglichen wird.

6. Aus Luthers Tischreden.

Irmischer, Luthers Wke., Frankf., 1854. Bd. 57, 58, 59. [Tischreden Bd. I. II. III.] Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 9. Lüben, Auswahl. I. 89.

Vorbemerkung. Alles, was von Luthers gelegentlichen Unterredungen von ihm selbst oder von andern niedergeschrieben wurde, sammelte man später, und stellte es unter dem allgemeinen Titel „Tischreden" übersichtlich zusammen, obgleich sehr viele der aufgezeichneten Äußerungen nicht bei Tische gemacht wurden. (S. Nr. 8.) Die meisten derselben sind religiösen Inhalts, und selbst die wenigen, welche sich über weltliche Dinge verbreiten, stehen immer in irgend einer Beziehung zum Christentum. Aus dem reichen Schatze dieser „Tischreden" wollen wir einige Körnlein näher betrachten.

I.

Tischreden. Bd. I. S. 14.

1. Erläuterungen.

„Doktor der heiligen Schrift“ = Lehrer der heil. Schrift.

„Kinderlehre“, der den Kindern von Geistlichen erteilte Religionsunterricht.

„Ausstudieren, noch auslernen.“ — Studieren im gewöhnlichen Sinne heißt, sich auf eine Universität begeben, um sich eine Wissenschaft zu eigen zu machen. Wer dies thut, heißt ein Studiosus oder Student. Man sagt jedoch auch von einem Prediger, er studiere, wenn er sich durch Denken, Lesen und Schreiben auf eine Predigt oder auf eine andere öffentliche Rede vorbereitet oder überhaupt in seinem geistlichen Berufe weiter fortbildet. In diesem Sinne behauptet Luther mit Recht, noch nicht ausstudiert zu haben, in diesem Sinne hat noch niemand ausstudiert, da das Gebiet des Forschens ein unbegrenztes ist. Bemüht sich jemand, das von andern bereits Festgestellte, Erforschte sich zu eigen zu machen, so lernt er, und er hat ausgelernt, wenn er alles gefaßt und dem Gedächtnisse eingeprägt hat.

Item (latein.) = desgleichen.

„Gabriel müßte mein Knecht“ u. s. w. [Gabriel, Michael, Raphael, die Namen der drei Erz-Engel.] — Luther wählt diese Gleichnisse, um das Verhältnis der Engel zu den Menschen sinnlich zu veranschaulichen. (Psalm 91, 11. 12.)

„Denn sie mir“ = weil sie mir.

Mein Vater im Himmel lässet mich „in einen Kerker werfen oder im Wasser ersäuft werden“. Luther zieht es vor, statt des allgemeinen Gedankens: „er läßt mich unglücklich werden“, lieber gleich ein paar anschauliche Unglücksfälle hinzustellen. Es ist dies eine besondere Eigentümlichkeit seiner Schreib- und Redeweise, hervorgegangen aus dem Bestreben, sich so verständlich als möglich auszudrücken.

„wie wohl“, d. h. wie gut wir diese Worte verstehen. Luther sagt dies natürlich nur ironisch (spöttelnd), da er, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, gerade das Gegenteil meint.

„wie der Glaube zappelt“. Eine Prosopöpie (Personendichtung, Personifikation, Darstellung des Unpersönlichen, Leblosen als Person). Von einem Fische sagen wir: er zappelt, wenn er sich an der Angel heftig hin- und herbewegt, um sich zu befreien. Man wendet das Wort im uneigentlichen Sinne auch auf den Menschen an, z. B. in der Redensart: er hat lange zappeln müssen, was so viel heißt, als: er hat sich lange bemühen müssen, um aus irgend einer bedrängten Lage herauszukommen. Luther gebraucht den Begriff nun selbst bei abstrakten Dingen. Der ur-

sprünglichen Bedeutung desselben gemäß soll er uns hier den persönlich gedachten Glauben als Befreiung aus bedrängter Lage ringend veranschaulichen. Der Glaube wird durch das Unglück wankend gemacht, aber im Hinblick auf Gott den Vater sucht er sich wieder zu befestigen. (Vergleiche zu diesem Abschnitte den Psalm von Klopstock, VI. Nr. 30 und: Über das Gebet von Claudius, VI. Nr. 42.)

2. Abfragen des Inhalts.

Was sagt Luther zunächst von sich aus? Daß er, obwohl Doktor der heiligen Schrift, doch noch nicht aus der Kinderlehre gekommen sei, die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser noch nicht recht verstehe, es nicht ausstudieren noch auslernen könne. — Was thue er jedoch noch täglich? Er lerne daran und bete den Katechismus mit seinen beiden Kindern. — Welche Vermutung spricht Luther in Form einer Frage aus? Daß wohl niemand das erste Wort im Vaterunser: „der du bist im Himmel“ durchaus und gründlich verstehe. — Was schließt er aus dem Verständnis dieser Worte und dem Glauben, daß Gott der allmächtige Schöpfer, Erhalter und Regierer, zugleich auch sein Vater sei? Daß er (Luther) auch ein Herr der Welt, Christus sein Bruder und alles sein Eigen sei. — Welche weitern Folgerungen zieht er aus diesem Schlusse? Daß Gabriel sein Knecht, Raphael sein Fuhrmann und alle Engel seine Diener sein müßten, von Gott ihm gegeben, daß sie ihm oft in allen Nöten beiständen. — Was thue Gott aber zur Übung und Bewährung dieses Glaubens? Er lasse schwere Schicksale über uns ergehen. — Was würden wir in diesen Schicksalen erkennen? Wie wenig wir noch obige Worte verständen, wie schwach unser Glaube sei, und wie leicht wir dahin kämen, an der Wahrheit der Bibelworte zu zweifeln.

3. Inhaltsangabe und Grundthema.

Allgemein gefaßt, würde der Inhalt folgendermaßen anzugeben sein: Ein Mensch mag noch so weise sein, so wird er doch nie die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser ganz verstehen lernen. Zu dieser Überzeugung wird jeder gelangen, der nur z. B. den Anfang des Vaterunsers gründlich durchdenkt. Verstände er diese Worte und hätte er den festen Glauben, daß der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden sein Vater sei, so müßte er sich selbst als teilhaftig dieser Herrschaft denken, Christus für seinen Bruder und die Engel für seine Diener halten, dazu bestimmt, ihn auf allen seinen Wegen zu behüten und zu bewahren. Wäre dieser Glaube nun fest und unerschütterlich in ihm geworden, so würde kein noch so großes Unglück denselben wankend machen können. Aber leider bewährt sich oft der Glaube im Unglück nicht; der

Mensch sieht ein, daß er jene Worte noch nicht verstanden; sein Glaube wankt, und der Zweifel an der Wahrheit des Bibelwortes gewinnt in seinem Herzen Raum.

Grundthema: Das Verständnis des göttlichen Wortes macht stark im Glauben.

II.

Tischreden. Bd. I. S. 235.

Bei der Kürze der nun folgenden Aussprüche beschränken wir uns auf die Angabe der nötigsten Erläuterungen und des Grundgedankens.

„Anno" (lat.) = im Jahre — „Fur dem Tisch", veraltet für: vor dem Tische.

„mit allem Fleiß" = anhaltend und aufmerksam. Fleiß ist die anhaltende und eifrige Beschäftigung mit einer Sache.

„Obst und Pfirsichen." Wir rechnen jetzt zum Obst alle diejenigen Baumfrüchte, deren Samen mit einem eßbaren Fleische umgeben sind, also auch die Pfirsichen.

„so" hat hier die jetzt ungebräuchliche Bedeutung von „welche".

„sich in Hoffnung freuen" = noch auf etwas zu Erwartendes sich freuen.

„Contrafect" oder „Conterfei" = Abbild.

Luther vergleicht die Freude der Kinder auf den in Aussicht stehenden Obstschmaus mit der Freude eines Menschen auf ein zukünftiges Glück und wünscht, daß alle so freudig dem jüngsten Tage, dem Tage des Gerichtes, möchten entgegen sehen können.

III.

Tischreden. Bd. I. S. 248.

„dadurch allein der Mensch" u. s. w. Der andern Vorzüge des Menschen vor dem Tiere erwähnt Luther weiter nicht. Er will sagen: hätte der Mensch auch weiter nichts als die Rede, so wäre er dadurch schon hinlänglich vom Tiere unterschieden.

Reden. Sprechen. Das kleine Kind, das die Laute, welche zu einem ihm vorgesprochenen Worte gehören, hervorbringt, gleichviel ob es sich etwas dabei denkt, spricht; drückt es dagegen durch Worte seine Gedanken aus, so redet es. Sprechen lernt auch der Papagei, reden nie, weil er sich des Sinnes der nachgesprochenen Worte nicht bewußt ist.

„daß das Wort einer hohen Art und Verstandes sein muß." Sinn: Die Fähigkeit zu reden setzt eine geistige Thätigkeit, den Gebrauch des Verstandes voraus.

Jedenfalls hat Luther mit dieser letzten Äußerung nicht bloß

auf die hohe Bedeutung der Sprache im allgemeinen, sondern auch besonders auf die des göttlichen Wortes hindeuten wollen.

IV.

Tischreden. Bd. I. S. 283.

„Die Welt", im biblischen Sinne entweder die Menschen in der Welt im allgemeinen (Ps. 33, 8. Joh. 3, 16. 1 Joh. 5, 19 u. a.) oder, wie es auch hier genommen ist, die irdisch (weltlich) gesinnten Menschen, die Kinder der Welt, wie sie Luc. 16, 8 genannt werden. (Vergl. auch: Matth. 18, 7. Joh. 15, 18.)

„sie hat zu schwache Beine dazu." Ein Gleichnis. Ein Mensch mit schwachen Beinen kann eben so wenig eine schwere, wenn auch kostbare Bürde tragen, als ein irdisch gesinnter Mensch ohne den Beistand des heil. Geistes gute Tage und Wohlfahrt ertragen kann. „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen." (Goethe.)

Sich erheben. Stolz sein. Der Mensch ist gar zu gern geneigt, sein äußeres Wohlergehen, Ehre vor der Welt u. s. w. nur als eine Folge seiner guten Eigenschaften, die er dann gewöhnlich für vorzüglicher hält, als sie wirklich sind, zu betrachten; er bekommt eine zu hohe Meinung von sich, er überhebt sich; blickt er dabei auch noch mit Geringschätzung auf andere herab, so ist er stolz.

„Aus der Haut fahren." Ein volkstümlicher bildlicher Ausdruck, der so viel heißt, als: wegen außergewöhnlicher, besonders unangenehmer Ereignisse in große innere Bewegung geraten, außer sich sein. Man fühlt sich gewissermaßen durch den Körper (Haut) beengt.

Wider Gott schnurren und murren. Beide Zeitwörter haben hier die gleiche Bedeutung des Äußerns von Unwillen und Mißvergnügen über die göttliche Vorsehung. Ihre Zusammenstellung beruht auf der Vorliebe des deutschen Volks für den Reim, der sich in zahlreichen ähnlichen Zusammenstellungen kundgiebt; z. B.: Saus und Braus, Lug und Trug, Gut und Blut, Handel und Wandel u. s. w.

Hilfe. Beistand. Wenn jemand ins Wasser fiele und dadurch in Lebensgefahr geriete, so würde jeder gute Mensch ihm Hilfe zu bringen oder Beistand zu gewähren suchen. Das erstere würde geschehen, wenn der Unglückliche selbst ganz außerstande wäre, sich zu helfen, das letztere dagegen, wenn er den Versuch machte, sich selbst zu retten; er gebrauchte dann nur unserer Unterstützung, unseres Mitwirkens, unseres Dabeiseins. Darum gebraucht man das Wort Beistand nur in dem Falle, wenn jemand einem andern bei einem Unternehmen, das seine Kräfte über-

steigt, behilflich wäre. In diesem Sinne spricht man z. B. auch von einem Rechts-Beistande. Der Beistand des heiligen Geistes setzt also immer auch eine Bemühung von unserer Seite voraus.

Grundthema: Der ware Christ erträgt unter dem Beistande des heiligen Geistes Freud und Leid mit gleicher Seelenruhe.

V.

Tischreden. Bd. I. S. 287.

Gleißen. Heucheln. Man gebraucht diese Bezeichnung nur von Menschen, die sich äußerlich anders stellen, als sie innerlich wirklich sind. Der Heuchler kann bei seiner Falschheit verschiedene, ja die entgegengesetztesten Zwecke haben; hat er aber nur den, durch angenommene Tugenden zu gleißen, d. i. zu glänzen, bewundert zu werden, so ist er ein Gleißner. Herodes war den Weisen aus dem Morgenlande gegenüber bloß ein Heuchler (— warum?), während die Pharisäer und Schriftgelehrten Heuchler und Gleißner zugleich waren. Ein heuchlerischer und gleißnerischer Ratgeber ist also ein solcher, der scheinbar dem Nächsten zu Liebe guten Rat erteilt, in der That aber nur, um dadurch für sich Vorteil zu erlangen und bewundert zu werden.

„ansehnlich“ bedeutet hier so viel als angesehen, vornehm, einflußreich.

Es hat Hände und Füße, gewöhnlich Hand und Fuß, eine bildliche Redensart, die man bei Dingen anwendet, die zweckmäßig und brauchbar sind. Ein Aufsatz hat Hand und Fuß, wenn er verständig angelegt und ausgearbeitet worden ist; der Rat eines Heuchlers und Gleißners scheint dem Ratsuchenden beim Anhören Hände und Füße zu haben; wenn's aber angehen, d. h. wenn er ausgeführt werden soll, so stehet's wie ein stätiger Gaul, d. h. so erweis't er sich zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes eben so unbrauchbar, als ein Pferd, das hartnäckig stillsteht, zum Reiten.

VI.

Tischreden. Bd. I. S. 348.

„Ein Mensch, der sich ergeben hat auf der Welt Reichtum und Ehre“, d. h. dessen ganzes Streben nur darauf gerichtet ist, irdische, vergängliche Güter zu erlangen. Luther vergleicht einen solchen Menschen mit einem Kinde, das einen äußerlich schönen, inwendig aber faulen Apfel in der Hand hält. So wenig es bei dem Apfel auf die äußere schöne Gestalt und Farbe ankommt, eben so wenig kommt es bei dem Menschen allein auf den Besitz äußerer Vorzüge an. Diese verbergen oft ein schlechtes Gemüt, so wie das schöne Äußere des Apfels oft ein ungenieß-

bares Fleisch umschließt. Wie das unerfahrene Kind beim Genusse des Apfels seine Täuschung bereuen und einsehen wird, daß ihm die äußere Schönheit allein nichts nützt, so wird auch der irdisch gesinnte Mensch sein Streben nach Gütern dieser Welt bitter bereuen und einsehen, daß sie ihm ohne den Besitz der höhern himmlischen Güter nichts nützen.

Was für eine Lehre geht daraus für jeden Menschen hervor?

VII.

Tischreden. Bd. II. S. 308.

So wie ein Schneeball, je länger man ihn wälzt, desto größer wird, so führt eine Lüge immer noch mehrere herbei, da der Lügner, wenn er der Entdeckung der Wahrheit vorbeugen will, stets gezwungen ist, neue Lügen zu erfinden (Ps. 101, 7).

VIII.

Tischreden. Bd. II. S. 421.

Dr. Justus Jonas, Professor in Wittenberg, war der treue Freund und Gehilfe Luthers, an dessen Sterbebette er stand. Er starb i. J. 1555 als Generalsuperintendent der fränkischen Kirchen im Fürstentum Coburg.

Magister Veit Dietrich, gebürtig aus Nürnberg, bezog i. J. 1522 die Universität Wittenberg und erwarb sich hier die Achtung und Liebe Luthers und Melanchthons in solchem Grade, daß letzterer ihm Unterstützungen aus seiner Vaterstadt verschaffte, um die theologischen Studien fortsetzen zu können, und der erstere ihn 1527 als seinen Schreiber und Tischgenossen annahm. Er begleitete Luther auf das Religionsgespräch nach Marburg, verweilte während des Augsburger Reichstags bei ihm auf der Feste Coburg und wurde dann Magister in Wittenberg und Adjunkt der philosophischen Fakultät. 1534 wurde er als Pfarrer nach Nürnberg an die Sebalduskirche berufen, welches Amt er bis zu seinem Tode (25. März 1549) bekleidete.

„zum Jessen ins Städtlin gefahren“, in das Städtchen Jessen (südöstl. von Wittenberg an der schwarzen Elster) gefahren.

Der Sinn der Worte Luthers ist folgender: „Wie könnt ihr denn verlangen, daß Gott euch die Gabe vergelten soll, da er selbst sie euch zuvor gegeben hat? Frei, ohne Nebenzwecke dabei zu haben, mit einfältigem (offenem, redlichem) Herzen, aus reiner Liebe und gern soll man geben.“ Luther sprach diese Worte lachend, um den Dr. der Theologie, der das alles selbst wissen konnte, nicht zu beschämen.

Mit dieser kurzen Anekdote vergleiche man die ausführliche poetische Bearbeitung derselben Begebenheit unter der Überschrift:

„Das Almosen" von Hagenbach (Leseb. IV., Nr. 139), wo der Gegensatz zwischen dem fröhlichen und mißmütigen Geber trefflich dargestellt worden ist:

Herr Luther fuhr schnell in die Taschen,
Und wie er's eben mocht' erhaschen,
Warf er zwei Groschen wohlgemut
Dem armen Schelmen in den Hut.
Herr Jonas bracht's nicht schnell zuwege,
Er zieht ein Beutelchen aus der Ficke
Und mustert die Groschen und Dreierstücke;
Auch prüft er strenge das Gepräge
Von jeder Seit' mit scharfem Blicke,
Und erst nach langem Drehen und Wenden
Entläßt er den Dreier seinen Händen.

Eine Erläuterung des Hagenbachschen Gedichts von Westphal enthält der 8. B. d. Prakt. „Schulmanns" v. Lüben. Lpzg., 1859.

IX.

Tischreden. Bd. III. S. 228. 242.

„Schlecht und einfältig", veraltete Ausdrücke für schlicht (ungekünstelt) und einfach.

„Der große Haufe" = das Volk im engern Sinne, der weniger gebildete Teil des ganzen Volkes.

„herscharren mit großen Worten" = unter vielen Bewegungen und Gebärden mit gelehrten Ausdrücken großthun.

„Grobe, bäurische Gleichnisse" sind solche, deren Deutung keine Schwierigkeiten bereitet. Wie man aus der äußern Erscheinung eines Bauern, aus seinen Worten und seinem Benehmen gleich auf sein Inneres schließen kann, so soll man aus dem Bilde auch gleich die Deutung erkennen können.

Dr. Jonas (s. oben VIII.) Philippus ist der Vorname Melanchthons, den Luther hier meint.

„griechische und lateinische Vers- und Meisterstücke herauswerfen" = zungenfertig die Predigt mit griechischen und lateinischen Versen und kunstvoll stilisierten und gedankenscharfen Redensarten aus diesen Sprachen großthuerisch ausschmücken.

Das arme Volk steht da „wie eine Kuh", d. h. es versteht nichts von den gelehrten Sachen. Die Kuh ist das Bild gutmütiger Dummheit.

Luther empfiehlt also hier den Predigern das leichtfaßliche volkstümliche Predigen, worin er selbst mit gutem Beispiele voranging, da das gelehrte Predigen niemandem nütze, den Gelehrten nicht, weil diese die Schrift selbst lesen könnten; dem gemeinen Volke nicht, weil es sie nicht verstände.

7. Ein Brief Luthers an seinen kleinen Sohn Hans.

(Anno 1530.)

Luthers Wke. Jena, 1557. V. S. 270. Lüben, Auswahl I. 92.

Ist ohne Erklärung verständlich.

Luthers Lebensgeschichte.

1. Da Luthers Lebensgeschichte in zahlreichen leicht zugänglichen Schriften vorhanden ist und auch im Geschichtsunterrichte die gebührende Berücksichtigung findet, können wir hier von einer ausführlichen Biographie absehen.

2. Was Luther für die Reinigung der christlichen Religion gethan hat, übergehen wir hier; Hans Sachs deutet es in seinem im I. Teile unserer Auswahl enthaltenen „Epitaphium“ trefflich an. Dagegen müssen wir wenigstens darauf hinweisen, was ihm die deutsche Sprache, namentlich durch seine Bibelübersetzung verdankt.

Der kurze Überblick des vorigen Zeitraums der Litteraturgeschichte hat uns erkennen lassen, daß im 15. und zu Anfange des 16. Jahrh. die Sprachverwilderung einen ziemlich hohen Grad erreicht hatte; die einzelnen unausgebildeten Mundarten, namentlich die niederdeutschen, waren an die Stelle des schönen, kräftigen Mittelhochdeutsch getreten und hatten Unsicherheit und Willkür in den Ausdruck gebracht. Das erkannte Luther vollkommen klar und faßte den Entschluß, eine deutsche Prosa zu schaffen. Sein natürlicher Takt, sein richtiges Sprachgefühl, seine genaue Bekanntschaft mit dem Volke, mit seiner Denk- und Ausdrucksweise, leiteten ihn hierbei, und seine wahrhaft patriotischen Bestrebungen wurden daher vom besten Erfolg gekrönt. „Luther wurde durch seine Bibelübersetzung Stammvater des neuen Sprachenbaues.“ (Voß.) „Er hat die klassische Büchersprache der Deutschen zuerst fixiert.“ (Herder, B. 25, S. 376.)

Allerdings gab es vor Luther schon (17) gedruckte Übersetzungen der ganzen Bibel (Vulgata): Straßburg 1466; Augsburg 1473, 1477, 1480, 1492; Nürnberg 1483; Straßburg 1485; Augsburg 1487, 1490, 1507, 1518, die aber nicht in das Volk dringen konnten; denn die Sprache derselben war unbeholfen schwerfällig und weder genau im Sinn, noch treffend im Ausdruck. Zum Zwecke der Sprachvergleichung geben wir im folgenden aus den vorlutherischen Bibeln vom J. 1466 u. 1518, sowie der ersten lutherischen Übersetzung vom J. 1534 den 23. Psalm.

1466.

Argentorati. Henr. Eggesteyn. c. 1466. 2 Col. 60 Lin. Fol. 403 a.

Der herr d' richt mich vnd mir gebrast nit: vnd an der stat der wyde do satzt er mich. Er fúrte mich ob dē wasser d' wider-

bringung: er bekert mein sel. Er fürte mich aus auf die steyg der gerechtikeite: vmb seinen namen. Wann ob ich ioch gee in mitzt des schatten des todes: ich vörcht nit die vbelen ding: wann du bist mit mir. Dein rut vnd dein stab: sy selb haben mich getröst du hast breyt den tisch in meiner beschend: wider die die mich betrübent. Du hast erueystent mein haubt mit dem öl: vñ mein kelch d' macht trunckẽ wie lauter er ist. Vn deĩ erbermbd die nachuolgt mir all die tag meines lebens. Daz auch ich entwele in dẽ haus dez herrn in die leng d' tag.

1518.

Bibel teütsch der erste tail.*) Gedruckt vñ vollendt in der kaiserlichñ stat Augspurg durch Siluanñ Otmar, in verlegung vñ kosten / des fürsichtgñ herrn Johañ Rynman von öringen. Nach der geburt Christi 1518 jar, auf den XXVII tag des Jenners. Blatt xxviiij..

DEr herr regieret mich vnd mir geprist nichts / vnd an der stat der wayde do satzt er mich. Er hat mich gefüret auff dem wasser der widerpringung / er bekert mein sel. Er fürt mich auß auff die steyg der gerechtigkait vmb seinen namen. Wann ob ich gee in mittn des schatten des todes / ich fürcht nit die üblen Ding / wann du bist bey mir. Dein rut vnd dein stab / die selben habñ mich getröstet. Du hast bereytet den tisch in meinñ Angesicht / wider die die mich betrüben. Du hast erfeyßtet mein haubt in dem öl / vnd mein kelich machet truncken wie lauter er ist / Vnd dein erpärmbde nachuolget mir / alle tag meines lebens / Das auch ich innwone in dem hauß des herrn / in die leng der tag.

1534.

Biblia / das ist / die gantze Heilige Schrifft. Deudsch. Mart. Luth. Wittemberg. Begnadet mit Kürfurstlicher zu Sachsen freiheit. Gedruckt dürch Hans Lufft. M. D. XXXIIII. Bl. Cey, S. XXIIII.

DEr HERR ist mein Hirte / mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auff einer grünen awen / Vñ füret mich zum frisschen wasser. Er erquicket meine seele / er füret mich auff rechte strasse / vmb seines namens willen. Vnd ob ich schon wandert im finstern tal / fürchte ich kein vnglück / Denn du bist bey mir / Dein stecken vnd stab trösten mich. Du breitest fur mir einen tisch gegen meine feinde / Du salbest mein heubt mit öle / vnd schenckest mir vol ein. Gutes vnd barmhertzigkeit werden mir folgen mein lebenlang / Vnd werde bleiben im Hause des HERRN imer dar.

Luther benutzte als Grundlage seiner Sprache die in der sächsischen Kanzlei übliche hochdeutsche Mundart, damit, wie er selbst sagt, Ober- und Niederländer ihn verstehen möchten.**) Aber er

*) Am Ende des 2. Teils.

**) Luther sagt selbst im 69. Kap. seiner Tischreden: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der ge-

belebte nicht bloß das Vorgefundene neu, sondern wußte es auch zum Ausdruck christlicher Anschauung und Gesinnung, die seine Sprache als der wahre Lebensatem durchdringt, zu beleben. Aus dem reichen Schatze unserer Sprache hob er das Innerlichste und Geistigste zum Ausdruck der Religion hervor, so daß bei der Kraft und Tiefe seines von dem göttlichen Geiste durchdrungenen Gemütes die ganze Herrlichkeit des göttlichen Wortes in seine Übersetzung überging, und auf dem neuen und fremden Boden ein heimatliches Land, ein neues Vaterland wiederfand. So wurde die Bibelsprache zugleich die erste Offenbarung unserer Sprache in ihrer ganzen gemütlichen, religiösen und poetischen Stärke, so wurde die Bibel der große Nationalschatz der deutschen Litteratur, ein Volksbuch, das für die verschiedenen deutschen Volksstämme einen Vereinigungspunkt bildete, wie er bei der Gestaltung der äußerlichen politischen Verhältnisse in Deutschland nicht gewonnen werden konnte. Äußerlich trat diese Einigung durch die Neugestaltung einer allgemeinen Schrift- und Büchersprache, der Sprache der Gebildeten, des Hochdeutschen, hervor, einer Sprache, die sich durch grammatische Reinheit, durch Verständlichkeit und Schärfe der Bezeichnung, sowie durch Fülle, Wärme und Innigkeit auszeichnete. Der Religion hatte Luther die Muttersprache für immer erobert; die Predigt, das protestantische Kirchenlied und alle Dichtung, welche damit zusammenhing, mußte deutsch bleiben.

„Die Bibelübersetzung Luthers, die aus der Ursprache geflossen ist, hat einzelne Irrtümer, die aber weder Wesentliches betreffen, noch überall in Anschlag zu bringen sind, und nur deshalb bemerkt werden, weil sie in dem wichtigsten Buche der neuen Welt vorkommen. Gerade durch diese wenigen Übersetzungsfehler tritt die wundervolle Treue des übrigen hervor. Nie ist ein Buch der Welt so meisterhaft übertragen, wie die Bibel von Luther. In ihr ruht die ganze mächtige Fülle und Gefügigkeit unserer Sprache; die einfache Kraft, die feierliche Größe, die lautere Klarheit und feste Sicherheit dieser Sprache ist niemals wieder erreicht worden." (Gödeke, Grundriß. I. S. 153.)

Man sieht es übrigens der Lutherschen Bibelübersetzung kaum an, wie viel Zeit und Mühe auf das Einzelnste verwandt worden ist. Nur das neue Testament und die 5 Bücher Moses übersetzte Luther auf der Wartburg, die übrigen Bücher des alten Testamentes erschienen später, und erst 1534 war die ganze Bibelüber-

---

meinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürsten-Höfe schreiben nach der sächsischen Canzley; darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache."

setzung vollendet. Über die Schwierigkeiten des Übersetzungswerkes spricht sich Luther selbst in Briefen an seine Freunde also aus: „Wir arbeiten jetzt," so schreibt er 1528 an Wenceslaus Link, „an den Propheten, sie zu verdeutschen. Ach Gott! wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen; gleich als ob eine Nachtigall sollte ihre liebliche Melodei verlassen und dem Kuckuck nachsingen." Und an einem andern Orte: „Ich habe mich dessen beflissen, daß ich's rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir 14 Tag, 3—4 Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiten wir also, M. Philipp (Melanchthon), Aurogallus und ich, daß wir in 4 Tagen zuweilen kaum 3 Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern: läuft einer jetzt mit den Augen durch 3, 4 Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, wie viel Waken und Klötze da gelegen sind, da es jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist."

Die Luthersche Übersetzung ist auch vorzüglich darum eine für das Volk berechnete, weil sie die rechte Mitte hält zwischen einer vom Original sich allzusehr entfernenden Freiheit und einer dem Geiste der Muttersprache zuwiderlaufenden Ängstlichkeit. Wie Luther dies meinte, geht aus folgendem Beispiele hervor: Bei dem Gruße des Engels an Maria bemerkt er, daß er wirklich laute: „Maria voll Gnaden; allein wo redt der deutsche Mann so? Er denkt an ein Faß voll Bier oder einen Beutel voll Geldes? Darum hab' ich es verdeutscht: Du Holdselige! und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, so hätte ich das also verdeutschen müssen: Gott grüße dich, du liebe Maria; denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er sie hätte wollen deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, du liebe Maria! Der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann! Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinnen, wie es thut in unsrer Sprache."

Luthers Sorgfalt, das Rechte fürs Volk zu treffen, ging ins Unglaubliche. Genau und umständlich erkundigte er sich über die Benennung gewisser Tiere, Raubvögel und Gewürme, die in der Bibel vorkommen. Oft mischte er sich unter die gemeinen Leute, um ihnen ihre Redensarten gleichsam am Munde abzusehen, und beauftragte seine Freunde, ihm einen Vorrat guter volksmäßiger

Ausdrücke an die Hand zu geben; denn die „Schloß- und Hofwörter" könne er nicht gebrauchen. Einst ließ er sich — nach der Erzählung des Mathesius — von einem Fleischer einen Schöps abstechen, und sich von ihm den ganzen innern Bau desselben erklären, damit er die richtigen Ausdrücke habe bei der Übersetzung derjenigen Stellen in der Bibel, welche von dem levitischen Opferdienst, den Eingeweiden der Tiere u. s. w. handeln.

Gab sich Luther solche Mühe, um das werte Bibelbuch in das Herz des deutschen Volkes zu verpflanzen, und es nach seinem eigenen Ausdruck nicht nur zu einem Lesebuche, sondern zu einem Lebensbuche und Lebensworte zu machen; so müssen wir schon deshalb dasselbe in hohen Ehren halten und uns befleißigen es so zu benutzen, wie es in der Absicht seines unsterblichen Übersetzers gelegen hat. Der katholische Prälat von Döllinger sagt von Luther: „Er war der gewaltigste Volksmann, der populärste Charakter, den Deutschland je besessen."

Schriftliche Aufgaben.

1. Luther als Vater des evangel. Kirchenliedes und Kirchengesanges. 2. Worin beruht Luthers Einfluß auf die deutsche Litteratur?

Litteratur.

A. Luthers Werke.

Walch, Luthers sämtl. Schriften. 24 Quartbde. Halle, 1734—53. Die beste Ausg., aber nur noch antiqu. zu 120—135 M. zu haben.

Irmischer, Luthers sämtl. Wke., krit. u. histor. bearb. Frankf. 1857 vollendet. 67 Bde. 100,50 M.

B. Auszüge aus Luthers Werken.

Zimmermann, Geist aus Luthers Schriften oder Konkordanz der Ansichten und Urteile des großen Reformators über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens, der Wissenschaft und des Lebens. 4 Bde. Darmst., 1828—31. 18 M.

Luthers Schriften für d. deutsche christl. Volk. Eisleben, 1846—54. 24 Hefte. 16,40 M.

Außer diesen umfassenderen Auszügen sind noch zahlreiche Ausgaben einzelner Teile von Luthers Werken vorhanden.

Brauchbare Ausgaben von Luthers Kirchenliedern sind:

v. Winterfeld, Luthers deutsche geistliche Lieder nebst Singeweisen. 4. Lpzg., 1840. Mit Holzschn. 15 M.

Wackernagel, Luthers geistliche Lieder mit d. zu s. Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen. Mit Randzeichnungen v. G. König. Stuttg., 1848. Neue, weniger umfangreiche Ausg. 1856. 3 M.

Schneider, Luthers geistliche Lieder, nebst einer kurzen Geschichte ihrer Entstehung. 2. Aufl. Berlin, 1856. 1 M.

Dreher, Luthers sämtl. geistl. Lieder mit Singweisen, histor. Nachweisen, Erzählungen 2c. Karlsruhe, 1857. 1 M.

C. Schriften über Luther.

Rambach, Über Luthers Verdienst um den Kirchengesang. Hamburg, 1813.

Pfizer, Luthers Leben. Stuttg., 1839. 4,50 M.

Zimmermann, Luthers Leben. 2. Aufl. Darmstadt, 1855. 3 M.
Becker, Luther in d. Hauptzügen s. Lebens geschildert. Lpzg., 1856. 3 M.
Jäckel, Leben u. Wirken Luthers im Geiste u. Zeit. 3 Bde. Lpzg. 9 M.
Joh. Falk, Luther u. d. Reformation in Volksliedern. Lpzg., 1830. 50 ₰.
König, Luther, d. deutsche Reformator. In bildl. Darstellungen. 4. Stuttg., 1857. geb. 8 M. (Schön.)
Opitz, Dr. E., Über die Sprache Luthers. Ein Beitrag zur Geschichte des Neuhochdeutschen. Halle, 1869. 75 ₰.

Außer diesen Schriften existieren noch eine große Anzahl Lebensbeschreibungen Luthers.

XIII. Hans Sachs.

1. Ein Epitaphium oder klagred, ob der Leich Doctor Marth. Lutheri.

Das erst Buch. Sehr Herzliche Schöne vnd wahrhaffte Gedicht. Geistlich vnnd Weltlich allerley art / als ernstliche Tragedien / liebliche Comedien / seltzame Spiel ꝛc. ꝛc. Durch den sinreichen vnd weitberümbten Hans Sachsen / ein liebhaber Teutscher Poeterey / vom M. D. XVI. Jar biß auff diß M. DLVIII. Jar / zusamen getragen vnnd volendt. Gedruckt zu Nürnberg bei Christoph Heußler. M. D. L. X. Das erst Teil. Geistlich Gesprech vnd Sprüch. Bl. CXIII. — Hans Sachs von A. von Keller. Tübgn., 1870. I. 401. Lüben, Auswahl. I. 93.

1. Erläuterungen.

V. 3. „Hornung", die ältere Benennung für den Februar. — Luther starb bekanntlich am 18. Febr. 1546.

4. „Schwermütigkeit" drückt mehr aus als Schwermut. Ein großes Unglück ist wohl geeignet, einem Menschen den leichten Mut, den Frohsinn zu rauben und ihn trübsinnig zu machen, oder wie wir auch sagen können, in Schwermut zu versenken, da Schwermut eben jenen Sinn bezeichnet (Mut), dem es zu schwer, also nicht möglich scheint, das Unglück zu tragen. Da nun in der Nachsilbe heit, die mit keit gleichbedeutend ist, der Begriff des Seins, der Art oder des Zustandes liegt, so drückt das Wort Schwermütigkeit den ganzen Zustand eines von Schwermut heimgesuchten Menschen aus. Bei H. Sachs war die Schwermut nicht infolge eines Unglücks, sondern scheinbar ohne alle Ursache entstanden: „vnd west (= wußte) selbst nicht, was ihm was." Die unerklärbare Vorahnung eines Unglücks war es, die sich hier als Schwermut äußerte.

5. „was" (jetzt: war) ist das Imperfektum von wesen (jetzt: sein). Die neuere Form wurde erst kurz nach H. Sachs gebräuchlich.

6. „Gleich trawrig auff mir selber saß" = für sich allein.

7. „gedancken tieff" — „vnmut groß" sind wieder ein paar Beispiele von der Vorliebe der älteren Dichter für die Stellung des attributiven Adjektivs nach dem Hauptworte.

8. „vnmut“ (Unmut) = unangenehme Gemütsstimmung, Mißvergnügen, das besonders das verabscheut, was für die Ursache des Übels gehalten wird.

9. „Mich daucht“ (däuchte). In dieser alten Form ist däuchten das Imperfektum von dünken und deshalb mit dem Accusativ verbunden; die neuere Sprache hat aber ein selbständiges Zeitwort mit dem Dativ daraus gemacht. Wir sagen deshalb jetzt „mir däuchte“, was so viel heißt, als: es schien mir, kam mir so vor.

10. „Erbawt nach sechsischem Exempel“, nach der Art und Weise, wie man die Kirchen in Sachsen erbaute.

11. „beleucht“ = erleuchtet.

12. „Mit edlem reuchwerck (Räucherwerk) wohl durch reucht“ (durchräuchert) = durch Verbrennung kostbarer, wohlriechender Stoffe hatte sich überall ein angenehmer Geruch verbreitet.

14. „ein Toten par“ (eine Tragbahre). Bahre kommt her von dem alten bären = tragen; eine Bahre ist demnach ein Werkzeug zum Tragen (eine Trage), und eine Totenbahre zum Tragen des Toten bestimmt. Da dieser in einem Sarge liegt, so muß vorausgesetzt werden, daß der Träumende die Bahre mit dem Sarge sah, was auch durch V. 20 zur Gewißheit wird.

16. „gebild“ = abgebildet. Der Schild mit der Rose und dem Kreuz soll Luthers selbsterfundenes Wappen bedeuten, das „Merkzeichen seiner Theologie“, wie er's nennt. Warum H. Sachs des dazu gehörigen Herzens und Ringes nicht gedenkt, wissen wir nicht zu erklären. In einem Briefe Luthers an den Syndikus der Stadt Nürnberg, Lazarus Spengler, den er am 8. Juli 1530 von Coburg aus schrieb, deutete er das Wappen also: „Das erste sollte ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das (nämlich das Herz) seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig machet. Denn so man von Herzen gläubet, wird man gerecht. Ob's nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortificirt (ertötet), und soll auch wehe thun, noch (dennoch) läßt er das Herz in seiner Farbe, verderbet die Natur nicht, das ist, es tötet nicht, sondern behält lebendig. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rosen stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt, und kurz in eine weiße fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Friede und Freude giebt, darum soll die Rose weiß und nicht rot sein. Denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarbenen Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig; jetzt wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefasset; aber noch nicht offenbar. Und um solch Feld einen güldenen Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat, und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höheste, edelste, köstlichste Erz ist.“

19. „trawrigkleich" = trauriglich. In dieser Form ist das Wort stets Adverbium; es bezieht sich hier auf das Erseufzen. Ohne die Silbe lich wäre es ein Adjektiv, und müßte sich auf eine Person oder Sache beziehen.

22. „Chor" = die Emporkirche, wo sich in der Regel der Platz des Sängerchores befindet.

24. Die Theologie oder Gottesgelahrtheit erscheint hier in der Gestalt eines weißgekleideten Weibes, um dadurch anzudeuten, daß sie es mit reinen, göttlichen Dingen zu thun habe.

25. „stund hin", hinstehen, alte und jetzt noch zuweilen dichterisch gebrauchte Form für sich hinstellen; ebenso sagt man noch statt: „setze dich hin zu ihm" — „sitze hin zu ihm".

26. „Sie wahnd jhr hend" = sie bewegte die verschlungenen Hände bogenförmig hin und her (gleichbedeutend mit: die Hände ringen), „vnd raufft jhr har" = sie riß sich an den Haaren. Beides sind Zeichen der Verzweiflung.

27. „Gar kläglich mit weinen durchbrach." Der innerlich empfundene Schmerz der Theologie gab sich äußerlich durch Thränen zu erkennen; sie brach in Thränen aus.

34. Die Feinde zu dämpfen = sie zu unterdrücken, eine vom Feuer hergenommene bildliche Redensart. Das Feuer dämpft man, wenn man es durch geeignete Löschmittel am Weiterumsichgreifen hindert.

35. „disputieren" = in Wechselrede streiten, wissenschaftlich streiten.

36. „erledigen" = ledig: d. h. los machen, befreien.

37. „gezwengknuß" (Zwang) = das Gezwungensein. Wer gezwungen worden ist, hat seinen freien Willen der Willkür eines Mächtigeren unterordnen müssen; ist dies nicht auf gewaltsame Weise geschehen, so ist er genötigt worden.

41. „hertzen leid", Herzeleid = im Innern empfundener Schmerz, tiefe Betrübnis.

43. „Vermaylig", vermayligen oder vermeilen = entheiligen, verunreinigen aus alth. mail, mhd. meil, Flecken, verunstaltende Stelle.

44. „zerhudelt" = übel zugerichtet, zerrissen, zerlumpt, durch Liederlichkeit zu Grunde gerichtet.

45. „hin vnd wider zogen" = hin- und herziehen.

46. „Zerkrüppeln" = zum Krüppel machen, verstümmeln. Die alte Vorsilbe zer steht häufig statt der neuern ver.

47. „geradprecht", eigentlich mit dem Rade zerbrochen, gerädert; hier in dem Sinne von verstümmelt, gemißhandelt. Man radbrecht eine Sprache, wenn man sie nur in unverständlichen Bruchstücken zu reden vermag.

Zwicken und zwacken bezeichnen beide ein schmerzhaftes,

aber schnell vorübergehendes Zusammenkneipen empfindender Teile. Beide Wörter allitterieren.

49. „Durch jr gottlose Menschen lehr", d. h. durch eine Lehre, welche nicht, wie die in der Bibel enthaltene, von Gott stammt, sondern von Menschen erdacht worden ist.

55. „Wat" (mittelh. wât) = Gewand, Kleidung.

56. „vnflat" = Unsauberkeit, ekelhafte Unreinigkeit, auch unsauberes Wesen, der Teufel, bild. Ausdruck für Lasterhaftigkeit.

66. „Noch" = dennoch.

69. „Von wegen Gottes vnd auch mein" = weder von Gott, noch von mir hast du dich abwendig machen lassen.

74. „Fürcht dir nit" = fürchte dich nicht.

79. „Die werden dich handhaben fein." Handhaben heißt eigentlich: mit der Hand halten und gebrauchen, z. B. ein Werkzeug; im uneigentlichen Sinne bedeutet es: ausüben, verwalten, behandeln; z. B. Recht und Gesetz. Fein heißt hier s. v. a. gehörig, recht. Fein handhaben also = vollendet, vollkommen, lauter behandeln.

84. „aller massen", aller maßen = unter allen Umständen.

87. „Die pforten der Hellen" = die Macht des Bösen. (Matth. 16, 18.)

88. „fellen" (fällen) = zu Falle bringen.

90. bezieht sich auf V. 97, weshalb das Wörtchen „das" als das Bindewort „daß" betrachtet werden muß.

92. „Apostolischer Krieger" = ein Mann, der im Sinne und Geiste der Apostel Jesu kämpft.

100. „das wünscht Hans Sachs." Fast in jedem seiner Gedichte nennt sich H. Sachs zum Schluß, und erklärt dadurch das Veröffentlichte für sein geistiges Eigentum.

2. Abfragen des Inhalts.

In welcher Gemütsstimmung befand sich H. Sachs am 17. Hornung d. J. 1546? Sein Herz war mit Schwermut erfüllt, ohne daß er wußte, was ihm fehlte. — Was that er in seinem Unmute? Er legte sich nieder und entschlief sogleich. — Ein Traumbild entfaltet sich vor seinen schlummernden Sinnen; wohin versetzt es den Dichter? In einen nach sächsischer Weise erbauten, hell erleuchteten und mit edlem Räucherwerk durchdufteten Tempel. — Was bemerkt er mitten in diesem Tempel? — Eine mit schwarzem Tuche bedeckte Totenbahre, über welcher ein Schild hängt, auf dem eine Rose mit einem hindurchgehenden Kreuze abgebildet ist. — Auf welchen Gedanken bringt ihn das Gesehene? Daß vielleicht unter dem Tuche die Leiche Luthers sich befände. — Welche Erscheinung unterbricht seine Gedanken? Ein Weib in

schneeweißem Gewande, Theologia genannt, tritt aus dem Chore heraus und stellt sich zur Totenbahre. — Unter welchen Gebärden und mit welchen Worten redet sie die Leiche an? Indem sie ihre Hände ringt und ihr Haar rauft, spricht sie unter Weinen und Seufzen: „Gott müsse es erbarmen, daß du treuer und kühner Held, der du von Gott selbst erwählt wardst, mit Schrift und Wort meine Feinde zu bewältigen, jetzt hier tot liegst." — Womit vergleicht das Weib die von ihren Feinden ihr angethane Schmach? Mit der Trübsal und dem Zwange der babylonischen Gefangenschaft, in welcher sie, von ihren Feinden auf das grausamste und bis zur Unkenntlichkeit gemartert und geplagt, fast ganz vergessen worden sei. — Wie schildert sie die von ihrem Erretter ihr erwiesenen Wohlthaten? Er habe sie durch Waschen und Baden von ihrem Schmutz befreit und ihre Wunden geheilt, so daß sie wieder in ihrer anfänglichen Reinheit dastehe. — Worauf legt sie bei Aufzählung dieser Wohlthaten noch einen besonderen Wert? Auf die Treue und Beständigkeit, mit welcher der Gottesheld, trotz der ihn bedrohenden Gefahren, ihr geholfen habe. — Welche Befürchtung spricht sie am Schlusse ihrer Rede aus? Daß sie nach des Helden Tode nun inmitten ihrer Feinde ohne Verfechter sein werde. — Ergriffen von dem Jammer des Weibes, wendet sich nun H. Sachs selbst an sie. Durch welche Versicherung sucht er sie zu trösten? Daß sie in Gottes Hut stehe, der ihr treffliche noch lebende Männer und die ganze christliche Gemeinde in Deutschland zu ihrem Schutze gegeben habe, so daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen würden. — Welche Bitte richtet er dann an sie? — Sie möge nun aufhören, über Luthers Tod zu trauern, da ihm Gott nach langem, siegreich vollbrachtem Kampfe endlich die ewige Ruhe gegeben habe. — Und was wünscht er zum Schluß sich und allen? Daß Christus uns nach dem Elende dieser Welt zur ewigen Freude verhelfen möge.

3. Inhaltsangabe.

Am 17. Febr. 1546 träumt dem in Schwermut und tiefe Gedanken versunkenen Dichter, daß er sich in einer hell erleuchteten, von Weihrauch duftenden sächsischen Kirche befände, in deren Mitte eine Totenbahre und das Wappenschild Luthers ihn auf die Vermutung bringt, daß die Leiche Luthers unter dem Bahrtuche liege. Da tritt die Theologie in Gestalt eines weißgekleideten Weibes zur Totenbahre, und äußert durch Gebärden der Verzweiflung ihren Schmerz über den Tod Luthers. Unter Thränen beklagt sie den Tod dessen, der sie aus ihrer Trübsal und ihrem babylonischen Gefängnis befreit habe. Sie schildert die von ihren Feinden ihr angethane Schmach, die Besudelung ihres Kleides und Verstümmelung ihres Leibes bis zur Unkenntlichkeit mit

glühenden Farben; ebenso auch ihre Errettung durch Luther, namentlich seine Treue und Beständigkeit trotz des Wütens der geistlichen und weltlichen Mächte. Nach seinem Tode glaubte sie nun wieder inmitten ihrer Feinde allein und verlassen dazustehen. Hans Sachs aber tröstete sie damit, daß Gott selbst sie in seiner Hut habe, daß noch genug vortreffliche Männer lebten, die sie rein erhalten würden von aller Menschenlehre und daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollten. Zuletzt ermahnt er sie, dem Doktor Martin die nach hartem Kampfe wohlverdiente ewige Ruhe zu gönnen und wünscht, daß Christus allen dazu verhelfen wolle.

4. Gliederung des Gedichts.

Das Gedicht zerfällt in 3 leicht erkennbare Teile, von denen der 1. und 3. den 2. wie in einen Rahmen einfassen. Durch den ersten Teil bereitet der Dichter den Leser auf den eigentlichen Kern des Gedichts angemessen vor, indem er ihn durch Angabe des bedeutungsvollen 17. Febr. des Jahres 1546, sowie durch Andeutung seiner Empfindungen an den Tod des großen Reformators erinnert, und den Gegenstand des Traumes ahnen läßt. — Der Traum selbst (V. 9—97) gliedert sich wieder in drei Abschnitte. Der erste versetzt uns an den Ort des Traumes und in die Nähe des nur erst durch ein Symbol (Rose und Kreuz) angedeuteten Hauptgegenstandes desselben; in dem zweiten läßt uns der Dichter durch eine fast nur redend dargestellte allegorische Person, die Theologie, diesen Hauptgegenstand enthüllen, bewundern und seinen Verlust betrauern. In den Worten der klagenden Theologie liegt sein ganzes Herz, und mit Begeisterung singt er nun durch ihren Mund das Lob des großen Mannes, dessen Tod ihn in so tiefe Schwermut versenkte. Die kummervoll ausgesprochene Frage am Schlusse der Rede, welche aus dem Vorhergegangenen natürlich folgt, veranlaßt die tröstende Antwort, die den dritten Abschnitt des Traumes bildet. In ihr bekundet Hans Sachs seinen festen Glauben an die gute Sache der Reformation und ihren unbehinderten Fortgang, und gönnt dem Überwinder und Sieger Luther die ewige Ruhe. Damit ist der Traum zu Ende, obgleich es der Dichter nicht ausdrücklich sagt. Es schien ihm natürlich, hier noch in wenigen Worten den Wunsch nach einem seligen Ende für sich und alle anzuschließen.

Übersichtlich dargestellt, würde das Ganze in folgender Gliederung erscheinen:

I. Eingang. Hindeutung auf den Gegenstand des Traumes durch Angabe der Zeit desselben und Andeutung der Empfindungen des Dichters. V. 1—8.

II. Der Traum. V. 9—97.

A. Angabe des Ortes und Hauptgegenstandes, den der Dichter im Traume sieht, und Vermutung über denselben. V. 9—21.
B. Das Auftreten der Theologie. V. 22—73.
1. Ihre äußere Erscheinung. V. 22—28.
2. Ihre Rede. V. 29—73.
a. Klage über Luthers, ihres Befreiers Tod. V. 29—36.
b. Schilderung ihres Zustandes vor Luther. V. 37—51.
c. Luthers Verdienst um die Theologie. V. 52—69.
d. Die durch Luthers Tod erregten Zweifel an der Fortdauer ihres glücklichen Zustandes. V. 70—73.
C. Des Dichters Trostrede. V. 74—97.
1. Hinweisung auf die noch lebenden Reformatoren und die Ausbreitung der Reformation. V. 74—88.
2. Bitte, Luther die ewige Ruhe zu gönnen. V. 89—97.
III. Schluß. Wunsch, daß Gott allen Christen dazu verhelfen möge. V. 98—100.

5. Grundgedanke.

Die Überschrift bezeichnet hinlänglich den Zweck des Gedichts. Es soll ein Epitaphium sein, d. h. ein Grabmal, gesetzt dem Andenken des großen Reformators. Auf dem ersten Drucke des Gedichtes, das gleich nach dem Tode Luthers auf einem halben Bogen erschien, befand sich überdies noch ein Bild, das einen geschlossenen Sarg darstellte, auf den zur Rechten ein Mann mit der einen Hand zeigt, zur Linken aber eine weibliche Figur mit ringenden Händen die niedergeschlagenen Augen richtet. Über dem Sarge befindet sich Luthers Wappenschild mit der Rose und dem Kreuz.

Die „klagred“ bildet jedenfalls den Mittelpunkt des Ganzen, doch dient sie dem Dichter nicht allein zur Bekleidung des Grundgedankens. So hoch er Luthern verehrt, so tief er seinen Verlust beklagt: die Sache selbst steht ihm höher. Nicht Luther schuf die Reformation, „Gott hat dich selbst in seiner Hut“; er gebrauchte Luther nur als ein Werkzeug zur Ausführung seiner höhern Pläne, für die er nach Luthers Tode wieder andere Männer auserwählen wird. Der Grundgedanke würde also folgender sein: Der Tod des großen Reformators giebt uns gerechte Veranlassung zur Klage, aber er soll uns nicht entmutigen, da Gott auch ohne Luther sein Werk weiter führen wird.

6. Lesevortrag.

V. 1—28 erfordert den ernsten Erzählton. Die Rede der Theologie muß im Ton tiefster Bekümmernis beginnen, dann bei Aufzählung der ihr angethanen Schmach den steigender Entrüstung

annehmen, hierauf bei Erzählung der Befreiung durch Luther in rührende Begeisterung übergehen, und zuletzt mit der wieder in tiefer Bekümmernis auszurufenden Frage schließen. Die ganze Antwort des Sachs durchwehe der gehobene Ton der Ermutigung, der nur im Schluß zum leisen Gebetston abfällt.

2. Fabel. Mit dem Frosch vnd der Mauß.

Aus obiger Ausgabe von Hans Sachs Werken der fünfft Teil / Fabel vnd gut schwenck. Bl. CCCCLXXXVI. — Ausg. v. A. v. Keller. Stuttg., 1870. V. 84. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 10.

1. Erläuterungen.

V. 8. „was untrewer liste vol", war so boshaft, daß es sein Vergnügen war, durch künstlich angelegte Täuschung zu schaden.

14. „thamb" = Damm. Ein Damm ist eine feste, aus Erde, Sand, Steinen 2c. verhältnismäßig lang und breit aufgeschüttete Erhöhung zum Abhalten des Wassers. Ursprünglich bedeutet Damm Erhöhung und Vertiefung. „Was in des Dammes tiefer Grube" (in dem wohlverwahrten [gedämmten] Orte der Formgrube). Hier hat es den Sinn von Tiefe.

15. „forchten" = Furchten, damals Plural von Furcht, mhd. vorht, vorhte, ahd. forhta, forahta, forahtâ, ein beängstigendes Gefühl vor einem drohenden, zu fürchtenden Übel, vor einer Gefahr.

24. „Warumb sachst du nit baß für dich?" warum sahst du dich nicht besser vor?

25. „mißlich" = unsicher, ungewiß, zweifelhaft, vom Zufall abhängig, möglicherweise verschieden ausgehend; fehlt, ist selten.

29. „nit west" = nicht wußte, nicht bemerkt hatte.

35. „billich" = billig, Adverb., mhd. billîche, von dem Adjekt. billich, ahd. billich, billîh, pillîch, angemessen, gebührend, geziemend.

37. „misselingen" (unser gekürztes mißlingen), nicht den gewünschten Erfolg haben, nicht gut von statten gehen, fehlschlagen.

49. Anno Salutis = im Jahre des Heils, nämlich nach Christi Geburt. M. D. XXVIII = 1528.

2. Abfragen des Inhalts.

3. Inhaltsangabe.

Eine Maus sehnte sich an das jenseitige Ufer eines Flusses und schaute seufzend nach passender Schwimmgelegenheit aus. Ihre Klage vernahm ein ränkevoller, boshaft listiger Frosch und versicherte ihr, sie hinüber zu bringen. Mit Freuden nahm die

Maus sein treuherzig gegebenes Anerbieten an, da ihr seine Arglist unbekannt war. Er umgürtete seinen Leib mit einem Faden, befestigte daran den Schwanz der Maus und sprang in das Wasser, wo ihm die Maus allerdings mit einem beängstigenden Gefühle folgte. Als er aber in Wassers Mitte zum Grunde niedertauchte und die Maus ertränken wollte, erkannte sie seine böse Absicht und schalt seine Untreue. Schadenfroh aber tadelt der Frosch ihre Unvorsichtigkeit und Leichtgläubigkeit, da die Erfahrung allenthalben bestätige, daß hinter süßen Worten wenig Wahrheit, und wahrhafte Treue selten zu finden sei. Ein Storch sieht die in Todesangst kämpfende Maus, ergreift sie und trägt sie in sein Nest. Als erstaunt er hier auch den Frosch bemerkt, gesteht dieser auf Befragen reumütig seine Arglist und beklagt es bitter, in die der Maus gegrabene Grube gefallen zu sein. Der Storch aber erwidert ihm höhnisch, seine Untreue und Tücke gegen die Maus ihn mit dem Leben büßen zu lassen. Er verschlingt ihn, und Untreue trifft ihren Herrn.

4. Die Moral.

Sachs hat sie der Fabel vorangestellt: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

5. Schriftliche Aufgaben.

Vergleiche die Luthersche und Sachssche Bearbeitung dieser Äsopischen Fabel!

3. Gespräch. Sankt Peter mit den Landsknechten.

Aus obiger Ausgabe das 1. Buch. Der 5. Tl. Bl. CCCCXCIIII. — Ausg. v. A. v. Keller Bd. V. 117. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 11. — Lüben, Auswahl. I. 96.

1. Erläuterungen.

V. 1. Landsknechte. Bei der Umgestaltung des deutschen Kriegswesens durch Kaiser Maximilian I. (1493—1519) leistete Georg von Frondsberg die wesentlichste Hilfe; denn er war es, der rüstige und in Waffen geübte Leute aus den kaiserlichen Landen, die damals unter selbstgewählten Hauptleuten im Reiche umherzogen, und sich für Geld von jedem Landesfürsten anwerben ließen, sammelte und aus ihnen, durch strenge Kriegszucht sowohl als durch beständige Waffenübungen, ein Heer bildete, das auch den Winter über beisammen blieb und bald den größten und mächtigsten Feinden furchtbar wurde. Diese Söldner oder Fußknechte waren die „freien“ und „frommen“, d. h. die tapfern, braven,

zur Fahne sich haltenden Landsknechte, von denen die 1. Str. eines nach des Kaisers Tode entstandenen Liedes singt:

Gott gnad dem großmechtigen keiser frumme,
Maximilian! bei dem ist auf kumme
ein orden, durchzeucht alle land
mit pfeifen und mit trummen:
landsknecht sind sie genannt.

Uhland, Volkslieder, S. 516.

und ein anderes, ebendaselbst S. 521:

Wol auf, ir landsknecht alle,
seit frölich, seit guter ding;
wir loben gott den herren,
dazu den edlen köning;
er legt uns ein gwaltigen haufen ins felt,
es soll kein landsknecht trauren umb gelt,
er will uns erlich lonen
mit stüwern und sonnenkronen.

Der herzog auß Burgunde,
der selbig trewlose man
wolt uns den elend Franzosen
schentlich verraten han.
das schaffet gott durch seine güt,
gott wöll uns den edlen köning behüt!
er ist ein edler herre,
wir dienen ihm allzeit gerne.

Beim pauren muß ich dreschen,
muß essen saure milch;
beim könig trag ich volle fleschen,
beim pauren einen groben zwilch;
beim könig trit ich ganz tapfer ins felt,
zieg daher als ein freier helt,
zerhawen und zerschnitten
nach adelischen sitten.

Es soll kein landsknecht garten
für eines pauren haus;
denn er muß rotten und hacken,
daß im der schweiß bricht auß.
darzu das mark in seim gebein;
vil lieber dient ich dem könig allein,
denn einem reichen pauren,
er gibt uns das gelt mit trauren.

Der uns diß newe liedlein sang,
von newem gesungen hat,
das hat getan ein landsknecht gut,
ist glegen vor mancher stat;
in mancher feltschlacht ist er gewesen,
in vilen stürmen hat er genesen;
dem edlen könig zu eren,
sein lob ist weit und ferne.

Siehe auch: Wolffs Volkslieder S. 674. — Wunderhorn. II. 149. — von Erlach, Die Volkslieder der Deutschen. II. 252.

Vergleiche auch das „Lied vom Landsknecht“ von Hoffmann von Fallersleben in dessen Gedichten, S. 223.

Ihr Leben war ein ungebundenes, herrenmäßiges, weshalb sie ironisch auch wohl „Junker Landsknecht“ heißen, zumal sie auch in Speise und Trank, Vergnügungen und Kleidung bedeutenden Aufwand machten, Würfel- und Kartenspiel (letzteres auch Landsknecht genannt) und guten Wein liebten und schließlich als Landplage galten. Vergl. Uhland, Volkslieder, S. 517, 536 u. 539.

2. „garteten“, gingen als herrenlose Kriegsknechte fechten (betteln) von Haus zu Haus.

4. da trug sie jr straß hinauff u. s. w. Eine Prosopopöie. Sinn: Sie kamen auf ihrem Wege auch hinauf an das Himmelsthor.

8. Der fromme Glaube früherer Jahrhunderte deutete die Worte Jesu in Matth. 16, 19: „Ich will dir (Petrus) die Schlüssel des Himmelreichs geben“, wörtlich, und dachte sich Petrus als den Hüter und Schließer der Himmelsthür.

11. „ein arm rott“, ein Trupp armer Menschen.

12. „es thut jn (ihnen) not“, sie bedürfen es.

13. „hinnen“, zusammengezogen aus hier innen.

14 u. 15. „warten“, „harren“, Der Herr sagt: „Laß sie warten“, d. h. laß sie so lange an dem Orte, wo sie sind, bleiben, bis sie hereingerufen werden; die Landsknechte aber mußten harren, d. h. so lange warten, daß sie darüber ungeduldig wurden. Das Harren hat stets den Nebenbegriff eines unangenehmen Gefühls.

16. „fluchen vnd scharren“, gaben durch Fluchen und wildlärmendes, ungestümes und trotziges Auftreten ihr Mißfallen über das lange Warten zu erkennen. Mundartlich bedeutet es auch das unter Schnarchen und Räuspern hervorgestoßene Fluchen. Diesen Begriff hat „scharren“ noch jetzt im Oberdeutschen.

19. Meint, sie redten von geistling dingen“ = von geistlichen (frommen, göttlichen) Dingen.

24. „hinwider jehen“ (sagen), entgegnen, antworten.

25. „jr“ (ihrer) für sie.

26. „Ich sich wol“ = ich sehe wohl.

28. „Den Himmel vns zu enge machen.“ Wir würden bei ihren mutwilligen Streichen kein ruhiges Plätzchen mehr im Himmel finden, und so würde er uns zu enge, zu klein werden.

30. „durch dein ehr“ = um deiner Ehre willen. Es würde uns nicht zur Ehre gereichen, so fromme Leute draußen zu lassen.

32. „mit jn (ihnen) behangen sein“ = du mußt sehr an ihnen hangen, gern mit ihnen zu thun haben, oder: du, (nicht ich) mußt mit diesen Lästigen, Hindernden behaftet bleiben, zu thun haben, festsitzen.

33. Schau, wie du's wieder bringst hinaus" = du magst hernach zusehen (Mittel und Wege finden), wie du sie wieder hinausbringst.

39. „Knockten sie zsamen auff ein plan" = knieten, kauerten sie sich nieder auf eine ebene Stelle (mundartlich).

40. „umbschantzen" (umschanzen) = mit Würfeln um Geld spielen. Die Umschanze (mittelhochd. schanez, franz. chance) = der Glückswurf. Beim Würfelspiel die Zeit zu vergeuden, war eine Hauptuntugend der Landsknechte.

42. „Ein Hader" = ein heftiger Wortwechsel.

45. Von Leder zucken oder ziehen = den Degen aus der (ledernen) Scheide ziehen.

46. „Vnd hawten damit krefftenzsammen" = hauten (schlugen) mit aller Kraft jemanden so, daß er zu Boden stürzte.

49. „strauß", alter und dichterischer Ausdruck für lärmender Kampf, stürmischer, heftiger Wortwechsel.

50. „zand die Landsknecht an": verzerrt den Mund, so daß die Zähne sich zeigten, grinste sie an; von althochd. zannên, mittelhochd. zannen, klaffen, grinsen; nicht von Zahn abgeleitet.

51. „palgen" (balgen) = aufbrausen, zornig werden, ringend und zerrend die Körperkraft an einander versuchen, von mhd. bëlgen, ahd. pëlkan, aufgebracht, empört sein, aufbrausen.

52. „an den liechten Galgen" = an den gelichteten, leicht gemachten, leeren Galgen.

61. 62. „der ding verstund ich nit" = ich verstand das Wesen der Landsknechte nicht richtig zu beurteilen.

71. „einen Lerman" (Lärmen) = Ruf der Trommel, Trommelwirbel zur Versammlung des Fußvolks, gekürzt aus franz. alarme = Ruf zu den Waffen.

78. „Sankt Peter thut mit jn brummen" = er ist unzufrieden mit ihnen, will nichts von ihnen wissen, und zeigt dies äußerlich durch ein verdrießliches Gesicht.

79. „auf schwäckweiß" (schwankweis) = als einen Schwank, als einen lustigen Streich, d. h. als eine scherzhafte, launige Erzählung, bei welcher der Verfasser keine böse Nebenabsicht im Auge gehabt, die er arglos (siehe V. 80) niedergeschrieben hat. Uhland, Die Döffinger Schlacht, Str. 15: „Gefiel Euch dieser Schwank?"

81. „Anno Salutis" = im Jahre des Heils (nämlich nach Christi Geburt). Hans Sachs hatte das Gedicht am 1. Jan. 1557 angefertigt.

2. Abfragen des Inhalts.

Womit beginnt der Dichter seine Erzählung? Er erzählt uns von neun armen Landsknechten, die, weil kein Krieg im Lande war, von Haus zu Hause bettelten. Wohin kamen sie auf ihrer

Wanderung? Vor das Himmelsthor, bei welchem Petrus Wache hielt. — Was that Petrus auf das Begehren der Landsknechte, in den Himmel eingelassen zu werden? Er bat den Herrn, ihren Wunsch zu erfüllen. — Wie benahmen sich die Landsknechte, als ihrem Begehren nicht sogleich nachgekommen wurde? Sie fluchten und tobten. — Wozu veranlaßte Petrus dies Benehmen, das er irrtümlich für ein Gott wohlgefälliges hielt? Noch einmal den Herrn um die Aufnahme so frommer Leute zu bitten. — Was entgegnete ihm der Herr? Er (Petrus) kenne die Landsknechte nicht, die durch ihren Mutwillen ihnen bald den Himmel zu enge machen würden. — Was hatte endlich Petrus wiederholtes Bitten zur Folge? Daß der Herr es ihm erlaubte, sie herein zu lassen. — Petrus ließ sie nun mit Freuden ein; aber wodurch rechtfertigten sie des Herrn Meinung von ihnen? Sie waren kaum im Himmel, so bettelten sie überall Geld zusammen, setzten sich dann zum Spiel nieder und fingen, ehe noch eine Viertelstunde vergangen war, eine Schlägerei an. — Wie benahmen sie sich gegen Petrus, der ihren Streit schlichten wollte? Sie sahen ihn tückisch an und schlugen nach ihm, so daß er fliehen mußte. — Was entgegnete ihm der Herr auf seine Klage über die Landsknechte? Es geschehe ihm ganz recht, da er auf seine Warnungen nicht gehört habe. — Womit entschuldigt sich Petrus? Er habe ihre Reden nicht richtig verstanden, wolle aber künftig keinen Landsknecht wieder hereinlassen. — Welchen Rat giebt ihm der Herr? Er solle vor dem Himmel von einem Engel eine Trommel rühren lassen. — Welchen Erfolg hatte die Befolgung dieses Rates? Auf den Lärm der Trommel liefen die Landsknechte sogleich zum Himmel hinaus, und Petrus schloß nun die Pforte und ließ seitdem nie wieder einen Landsknecht hinein. — Was erklärt Hans Sachs zum Schluß? Daß man dies Gedicht nur als einen harmlosen Schwank zu nehmen habe.

3. Gliederung des Gedichts.

So einfach der Gedankengang in diesem Schwank ist, so einfach ist die Gliederung desselben. Wir können folgende Abschnitte unterscheiden:

- I. Die Landsknechte *vor* dem Himmel. V. 1—35.
  - A. Ankunft derselben. V. 1—7.
  - B. Wechselgespräch zwischen Petrus und dem Herrn wegen ihrer Aufnahme in den Himmel. V. 8—35.
- II. Die Landsknechte *im* Himmel. V. 36—74.
  - A. Das Glücksspiel und der Streit. V. 36—48.
  - B. Petri Zorn, Klage und Reue. V. 49—65.
  - C. Die gelungene List. V. 66—74.
- III. Die *ausgesperrten* Landsknechte. V. 75—78.
  Schlußbemerkung des Dichters. V. 79—81.

4. Inhaltsangabe.

Neun arme Landsknechte ziehen, weil kein Krieg im Lande ist, fechtend von Haus zu Haus, gelangen endlich an die Himmelspforte und begehren Einlaß. Der wachehaltende Petrus bittet den Herrn, die armen Leute einzulassen. Als der Herr dieser Bitte nicht sogleich nachkommt, fangen die Landsknechte vor Ungeduld an zu fluchen; Petrus aber hält ihre Reden für gottesfürchtige, und wiederholt seine Bitte, trotz der Warnungen des Herrn, so dringend, daß dieser sie ihm endlich mit der Bemerkung gewährt, er möge zusehen, wie er die Landsknechte wieder hinausbekäme. Kaum sind diese von Petrus mit Freuden eingelassen, so erbetteln sie sich Geld, sitzen dann zum Würfelspiel nieder, und geraten endlich dabei in einen so heftigen und lärmenden Streit, daß Petrus herbeigelaufen kommt. Zürnend verweist er ihnen ihr ungeziemendes Betragen; die Landsknechte aber kehrten sich nicht daran, und wollen sich sogar an der Person des heiligen Apostels vergreifen, weshalb dieser voll Schrecken entflieht und dem Herrn seine Not klagt. Der Herr erinnert ihn an seine frühere Warnung, und da Petrus versichert, durch die mißverstandenen Reden der Landsknechte getäuscht worden zu sein, künftiger aber vorsichtiger sein zu wollen, so rät er ihm, durch Anwendung einer List die Landsknechte vor das Himmelsthor zu locken. Petrus geht darauf ein und läßt demzufolge von einem Engel vor dem Himmelsthore Lärm schlagen, worauf die Landsknechte eilends dem wohlbekannten Rufe der Trommel folgen und den Himmel verlassen. Geschwind verschließt nun Petrus die Pforte und läßt seitdem nie wieder einen Landsknecht ein.

5. Des Dichters Zweck bei Abfassung des Gedichts.

Von einem Grundgedanken kann hier eigentlich nicht wohl die Rede sein, da Hans Sachs bei Abfassung dieses Schwankes, wie er das Gedicht selbst nennt, gewiß zunächst weiter keinen Zweck gehabt hat, als seine Leser auf angenehme Weise zu unterhalten. Wie hätte er aber diesen Zweck besser erreichen können, als durch Darstellung des Lebens und Treibens jener verrufenen und gefürchteten Söldner. Eine gewöhnliche Erzählung ihrer schlechten Streiche, wie z. B. in seinem „Landsknecht-Spiegel", würde aber nicht hinreichend gewesen sein, die Verderbtheit dieser Burschen auf komische Weise darzustellen; deshalb greift er zu einem außergewöhnlichen Mittel, versetzt sie in den Himmel, und weist nun auf schalkhafte Weise die Unverbesserlichkeit der Landsknechte nach, die sogar am Orte der Seligen und in unmittelbarer Nähe des Herrn und seines Apostels ihre Spiel- und Händelsucht nicht unterdrücken können, ja selbst dem letztern sich widersetzen, und nur durch List entfernt werden können. Das Hineinziehen der himmlischen Personen in

seine Schilderung der Landsknechte gewährte ihm überdies den Vorteil, seine Meisterschaft in Darstellung heiliger Personen, die er mit besonderer Vorliebe behandelte, zu zeigen. Fast die meisten seiner Schwänke haben den Himmel als Ort und den Herrn und seine Apostel als Personen der Darstellung. Wir erinnern nur an den Schwank von St. Peter, der in Selbstüberschätzung sich vermißt, besser die Welt regieren zu können, als der Herr, und doch nicht einmal imstande ist, eine Geiß in Ordnung zu halten; ferner an den Schneider, der das „Hinter die Hölle werfen", das er auf Erden getrieben, vom Himmel aus an einer armen Frau strafen will, und auf naive Weise von dem Herrn zurechtgewiesen wird.

Daß übrigens Hans Sachs in seinem Schwanke es hier vorzugsweise auf die Landsknechte abgesehen hat, können wir aus der fast gleichzeitigen Abfassung eines ähnlichen Schwankes („Der teüeffel lest kein landsknecht mehr in die helle faren", Keller V 121) schließen, in welchem als Seitenstück zu dem vorliegenden die Landsknechte als so schreckliche Bösewichter dargestellt werden, daß selbst der Teufel sie nicht in der Hölle haben will. Beelzebub, der von dem Teufel abgeschickt wird, einen der so berüchtigten Söldner nach der Hölle abzuführen, ist so erschrocken über das wüste Treiben der zechenden Rotte, daß er, seines Lebens sich nicht mehr sicher wähnend, unverrichteter Dinge zu seinem Herrn zurückkehrt und ihm dringend rät, ja sich um keinen Landsknecht mehr zu bekümmern: „Sie machtn uns wol die hell zu eng" (vergl. V. 28 unseres Gedichtes). Der Teufel ist ganz damit einverstanden, und Hans Sachs schließt das Gedicht mit den Worten Lucifers:

Die lantzfried-precher und mordprenner,
Verrether und all schedlich menner,
Müntzfelscher und falsche juristen,
Und darzu all glaublos Christen,
Verstockt, die nit pus wöllen würcken,
Juden, ketzer, hayden und Türcken,
Gottloß münch, nunnen und pfaffen,
Die wöll wir umb ihr unzucht straffen,
Auff daß kein unrath uns erwachs
Von den Lantzknechten, wünscht Hans Sachs.

Anno Salutis 1557.

6. Form der Darstellung.

Hans Sachs nennt seine Erzählung ein Gespräch und einen Schwank. Durch beide Ausdrücke ist die Form nicht treffend genug bezeichnet. Ein Gespräch ist sie nur teilweise, und die Bezeichnung Schwank läßt eine Seite derselben unberücksichtigt, die doch stark hervortritt, nämlich die kirchlich-religiöse. Eine einfache poetische Erzählung einer aus dem Gebiete des kirchlich-religiösen Lebens stammenden Begebenheit mit wunderbarem Verlaufe nennt

man aber eine Legende. Dienen komische Ereignisse, wie hier, zum Gegenstand der Legende, so heißt sie eine komische; diese darf aber in ihrer Darstellung nie die Grenze heiteren Frohsinns überschreiten und in Leichtfertigkeit ausarten. Die größte Meisterschaft in Behandlung der Legende zeigte Herder.

Als Versart bedient Hans Sachs sich der schon früher erwähnten kurzen Reimpaare mit vier Hebungen, eine Form, die damals für erzählende Gedichte sehr beliebt war, auch bereits im Parzival von Wolfram von Eschenbach, im Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg, im Iwein von Hartmann von Aue angewandt wurde. Nach ihm kam aber dieses Metrum auf circa 100 Jahre außer Gebrauch, bis es durch eine Reaktion wieder zu Ehren gebracht wurde. Gottsched und seine dichtenden Zeitgenossen suchten die Steifheit und Eintönigkeit des damals herrschenden Alexandriners vielfach zu modificieren und Versarten einzuführen, die dem Ohre wohlgefällig klingen sollten. Allein der übertriebene Regelzwang, gehütet von strengen Richtern, rief das Wohlgefallen an der Regellosigkeit der Verse und den Scherz mit derselben hervor. Man suchte ihn bei guter Laune zu durchbrechen, und Dichter, wie Brandenburg und Canitz führten seit 1677 die „Knittelverse zart" der meistersängerlichen Kunst („nach der Meister Art") in munteren, effektvoll gebauten Strophen ein, die das burleske Versmaß der Deutschen geworden und geblieben sind.

Über den Vater und den Ursprung des Knittelverses ist viel gefabelt worden. Nach Gruppes Forschungen scheint soviel festzustehen, daß ein gewisser Brandenburg, niedersächsischer Abkunft — über dessen Lebensverhältnisse weder die Weichmannsche Sammlung, noch Gödekes Grundriß Auskunft geben, der aber durch ein Gedicht voll Feuer und Pracht, Frische und Naivetät auf die Gegenwart des Königs Georg von Großbritannien in Lüneburg im Oktbr. 1729 und viele andere Gedichte seine wahre dichterische Begabung bekundet hat — der Erfinder dieses Maßes und seiner Behandlung ist. (Ein Weiteres findet man in dem vortrefflichen Werke von Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter. Leipzig, Brandstetter. Bd. II. S. 367 ff.) Goethe bildete die Hans Sachssche Versart in seiner Legende. „Das Hufeisen" nach und hat sie dadurch hinreichend gewürdigt.

7. Bemerkungen über die handelnden Personen.

1. Die Landsknechte. Diese rein geschichtlichen Personen kannte H. Sachs aus eigner Anschauung, und eine treue Charakteristik derselben konnte ihm nicht eben schwer fallen. Obwohl er sie nun hier nicht so ausführlich darstellt, als in seinem „Landsknecht-Spiegel", so teilt er doch so viel Züge aus ihrer Denk-

und Lebensweise mit, daß diese sich leicht zu einem abgerundeten Bilde verschmelzen lassen.

Wer erkennt nicht schon aus den ersten Zeilen des Gedichts die vagabondierenden Landstreicher, die kein Haus verschonen, und wäre es selbst vom lieben Gott und seinen Engeln bewohnt! Ihre Armut ist so groß wie ihre Frechheit und Unverschämtheit; sie fluchen und wettern, wenn ihrem Begehren nicht sogleich nachgekommen wird, und an einen Dank für das Empfangene ist vollends nicht zu denken. Die Art der Verwendung des Erbettelten entspricht der Art ihrer Forderung: es wird verspielt. Und wie ein Laster das andere im Gefolge hat, so entwickelt sich auch bald Streit, höchst wahrscheinlich infolge eines Betrugs, und nun sind die Landsknechte in ihrem Elemente: da sie den Feind nicht schlagen können, so befriedigen sie ihre Lust am Kampfe durch eine Schlägerei unter einander selbst. Wehe dem, der sie in diesem Vergnügen stören wollte! Es würde ihm ergehen, wie dem armen Petrus, der kaum mit heiler Haut davon kommt. Nur etwas vermag sie auseinander zu bringen, der Ruf der Lärmtrommel. Sie sind ganze Soldaten. Mechanisch zu gehorchen gewohnt, folgen sie dem bekannten Schalle: die nahe Aussicht auf Kampf und Beute läßt sie alles übrige vergessen, selbst die List übersehen, durch deren Ausführung sie auf immer vom Himmel ausgeschlossen werden.

2. Petrus. In der Darstellung des Charakters dieses Apostels ist sich Hans Sachs in den zahlreichen von Petrus handelnden Gedichten stets gleich geblieben. Immer finden wir den dem Herrn mit großer Liebe anhangenden, aber eigenwilligen, sich und seine Erfahrungen überschätzenden und nach Erkenntnis seines Irrtums beschämt und reumütig sich zeigenden Jünger. Die biblische Erzählung von der Verleugnung Jesu hat offenbar die einzelnen Züge zur Charakterschilderung des Petrus dem Dichter an die Hand gegeben. So bereitwillig er sich dort erklärt, für den Herrn in den Tod zu gehen, so bereitwillig nimmt er sich hier der „armen Rotte“ an. Hindernisse, die sich der Ausführung seines Entschlusses möglicher Weise in den Weg stellen können, sieht er nirgends; im Bewußtsein seiner Kraft und Einsicht erscheint ihm selbst die Warnung des Weisesten als überflüssig, und nun er dennoch seine Selbsttäuschung einsieht, wie bitterböse wird er da, wie „zant“ er die frommen Landsknechte an! Aber er hat gefehlt, und wenn er sich auch mit Unkenntnis der Dinge entschuldigen will, so nimmt er doch die mildstrafenden Worte des Herrn reumütig hin und ist froh, den Fehler wieder gut machen zu können.

3. Der Herr. In welcher milden Ruhe und Heiterkeit erscheint uns hier das Bild des Herrn! Nicht unmütig werdend über das thörichte Begehren seines Apostels, sucht er ihn durch

Belehrung von seinem Irrtum zu überzeugen, und da ihm dies nicht gelingt, gewährt er ihm seine Bitte und läßt ihn „durch Schaden klug werden“. Und wie milde und doch eindringlich ist sein strafendes Wort, wie voll Versöhnung sein Gemüt! Weit entfernt, seinen Jünger die Folgen des selbstverschuldeten Ungemachs tragen zu lassen, hilft er dem Bereuenden durch bereitwillig erteilten Rat aus aller Verlegenheit, ein hohes Vorbild gebend, wie man die Fehler des Nächsten schonend beurteilen und durch Wohlthun strafen soll.

8. Lesen.

Die schmucklose Einfalt der Legende erfordert den angemessenen ruhig-heitern Ton, der selbst in dem Gespräche vorwalten muß. Sind übrigens die Charaktere der handelnden Personen richtig aufgefaßt, so ergiebt sich der zu wählende Leseton von selbst, und leicht wird die erst schmeichelnde, dann dringende Bitte, so wie die naive, mit Ängstlichkeit gemischte Entschuldigung des Petrus und die Ruhe und Bestimmtheit, sowie der spätere sanfte Vorwurf in den Worten des Herrn getroffen werden.

Leben und Charakteristik des Dichters Hans Sachs.

1. Hans Sachs wurde in der freien Reichsstadt Nürnberg am 5. Nov. 1494 geboren. Obgleich sein Vater nur ein gemeiner Bürger, seines Handwerks ein Schneider war, so verwendete er doch große Sorgfalt auf die Erziehung seines Sohnes, den er schon vom 7. Jahre seines Alters an, Ostern 1501, in eine von den vier lateinischen Schulen, wahrscheinlich in die Spitalschule schickte. Hans Sachs sagt selbst in einem Gedichte vom 26. Febr. 1568: „Die werck Gottes sind alle gut.“ *)

Als ich in meiner Kindlichen Jugendt
Wurd zogen auff gut sitten und Tugendt
Von mein Eltern auff zucht vnd ehr,
Dergleich hernach auch durch die lehr
Der Präceptor[1]) auff der hohen Schul,
So sassen auff der Künsten Stul,
Der Grammatica vnd Rhetorica,[2])
Der Loica[3]) vnd Musica,[4])
Arithmetica / Astronomia /
Poetrey[5]) vnd Philosophia,
Da mein sinnreich Ingenium[6])
Die lehr mit hohem fleiß annumb,
Da ich lehrt[7]) Griechisch und Latein
Artlich wol reden / war vnd rein,

---

*) Das vierdt Poetisch Buch. Mancherley artliche Newe Stück / schöner gebundener Reimen rc. Nürnberg, M. D. LXXVIII. Bl. CXXIIII.

[1]) Lehrer. [2]) Redekunst. [3]) Denklehre. [4]) Kenntnis der alten Litteratur. [5]) Dichtkunst. [6]) Angeborene Geistesfähigkeit. [7]) Lernte.

Rechnen lehrt ich auch mit verstandt
Die außmessung mancherley Land,
Auch lehrt ich die Kunst der Gestirn,
Der Menschen geburt Judicirn[8]),
Auch die erkentnuß der Natur,
Auff Erden mancher Creatur,
Im Lufft / Wasser / Fewer vnd Erden,
Darzu mit hertzlichen begerden
Begriff Gesangeskunst subtil,
Manch süß liebliches Seytenspil,
Lehrt auch endlich die Poetrey,
Darinn an Tag zu geben frey
Manniches Höfliches Gedicht u. s. w.

Ob er aber in dieser Schule alles das lernte, scheint zweifelhaft. Es wird außer dem Latein wohl davon nicht viel mehr gewesen sein, als die Puerilien, die Anfänge alles Lernens, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, da er in seiner poetischen Lebensbeschreibung: „Summa all meiner Gedicht" sich als einen Ungelehrten hinstellt, der bereits alles vergessen habe:

Siben Järig darnach anfieng,
In die Lateinisch Schule gieng,
Darinn lernt ich Puerilia,
Grammatica vnd Musika,
Nach schlechtem Brauch derselben Zeit,
Solchs alls ist mir vergessen seit.

Was den talentvollen strebsamen Jüngling bewog, in seinem 15. Jahre (1508) das Schuhmacherhandwerk zu erlernen, ob eigene Wahl oder Bestimmung des Vaters, ist unbekannt. Er scheint jedoch nicht unpassend gewählt zu haben, indem kaum ein anderes Gewerbe, außer dem des Schneiders, bei der Arbeit so viel Raum zum Sinnen läßt, als gerade dieses. Von all dem mühsam Erlernten bildete er nichts weiter aus, als die Poeterei, in der er während der Lehrzeit durch den Leinweber und Meistersinger Lienhart Nunnenbeck unterrichtet wurde. Die ersten Früchte des genossenen Unterrichts zeigte der junge Sachs auf seiner Wanderschaft, welche er 1510, im 17. Jahre, nach abgelaufener Lehrzeit antrat und 5 Jahre fortsetzte. Er ging über Regensburg, Passau und Salzburg hinauf bis nach Hall (in Tyrol) und Wels, wanderte dann durch Bayern über München, Landshut nach Franken und hielt sich besonders zu Würzburg und Frankfurt auf. Von hier aus zog er den Rhein entlang und kam über Koblenz, Köln und Aachen bis in die Niederlande hinab und auch in das nördliche Deutschland, z. B. nach Erfurt, wo ihn ein Wirt, dieweil er kein Geld hatte, mit Hilfe seines Knechtes in einen Sack steckte und darin Nachtlager halten ließ. Überall pflegte er nicht bloß seines Handwerks, sondern auch der Dichtkunst. Wo er

[8]) Beurteilung.

Meistergesang hörte, lernte er schnell die Bar und Töne (Lieder und Weisen), half die Singschule verwalten, und dichtete zu München, in seinem 20. Jahre (1514) sein „erst Bar“ in des Marners langem Tone“ *), das er der Gottheit widmete. In der Übung seines Nebenwerks fand er das einzige Vergnügen und den unschuldigsten Zeitvertreib, und noch im hohen Alter gedenkt er mit Freuden jener Jahre, in denen er sich alles Trunkes, Spieles, wie überhaupt jeder Ausschweifung enthalten habe.

Dem Rufe seines Vaters und der Sehnsucht des eigenen Herzens folgend, kehrte er 1515 nach seiner Vaterstadt Nürnberg zurück, woselbst er sich nicht nur das Meisterrecht seines Handwerks erwarb, sondern auch die schönste Gelegenheit fand, seine geliebte Kunst zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen. Im Jahre 1519 verheiratete er sich mit Kunigunde Creuzer aus dem nahegelegenen Flecken Wendelstein und wohnte längere Zeit in dem elterlichen Hause in der Kotgasse. Sein Geschäft scheint er eifrig betrieben, mit seinen Schuhwaren sogar die Frankfurter Messe bezogen und dadurch des Wohlstandes sich erfreut zu haben; denn er singt in dem oben angefangenen Gedichte:

Auch fiel mir zu in diser zeyt
Groß wolfart in mancherley stück,
Als Reichthumb / ehr / lob vnd groß glück,
Wolzogne Kind / ein trew Ehweib,
Schön / sterck vnd auch gesunder Leib,
Jederman hielt mich hoch vnd ehrlich,
Auch hielt ich mich dapfer und herrlich.

In den 30ger und 40ger Jahren besaß er noch 2 Häuser, die er aber verkaufte, um 1542 „in St. Sebaldspfarr an der Spitalgassen“ ein Haus zu erwerben, das er bis zu seinem Tode bewohnt hat.

Am 16. März 1560 starb ihm die geliebte Gattin, mit der er 41 Jahre in glücklicher Ehe gelebt, und hinterließ ihm 2 Söhne und 5 Töchter, die er alle überlebte. Am 12. Aug. 1561 verheiratete sich Hans Sachs wieder mit Barbara Harscher,

Am zwölfften August fürwar,
Wurd mir wider verheyrat da
Mein andre Gmahel Barbara
Harscherin, vnd am Erichtag (5. Novbr.)
Nach sanct Egidien (1. Septbr.) ich sag,
War mein Hochzeit fein schlecht vnd still.

mit der er bis in sein höchstes Alter lebte. Zwei Jahre vor seinem Ende wurde der noch als betagter Greis so rührige Mann geistesschwach; Gehör und Sprachvermögen verschwanden. Da

*) Das heißt: Nach der Melodie eines Liedes vom Meistersänger Marner, welches wahrscheinlich deshalb das lange hieß, weil eine Str. 27 V. hatte.

saß er denn, nach der Erzählung Adam Puschmanns (geb. 1532 zu Görlitz, gest. als Schuhmacher zu Breslau 1600), eines seiner dankbaren Schüler, schneeweiß und grau wie eine Taube an Haar und Bart, hinter seinem Pulte vor seinem großen Buche, und neigte nur noch das weiße Haupt gegen die Besuchenden, und sah sie mit seinem milden, lieblichen Greisenantlitz freundlich an, bis er im 82. Jahre seines Lebens, am 19. Jan. 1576, sanft entschlummerte.*)

Werfen wir nun einen Blick auf seine poetischen Schöpfungen, so überrascht uns zuerst die ungeheure Menge derselben, zum andern seine große Belesenheit; denn er benutzte als Quellen (wenn auch nur in Übersetzungen) für seine Meistergesänge und Spruchgedichte nach seinem eigenen Zeugnisse Bibel, Plutarch, Herodot, Xenophon, Livius, Josephus, Justin, Suetonius, Homer, Ovid, Plinius, Diodor, die Gesta Romanorum u. v. a. Seit d. J. 1514 bis wenige Jahre vor seinem Tode pflegte er fast unausgesetzt der Dichtkunst, und wenn wir auch annehmen dürfen, daß er in der ersten Zeit seines bürgerlichen Lebens, der Klugheit gemäß, mehr Schuhe als Verse gemacht, mehr gelesen als geschrieben, mehr gelernt als gelehrt hat, so steigerte sich doch seine poetische Thätigkeit späterhin dermaßen, daß er am 1. Jan. 1567 nicht weniger als 1773 Schwänke, Schauspiele, Sprüche, Fabeln u. dergl. und 4275 Meistergesänge, in 275 Tönen,**) in Summa also 6048 Gedichte zählte.***) Sehr leicht können wir ihm dies nachzählen, da er mit peinlicher Genauigkeit jedem Gedichte sein „Hans Sachs", so wie Jahr und Tag der Verfertigung anhing. Auch rühmte er sich, 13 neue Töne für seine Meistergesänge erfunden zu haben, z. B. die Silberweis, den gülden Ton, die über hoch borkweis, die morgenweis, den kurz ton, den Rosenton. Daß unter dieser Masse von dichterischen Arbeiten, die man auf mindestens eine halbe Million Verse veranschlagen kann, vieles sich befindet, was nicht den geringsten poetischen Wert hat, kann nicht befremden. Hans Sachs war überhaupt kein schöpferischer Kopf; er besaß das glückliche Talent, etwas Gegebenes schnell aufzufassen und auf eine ungezwungene Weise darzustellen („er dichtete alles und erdichtete nichts", wie J. Grimm sagt). Dies gelang ihm namentlich bei den weltlichen Erzählungen, in seinen

*) Am 24. Juli 1874 ist ihm auf dem ehemal. Spitalplatze ein Denkmal gesetzt worden.

**) 13 Bde. Handschriften in Folio finden sich im Zwickauer Ratsarchive, die unter Hans Sachs' Aufsicht abgeschrieben sein müssen, indem sich hie und da Verbesserungen von seiner Hand finden. 6 der Bände enthalten Meistergesänge, 6 andere Spruchgedichte, der 13. Bd. ein sehr ausführliches Verzeichnis über dessen sämtliche Schriften, nebst dem Nürnberger „Schulzettel", d. i. den Gesetzen und Vorschriften der Nürnberger Meisterschule.

***) Puschmann zählt 6636.

Schwänken fast unübertrefflich, da er von Natur mit gesundem Sinn, fröhlichem Gemüt, Mutterwitz und unverwüstlichem Humor begabt war. Auch seine dramatischen Produkte, und unter diesen wieder die Fastnachtsspiele, kennzeichnen ihn als Hauptmeister für die damalige Zeit. Neben den Fastnachtsspielen versuchte er sich auch im Dichten von Komödieen und Tragödieen, ohne jedoch einen Begriff von dem wahren Wesen dieser beiden Gattungen zu haben. Ein dramatisches Stück hieß bei ihm Tragödie, das einen ganz traurigen, Komödie, das einen erfreulichen, oder mindestens tröstlichen Ausgang hatte. Er hat sich nie zur Schöpfung eines echten Dramas emporarbeiten können. Von einer Entwickelung, Verknüpfung, Verwickelung und Lösung der Handlung, wie von einer Entfaltung des Charakters der handelnden Personen hat er keine Ahnung. Seine Spiele sind fast nur dramatisierte Erzählungen. Trotzdem hat er sich durch dieselben ein Verdienst um das deutsche Schauspiel erworben. Er spielte selbst seine Stücke mit, gab den Schauspielern für die Darstellung treffende Regeln über den rednerischen und mimischen Ausdruck und schuf für die Aufführung passende Einrichtungen. Außerdem wurden seine Stücke auch in andern Reichsstädten, selbst an Fürstenhöfen gespielt und dadurch in Deutschland die Liebe zum Schauspiel geweckt, und nach Wackernagels Urteil die ganze Dichtungsart aus dem Mittelalter in die neue Zeit hinüber gerettet. Weniger geschickt war er in der Behandlung geistlicher Stoffe, z. B. der poetischen Bearbeitung von Psalmen und sonstigen biblischen Stücken, und den wenigsten Wert haben seine Meistergesänge, in denen wir nur den fertigen Reimer, nie den Dichter erblicken. So sehr er sich bestrebte, in der äußern Form es den Dichtern des Mittelalters nachzuthun, so genügt doch schon ein gründlicher Blick in die besprochenen Proben, um zu der Überzeugung zu kommen, daß eine Reform der deutschen Verskunst, wie sie später durch Opitz ausgeführt wurde, dringend notwendig war. Demungeachtet haben die meisten Gedichte Hans Sachsens ihre Verdienste, und es giebt wenige Dichter der spätern Zeit, die an Lebendigkeit der Darstellung, an gesundem Gefühl und natürlichem, treffendem Ausdrucke den Nürnberger Schuster überragen.

Die durch die Reformation hervorgerufene Bewegung der Gemüter, die namentlich auch in Nürnberg zu Gunsten der neuen Lehre sich äußerte, konnte einen so klaren und verständigen Kopf, wie Hans Sachs war, nicht unberührt lassen. Die Bücher und die Sprache Luthers ergriffen ihn mit Macht; er gehörte mit zu den frühesten Verehrern Luthers und bezeugt in einer Menge von Gedichten seinen Eifer für dessen Werk. Zu den bekanntesten gehört ein am 8. Juli 1523 verfaßtes, das einige Bogen stark, mit vielen Holzschnitten verziert ist, und dessen Titel und Anfang also lauten:

Die wittembergisch nachtigall,
Die man ietzt höret überal.

Ausgabe von A. von Keller. Bd. VI. S. 368.

Wacht auff es nahent gen dem tag,
Ich hör singen im grünen hag
Ein wunigkliche nachtigall.
Ir stim durchklinget berg und thal.
Die nacht neigt sich gen occident,
Der tag geht auff von orient,
Die rotprünstige morgenröt
Her durch die trüben wolcken göt,
Darauß die liechte sonn thut blicken.
Des mones schein thut sie verdrücken.
Der ist ietzt worden bleich und finster,
Der vor mit seinem falschen glinster
Die gantzen hert Schaf hat geblent,
Das sie sich haben abgewent
Von irem hirten und der weyd,
Und haben sie verlassen beyd,
Sind gangen nach des mones schein,
In die wildnus den holtzweg ein,
Haben gehört des Löwen stim
Und sind auch nachgefolget im,
Der sie gefürt hat mit lyste
Gantz weyt abwegs tieff in die wüste.
Da habens ir süß weyd verloren,
Hant gegessen unkraut, disteln, doren.
Auch leget in der löw strick verborgen,
Darein die schaf fielen mit sorgen.
Da sie der löw dann fand verstricket,
Zuryß er sie, darnach verschlicket.
Zu solcher hut haben geholffen,
Ein gantzer hauff reyssender wolffen,
Haben die elende herd besessen
Mit scheren, melcken, schinden, fressen u. s. w.

Das bald nach dieser Zeit erschienene „Enchiridion" s. S. 215) begeisterte ihn 1524 zur Dichtung von Kirchenliedern, von denen die ersten drei unter dem Titel erschienen: „Etliche geystliche, in der schrifft gegrünte lieder für die layen zu singen. Hans Sachs, 1525." Das bekannte und treffliche Kirchenlied „Warum betrübst du dich mein Herz" wird Hans Sachs auch zugeschrieben; allein es findet sich in keiner seiner Gedichtsammlungen oder in irgend welcher Handschrift, sondern wird ihm nur durch den Irrtum des Nürnberger Predigers Joh. Mich. Dilher zugeschrieben. Bartsch, Gödeke und Ph. Wackernagel bezweifeln aus guten Gründen (freie Versbildung, unreine Reime) Sachs' Autorschaft. (S. Germania III. 382. Gödeke, Grundriß I. 340. Ph. Wackernagel, deutsches Kirchenlied. Bd. IV. (1874) 129. Germania XXIV. 407.) Das Lied steht im Hamborcher Enchiridion von 1565 niederdeutsch und in den geistlichen Liedern, Frank-

furt a. M. Eichhorn 1568 hochdeutsch, und hat seitdem stets einen ehrenwerten Platz in den verschiedensten evangelischen Gesangbüchern behauptet, und ist in mehrere Sprachen übersetzt worden. Von Sachsens Teilnahme an Luther und der Reformation giebt auch das oben besprochene „Epitaphium" lebendiges Zeugnis.

So hoch nun Hans Sachs zu seiner Zeit verehrt wurde, denn er hatte die Schule zu Nürnberg so sehr in Aufnahme gebracht, daß es dort über drittehalb hundert Meistersänger gab, so sehr verlor er an Ansehen nach seinem Tode, und erst zu Ende des 17. Jahrh. machten einzelne Dichter auf seine kaum beachteten Werke aufmerksam. In höherem Grade geschah dies im 18. Jahrh., namentlich von Herder, Wieland und Goethe. So sagt Herder in seinen Briefen über ältere deutsche Dichter*): „Hans Sachs bleibt in Deutschland, vielleicht in Europa, der Meistersänger Meister. In seiner schönen Provinzialsprache herrscht eine so angenehme Naivetät, deutsche Urbanität (feine Lebensart), Ruhe und Zünftigkeit der Gedanken, daß ich jedem Jahrhundert in seiner Art einen Hans Sachs wünschte." Goethe aber setzte dem alten Dichter ein unvergängliches Denkmal in der „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung", dessen Schlußzeilen lauten:

Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.

Ein Biograph (Hoffmann) unseres Dichters sagt: „Sachs ist ein Dichter des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, ein Vorkämpfer der neuen Ideeen, ein Mann voll Wissen, Weisheit, Einsicht, Überblick auf alle Weltverhältnisse, und steht auf der Höhe der Zeit ohne Nebenbuhler."

9. Schriftliche Aufgaben.

1. Hans Sachs beschreibt seinen Lebenslauf. 2. Über den Meistergesang. 3. Die Zeit der Meistersänger eine Glanzperiode des deutschen Bürgertums.

Litteratur.

A. Gesamtausgaben.

Geistliche und weltliche Lieder und Spruchgedichte. Nürnbg., 1558—61. 3 Bde. Fol.
Von 1570—79 erschien eine Ausgabe in Nürnberg in 5 Foliobänden.
Von 1612—16 erschien eine Ausgabe in 5 Quartbänden in Kempten.
1712 kam eine Ausgabe in 5 Quartbänden in Augsburg heraus.

*) Sämtl. Wke. in 40 Bdn. XXV 374. (Bd. XIII. zur Litteratur und Kunst.)

Alle diese Ausg. sind jetzt in der Regel nur in öffentl. Bibliotheken anzutreffen.

Hans Sachs, herausgeg. v. A. v. Keller. Für den litterar. Verein in Stuttg. u. Tübingen, 1870—78. 11 Bde.

B. Auszüge.

Göz, Hans Sachs. Eine Auswahl für Freunde der ältern vaterländischen Dichtkunst. 4 Bdchen. Nürnberg, 1829. 1830. 6 M.

Hopf, Hans Sachs, Eine Auswahl aus d. Wken. 2 Bdchen. Nürnb., 1856. 4,50 M. (Gut.)

Hans Sachs im Gewande seiner Zeit. Folio. Mit alten Holzschn. Gotha, 1821. 5 M.

K. Gödeke, Hans Sachs' geistl. u. weltl. Lieder. Lpzg., 1870. 3,50 M.

J. Tittmann, Spruchgedichte u. dramat. Gedichte v. H. Sachs. Lpzg., 1870—71. 2 Bde. 7 M.

C. Schriften über Hans Sachs.

W. S. Ranisch, Histor.-krit. Lebensbeschreibung Hans Sachsens. Altenburg, 1765.

Hoffmann, J. L., Hans Sachs. Sein Leben u. Wirken aus s. Dichtungen nachgewiesen. Nürnberg, 1847. 3 M. (Gut.)

A. F. Furchau, Hans Sachs. 1. Abtl.: Die Wanderschaft. 2. Abtl.: Der Ehestand. Lpzg., 1820. 11 M.

E. Weller, Der Volksdichter Hans Sachs u. s. Dichtungen. Nürnbg., 1868. 2 M.

Hans Sachs. Ein Lebensbild a. d. Reformationszeit. Nürnberg, 1874. 25 ₰.

Westermayer, Hans Sachs, d. Vorkämpfer d. neueren Zeit. Nürnbg., 1874.

Schultheiß, Hans Sachs u. die Meistersänger in Nürnberg. Nürnbg., 1874. 60 ₰.

J. Lützelberger, Hans Sachs. Sein Leben u. s. Dichtung. Nürnberg, 1876. 2,50 M.

Dr. Th. Krabbe, Aus deutscher Vergangenheit. Gütersloh, 1878. 2 M.

Rückblick auf den vierten Zeitraum.

Der vorige (dritte) Zeitraum gehört, wie wir gesehen haben, zu den unfruchtbaren für die Litteratur; die wohlthuende Frische und Ursprünglichkeit früherer Zeiten starb in demselben allmählich ab und machte völliger Dürre Platz. Aus diesem traurigen Zustande erlöste die mit dem 2. Viertel des 16. Jahrh. eintretende Reformation die Litteratur. Sie erregte neues und zwar vorherrschend protestantisches Leben. Es entbrannte der Kampf gegen das Papsttum und setzte die besten Köpfe während der 1. Hälfte des Jahrh. in Bewegung. Um nicht in demselben zu erliegen, wurde 1540 durch Ignaz von Loyola der Orden der „Gesellschaft Jesu" gestiftet. Die Protestanten erkannten bald die Gefahren, welche ihnen aus dem Jesuitismus erwachsen konnten, und traten sofort in die Schranken. Die 2. Hälfte des 16. Jahrh. kann daher als ein Kampf gegen den Jesuitismus bezeichnet werden.

Mit der kirchlichen Bewegung im 16. Jahrh. war zugleich

eine politische entstanden, was der allgemeinen Geistesentwickelung und litterarischen Thätigkeit förderlich war. Als aber die Bauern sich erhoben und ihre Forderung nach angemessener Freiheit mit Greuelthaten begleiteten, da gab die Reformation die Sache der politischen Bewegung nicht nur auf, sondern trat ihr sogar feindlich entgegen. Luthers mächtiges Wort wirkte vernichtender, als die gesamte Macht des Adels und der Fürsten.

Diese Wendung der Dinge wirkte lähmend auf die Litteratur ein. Während dieselbe in England (Shakespeare), Italien (Ariosto und Tasso), Spanien (Lopez de Vega und Cervantes) und selbst in Portugal (Camoens) durch den sich entwickelnden nationalen Geist sich bis zur höchsten Blüte erhob, sank sie in Deutschland immer tiefer und tiefer, und erhielt sich nicht einmal auf der Stufe, auf welcher sie im vorigen Zeitraum gestanden hatte. Dies galt besonders von der Poesie, die sich nur da zu größerer Bedeutsamkeit erhob, wo sie noch von der Kraft des reformatorischen Geistes getragen wurde, wie im Kirchenliede, oder wo sie zugleich auf volkstümlicher Grundlage beruhte, wie bei Hans Sachs, obgleich die Sprache zuweilen rauh und hart genannt werden muß und dem poetischen Stil es gar oft an Leichtigkeit, Anmut, Zartheit, Ebenmaß und Adel gebricht.

Besser als die Poesie gedieh die Prosa, und in ihr ist namentlich in der 1. Hälfte des Jahrhunderts, wo der ursprüngliche freie und nationale Geist der Reformation noch wirkte, Bedeutendes geleistet worden. Den größten Anteil hieran hat unbestritten Luther. Ebenso war er es auch, der einen heilsamen Einfluß auf die Wissenschaft ausübte, die Gelehrten zu freier Forschung antrieb. Der Pedantismus der damaligen Gelehrten und der bei ihnen noch immer herrschende Gebrauch der lateinischen Sprache lähmte jedoch diesen Aufschwung bald, und ihre litterarische Thätigkeit sank zu unfruchtbaren theologischen Zänkereien herab. Nachhaltigeren Erfolg hatte die Gründung der Stadt- und Landschulen, welche Luther und seine Anhänger mit lobenswertem Eifer zu fördern suchten. Der gegenwärtige Bildungsstand Deutschlands ist die Folge dieser wohlthätigen Anstalten.

Neben Luther sind es besonders Ulrich von Hutten (1488—1523), der Vorläufer der Reformation und der edle Repräsentant ihrer politischen Seite, Ulrich Zwingli (1484—1531), der Reformator der Schweiz, der dem demokratischen Ursprunge der Reformation treu blieb, Hans Sachs, das größte poetische Talent der ganzen Zeit, und endlich Johannes Fischart (1545—1590), der gewaltigste Gegner des Jesuitismus, welche vorteilhaft auf den Gang der Litteratur einwirken.

I. Die Poesie.

Die kunstmäßige Dichtung befand sich in den Händen der Ungebildeten und dauerte im Meistersange in verkümmerter Gestalt fort. Gegen Ende des Zeitraums fingen die Gelehrten an, sich mit Poesie zu beschäftigen, im ganzen aber ohne Erfolg. Die Sprache der Poesie blieb auf dem früheren Standpunkte stehen, da der Gebrauch der Mundart ungeschwächt fortdauerte. Erst in der 2. Hälfte des Zeitraums beginnen die Dialekte vor dem Einfluß der Schriftsprache zurück zu treten. Die Verskunst blieb roh.

Wie im vorigen Zeitraum, so wurden auch in diesem alle Gattungen der Poesie behandelt, mit einigem Erfolg jedoch nur die, welche auf volkstümlicher Grundlage beruhten. Im Lyrischen hob sich namentlich das Volkslied und nebst diesem das Kirchenlied, das volkstümlicher Natur war, zu hoher Blüte; im Epischen fand nur die Erzählung, namentlich die komische, der Schwank, umfassende und glückliche Behandlung. Das Drama machte Fortschritte, entwickelte sich aber nicht zu künstlerischer Gestaltung. Die didaktische Poesie, für welche die Zeit geeignet erschien, blieb hinter den Leistungen der früheren Jahrhunderte weit zurück.

A. Lyrische Poesie.

1. Der Meistersang ist am würdigsten durch Hans Sachs vertreten,
2. das Kirchenlied durch Luther.

Über beide haben wir bereits das Nötigste mitgeteilt.

3. Sehr erfreulich entwickelte sich das Volkslied. Man dichtete ältere Volkslieder nach den gegenwärtigen Verhältnissen selbständig um und schuf auch neue. Die Stoffe, welche behandelt wurden, waren im ganzen die des vorigen Jahrhunderts. In vielen Liedern sprach sich großer Übermut aus, der sich in manchen bis zur unsittlichen Ausgelassenheit steigerte. Die Reformatoren und späteren Geistlichen erhoben deshalb laute Klagen über das Singen von „Gassenhauern". Es giebt viele Sammlungen von Volksliedern aus dieser Zeit.

B. Epische Poesie.

1. Die alten Volks- und Kunstepen kamen nach und nach in Vergessenheit, der epische Geist sank daher immer tiefer und machte sich beinahe nur noch in kleinen poetischen Erzählungen geltend.

2. Die Tiersage wurde in diesem Zeitraume zwar nicht bearbeitet, aber der „Reineke Vos" rief eine Anzahl von Gedichten hervor, welche das Tierleben episch zu schildern versuchten, um daran Belehrungen aller Art zu knüpfen, oder um die Schilderungen aus dem Tierleben zu satirischer Darstellung des Menschenlebens

zu benutzen. Zu den besten hierher gehörigen Dichtungen gehören der „Froschmeuseler" von Rollenhagen, der „Mückenkrieg" von Fuchs, und die „Flöhhatz" von Fischart.

a. Georg Rollenhagen, geb. d. 2. April 1542 zu Bernau in der Mark, studierte seit 1560 in Wittenberg, wurde 1563 Rektor der Johannesschule in Halberstadt, 1567 Prorektor u. 1575 Rektor in Magdeburg, seit 1573 zugleich Prediger. Er starb am 18. Mai 1609. Sein „Froschmeuseler" erschien 1595 und dann öfter in Magdeburg, zuletzt 1819 in Tübingen. In neuerer Zeit wurde das Gedicht umgearbeitet (von Stenzel. Köln, 1796), auszugsweise erneuert (von Lappe. Stralsund, 1816) und modernisiert (von R. Benedix. Wesel, 1841. Friedr. Seidel. Langensalza, 1861).

b. Hans Christoph Fuchs war ein fränkischer Ritter, Erbherr auf Wallenburg und Arnschwang. Von seinem Leben ist nichts bekannt. Sein „Mückenkrieg" ist eine Bearbeitung des im Macaronischen Stile geschriebenen Gedichtes „Moscaea", das den Italiener Teofilo Folengo zum Verfasser hat. Er erschien 1580 zu Schmalkalden unter dem Titel:

> Muckenkrieg, ein artiges Gedicht, wie die Mucken neben jren Consorten, sich wieder die Amaysen vnd jren Beystand zu Felde gelagert, auch endlich zu beyden teilen ein starkes treffen, vnd grewliche Schlacht miteinander gehalten haben; in 3 Büchern abgeteilt, 1580 gedruckt zu Schmalkalden, bei Michael Schmuck.

Eine neuere, in der Schreibart etwas gemodelte, sonst aber treue Ausgabe besorgte Büsching (Leipzig, 1806. 1,50 M.).

Genthe hat das Werk unter dem Titel:

> H. C. Fuchs's heroisch-komisches Gedicht der Mückenkrieg. Nach der Ausg. von a. 1600, mit den Varianten der Schnurrschen Bearbeitung von 1612 und einer Einleitung neu herausgegeben (Eisleben, 1833. 1,50 M.).

c. Johannes Fischart, geb. zu Mainz*) zwischen 1545—50, daher er sich Mentzer nannte, besuchte die Schule zu Worms, lebte zu Straßburg, reiste viel, war 1581—82 Advokat in Speier, 1583 Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken, starb 1590. Er war für die 2. Hälfte des 16. Jahrh. das, was Luther für die erste war. In ihm verbinden sich vielseitiges Talent, ausgebreitete Gelehrsamkeit, warme vaterländische Gesinnung und gesinnungsvolle Charaktergröße. Er ist in der Prosa bedeutender, als in der Poesie. Seine „Flohhatz" erschien 1573 zu Straßburg.

3. Unter den Dichtern von Fabeln, Erzählungen und Schwänken zeichnen sich Hans Sachs, Fischart, Erasmus Alberus (um 1500 geb. in Sprendlingen bei Frankfurt a. M.,

*) Nach W. Wackernagel in Straßburg 1550.

nach andern in der Wetterau, gest. 1553 als Superintendent in Neubrandenburg in Mecklenburg), Burkhard Waldis (aus Allendorf in Hessen von 1490—1556) (?) aus. (Heinr. Kurz hat 1862 den „Esopus" v. B. Waldis herausgeg. Lpzg. 12 M.)

C. Dramatische Poesie.

Als Dramatiker verdienen nur Hans Sachs und Jakob Ayrer Erwähnung. Letzterer lebte eine Zeitlang als Eisenkrämer in Nürnberg, wanderte dann nach Bamberg und trieb juridische Studien, kehrte seiner protestantischen Religion wegen wieder nach Nürnberg zurück und wurde dort kaiserlicher Notar und Gerichtsprokurator, als welcher er 1605 starb. Er bildete sich nach Hans Sachs, übertraf ihn jedoch bald in der Anordnung, während er ihm an Gemütlichkeit, Witz und Menschenkenntnis nicht gleich kam. Er dichtete 30 Tragödieen und Komödieen und 36 Fastnachtsspiele.

II. Die Prosa.

1. Unter den Prosadichtungen nehmen die Volksbücher die erste Stelle ein. Sie sind aus älteren Volkssagen und landkundigen Schwänken entstanden und voll frischesten Lebens und heitersten Witzes. Görres sagt von ihnen: „Ein tief eingreifendes Moment in den Büchern ist der durchaus stammhafte, sinnlich kräftige, derbe, markierte Charakter, in dem sie gedacht und gedichtet sind, mit Holzstöcken und starken Lichtern und schwarzen Schatten abgedruckt, mit wenigen festen, groben und kecken Strichen viel und gut bezeichnend. So nur kann die Poesie dem Volke etwas sein; nur für den starken, derb anschlagenden Ton hat dieser grob gefaserte Boden Resonanz, und die starke Fiber kann dem tief Einschneidenden nur ertönen."

Brauchbare Ausgaben der Volksbücher haben wir von

Simrock, Deutsche Volksbücher, nach den echtesten Ausgaben hergestellt. 8 Bde. Frankf., 1846—50. 32,80 M. In dem letzten Jahre erschien davon eine neue Ausgabe.

Marbach, Deutsche Volksbücher. Lpzg., 1838—49. 52 Hefte, à 25 ₰.

Schwab, Die deutschen Volksbücher. Gütersloh, 1872. geb. 4 M.

Görres, Die deutschen Volksbücher. Heidelberg, 1807. 4,50 M.

Um einen Einblick in die Volksbücher zu gewähren und zur Lektüre derselben zu veranlassen, geben wir den Hauptinhalt von einigen an.

a. Das Volksbuch von „Doktor Faust". Der Sage nach war Faust eines Bauern Sohn, aus Rod bei Weimar gebürtig. Seine Eltern waren christliche Leute, und sein Ohm, der zu Wittenberg seßhaft und ein vermögender Bürger war, hat Fausten auferzogen und wie sein Kind gehalten. Er nahm ihn zum Erben

an, ließ ihn in die Schule gehen und Theologie studieren. Da Faust als ein gelehriger Kopf zum Studieren geeignet und geneigt war, ist er bald so weit gekommen, daß man ihn zum Magister examinierte, und daß er Doktor der Theologie ward. Weil er aber einen hoffärtigen Kopf gehabt, wie man ihn denn allzeit den Spekulierer genannt hat, ist er in böse Gesellschaft geraten, hat die heilige Schrift eine Weile hinter die Thür und unter die Bank gelegt, und ein ruch- und gottloses Leben geführt. Er begab sich gen Krakau, wo eine der Zauberei halber berühmte Hochschule war, und fand allda seinesgleichen, die mit chaldäischen, persischen und griechischen Worten und Beschwörungsformeln umgingen. Das gefiel dem Dr. Faust wohl; er spekulierte und studierte darin Tag und Nacht und wollte sich hernach nicht mehr Theolog nennen lassen, sondern ward ein Weltmensch, ein Sternseher (Astrolog) und Mathematiker, nannte sich Doktor der Medizin, half auch vielen Leuten mit Kräutern, Wurzeln und Rezepten, und war dabei redselig und in der göttlichen Schrift wohlerfahren. Fausts Sinn war dahin gerichtet, das zu lieben, was nicht zu lieben war; dem trachtete er Tag und Nacht nach; er wollte alle Gründe von Himmel und Erde erforschen, denn sein leichtfertiger Vorwitz stachelte und reizte ihn also, daß er sich auf eine Zeit vornahm, etliche zauberische Vokabeln, Figuren und Beschwörungen zu versuchen und ins Werk zu setzen, damit er den Teufel vor sich fordern möchte. In einem Walde auf einem Kreuzwege machte er mit einem Stabe etliche Zirkel und beschwor also den Teufel in der Nacht zwischen 9 und 10 Uhr. Der böse Geist aber suchte ihn zu äffen, machte ein großes Geräusch und erschien unter allerlei Gestalten, als Drache, feurige Kugel und endlich als grauer Mönch. Diesen forderte Faust auf, daß er morgen nachts um 12 Uhr in seiner Behausung erscheine; und als er sich einfand, machte Faust wieder allerlei Gaukelspiel und forderte vom bösen Geiste, daß er ihm solle unterthänig sein und ihm alle Fragen beantworten, die er an ihn thun werde. Der Böse will sich aber auf nichts einlassen, bis ihm von seinem obersten Herrn Gewalt gegeben sei. Ein andermal trug Faust sein Begehren wieder vor. Darauf antwortete der böse Geist, Mephistopheles genannt, daß er ihm in allem willfahren und gehorsamen wollte, sofern er ihm dagegen auch etliche Artikel leistete. Nämlich Faust solle ihm versprechen, daß er sein, des Geistes, eigen sein wolle, und daß er solches zu mehrerer Bekräftigung mit seinem eigenen Blute bezeugen, und sich ihm also verschreiben wolle, daß er drittens allen christgläubigen Menschen feind sein wolle, und daß er endlich den christlichen Glauben abschwöre. Dafür solle Faust alles haben, wornach sein Herz gelüste. Faust versprach dies alles dem Mephistopheles, und so begab er sich in die Schlingen des Bösen. Der verstockte und

verwegne Faust, der mit sich und der Welt zerfallen war, und nur von einem Geiste der andern Welt Hilfe hoffte, setzte diesem eine briefliche Urkunde auf und unterschrieb sie mit seinem Blute. Nach dieser Urkunde sollte er nach Verlauf des 24. Jahres der Willkür des Teufels anheim fallen. Von nun an war Mephistopheles Fausten in allem dienstbar. Faust wohnte im Hause seines frommen Oheims mit einem jungen Schüler, Christoph Wagner, der sein Diener war. Dieser fand auch Gefallen an dem Gaukelspiel des bösen Geistes, der im Hause gewöhnlich in der Gestalt eines grauen Mönches oder eines schwarzen zottigen Hundes erschien. Faust hatte täglich, vermöge seiner zauberischen Kunst, die besten Speisen: sobald er das Fenster aufthat und einen Vogel nannte, den er haben wollte, flog er ihm zum Fenster hinein. Obgleich es ihm an nichts fehlte, so hatte er doch keine innere Ruhe und Zufriedenheit. Darum ergab sich Faust auf Anraten und mit Beihilfe des Bösen einem liederlichen, unzüchtigen Leben. Nur zuweilen, wenn der Böse ihm erzählte, wie Lucifer anfangs ein Engel gewesen, aber hernach zu Fall gekommen und von Gott in die Hölle verstoßen sei, regte sich im Faust der gute Geist, und er sprach: wie wird es mir ergehen, da ich auch von Gott abgefallen und ungläubig und vermessen bin? Aber er verharrte verstockt in seinem Vorwitze, seiner Zauberei und bösen Lust; denn der Teufel besuchte ihn unter allerlei verführerischen Gestalten. So war nun Faust ins 24. Jahr seines Bündnisses gekommen, und als sein Ende herannahete, vermachte er alles seinem Famulus Wagner. Er fing nun an zu klagen und seinen gottlosen Lebenswandel zu bereuen, aber es war zu spät. Der Teufel kam und holte Fausten ab. In der Mitternachtsstunde erhob sich ein gewaltiger Sturmwind, der alles zu vernichten schien, und am Morgen fand man Faust mit verdrehtem Halse und fürchterlich verstümmelt im Hofe auf dem Miste liegen. —

In der Faustsage stellt sich der Gegensatz zwischen Glauben und Unglauben näher dar, als der Zwiespalt im Menschen zwischen Natur und Geist, Wissen und Glauben, Irdischem und Göttlichem. Das Eigentümliche der Sage ist der kecke Mut; da Faust den selbstsüchtigen Lebensgenuß zu seinem Lebensprincipe macht, und dieses Princip ein durch und durch böses und sündiges ist, so läßt die Sage auch ganz konsequent den Faust zur Hölle fahren. Daß es gegen das Ende des 15. und den Anfang des 16. Jahrh. wirklich einen J o h a n n e s F a u s t gegeben habe, geht aus einer Menge historischer Zeugnisse von Augenzeugen, die ihn gesehen zu haben versichern, hervor. Er soll aus Knittlingen in Schwaben gebürtig gewesen sein, und lebte gleichzeitig mit dem Zauberkünstler Paracelsus und dem gleich berüchtigten Cornelius Agrippa. In Venedig kostete ihm der Versuch zu fliegen, beinahe das Leben.

In Erfurt, das noch heute ein Dr. Faustgäßchen aufzuweisen hat, hielt er Vorlesungen über Homer und ließ auf seiner Stube die homerischen Helden vor den Studenten erscheinen. In Leipzig ritt er 1525 auf einem mit 18 Eimern Wein gefüllten Fasse aus Auerbachs Keller auf die Straße, „welches gesehen viel Mutterkind". Auch gedenkt Melanchthon seiner in seinen Briefen als seines Zeitgenossen. Aus allen diesen Zeugnissen geht so viel hervor, daß er als ein pfiffiger, verschlagener, seinem Jahrhundert in geistiger Bildung und technischer Geschicklichkeit überlegener Mensch erscheint, der besonders seine Wichtigkeit eben durch sein Zeitalter erhielt. Jedes Zeitalter hatte übrigens gewissermaßen seinen Faust; alle die von ihnen erzählten Einzelnheiten sammelten sich endlich in dem letzten Faust, der nun alles vollbrachte, was jene gethan, und noch etwas mehr. Alles, was die Geschichte seines Lebens von seinen Zauberkünsten erzählt, ist früher viele Jahrhunderte im Volke umgelaufen, und wirklich ist kaum ein Faktum in Fausts Leben, das sich nicht mit einer früheren, gleichlautenden Tradition belegen ließe.

Litteratur. Das älteste Faustbuch erschien 1587 zu Frankf. im Verlage des Buchh. Spies. Mehrfach bearb. u. erweit. v. Georg Rudolf Widmann. Hamburg, 1599. Johann Nikolaus Pfitzer. Nürnberg, 1674. Maler Müller, Klinger, Goethe u. a. Vergl. Vernaleken, Litteraturbuch, u. v. d. Hagen, Über die ältesten Darstellungen der Faustsage. 1844. Vergl. Bobertag, Geschichte des Romans. Breslau, 1877. Bd. I. Daselbst ist eine Analyse der alten Faustbücher zu finden. Das Volksbuch von Dr. Faust. Abdruck der ersten Ausgabe (1587) Halle a./S., 1878. 1,20 M. Die Entstehung des Volksbuches von Dr. Faust. Preußische Jahrbücher. Berlin, 1881. 5. Hft. S. 445 ff.

b. Die Sage vom „ewigen Juden" oder vom Juden Ahasver, wie er im 16. Jahrh. gewöhnlich genannt wird. Im J. 1547 erschien in der Gegend von Hamburg ein Mensch barfuß, in zerrissenem Unterkleid, einem umgürteten Leibrock, welcher ihm bis auf die Knie ging, und einem Mantel, der bis auf die Füße reichte. Er schien etwa 50 Jahre alt zu sein, gab sich aber für einen Zeitgenossen von Christus aus, erzählte, er sei ein Schuhmacher in Jerusalem gewesen, und wie Christus auf seinem Leidenswege mit dem Kreuze an seinem Hause vorbeigekommen, habe er dort ruhen wollen, er habe ihn aber weggetrieben; darauf habe Christus gesprochen: „Ich will allhie stehen und ruhen, aber du sollst gehen bis an den jüngsten Tag;" — er habe sich dann aufgemacht und wandere nun bis zu diesem Augenblick. Er erzählte dabei aus der Geschichte, was alles sich seit jener Zeit begeben, und lebte übrigens mäßig und eingezogen. Früher schon, im 13. Jahrh., hatte ein gleicher Wandersmann sich sehen lassen, ein gewisser Jude Carto=

philus, der Thürsteher des Pilatus gewesen sei. Beim Gange nach Golgatha habe er den Heiland auf die Schulter geklopft und ihm höhnisch zugerufen: „Geh doch schneller!“ worauf der Herr ihm geantwortet: „Ich wills, du aber sollst warten, bis ich wiederkommen werde.“ Um dieselbe Zeit, wie in Hamburg, sollte er auch in England, Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, Persien, Polen und Schweden zum Vorschein gekommen sein. So gestaltete sich die Sage, welche zunächst in dem Volksbuche erzählt wird; weiterhin folgt eine langweilige Erinnerung an den christlichen Leser von diesem Juden.

Die ewige Unruhe erscheint also als der Fluch, der auf dem Unglauben ruht, stellt sich dar in dem Umherstreifen nach Nord und Süd, und hat zur Folge eine unfreiwillige Unsterblichkeit, nicht sterben zu können und nicht leben zu wollen.

Litteratur. Der ewige Jude. Reval, 1614. Poetisch bearb. v. A. W. Schlegel, Schubart u. a.

c. „Die Schildbürger.“ Wie im Eulenspiegel ein einzelner zum Träger aller Witze und Späße gemacht wurde, die bis dahin von verschiedenen Personen zur Welt gefördert waren, so mußten sich die Bewohner der Stadt Schilda alle Narrheiten, die bisher von Bürgern und Magistraten größerer und kleinerer Städte gewissermaßen gemeindeartig betrieben wurden, anheften lassen. Jeder Landstrich Deutschlands hatte einen Ort, wohin die Einfalt verlegt wurde; in Niedersachsen waren es Buxtehude, Schöppenstedt, Teterow, in Brandenburg Polkwitz, in Bayern Fünsingen, in Thüringen Krähwinkel, in Schwaben Trippstrill, in Hessen Schwarzenborn u. s. w. Die kindischen Thaten der klüglich redenden Bewohner dieser Orte sammelten sich unter dem einen Namen der Schildbürger und wurden in dieser Zusammendichtung erhalten. Aus dem Leben gingen sie in die Bücher, aus den Büchern wieder in das Volk über.

Litteratur. Die 1. Afl. v. M. Aleph Beth Gimel erschien zu Misnopotamia 1598.

d. „Der Finkenritter.“ Ein Schwank, der das übermäßige Lügen der Landfahrer des 16. Jahrh. trefflich charakterisiert und in alle Fernen führt, in welchen nichts als das Umgekehrte des Gewöhnlichen geschaut wird. Der Ritter kommt in das Schlaraffenland, wo die steinernen Birnbäume stehen, der Bach brennt, die Bauern mit Stroh löschen, die Hunde von den Hasen gefangen, die Wölfe von den Schafen gehängt werden. Alle erdenkbaren Unmöglichkeiten werden unter dem Schein der Wahrheit aufgeführt, und es wird hiermit zugleich außer dem damaligen Hange zu Reisen, das Fabelhafte der Reisebücher verspottet. Übrigens war er ein Vorläufer des Münchhausen im 18. Jahrh., für welchen Bürger eine Menge Züge aus den drei zuletzt aufgeführten Volksbüchern entlehnte.

„Wir sehen in allen diesen Werken," sagt Vilmar, „das Bestreben des deutschen Geistes, in der letzten Zeit seiner unvermittelten dichterischen Selbständigkeit gleichsam mit dem Bewußtsein und sichern Vorgefühl, daß es die letzten Zeiten seien, in denen er ganz er selbst sei, mit sich selbst abzuschließen und das Erbe auch der kleinen Dinge, der leichten Spiele, der luftigen Panthasiegebilde und der launigen Scherze, in festen Gestalten, so zu sagen gezählt und kapitalisiert, den Kindern und Enkeln zu übermachen, damit diese, einer andern Welt angehörig, als der greise Ahn, das von ihnen verachtete Spargut des Ältervaters wenigstens den Urenkeln unangetastet überliefern könnten und müßten, diesem vielleicht zu größerer Freude als den undankbaren Kindern und Enkeln. Es ist so geschehen; wer spricht noch von dem stolzfüßigen Geversel und Geschreibsel des 17. und des angehenden 18. Jahrh.? Der Eulenspiegel und die Schildbürger und der Faust aber sind in aller Munde geblieben, und noch heute finden wir darin poetischen Genuß, den wir im ganzen 17. Jahrh. völlig umsonst suchen."
Litteratur. Straßburg, etwa 1560.

2. Die didaktische Prosa ist durch die Bibelübersetzungen und zahlreiche theolog. Schriften repräsentiert. Luthers Bibelübersetzung überragt alle anderen Arbeiten dieser Art. Angeregt durch Luther, lieferten in jener Zeit noch Bibelübersetzungen: Leo Judä, im Sinne Zwinglis gehalten (Zürich, 1531 ff.), Dr. Joh. Eck, der bitterste Gegner Luthers (Leipzig, 1537), Joh. Dietenberger (Mainz, 1534), Joh. Bugenhagen (Lübeck, 1533).

Unter den Erbauungsschriften der Protestanten nehmen die „Vier Bücher vom wahren Christentum" und das „Paradiesgärtlein" von Johannes Arnd eine sehr hohe Stelle ein, und werden noch gegenwärtig von vielen gern gelesen.

Joh. Arnd wurde am 27. Dez. 1555 zu Ballenstedt am Harz geb., erhielt dort 1583 eine Anstellung als Diakonus, ward dann nach einander Pfarrer in Badeborn (bei Ballenstedt), Quedlinburg, Braunschweig, Eisleben, 1611 Generalsuperintendent in Celle, wo er am 11. Mai 1621 starb.

Als Kanzelredner erlangten verdienten Ruf: Luther, Zwingli, Arnd und Johannes Mathesius (geb. 1504 zu Rochlitz, gest. 1565 als Pfarrer in Joachimsthal), von dem wir auch eine Lebensbeschreibung Luthers besitzen.

Schriftliche Aufgaben.

Der Charakter der Litteratur im Zeitalter der Reformation.

Fünfter Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des 17. bis zum zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts. (1625—1725).

XIV. **Martin Opitz.**

1. **Morgenlied.**

Auff die Weise des 33. Psalmen: „Wolauff ihr Heiligen und Frommen."

M. Opitii Geistliche Poëmata. Der 3. Teil. Breßlau, Fellgibel.*) S. 179. Amsterdam, 1646. 170. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 12. — Lüben, Auswahl. I. 98.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1 u. 2. Mit „Licht" und „Sonne der Gerechtigkeit" bezeichnet der Dichter Gott. Beide Ausdrücke stehen in passender Beziehung zur „angenehmen Morgenzeit". Die nähere Bestimmung des Wortes „Licht": „geboren aus dem Licht", führt auf den Gedanken, daß Gott aus dem Lichte hervorgegangen sei, also einen Anfang genommen habe, was der Lehre von Gottes Ewigkeit entgegen sein würde. Wahrscheinlich soll aber diese Bestimmung nur als eine Steigerung des Wortes Licht angesehen werden. „Sonne der Gerechtigkeit" bedeutet so viel als höchste Gerechtigkeit.

V. 5. „Drum will uns gehören", darum gebührt sich's, ist es Pflicht.

V. 10. „Deiner Liebe Brunst", Innigkeit, Unermeßlichkeit der göttlichen Liebe.

2. V. 1. „Deines Geistes Morgenröte", das Licht deines Geistes, im Sinne von Heiligkeit.

V. 2. „In unsern dunkeln Herzen", sündhaften Herzen.

V. 4. „Der eiteln Werke kalten Schein", wertlose, aus Scheinheiligkeit hervorgegangene Handlungen.

---

*) Vorrede: Dantzig, den 6. Tag deß Wintermonats, im Jahre 1637.

V. 5. „wanken“, gehen ohne Gottes Erleuchtung unsicher, „auf falscher Bahn“.

V. 6. „Thun und auch Gedanken“, Handeln und Denken.

V. 7. „Deine Sonne geben“, erleuchten, Gutes und Böses richtig erkennen lassen.

V. 8. „Daß es wandeln kann“, richtig wandeln kann.

3. V. 6. „Unsern Lauf zu treiben“, unsern Lebenslauf (Leben) angemessen einrichten.

2. Inhalts-Angabe.

1. Wir sollen es für unsere Pflicht erachten, Gott für den schönen Morgen zu danken, und ihn bitten, daß er uns recht innig die Größe seiner Liebe empfinden lasse.

2. Möge Gott unsere sündhaften Herzen mit seinem Lichte erleuchten, daß alle Scheinheiligkeit in uns ertötet werde, und wir nach seinem Willen denken und handeln.

3. Möge Gott die Glieder der Kirche durch das Band des Friedens einigen und Verfolgung, Trübsal und Gefahr vom Vaterlande fernhalten, damit wir unser kurzes Erdenleben ungestört vollbringen und ihm einst im Himmel Lob singen können.

3. Gedankengang.

Der Dichter dankt Gott zuerst für den schönen Morgen und bittet ihn, zu bewirken, daß er die Größe seiner Liebe recht empfinde. Dann spricht er den Wunsch aus, daß Gott sein Herz erleuchten möge, damit alle Scheinheiligkeit in ihm ertötet werde, und all sein Denken und Thun nach Gottes Willen geschehe. Hieran reihet er die Bitte für das Wohlergehen der Kirche und des Vaterlandes, damit er ein ruhiges Leben führen und dereinst Gott in Ewigkeit preisen könne.

2. Vertrauen auf Gott.

M. Opitii Weltliche Poëmata. Der Ander Teil. Breßlau, Fellgibel*) Vierdtes Buch der Poetischen Wälder. Oden XXIV. S. 212.**) — Amsterdam, 1645. 216. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 13. — Lüben, Auswahl. I. 99.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 5 u. 6. „Der mag ohn' Sorgen wachen, mag schlafen, wie er will“, der mag machen was er will, es gerät wohl.

2. V. 3. „Laß Neid und Eifer stechen“. Eifer bezeichnet hier das Mißvergnügen über die Vorzüge anderer und

---

*) Vorrede: Dantzig, den 21. Tag des Wintermonats, im 1637. Jahre.
**) steht aber schon im 2. Tle. der Breslauer Ausgabe von 1629.

das Bestreben, sie auch zu erlangen, ist also in dem Sinne von Eifersucht zu nehmen. Von dem sinnverwandten Neid unterscheidet sich Eifersucht dadurch, daß ihr Begehren ausschließlich auf persönliche Vorzüge gerichtet ist. — „Stechen" = verletzen, verwunden.

3. „Ich lege Neid und Hassen beständig unter mich", ich unterdrücke diese bösen Leidenschaften.

2. Inhalts-Angabe.

Wer auf Gott vertraut und einen wahren Freund besitzt, braucht die Bosheit der Welt nicht zu fürchten, und wird sie nie erwidern.

3. Form der Darstellung.

Das Lied ist in 8zeiligen Str. geschrieben; die V. bestehen aus 4füßigen Jamben und haben abwechselnd weibliche und männliche Reime. Der Refrain drückt zwar den Grundgedanken selbst nicht aus, deutet aber doch auf denselben hin.

Leben und Charakteristik des Dichters Opitz.

1. Martin Opitz, geb. d. 23. Dezbr. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, wo sein Vater später Ratsherr war, zeigte schon früh eine große Lernbegierde und erwarb sich die Achtung seiner Lehrer, welche ihrerseits seine nicht gewöhnlichen Talente mit Liebe pflegten. Er besuchte zuerst die Schule seiner Vaterstadt, auf welcher er mit Kaspar Kirchner und Bernh. Wilh. Nüßler einen Freundschaftsbund schloß, der ihn sein ganzes Leben lang beglückte. Im J. 1614 bezog er das Magdalenäum in Breslau, wo er in glücklichen Verhältnissen lebte und sich rasch und früh entwickelte, auch schon glückliche Versuche in der Poesie machte, wie eine 1616 in Görlitz erschienene Sammlung von 17 kleinen lateinischen Gedichten zu Ehren angesehener Bunzlauer beweist. Da er sich auf den Rat seiner Freunde entschloß, sich den schönen Wissenschaften und der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, so bezog er im J. 1617 das erst vor kurzem gegründete, aber schon rühmlichst bekannte akademische Gymnasium in Beuthen (in Niederschlesien), wo er vorzüglich Gelegenheit fand, seine bedeutenden Kenntnisse in der griechischen und römischen Litteratur zu erweitern und sein poetisches Talent auszubilden. Im J. 1618 bezog er die Universität in Frankfurt an der Oder, wo er mit seinem Freunde Nüßler wieder zusammentraf. Da er aber im übrigen dort keine Befriedigung fand, ging er ein Jahr darauf nach Heidelberg, wo er im Hause des Geheimrats Lingelsheim, dessen Söhne er unterrichtete, in sehr angenehmen Verhältnissen

lebte. Zudem erwarb er sich die Freundschaft mehrerer gelehrter Männer, die nicht ohne großen Einfluß auf seine weitere Entwickelung blieben, und noch einflußreicher vielleicht war sein vertrauter Umgang mit einigen talentvollen Jünglingen, unter welchen wir nur den auch für die deutsche Litteratur wichtigen Zinkgref, sowie den Dänen Hamilton nennen, mit welchem er gegen das Ende des J. 1620, da der Krieg und die Pest sich der Pfalz näherten, nach den Niederlanden ging. Der dortige Aufenthalt war für ihn von wichtigen Folgen; denn die formell geregelte, aber auch steife holländische Poesie, für die er schon eine große Vorliebe bewiesen hatte, und die er jetzt an der Quelle kennen lernte, gewann ihn nun ganz, so daß er sich dieselbe von jetzt an vorzugsweise zum Muster nahm. Nachdem er seinen Freund Hamilton nach Holstein begleitet und dort einige Monate in angenehmen Umgebungen verweilt hatte, kehrte er Ende des J. 1621 über Lübeck nach Breslau zurück, wo er bald eine Anstellung am Hofe des Herzogs von Liegnitz fand. Doch folgte er schon im folgenden Jahre einem Rufe des Fürsten von Siebenbürgen als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften nach Weißenburg, wo er, mit gelehrten Forschungen beschäftigt, und von jedermann wegen seiner reichen Kenntnisse geschätzt, in durchaus glücklichen und seinen Wünschen entsprechenden Verhältnissen lebte. Aber bald ergriff ihn das Heimweh mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er um seine Entlassung bat und 1623 ins Vaterland zurückeilte, wo er, ohne einen bestimmten Wirkungskreis zu haben, sich durch sein Talent und seine Gewandtheit eine angenehme Lage schuf. Im J. 1625 ging er mit dem Kammerpräsidenten Karl Hannibal von Dohna, Reinhard von Kickepusch und seinem Freunde Kirchner im Auftrage der schlesischen Fürsten und Stände nach Wien, um dem Kaiser Ferdinand II. wegen Ablebens des Erzherzogs Karl, der Bischof von Breslau und Neiße war, zu kondolieren. Wegen eines Trauergedichtes auf Erzherzog Karl krönte ihn hier der Kaiser eigenhändig als Dichter. Im J. 1626 trat er als Sekretär und Leiter der geheimen Kanzlei in die Dienste des protestantenfeindlichen und verfolgungssüchtigen*) Burggrafen Karl Hannibal zu Dohna, wobei ihm Muße genug blieb, seine poetischen Arbeiten, die er nie unterbrochen hatte, fortzusetzen. Sein Name gewann immer höhern Glanz und allgemeine

*) Nach dem Zuge des Grafen Ernst von Mansfeld durch Schlesien wurde Dohna das kaiserliche Werkzeug, in den Fürstentümern Glogau, Schweidnitz, Jauer, Oppeln und Ratibor die Gegenreformation mit allen Mitteln ins Werk zu setzen, und dieser grausame Katholik ließ es sich eifrig angelegen sein, durch die Lichtensteinischen Dragoner das Bekehrungsgeschäft zu betreiben, wodurch unendliches Leid und Elend über die Protestanten in den obengenannten Orten der Erbfürstentümer des Kaisers kam.

Anerkennung, so daß sich sogar der Kaiser (Weihnachten 1627) bewogen fand, Opitz in den Adelstand zu erheben, und ihm nach dem Flüßchen, an welchem seine Vaterstadt liegt, den Beinamen „von Boberfeld“ zu erteilen.*) Im J. 1629 wurde er auch in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ unter dem Namen des „Gekrönten“ aufgenommen. Eine Reise über Dresden, Leipzig, Gotha, Hanau, Frankfurt und Straßburg nach Paris, die er im J. 1630 lediglich um seiner selbst willen unternahm,**) wurde in mehrfacher Hinsicht für ihn wichtig. Wußte er in einer der genannten Städte oder in deren Nähe irgend eine wissenschaftliche Größe, so besuchte er sie, knüpfte durch diese neue Bekanntschaften und verschaffte sich dadurch hohen Genuß, und in Paris selbst schloß er einen für ihn sehr vorteilhaften Freundschaftsbund mit dem berühmten Niederländer Hugo Grotius. Ende Oktober kehrte er zurück, und es wuchs sein Ruhm im Vaterlande, da man ihn auch in der Fremde geehrt wußte. Nach dem Tode des Burggrafen (1633) nahmen die Herzöge von Liegnitz und Brieg Opitz in ihren Dienst und verwandten ihn bis 1635 beständig als Diplomaten an die Höfe von Sachsen, Brandenburg, Holstein, an Oxenstierna und in das Lager des schwedischen Generals Banner.

Nach dem Prager Frieden (30. Mai 1635) begab er sich von Breslau aus wieder zu seinen Herzögen nach Thorn, ogleich sie ihn ihrer Dienste entlassen hatten, bald darauf aber nach Danzig, wo er, vom König von Polen zum Sekretär und Historiographen ernannt, einer schönen und ruhigen Zukunft entgegensah. 1636 unternahm er eine Reise nach Königsberg. Simon Dach feierte seine Anwesenheit durch eine Ode, in der er Opitzens Hauptverdienst treffend in folgender Strophe ausdrückt:

Ja, Herr Opitz, Eurer Kunst
Mag es Deutschland ewig danken,
Daß der frembden Sprachen Gunst
Merklich schon beginnt zu wanken,
Und man nunmehr insgemein
Lieber deutsch begehrt zu sein.

Im J. 1639 wütete die Pest in Danzig. Als Opitz am 17. Aug. über die Straße ging, wurde er von einem mit Geschwüren und Eiterbeulen überdeckten Bettler um ein Almosen angesprochen. Während er ihm die Gabe reichte, entsetzte er sich aber über das Aussehen des Kranken so sehr, daß er sich bald danach selbst von der Pest ergriffen sah, und im kräftigsten Mannesalter am 20. Aug.

*) Das Adelsdiplom ist zu Wien am 14. Septbr. 1627 vom Kaiser unterzeichnet worden.

**) Nicht, wie Strehlke mit großer Zuversicht ausspricht, mit politischen und diplomatischen Aufträgen vom Burggrafen versehen. (Vergl. Geiger, Mitteilungen S. 55 den Brief Opitzens an Buchner vom 6. Oktbr. 1628.)

1639 derselben erlag. In der Oberpfarrkirche St. Marien, im Gange vor der Dreifaltigkeitskapelle ist er beerdigt. Nicht bloß in Danzig, in allen Gauen Deutschlands drückte man durch Lieder seinen Schmerz über den frühen Tod des Dichters aus. Der Bildhauer Freitag hat 1873 die Steinplatte, die das Grab deckt, erneuert. Sie trägt die Inschrift: Martin Opitz von Boberfeld. * 23. Dezbr. 1597 in Bunzlau, † 20. Aug. 1639 in Danzig. Darunter das Wappen des Dichters mit der Widmung: Dem Dichter seine Landsleute. 1873. Am 1. Juli 1877 wurde das ihm in Bunzlau gewidmete Denkmal enthüllt.

2. Beinahe 2 Jahrhunderte lang hieß Opitz allgemein der „Vater der deutschen Dichtkunst", obwohl er nichts weniger als ein erfindungsreicher, gedanken- und sprachgewaltiger Geist, höchstens ein Talent war. Ein Teil des allgemeinen, ungemessenen Beifalls, den er im Leben wie im Tode gefunden hat, erklärt sich aus seinem Charakter. Er hütete sich, es mit jemand zu verderben. So übersetzte er zu gleicher Zeit für den Burggrafen zu Dohna ein zur Katholisierung seiner schlesischen Landsleute und Glaubensgenossen bestimmtes katholisches Buch, und für den Rat zu Breslau, erbitterten Gegner Dohnas, des sogenannten schlesischen Seligmachers, des Hugo Grotius' Gedicht von der christlichen Religion. An alle Großen, an die schlesischen Herzöge wie an die dänischen Prinzen, an den Kaiser Ferdinand wie an den König von Polen und später Oxenstierna wußte er sich anzuschließen, alle sang er gewissermaßen der Reihe nach an oder widmete ihnen seine Schriften, und galt eben darum bei seinen schwachen, in lauter Äußerlichkeiten befangenen Zeitgenossen so sehr viel. Der andere Teil jenes ungeheuern Beifalls ist jedoch wohl begründet. Allerdings liegt derselbe nicht in dem Stoffe der Dichtungen, wohl aber in der Form derselben, in welcher Opitz unbestritten Meister und Vorbild für die folgenden Zeiten der Poesie war. Opitz hat zuerst die Sprache Luthers auch zur Sprache der Poesie erhoben, und ihr hierdurch erst recht eigentlich die Alleinherrschaft erobert; er hat, wenn auch nicht zuerst der Zeit nach, doch zuerst mit Erfolg für die Reinheit der Sprache gewirkt, und die Poesie sowohl von den fremden Wörtern und Redensarten, als von den mundartischen Einmischungen gesäubert, und dem dichterischen Ausdrucke Adel und Würde zurückgegeben; er hat die noch jetzt beinahe vollständig gültige Prosodie oder Verslehre, wenn auch nicht geschaffen, doch bis zu hohem Grade ausgebildet und zur allgemeinen Anerkennnng gebracht; er hat endlich, und dies ist nicht sein geringstes Verdienst, die deutsche Dichtkunst aus der Mißachtung gerettet, in die sie bei Gelehrten und Vornehmen gesunken war, indem er sie formell veredelte und Stoffe behandelte, welche der Bildung jener Klassen entsprachen. Freilich

hat er durch den Weg der Nachahmung, den er einschlug, die Poesie ihres nationalen Charakters beraubt, und diesen überhaupt so vollständig zurückgedrängt, daß selbst die Ahnung einer deutschen Kunst auf ein ganzes Jahrhundert verloren ging; allein so traurig gerade diese Seite seiner Wirksamkeit ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß die unglückliche Zeit, in welcher er lebte, eine andere Entwickelung ganz unmöglich machte, und daß er uns doch wenigstens das rettete, was allein zu retten war, nämlich die Sprache, die ohne seine Bemühungen ohne Zweifel der vollendetsten Barbarei verfallen wäre.

Schon als Jüngling erkannte Opitz seine Aufgabe; denn schon 1618, als er nach in Beuthen war, gab er die kleine, aber höchst wichtige und einflußreiche, in lateinischer Sprache abgefaßte Schrift „Aristarch,*) oder von der Verachtung der deutschen Sprache“ heraus, in welcher sich sein Bestreben in ganz entschiedener Weise kund giebt, einerseits die Rechte der deutschen Sprache gegen ihre Verächter und Verderber zu wahren, und anderseits auf die Möglichkeit einer neuen Gestaltung der Kunst aufmerksam zu machen. Viel wichtiger ist jedoch sein Hauptwerk, das berühmte „Buch von der Deutschen Poeterey“, das er im J. 1624 in Zeit von 5 Tagen niederschrieb.**) Die wichtigsten und einflußreichsten Bemerkungen, welche er aufstellt, sind in kurzem folgende. Die Dichter sollen die reine hochdeutsche Sprache gebrauchen; sie sollen die Natur nachahmen, die Dinge aber nicht sowohl beschreiben, wie sie sind, als vielmehr, wie sie sein könnten oder sollten. Zugleich sollen sie aber auch die Alten zu Mustern nehmen. Was er sodann von den einzelnen Dichtungsarten, von der Erfindung und Anordnung der Gedichte sagt, berührt nur ganz Äußerliches, wichtiger ist das Kapitel, in welchem er „von der Zubereitung und Zier der Worte“ spricht. Großes Gewicht legt er auf den Gebrauch der Epitheta oder schmückenden Beiwörter, „an denen bei den Deutschen großer Mangel gewesen“, weshalb „man sie von den Griechen und Lateinischen absehen und sich zu Nutze machen möge“. Auch dem Reim widmet er große Aufmerksamkeit und verlangt vor allem die möglichste Reinheit desselben. Der wichtigste Abschnitt ist der, in welchem er auf Regelmäßigkeit des Versbaues dringt. Er forderte einen steten Wechsel von betonten und unbetonten Silben, um auf diese Weise die jambischen und

*) Aristarchus war ein berühmter altgriech. Grammatiker, ein scharfer Beurteiler d. Gedichte Homers u. Pindars. Ein späterer Grieche dieses Namens war strenger Kunstrichter.

**) Vorbild dafür war ihm wohl der französische Dichter Malherbe, geb. zu Caen um das Jahr 1555, gest. zu Paris 1626, der in Sprach- und Versbehandlung der eigentliche Begründer der neueren klassischen Litteratur Frankreichs wurde.

trochäischen Verse der Alten nachzuahmen. Endlich verlangt er, daß man sich vorzugsweise des Alexandriners bediene, welcher den heroischen Versen der Griechen und Römer entspräche.

In der Herausgabe dieses Buches besteht denn auch das Hauptverdienst Opitzens; seine Gedichte selbst erheben sich nicht über das Mittelmäßige. Bei weitem das Beste, was er hierin geschrieben hat, sind seine „Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges“, fast auch die älteste seiner Poesieen, da sie schon 1620 u. 21 gedichtet sind; freilich kamen sie erst 1633 an das Tageslicht, da sie stark protestantisch gefärbt sind, der Dichter sich aber zunächst die Lorbeerkrone bei Kaiser Ferdinand holen, und bei Graf Dohna nicht anstoßen wollte. Freilich oft voll Gelehrsamkeit und oft beinahe so aussehend, als wären sie aus dem Lateinischen übersetzt, haben sie doch, im Vergleich mit allen übrigen beschreibenden Gedichten Opitzens, allein Wahrheit. Nächst diesen Gedichten dürften mehrere der lyrischen Stücke zu setzen sein; weit geringer sind die andern beschreibenden Gedichte: „Zlatna (ein Flecken in Siebenbürgen, wo sich Opitz oft aufhielt) oder von der Ruhe des Gemüts“ (1623), „Vielguet (ein schlesischer Landsitz) oder vom wahren Glücke“ (1624), und besonders „Vesuvius“ (1633), ein so langweilig beschreibendes Gedicht, wie unter den bessern Dichtern dieser Periode kein einziger wieder eins geliefert hat. Armselig kann man sein Singspiel „Daphne, eine Schäferei“ (Schäferspiel) nennen; trocken und dürftig seine zahlreichen Bearbeitungen biblischer Stücke. Den größten Raum unter seinen Werken nehmen die Übersetzungen (von Sophokles' Antigone, Senecas Trojanerinnen und von holländischen und französischen Poesieen) ein; doch gerade hierin ist er weniger zu tadeln, als bei andern Unternehmungen; die Kunst des eigentlichen, vom Umschmelzen und Bearbeiten verschiedenen Übersetzens fremder Poesieen ist von ihm nicht allein zuerst, sondern auch gleich mit einem gewissen Erfolge geübt worden, namentlich ist die „Antigone“ noch heute ganz lesbar. Ein großes Verdienst hat sich Opitz durch die Erhaltung des „Annoliedes“, einer bedeutenden Dichtung aus dem 12. Jahrh., erworben. Die Herausgabe desselben war sein Schwanengesang: im Juli 1639 erschien es, wenige Wochen später starb Opitz an der Pest, und seine Papiere, mit ihnen die kostbare Handschrift, welche dies Gedicht enthielt, wurden verbrannt, so daß uns, da eine zweite Handschrift bis jetzt noch nicht wieder entdeckt wurde, das Annolied bloß durch den von Opitz besorgten Druck erhalten ist.*)

---

*) Einen neuen Abdruck des Annoliedes, versehen mit Anmerkungen und Wörterbuch, hat Kehrein herausgegeben. Frankfurt, 1865.

Litteratur.

A. Gesamtausgabe von Opitz' Schriften.

Martini Opitii, Acht Bücher, Deutscher Poematum, durch Ihn selber herausgegeben, auch also vermehret vnnd vbersehen, das die vorigen darmitte nicht zu uergleichen sindt. In Verlegung Dauid Müllers Buchhandlers Inn Breßlaw 1625, gedruckt zu Brieg durch Augustinum Gründer.

Dies ist die beste Ausgabe. Eine von Zinkgref besorgte Ausg. erschien 1624 in Straßburg. Später sind noch verschiedene Ausgaben erschienen, im ganzen 11. Die Danziger Ausg. v. 1641 zeichnet sich durch Vollständigkeit aus. Am allgemeinsten verbreitet ist die 8., wenn auch nicht vollständige Ausg., 1690 v. Fellgibel besorgt. Die 10., von Triller 1746 veranstaltete Ausg., ist die schlechteste, da der Herausgeber vielfache Veränderungen mit dem Texte vorgenommen hat.

B. Auszüge.

Wilh. Müller, Auserlesene Gedichte v. Martin Opitz v. Boberfeld. Lpzg., 1822. 80 ₰.

J. Tittmann, Ausgewählte Dichtungen v. M. Opitz. Lpzg., 1869. 3,50 M.

M. Opitz, Buch von d. deutschen Poeterei. Abdruck d. 1. Ausg. Halle a. S., 1876. 60 ₰.

C. Schriften über Opitz.

Lindner, Umständliche Nachricht von des weltberühmten Schlesiers Martin Opitz von Boberfeldt Leben, Tode und Schriften, nebst einigen alten und neuen Lehrgedichten auf ihn. Hirschberg, 1740 u. 41. 2 Tle.

Friedrich Strehlke, Martin Opitz. Eine Monographie. Lpzg., 1856. 80 ₰.

Hoffmann von Fallersleben hat verschiedene Abhandlungen über Opitz erscheinen lassen, eine in seinen „Politischen Gedichten aus der deutschen Vorzeit", Leipzig, 1843, eine 2. in den „Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte", B. 2, Leipzig, 1845; sie führt den Titel: „Martin Opitz von Boberfeldt bis zu seinem 22. Jahre." 1858 erschien in Leipzig: „Martin Opitz von Boberfeldt. Vorläufer und Probe der Bücherkunde der deutschen Dichtung bis zum Jahre 1700". 60 ₰.

A. Weinhold, Martin Opitz. Ein Vortrag. Kiel, 1862. 60 ₰.

H. Palm, Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteraturgeschichte des 16. u. 17. Jahrh. Bresl., 1877. 6 M. (Darin eine quellenmäßige Arbeit über Opitz.)

XV. Paul Fleming.

1. Über Herrn Martin Opitzen auf Boberfeld sein Ableben.

P. Flemings Teutsche Poëmata. Lübecker Ausg. 1642. 188. P. Flemings Geist- u. Weltliche Poëmata. Jena, 1651. 188. Naumburger Ausg. 190. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 14. Lüben, Auswahl. I. 100.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „Elyserfeld", Elysium, Aufenthalsort der Seligen.

V. 2. „Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten." Pindar war der größte Lyriker Griechenlands, geb. 522 v. Chr. in Theben. Homer ist der berühmte Dichter der „Ilias"

und „Odyssee“; Virgilius Maro, gewöhnlich bloß Virgil genannt, war der größte Dichter der Römer im Epos, in der Idylle und im Lehrgedicht, geb. 70 v. Chr. zu Andes, unweit Mantua.

V. 4. „Die ganz in deinen Geist sich hatten hier verstellt“, so daß man deinen Geist für den ihrigen halten konnte.

3. „Germania ist tot“, Anspielung auf die damaligen zerrütteten Zustände Deutschlands.

2. Inhaltsangabe.

Der Tod Opitzens begeistert den Dichter zu einem Lobgedicht auf den Geschiedenen, das uns recht deutlich zeigt, welch hohe Stellung in der Litteratur man damals Opitz anwies. Es stellt ihn als ebenbürtig neben die größten Dichter des Altertums, erklärt ihn für unsterblich, und hält es für nicht der Mühe wert, nach dem Untergange Deutschlands und dem Tode seines größten Dichters noch irgend etwas zu schreiben.

3. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist ein Sonett in Alexandrinern, welches Versmaß jedoch hier mit einer solchen Lebendigkeit behandelt ist, daß seine steife Natur vollständig überwunden wird. Flemings Sonette überhaupt stehen in ihrer Zeit ganz unübertroffen da. Er hat das Wesen des Sonetts in seiner tiefsten Bedeutung erfaßt, und ihm eine Lieblichkeit, Anmut und Zartheit eingehaucht, die nur wenige Dichter in diesem Umfang erreicht haben; der Vollendung der Form entspricht auch die Kernhaftigkeit und Fülle des Inhalts.

4. Geschichtliches.

Fleming dichtete dieses Sonett, als er in Astrachan auf seiner Rückkehr aus Persien die um ein Jahr damals verfrühte Nachricht von Opitzens Tode erhielt. Es ist eins von den vieren, in welchen er seine Trauer um den Sänger ausspricht, durch dessen Gunst die Musen nun auch deutsch reden gelernt, der deutsche Verse bis zu den Sternen der himmlischen Leier emporgehoben, und der auch ihn sein Lied gelehrt habe.

2. Gottergebenheit.

„In allen meinen Thaten.“

P. Flemings Teutsche Poëmata. Lübeck, 1642. 287. In der Naumburger Ausg. 286. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 15. Lüben, Auswahl. I. 101.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „In allen meinen Thaten“ in allen meinen Unternehmungen.

V. 2. „raten", Rat geben.

2. V. 1. „spät und frühe", Nacht und Tag. Sinn: Wenn ich auch Tag und Nacht sorge und mich abmühe, es ist doch umsonst.

3. V. 2. „versehen", beschlossen, bestimmt.

V. 5. „Was ihm von mir geliebet", was sein Belieben und Wille über mich ist.

V. 6. „erkiest", erwählt.

4. V. 1. „Ich traue seiner Gnaden", seiner gnädigen Fürsorge.

V. 2. „Schaden", besonders Schaden an der Seele, wie aus dem Folgenden hervorgeht.

V. 3. „Übel", Leibes und der Seele.

V. 4. „Sätzen", Gebote und Satzungen. (3. Mose 18, 4. „Meine Satzungen sollt ihr halten.")

V. 5. „verletzen", Schaden oder Übel zufügen.

5. V. 2. „In Gnaden mich entbinden", nach dem Reichtum seiner Gnade mich davon befreien.

V. 3. „durchstreichen meine Schuld", vertilgen, vernichten, als wenn sie gar nicht dagewesen wäre. Es liegt diesem Gedanken die Vorstellung zu Grunde, daß Gott unsere Schuld aufschreibt, daß er einen Schuldbrief von uns hat, den er nun durchstreichen soll, da wir ihn nie bezahlen können.

V. 5. „stracks" sogleich, sofort.

6. V. 3. „Lieg", an einem Orte verweilen.

V. 4. „In Schwachheit und in Banden", in Krankheit und Gefangenschaft des Leibes und der Seele schmachten.

V. 5. „Und was mir stößt zu Handen", zustößt, mich trifft.

7. V. 2 u. 3. „unverdrossen an mein Verhängnis gehn", ohne Verdruß und ohne Zagen, also mutig alle Schicksale ertragen, die Gott über mich verhängt hat.

V. 4. „Kein Unfall", kein Unglück, welches mich trifft, wird mir zu schwer werden, ich werde es freudig „überstehn", d. h. ertragen.

9. V. 1. „So sei nun, Seele, deine", gehöre dir selbst an, sei mutig und getrost, laß dich durch nichts in deinem Gottvertrauen irre machen. Die Lesart „seine" statt „deine" ist falsch.

V. 5. „Dein Vater aus der Höhe", dein himmlischer Vater.

2. Inhaltsangabe.

In allen meinen Unternehmungen gebe ich mich der göttlichen Fürsorge hin, weil Gott mächtig in Rat und That ist (Str. 1), für mich sorgt (Str. 2), mir das bestimmt, was meine Seligkeit herbeiführt (Str. 3), mich vor allem Schaden und Übel schützt (Str. 4), mich mit Geduld trägt, mir meine Sünden vergiebt (Str. 5), und mich zu jeder Zeit und überall mit seinem Worte tröstet (Str. 6). Diese freudige Hingabe an Gott will ich bethätigen, indem ich

unverdrossen und gern trage, was er über mich beschlossen hat (Str. 7), mein Leben und Sterben ihm anheimstelle (Str. 8) und in allen Sachen auf seinen Rat traue (Str. 9).

3. Gedankengang und Gliederung.

Der Dichter spricht zuerst den Vorsatz aus, sich in allem Vorhaben der göttlichen Fürsorge überlassen zu wollen. Hierauf vergegenwärtigt er sich die Gründe dafür. Obenan steht ihm Gottes Allmacht. Der Gedanke an dieselbe leitet ihn auf die eigene Ohnmacht, die ihn nötigt, alles in Gottes Vatergunst zu stellen, welche in Weisheit nur das herbeiführen werde, was für seine Seligkeit heilsam sei. In diesem Vertrauen hofft er, von Übeln aller Art verschont zu bleiben und Vergebung seiner Sünden zu erlangen, wenn er sich Gottes Wort, das ihm allezeit den besten Trost gewähre, zur Richtschnur nähme. Nun (von Str. 7 an) zeigt der Sänger, wie sich diese freudige Hingabe in Gottes Rat und väterliche Fürsorge bethätige, nämlich, indem er unverdrossen und freudig trage, was Gott über ihn beschlossen habe, sein Leben und Sterben ihm befehle, und in allen Sachen auf seinen Rat traue.

Hieraus ist zugleich ersichtlich, daß das Lied aus 2 Hauptteilen besteht, von denen der 1. die ersten 6 Strophen umfaßt, und die Gründe für das freudige Hingeben in Gottes Rat und väterliche Fürsorge ausspricht, der 2. aber angiebt, wie sich diese freudige Hingabe bethätigt.

4. Grundgedanke.

Als biblische Grundlage können die Worte aus 2. Sam. 15, 26: „Siehe, hier bin ich; er mache es mit mir, wie es ihm wohlgefällt“, angesehen werden. Im Anschluß hieran ist der Grundgedanke des Liedes: die freudige Hingabe des Christen in Gottes Rat und väterliche Fürsorge. Die von uns für das Lied gewählte Überschrift deutet diesen Grundgedanken an.

5. Litterarhistorisches.

Fleming hat nur dies eine geistliche Lied gedichtet. (1633.) Veranlassung dazu gab ihm eine Geschäftsreise nach dem Orient, die er i. J. 1635 antrat. Das Lied sollte ihm selbst zur Stärkung und Erhebung dienen. In seiner ursprünglichen Fassung ist es daher auch ein Reiselied und enthält 15 Strophen, von denen 6 ausschließlich auf die Reise Bezug haben. Nachdem man aber das Lied liebgewonnen hatte und als „Pilgerlied aller Christen“ betrachtete, ließ man diese Strophen weg und verpflanzte es in dieser verkürzten Gestalt in alle evangelischen Gesangbücher. Das Lied hatte ursprünglich eine eigene Melodie; man zog es aber schon früh vor, es nach der leichtern und bekannten von

„Nun ruhen alle Wälder" zu singen, und verlängerte deshalb die Schlußzeile um zwei Silben. Der Vergleichung halber geben wir nachstehend das ganze Lied im Urtext.

Nach des VI. Psalmens Weise.

1. In allen meinen Thaten
Laß ich den höchsten rahten,
Der alles kan und hat.
Er muß zu allen Dingen,
Sol's anders wol gelingen,
Selbst geben Raht und That.

2. Nichts ist es spat und frühe
Ümm alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist ümmsonst:
Er mags mit seinen Sachen
Nach seinem Willen machen;
Ich stells in seine Gunst.

3. Es kan mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist.
Ich nähm' es, wie er's giebet:
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' ich auch erkiest.

4. Ich traue seiner Gnaden,
Die mich für allen Schaden
Für allem übel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

5. Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld!
Er wird auff mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen,
Und haben noch Gedult.

6. Ich zieh in ferne Lande
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt:
Sein Segen wird mir lassen,
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

7. Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bei Christen
Und Christus ist bei mir:
Der Helffer in Gefahren,
Der kan mich doch bewahren,
Wie dorte, so auch hier.

8. Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wol helffen hin und her:
Gesundheit, Heyl und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und alles nach Begehr.

9. Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie:
Durch seinen Zuch, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen,
Und wissen fast nicht wie.

10. Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stoßt zu handen,
So tröstet mich sein Wort.

11. Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängnüß gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.

12. Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut,
Es sey heut' oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

13. Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was vergeblichs zu:
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh.

14. Indeß wird er den meinen,
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, seyn,
Wird beyderseits gewehren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein.

15. So sey nun, Seele, deine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Raht.

6. Schriftliche Aufgaben.

Vergleichung zwischen: Vertrauen auf Gott von Opitz, Gottergebenheit von Fleming und Vertrauen auf Gott von Gerhardt.

Leben und Charakteristik P. Flemings.

1. Paul Fleming (nicht Flemming), am 5. Okt. 1609 zu Hartenstein im Voigtlande geboren, erhielt von seinem Vater, der zuerst Lehrer, dann Pfarrer war und sich eines schönen Wohlstandes erfreute, eine liebevolle und zweckmäßige Erziehung. Seine höhere Bildung begann er auf der Fürstenschule zu Meißen, von wo er 1628 die Universität zu Leipzig bezog, um sich der Medizin zu widmen, welche er mit ernstem Fleiße studierte. Mit eben solchem Ernste und wohl auch mit noch größerer Liebe pflegte er aber der Poesie, seit ihn sein Freund, der Student der Medizin, Georg Gloger aus Habelschwert in Schlesien, poetisch angeregt hatte. Daß Gloger einen mächtigen Einfluß auf Fleming ausgeübt hat, bekennt letzterer wiederholt; denn er preist den Tag, da ihn Gloger den Musen zugeführt hat und feiert ihn in einer großen Menge von Gedichten. Seine Dichtungen fanden bald solchen Beifall, daß er noch als Student die Würde eines kaiserlichen gekrönten Poeten erhielt. Freundschaft, Liebe und Kunst vereinigten sich, ihm ein schönes Dasein zu verschaffen, als der unselige Krieg, der damals sein Vaterland verwüstete, ihn aus demselben vertrieb. Er bewarb sich um eine Stelle bei der Gesandtschaft, welche der Herzog von Schleswig-Holstein nach Persien zu schicken beabsichtigte, um mit diesem fernen Lande Handelsverbindungen anzuknüpfen. Sein Wunsch wurde erfüllt, und er hatte sogar das Glück, einer ersten Gesandtschaft nach Moskau beigegeben zu werden, welche die Aufgabe hatte, den Zar günstig für die Hauptunternehmung zu stimmen. Zu der langen gefahrvollen Fahrt bereitete er sich ernst und würdig durch Abfassung des Liedes „In allen meinen Thaten“ vor. Auf der Rückreise wurde er mit vielen andern von der Gesandtschaft in Reval zurückgelassen, wo er in höchst angenehmen Verhältnissen mehrere Monate verblieb, bis die große Reise angetreten werden konnte. Dies geschah im Okt. 1635. Die aus mehr als hundert Personen bestehende Gesandtschaft ging über Moskau nach dem schönen Astrachan, wo sie im Sept. 1636 anlangte. In lieblichen Liedern besang Fleming die Erlebnisse auf dieser schönen Reise. Doch nagte bald Mißmut an seiner Seele über einen „freundgestalteten Feind“, denn der stolze, ränkevolle und mißtrauische Gesandtschafsführer Brüggemann haßte den offenen, freimütigen Jüngling, behandelte das ganze Komitat tyrannisch und übermütig und klagte es der heimlichen Verschwörung gegen ihn an. Von Astrachan ging es

im Oktober über das kaspische Meer, wo sie einen sehr gefährlichen Sturm zu bestehen hatten. Der Mast zersplitterte, und das Schiff wurde leck; und nur nach langen Mühen und Ängsten gelang es ihnen, sich ans Ufer zu retten. Fleming und sein Freund Olearius*) hatten sich ein paar leere Fässer um den Hals gehängt, um, wenn das Schiff unterginge, tot oder lebendig ans Land getrieben zu werden. Gegen Ende des Jahres kam die Gesandtschaft endlich nach Schamachia, dann im Juni 1637 nach Ordebil. Hierauf hatten sie unter den größten Beschwerden das Taurusgebirge zu übersteigen, wo sie oft des Nachts an Felsabgründen umherirren mußten, und langten endlich im Aug. 1637 in dem prächtigen Ispahan an, dessen Herrlichkeiten Fleming in schönen Liedern besang. Kaum dort angelangt, geriet die ganze Gesandtschaft in die größte Lebensgefahr durch einen Streit, der zwischen ihrer Dienerschaft und einigen Leuten von einer gerade auch anwesenden indischen Gesandtschaft beim Abladen des Gepäcks entstand. Die Indier überfielen die Gesandtschaft und töteten einige derselben. Fleming flüchtete sich bei diesem Überfall in die armenische Kirche, und das Haus des Herrn gewährte ihm Schutz und Rettung. Im Dez. 1637 trat die Gesandtschaft ihre Rückreise an durch die blühende Landschaft Kisan, das alte Hyrcanien; die schöne Natur begeisterte Fleming zu manchen köstlichen Versen. Aber hier schon ergriff ihn eine Ahnung seines frühen Todes; denn er sprach es in einigen seiner Lieder aus, der schwere Zug mache ihn täglich mürber und habe sein stärkstes Teil schon umgebracht. Daneben fraß auch an seinem Herzen der Gram über seinen Vater, dessen Trost er gewesen, und über sein unglückliches Vaterland, von dem ihn oft Trauerposten erschreckten, so wie die Reue, daß er sie verlassen und seine Jugend übel verbracht habe, indem die Reise, die er zuvor als ruhmvoll für sein Vaterland ansah, sich als verfehlt darstellte. Unter den größten Gefahren hatten sie nun noch sich durch die wilden tatarischen Völkerschaften durchzuschlagen, wo sie oft auf dürren Heiden unter den Höhlen der Schlangen ihr Nachtlager aufschlagen mußten, und die feindlich gesinnten Tataren auf sie lauerten. Im Mai 1638 erreichte die Gesandtschaft das freundliche Circassien und Astrachan wieder. Aber auch dort war die Gefahr noch nicht vorüber; durch Brüggemanns verräterische Verleumdungen geriet die ganze Gesandtschaftsbegleitung in Gefahr, vom Patriarchen nach Sibirien gebracht zu werden. Endlich kamen sie i. J. 1639 nach Moskau und im April nach Reval, wo Fleming nicht nur die früheren Bekanntschaften erneute, sondern sich auch mit der Tochter des

---

*) Adam Olearius aus Aschersleben (1600—71) hat in lobenswerter Prosa die Gesandtschaftsreise geschildert. 1647.

angesehenen Kaufmanns Niehusen verlobte. Im Juni 1639 langte die Gesandtschaft wieder in Gottorf an; doch verweilte Fleming nicht lange daselbst, sondern reiste bald darauf nach Leiden, um sich dort die medizinische Doktorwürde zu erwerben. Von dort ging er nach Hamburg, wo er sich als praktischer Arzt niederzulassen und sich mit seiner Braut zu vermählen gedachte. Aber er sollte des so sehr ersehnten Glückes nicht teilhaftig werden; es ergriff ihn nicht lange nachher eine heftige Krankheit, welcher er am 2. April 1640 im 31. Jahre seines Lebens erlag.

2. Fleming ist hauptsächlich Lyriker, und als solcher, mit Ausnahme einiger Lieder, zwar nicht groß zu nennen, aber unvergleichbar viel wahrer als Opitz und als der ganze große Troß seiner Nachbeter. Er ragt vor allen seinen Zeitgenossen vornehmlich dadurch hervor, daß er ein objektiver Dichter im vollsten Sinne des Wortes war, daß er sich nicht erst Verhältnisse erfand, sondern diese aus seinem reich bewegten innern und äußern Leben entnahm, und mit aller dichterischen Freiheit behandelte. Dabei kam ihm seine klare Weltanschauung, sein offener Sinn für alle Erscheinungen des Lebens und der Natur zu Hilfe, wodurch sich ihm eine Mannigfaltigkeit des Stoffs sowohl, als der Auffassung erschloß, die wir bei andern Dichtern der Zeit vergeblich suchen. Zum Verdienst muß ihm auch angerechnet werden, daß er die Gelegenheitspoesie, statt sie so handwerksmäßig wie Opitz selbst, und bei weitem die meisten Folgenden zu treiben, poetisch zu befruchten und zu beleben verstanden hat. So sind die beiden Gedichte an Deutschland und an seine Stiefmutter wirklich gut, das bekannte Sonett „an sich“ („Sei dennoch unverzagt, gieb dennoch unverloren“) sogar trefflich zu nennen, und die Grabschrift, die er drei Tage vor seinem Tode selbst schrieb, giebt Zeugnis von seiner hellen, starken Dichterfreudigkeit, zu welcher sich zwar die Eitelkeit mischt, mit der das ganze damalige Geschlecht angesteckt war, die jedoch bei ihm verzeihlicher ist, als bei vielen andern, die sich oft größer dünkten als Fleming, ohne die Wahrheit und Lebendigkeit seiner Poesieen zu erreichen.

Man hat Fleming auch mit zu dem Kerne der ersten schlesischen Dichterschule gezählt, obgleich er kein Landsmann von Opitz war und sich nie in Schlesien länger aufgehalten hat. Der Grund zu dieser Zusammengehörigkeit ist jedoch nicht bloß in der ganz besonders starken Verehrung und Hingabe zu suchen, mit welcher Fleming sich überall in seinen Gedichten über Opitz als seinen Meister und als den Fürsten des Dichterolympus ausspricht und in der Nachfolge, welche Fleming den Grundsätzen und dem Beispiele der neuen Dichtkunst Opitzens entgegentrug, sondern vornehmlich in dem Einfluß, den der oben genannte Schlesier Gloger auf ihn ausübte. Dieser regte ihn nicht allein poetisch an, son-

dern führte ihn auch ein in den nicht unbedeutenden geselligen und litterarischen Kreis schlesischer Jünglinge, die damals in Leipzig studierten und durch die gemeinsame Not ihres Vaterlandes daselbst zusammengehalten wurden, und in diesem jugendlichen Freundschaftsbunde wurde Flemings dichterische Begabung gehegt und gepflegt. Ja, als Opitz im Septbr. 1630 auf seiner pariser Reise einige Tage in Leipzig weilte, führten die Schlesier ihn ihrem berühmten Landsmanne zu, der nachstehende, auf Flemings Wahlspruch: festina lente! bezügliche Verse ihm in sein Stammbuch schrieb:

Nil video, quo te tardum credamus, amice;
Qui te non sequitur, lentior ille mihi est.

Litteratur.

A. Gesamtausgaben.

Paul Flemings Teutsche Poëmata. Naumburg, 1642. (1. Naumburger Ausg.) besorgt v. s. Schwiegervater Heinrich Niehusen.
Paul Flemings Teutsche Poëmata. Lübeck in Verlegung Laurentz Jauchen Buchhandlung. Ohne Jahreszahl (1642.)
Paul Flemings Geist- u. Weltliche Poëmata. 2. Naumburger Ausgabe. Jena, 1651.
— — Geist- u. Weltliche Poëmata. In Verlegung Christian Kolbens, Buchhändl. zu Naumburg. Merseburg, Druckts Christian Gottschick, F. S. Hoff-Buchdr. Im J. 1685. 5. Ausg. (Mit „Voran-Rede" von Joh. Georg Albinus. Sonst der Lübecker Ausg. gleich.)

B. Auszüge.

G. Schwab, P. Flemings erlesene Gedichte u. Leben. Stuttg., 1820. 3 M.
W. Müller, Bibliothek deutscher Dichter. Bd. 3. Lpzg., 1822. 1 M.
Gebauer, Deutscher Dichtersaal. Bd. 3. Lpzg., 1834 (4 Bde.) 6 M.
Lappenberg, P. Flemings lateinische Gedichte. Stuttg., 1863.
Derselbe, P. Flemings deutsche Gedichte. Stuttg., 1865. (Beide Arbeiten machen die 3 ersten, so wie die unter C entbehrlich.)
J. Tittmann, Gedichte von P. Fleming. Lpzg., 1870. 3 M.

C. Schriften über Fleming.

Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale. Bd. IV. Berlin, 1827. 4,50 M.
Boas, Deutsche Dichter. Bd. I. Berlin, 1837. 5 M. (Als Roman behandelt.)
Schmitt, K. W., Paul Fleming, nach seiner litterargeschichtl. Bedeutung dargest. Marburg, 1851. 50 ₰. (Flüchtig u. unbedeutend.)
Wangenheim, F. Th., P. Fleming oder die Gesandtschaftsreise nach Persien. (Roman.) 3 Bde. Lpzg., 1842. 11,25 M.

XVI. Heinrich Albert.

Morgenlied.

„Gott des Himmels und der Erden.“

Heinrich Albert, Arien. Erster Theil / Darinnen die jenige Geistliche Lieder / so in seinen 6 unterschiedenen Theilen vorhin (1645) in Folio gedruckt u. s. w. Zum Druck befördert und verleget von Ambrosio Profe. Leipzig, 1657. Aria XXXIX. S. 148. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 16. — Lüben, Auswahl. I. 106.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 2. „Vater, Sohn und heil'ger Geist“, eine Hinweisung auf die dreifache Offenbarung Gottes als des versorgenden Vaters, des welterlösenden Sohnes und des weltheiligenden Geistes.

V. 5. „starke Hand“, Allmacht. In der Bibel werden bekanntlich häufig verschiedene menschliche Gliedmaßen als bildliche Bezeichnungen der göttlichen Eigenschaften gebraucht.

2. V. 5 u. 6. „Daß des bösen Feindes List mein nicht mächtig worden ist“, daß der Teufel mich nicht überlistet und in seine Gewalt bekommen hat, daß ich also vor der Sünde und ihrem Elende bewahrt geblieben.

3. V. 1. „Laß die Nacht auch meiner Sünden“, die Finsternis, in der ich lebe und wandle, so lange ich der Sünde diene.

V. 3 u. 4. „O Herr Jesu, laß mich finden deine Wunden offen stehn“, laß die Gnadenwirkungen deines Leidens und Sterbens auch für mich noch fortdauern, um in ihnen teils die gesuchte Vergebung („Hilf'“, V. 5), teils die Kraft („Rat“, V. 5) zu empfangen, im Kampfe gegen die Sünde („Missethat“, V. 6) zu überwinden.

4. V. 2. „Geistlich auferstehen mag“; wie ich nämlich durch den Schlaf von leiblicher Schwäche befreit worden bin, so bewirke, daß der Morgen mich auch frei findet von der die Sünde zur Folge habenden Schwäche.

V. 4. „dein großer Tag“, der jüngste, letzte Tag, auf den das „Gericht“ folgt.

5. V. 2. „Gang“, Wege, Wollen und Thun.

V. 4. „Hort“, Fels, der nicht weicht noch wankt, auf den man sich daher fest verlassen kann.

V. 6. „recht bewahret“, sichern Schutz finden.

6. V. 1 u. 2. „Meinen Leib und meine Seele samt den Sinnen und Verstand“, mich selbst mit allen meinen Kräften.

V. 5 „mein Schild“, mein Beschützer; „mein' Ehr' und Ruhm“, ich rechne mir's zur großen Ehre an, wenn du dich meiner annimmst.

V. 6. „dein Eigentum“, als dir ganz angehörig.

7. V. 4. „mich halt' in guter Acht“, mich wohl behüte und bewahre.

2. Inhaltsangabe und Gedankengang.

Der Sänger dankt Gott, dem allmächtigen Regierer der Welt, innig dafür, daß er ihn in der verflossenen Nacht vor allen Gefahren und Nöten des Leibes und der Seele behütet und bewacht habe (Str. 1 u. 2), und knüpft hieran die Bitte, daß mit dieser Nacht auch seine Sünden ein Ende nehmen, Jesus ihm gnädig sein (Str. 3) und diesen Morgen ihm zur geistlichen Auferstehung machen möge, damit er im Gericht des jüngsten Tages bestehen könne (Str. 4). Um aber in dem begonnenen neuen Leben nicht wieder in den alten Zustand zurückzufallen, bittet er Gott, ihn nach seinem Worte zu leiten, ihn zu beschützen, ihn als Eigentum anzunehmen (Str. 5 u. 6), durch seinen Engel ihn vor dem bösen Feinde zu bewahren, und endlich nach dem Himmel zur Ruhe zu tragen (Str. 7).

3. Grundgedanke.

Das Lied ist ein herzliches Dank- und Bittgebet zu Gott in früher Morgenstunde. Als biblische Grundlage kann Ps. 31, 4—6: „Du bist mein Fels und meine Burg, und um deines Namens willen wollest du mich leiten und führen. Du wollest mich aus dem Netze ziehen, das sie mir gestellt haben; denn du bist meine Stärke. In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott“, angesehen werden.

Leben und Charakteristik Alberts.

1. Heinrich Albert, gewöhnlich, aber mit Unrecht, Alberti genannt,*) wurde den 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren. Nach vollendeten Schuljahren bezog er die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit Musik, die er endlich auch zu seinem Lebensberufe erwählte. Nachdem dieser Entschluß fest stand, ging er nach Dresden, wo die Gelegenheit zu seiner musikalischen Ausbildung günstiger war. 1626 wandte er sich nach Königsberg. Nachdem er sich durch seine Kompositionen beliebt gemacht hatte, erhielt er dort 1631 eine Organistenstelle. Die Annehmlichkeit seiner Verhältnisse wurde noch erhöht durch den Umgang mit ein-

*) Allerdings steht im Königsberger Taufbuch bei den Geburtseinträgen mehrerer seiner Kinder: Henricus Alberti; ebenso unterzeichnete er sich 1632 in das Stammbuch des Val. Thilo: Henricus Alberti, Lobensteinensis Variscus.

flußreichen gebildeten Freunden, unter denen die Dichter Robert Roberthin (kurf. brandenburg. Rat und Obersekretär bei der preuß. Regierung), Simon Dach, Georg Mylius und der kurf. Kapellmeister Johann Stobäus hervorragten. Die 12 Verbündeten versammelten sich oft in seinem Garten, um sich ungestört der Freundschaft und der Poesie widmen zu können. Albert gab den Freunden poetische Namen (er selbst hieß Damon), und schnitt sie einst, mit Reimen versehen, in die Kürbisse seines Gartens. Später komponierte er diese Reime und andere Gedichte, namentlich auch die von Simon Dach, und gab sie unter dem Titel: „Musikalische Kürbs-Hütte" heraus.*) Sein ganzes Leben war der Kunst und der edlen Freundschaft gewidmet. Er starb am 6. Okt. 1651.

2. Alberts 74 geistliche Lieder beschäftigen sich, wie die ähnlichen seiner Freunde, gern mit dem Gedanken an die Vergänglichkeit des Menschen und den Tod; doch herrscht keineswegs eine trübe oder niedergebeugte Stimmung in ihnen; die Wehmut, die den Dichter bei diesen Empfindungen erfüllt, erhält durch den innigen Glauben an Gottes Güte einen belebenden Charakter von seelenvoller Freudigkeit, der den Leser wohlthätig durchdringt. Mehrere seiner geistlichen Lieder sind in die Gesangbücher übergegangen, ganz allgemein „Gott des Himmels und der Erden", das Begräbnislied „Daß alle Menschen sterblich sein" (1641) und „Einen guten Kampf hab ich auf der Welt gekämpfet" (1632). Aus allen den Liedern leuchtet sein rechtschaffenes, redliches Gemüt, sein Gott und Tugend liebendes treues Herz hervor. Die Melodieen dieser Lieder rühren vom Dichter selbst her. Die 119 weltlichen Lieder, welche Albert gedichtet hat, zeichnen sich durch gefällige anmutige Darstellung aus, namentlich ein Hochzeitlied, welches Herder unter dem Titel „Amor im Tanze" in seine Volkslieder aufgenommen hat. Auch einige heitere Parodieen auf Lieder von Opitz und Dach sind unserm Dichter wohlgelungen.

Litteratur.

Musikalische Kürbs-Hütte, welche uns erinnert Menschlicher Hinfälligkeit, geschrieben vnd In 3 Stimmen gesetzt von Heinrich Alberten. 1641. (Ein solches Exemplar ist in Maltzahns Bibliothek.)

---

*) Hierauf bezieht sich folgende Strophe von Roberthin:

Wer hofft', aus Eurem kleinen Garten
So liebe Früchte zu erwarten,
Als Ihr, mein Albert uns bereit?
Ihr laßt der Kürbse Schrift uns lehren
Die schnelle Wegflucht dieser Zeit,
Und in den Stimmen macht ihr hören
Den Vorschmack süßer Ewigkeit.

Heinrich Albert, Arien. Erster Theil / Darinnen die jenige Geistliche Lieder / so in seinen 6 unterschiedenen Theilen vorhin (1645) in Folio gedruckt u. s. w. Zum Druck befördert und verleget von Ambrosio Prose. Gedruckt zu Leipzig in Friedr. Lanckisch Druckerey durch Christoph Cellarium, und bei demselben zu finden. Anno 1657. — Ander Theil / Darinnen die jenige Weltliche Lieder / so in seinen 6 unterschiedenen Theilen u. s. w. wie oben. Zum Druck befördert von Ambrosio Prose. Zum Brieg / druckts und verlegts Christoff Tschorn. Anno 1657. (In der Schloßbibliothek zu Gotha.)
Albert, Poetisch-Musikalisches Lust-Wäldlein. Königsberg, 1652. (Ein Nachdruck der Folioausgabe, Königsberg o. J. 8 Hefte.)

XVII. Simon Dach.

Lied der Freundschaft.

„Der Mensch hat nichts so eigen."

H. Albert, Arien. Ander Theil. Zum Brieg. 1657. Aria XIX, S. 56. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 17. — Lüben, Auswahl. I. 107.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „Der Mensch hat nichts so eigen", es ist dem Menschen nichts so natürlich ꝛc.

V. 4. „Wenn er mit seinesgleichen", mit Gleichgesinnten.

V. 5. „Soll treten in ein Band", ein Bündnis eingehen.

V. 7. „Verspricht sich", verspricht sich selbst.

2. V. 8. „So uns betreten hat", betroffen.

3. V. 1. u. 2. „Was kann die Freude machen, die Einsamkeit verhehlt?" Wie gering ist die Freude, welche man allein genießt? „Verhehlen" hat die Bedeutung von verbergen, so daß der Satz heißen würde: Die Freude wird von der Einsamkeit verborgen gehalten.

V. 3. „Das giebt ein doppelt Lachen", die Freude wird verdoppelt.

V. 5 u. 6. „Der kann sein Leid vergessen, der es von Herzen sagt". Der Leidende findet Erleichterung in der offenen Mitteilung seines Kummers.

V. 7. u. 8. „Der muß sich selbst auffressen, der insgeheim sich nagt". Derjenige, der seinen Kummer für sich behält, wird empfindlich von ihm gepeinigt.

4. V. 1. „Gott steht mir vor allen", Gott liebe ich mehr als alle.

V. 2 u. 3. „Dann soll mir auch gefallen, der sich mir herzlich giebt". Angenehm und lieb soll der mir sein, der sich mir ganz offen, ohne Rückhalt hingiebt.

V. 4. „Mit diesen Bund'sgesellen", mit Gott und solchen Freunden.

5. Str. Ich hab', ich habe Herzen
So treue, wie gebührt,
Die Heuchelei und Scherzen,
Nie wissentlich berührt!
Ich bin auch ihnen wieder
Von Grund der Seelen hold,
Ich lieb euch mehr, ihr Brüder,
Als alles Erdengold.

V. 2. „wie gebührt“, wie sich's gebührt, wie es mir als angemessen zukommt. Der Dichter spricht also unumwunden aus, daß sein für Freundschaft so empfängliches Herz wohl so treffliche Freunde verdiene, als er sie habe.

V. 4. „berührt“, sich wissentlich nie Heuchelei oder verletzende Scherze haben zu Schulden kommen lassen.

Die 5. Strophe ist nach Herders Vorgange (s. dessen „Stimmen der Völker in Liedern“ XVI. 376 der sämtl. Wke, IV. 376 zur schönen Litteratur) im Lesebuche weggeblieben.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Treue und Freundschaft erweisen, gehört zu den schönsten Zierden des Menschen.

2. Es ist ein ganz angemessener Gebrauch unsrer Rede, wenn wir sie benutzen, andere um Rat zu fragen und ihnen unser Leid zu klagen.

3. Die Freude wird durch Mitteilung vermehrt, das Leid vermindert („Geteilter Schmerz ist halber Schmerz, geteilte Freude ist doppelte Freude!“).

4. Gott und jeder, der sich mir offen und herzlich hingiebt, sind meine Freunde; mit ihnen ertrage ich jede Not, bewältige das Schlimmste und scheue selbst den Tod nicht.

5. Ich habe wahrhaft treue Freunde, und liebe sie mehr als alle irdischen Güter.

3. Grundgedanke.

„Ein treuer Freund ist mit keinem Geld noch Gut zu bezahlen. Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens.“ Sir. 6, 15. 16.

4. Stilaufgabe.

Nach Besprechung dieses Liedes kann man den Schülern der Oberklasse die Aufgabe stellen, eine Abhandlung über die Freundschaft zu schreiben, und dabei das zu benutzen, was Claudius über die Freundschaft sagt. Nach einer geeigneten Einleitung würde zunächst der Begriff von Freundschaft festzustellen, dann vom Wesen und Nutzen wahrer Freundschaft, und hierauf von der Vorsicht bei der Wahl eines Freundes zu reden sein.

In Kellners „Materialien für den Unterricht im Gedankenausdrucke“ findet sich eine ausgeführte Disposition über dies Thema.

Leben und Charakteristik S. Dachs.

1. Simon Dach wurde am 29. Juli 1605 zu Memel geboren, wo sein Vater Dolmetscher der litauischen Sprache war. Von frühester Jugend zeigte Dach erfreuliche Anlagen, welche die Eltern durch eine sorgfältige Erziehung auszubilden bemüht waren. Vorzugsweise zeichnete er sich durch musikalische Befähigung aus, die er ohne Lehrer zu fördern wußte. Bis zu seinem vierzehnten Jahre besuchte er die Schule seiner Vaterstadt und wurde dann nach Königsberg gesandt, wo er unter Aufsicht seines Oheims des Diakonus Vogler die Domschule frequentierte. Aber schon im J. 1620 mußte er, weil in Königsberg die Pest ausbrach, heimkehren. Als die Krankheit gewichen war, ging er wieder zu seinem Oheim nach Königsberg, von wo er mit einem Verwandten seines Onkels, dem jungen Theologen Martin Wolder als dessen Famulus sich nach Wittenberg begab, und die dortige Stadtschule drei Jahre lang benutzte. Als Wolder ihm vorschlug, nun auf die Universität überzugehen, hielt er sich dafür noch nicht reif genug, da er in seinen Kenntnissen der Logik, Rhetorik und des Griechischen noch vielfache Lücken entdeckte. Um sich gründlicher vorzubereiten, wählte er das Gymnasium zu Magdeburg, wo er auch bald so weit kam, daß er in griechischer Sprache disputieren konnte. Im J. 1626 flüchtete er von Magdeburg vor der Pest und den Wallensteinschen und Mansfeldschen Truppen durch die Mark über Lüneburg, Hamburg und Danzig nach Königsberg, wo er bis ans Ende seiner Tage verblieb. 1633 wurde er Kollaborator an der Domschule, und verwaltete sein Amt mit so angestrengtem Fleiße, daß seine Gesundheit darüber zerrüttet wurde. In dem Konrektorate, das er 1636 antrat, wurde sein Zustand eher schlimmer als besser. In dieser Zeit lernte ihn auch Roberthin kennen und schätzen; er munterte ihn auf, sein poetisches Talent auszubilden. Auch Georg Wilhelm und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, wurden aufmerksam auf ihn, und der Gunst seines Fürsten verdankte er im J. 1639 die erledigte Professur der Poesie in Königsberg mit etwa 100 Thlrn. Gehalt. Erst viele Jahre später bewilligte ihm der Kurfürst ein außerordentliches Gnadengehalt von weitern 100 Thlrn., die bisweilen jahrelang aber nicht zur Auszahlung kamen, weil die Kammer kein Geld hatte. Seit 1641 war Dach glücklich verheiratet und genoß außerdem die Freundschaft der hervorragendsten Männer Königsbergs, namentlich der schon genannten Poeten Roberthin und Albert. Als diese aber

starben, der Tod ihm auch drei seiner Kinder raubte, bemächtigte sich seiner eine trübe Stimmung, die zuletzt in Hypochondrie überging. Als er 1654 in eine heftige Krankheit verfiel und an sein Abscheiden glaubte, richtete er in der Sorge um Weib und Kinder eine Bittschrift an seinen kurfürstlichen Freund und Gönner, seiner Witwe auf Lebenszeit das ihm bewilligte Gnadengehalt nebst Getreide und Holz zu überlassen. Da schenkte ihm der Kurfürst vor dem 16. Febr. 1658 das Gütchen Cuxheim, etwa $10^1/_2$ Hufen Landes groß und 2000 Thlr. an Wert. Der überglückliche Dach bedankte sich hierfür beim Kurfürsten durch ein Lied zu dessen Geburtstage. Doch erfreute er sich nicht lange seines Besitztums, seine Kränklichkeit nahm immer mehr zu. Nach jahrelangem Siechtum, wahrscheinlich der Schwindsucht, starb er den 15. April 1659.

2. Dach ist eine poetische Natur, aber nicht so bedeutend, als man gewöhnlich behauptet und er selbst wohl glaubte. Denn in einem Gedichte an den Kurfürsten, in dem er ihn um ein Stückchen Land bittet, sagt er voll Selbstgefühl:

„Phöbus ist bei mir daheime;
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir;
Meine sind die ersten Saiten:
Zwar man sang vor meinen Zeiten,
Aber ohn' Geschick und Zier."

Zunächst mangelt es ihm an Mannigfaltigkeit der Gedanken, wie des Ausdrucks, weshalb er meistens dieselben Stoffe in den nämlichen oder ähnlichen Wendungen wiederholt. Ebenso vermißt man eine tiefere poetische Auffassung, ja wenn auch einzelne Lieder mit echt poetischen Gedanken beginnen, so weiß sie der Dichter nicht festzuhalten, und er sinkt oft zur bloßen Reimerei herab. In manchen Gedichten erfreuen uns lebendige Anklänge an den Volksgesang; allein auch in diesen geht dieser Ton selten bis zum Ende durch. Die Sprache ist zwar im ganzen gebildet, aber ebenfalls sehr ungleich, und wir finden oft in einem und demselben Gedichte neben den edelsten Ausdrücken noch viele prosaische oder gar anstößige Wörter und Wendungen. Aber dennoch zeichnen sich viele von Dachs Liedern durch Wohllaut aus, und in allen spricht sich Wahrheit des Gefühls aus, was um so wohlthätiger berührt, als wir sie bei den gleichzeitigen Dichtern nur selten wahrnehmen. Unsterblich hat sein zum Volksliede gewordenes „Ännchen von Tharau ist, die mir gefällt" seinen Namen gemacht. Lange Zeit war die Ansicht verbreitet, Dach habe sich um dies „Ännchen" des Liedes beworben, habe aber einem glücklicheren Nebenbuhler weichen müssen. Ein Korrespondent der Gartenlaube (1869, Nr. 45) hat diese Ansicht als irrig bezeichnet und beglaubigten Aufschluß über das Verhältnis gegeben. Er sagt daselbst: „Dach hat in keinem intimen Verhältnis zu Ännchen ge-

standen, und das betreffende Gedicht ist weiter nichts als ein Carmen, welches Dach zur Hochzeitsfeier Ännchens mit seinem Freunde Portatius dichtete. Den Beweis dafür enthält die Kirchenchronik des bei Königsberg i. Pr. gelegenen Ortes Tharau. In derselben heißt es: „Andreas Neander, Pfarrer in Tharau, ist Anno 1630 gestorben. Dieser hatt von seiner Ehegattin, die eine Sperberin von Gebuhrt gewesen, nebst einem Sohne, eine eintzige von gestalt angenehme Tochter, nahmens Annam hinterlassen, welche die Anke von Tharaw öß, von der das bekanndte (17 Strophen enthaltende) Liedt oder Aria (Anke von Thaurawöß, de my gefällt) herrührt, so in Alberts Arien (siehe Teil II der obigen Ausgabe, S. 240) gedruckt zu finden ist, undt von dem berühmten Preußischen Poeten Simon Dach, welcher damalen noch ein Studiosus gewesen, bei deroselben Hochzeit gemacht worden, indem dieselbe nach ihres seligen Vatern Tode 11 Jahre alt in die Pflege undt Aufferziehung ihres Vormundes Herrn Stolzenbergs, Kauffmanns und Mältzenbräuers in Königsberg auffgenommen undt 7 Jahr nach desselben Tode im 18. Jahre ihres alters ist verheyrathet worden an Johann Portatium der Zeitt Pfarrer in Trempen, Insterburgischen Ampts, nachmalen aber in Lankischken, Labiauen Ampts: woselbst sie nach des Portatii Tode noch 2 Successores, nemlich Herrn Gruben und Herrn Melchior Beilstein in demselbigen Pfarr-Ampt geheyrathet hatt. Endlich hatt einer ihrer Söhne von der ersten Ehe, Herr Friedrich Portatius, littauischer Pfarrer in Insterburg, Sie, da Sie verwitwet undt ganz unvermögendt gewesen, zur Verpflegung zu sich genommen. Undt da auch derselbige zu Ihrem großen Leidwesen Anno 1688 im Osterfest verstorben, ist Sie doch von dessen Witiben, Frau Elisabeht, einer geborenen Schützin, bis an ihr seliges Ende verpfleget und zu Insterburg Anno 1689 umb Michaelis im 74sten Jahre ihres Alters begraben worden."

Diese Lebensskizze Ännchens ist um so glaubwürdiger, „weil sie von einem Pfarrer herrührt, der die oben erwähnte Schwiegertochter Ännchens, Frau Elisabeth, geborene Schütz heiratete und somit die Nachrichten über Ännchens Leben aus der zuverlässigsten Quelle schöpfen konnte."

Die letzten Strophen des Liedes hat Herder nicht übersetzt, weil sie nicht mehr zu dem Ton der ersten paßten, wie uns das bei Dach nicht selten begegnet. Dach wurde später als Professor ein gar frommer Mann und erklärte auf dem Sterbebette, daß ihn keins seiner Gedichte so sehr gereue, wie das Lied Ännchen von Tharau. Und gerade das Lied hat seinen Namen unsterblich gemacht.

Dachs geistliche Lieder gehören zu seinen gelungensten Poesieen. Sie sind von wahrer Frömmigkeit durchdrungen und reden die Sprache des Herzens in wohllautendem musikalischen Ausdruck, beschäftigen sich oft und gern mit Todesgedanken, die aber, wie

bei Albert, durch die hoffnungsvolle Überzeugung seines kindlich vertrauenden Gemüts, daß der Tod ein höheres Leben anbahnt, den Dichter zur wehmütigen Sehnsucht nach dem bessern Leben stimmen, so daß er seinen ihm vorangegangenen Freunden zuruft: „Freuet euch, ich komme bald!“

Dach dichtete mehr als 150 geistliche Lieder. Zu den noch jetzt als Kirchenlieder gebräuchlichen gehören:

„Ich bin ja, Herr, in deiner Macht.“ *)
„Was willst du, armes Leben.“ (1640.)
„O Gott, einst lässest du mich hin.“ (1645)
„O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen.“ **)
„Du siehest, Mensch, wie fort und fort.“ (1641.)
„Ich bin bei Gott in Gnaden.“ (1651.)
„Schöner Himmelssaal, Vaterland der Frommen.“ (1649.)
„Kein Christ soll ihm die Rechnung machen.“ (1644.)

Litteratur.

Dachs Gedichte sind in einer vollständigen Sammlung nicht erschienen; die meisten wurden bei seinen Lebzeiten einzeln gedruckt. Die besten stehen in Alberts „Arien“ und „Lustwäldlein“. Nach seinem Tode erschien:

Churbrandenburgische Rose, Adler, Löwe, Zepter. Königsb., 1661. Das Buch enthält nur Gelegenheitsgedichte und ist jetzt selten; ebenso die folgende, durch ihren Inhalt nicht wertvolle Sammlung:

Simon Dachen Poetische Werke. Königsberg, 1696.

W. Müller, Auserlesene Gedichte v. S. Dach, Rob. Roberthin u. H. Albert. Lpzg., 1823. 1 M.

H. Österley, Simon Dachs Gedichte. Lpzg., 1876. 3,50 M.

A. Gebauer, Simon Dach u. s. Freunde als Kirchenliederdichter. Tübgn., 1828. 1,75 M.

A. Kahlert, Mitteilungen über Dach. Meiningen, 1855.

Dr. Th. Krabbe, Aus deutscher Vergangenheit. Gütersloh, 1878. 2 M.

XVIII. Paul Gerhardt.

1. Vertrauen auf Gott.

„Befiehl du deine Wege.“

Goedeke, Gedichte v. Paulus Gerhardt. Lpzg., 1877. 185. J. Crüger, Praxis pietatis melica. Frankf., 1656. Nr. 333. S. 691. Bachmann, Paulus Gerhardts geistliche Lieder. Berlin, 1866. 199. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 170. — Lüben, Auswahl. I. 108.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Befiehl du deine Wege“. Befehlen hat hier den Sinn von anvertrauen; so befiehlt z. B. der Sterbende seine Seele Gott. — Unter der Menschen Wege versteht man

*) 1648 auf den Tod seines Freundes Roberthin gedichtet.
**) 1635 auf den Tod des Bürgermeisters Lepner in der Altstadt gedichtet.

die Art und Weise, wie es jemandem ergeht (Hiob 23, 10; 33, 21); Gottes Wege (Str. 4) sind die von seiner Weisheit und Liebe ganz eigentümlich gewählten, oft von Menschen unerkannten Mittel, Werkzeuge und Schicksale, deren er sich bedient, um die Menschen ihrer Bestimmung näher zu führen (Jes. 55, 8. Röm. 11, 33); die Wege der Wolken u. s. w. sind die von ihnen durchmessenen Lufträume; sie werden Bahnen genannt, wenn sie nach ein und derselben Richtung und in bedeutender Breitenausdehnung gehen. Der Lauf der Wolken ist die größere oder geringere Geschwindigkeit, mit welcher sie einen bestimmten Raum durchmessen.

V. 2. „was dein Herze kränkt“ (krank macht), was dir tiefen Kummer verursacht.

V. 3. „der den Himmel lenkt“, der alle Weltkörper nach bestimmten Gesetzen sich bewegen läßt.

2. V. 5. Sorgen und Grämen. Der Sorgende sucht durch Nachdenken über sein Übel Mittel und Wege zur Beseitigung desselben aufzufinden: der sich Grämende fühlt nur den ihm durch das Übel verursachten Schmerz, ohne den Willen oder die Kraft zur Auffindung tröstender und heilender Mittel zu besitzen.

V. 6. Selbsteigene Pein ist Pein, die man sich selbst zufügt, hier: das selbstquälerische Verharren bei dem Gedanken an ein Übel. Vielleicht gedenkt der Dichter auch jener freiwilligen Bußübungen und Kasteiungen, wie sie Mönche und Einsiedler sich auferlegten.

V. 7. „Läßt Gott ihm (sich) gar nichts nehmen“ u. s. w. Nicht durch Sorgen und Grämen wird ein Übel gehoben, sondern durch vertrauensvolles Gebet zu Gott um Beseitigung desselben.

3. V. 4. „Dem sterblichen Geblüt“, der hinfällige, aus Fleisch und Blut bestehende Mensch. Geblüt im eigentlichen Sinne des Wortes ist die ganze Masse des in einem Körper umlaufenden Blutes.

V. 5. „erlesen“, dichterischer Ausdruck für auserlesen, auswählen.

V. 7. „Und bringst zum Stand und Wesen“. Eine Sache zu stande bringen heißt, sie in einen geordneten, fertigen, vollkommenen Zustand versetzen, sie ausführen. Unter dem Wesen eines Dinges versteht man das wahrhafte Sein, die wahre innerliche Beschaffenheit oder eigentümliche Natur eines Dinges, die es zu dem macht, was es ist, auch: die Wesenheit. „Zum Stand und Wesen bringen“ heißt also: zur Vollendung bringen, daß es so geschieht, wie es geschehen soll.

4. V. 1. „Weg' hast du allerwegen“, Gott hat überall Wege, seine Menschenkinder zu führen; auch fehlt es ihm nicht an „Mitteln“, solche Wege auszuführen.

V. 4. „Dein Gang ist lauter Licht“. So wie das

Licht durch seinen Schein und seine Wärme Segen verbreitet, so auch verbreitet Gottes Gang, d. h. sein unsichtbares, aber allgegenwärtiges Walten Heil und Segen, indem es des Menschen Verstand erleuchtet und sein Gemüt erwärmt.

V. 5. „Dein Werk kann niemand hindern“, was du vorhast, kann niemand weder verzögern, noch gänzlich zerstören.

V. 8. „ersprießlich“, nützlich, heilsam, förderlich, zum besten dient.

5. V. 1. „alle Teufel“, alle bösen Mächte.

V. 2. „Hie wollten widerstehn“, bei dem Werke und in der Arbeit Gottes widerstreben wollten.

V. 4. „Gott nicht zurücke gehn“, wird seinen ewigen Ratschluß nicht ändern.

V. 5. Zweck und Ziel. Alles, was durch Mittel erreicht werden soll, ist Zweck. Das Kind benutzt den Unterricht und erreicht dadurch den Zweck, ein für das Leben brauchbarer, gebildeter Mensch zu werden. Gott hat bei der oft unerklärlichen Führung der Menschen stets den Zweck, sie für das Himmelreich zu erziehen. Erscheint uns der Zweck, den wir bei Ausführung einer Sache haben, als der Punkt, auf den wir unverwandt hinblicken, und über den hinaus unser Streben nicht reicht, so nennen wir ihn Ziel. „Zu seinem Zweck und Ziel“ heißt hier: zu seiner Bestimmung und Vollendung kommen.

6. V. 1. „arme Seele“, leidende, trostbedürftige Seele.

V. 3—5. „Gott wird dich aus der Höhle“ u. s. w. Ein sehr schönes Bild. Die Seele, als ein sinnliches Wesen gedacht, sucht den Schlägen des Schicksals zu entfliehen. Ruhelos vom Kummer hin und her getrieben, verbirgt sie sich in einer Höhle. Aber mit tröstendem Worte tritt der Dichter herzu: Überlaß dich nicht hoffnungslosem Schmerze, sei unverzagt; denn Gott wird nach seiner großen Gnade und Barmherzigkeit dich deinem Elende entrücken, dich wieder in einen glücklichen Zustand versetzen. — Die Lesart: „Da dich der Kummer plagt“, ist nicht richtig; es heißt im Original „jagt“.

V. 8. „Die Sonn' der schönsten Freud'“. Die Errettung aus der Kummer-Höhle wird mit dem Aufgang der Sonne verglichen, welche die Schatten der Finsternis vertreibt.

7. Der Dichter fährt in seinem ermunternden Zurufe fort, indem er der gedrückten Seele rät, ihren Schmerzen und Sorgen „Gute Nacht“ zu sagen, sich von ihnen loszumachen, sie einschlummern zu lassen.

V. 7. „Gott sitzt im Regimente“, er regiert die Welt, leitet die Schicksale der Menschen.

8. V. 3—8. „Und wird sich so verhalten“, u. s. w. Das Ganze ist ein Satz und hat den Sinn: Du wirst dich wun-

dern, wenn du siehst, wie Gott deine dich so bekümmernde Sache auf wunderbare Weise zum besten führt. Der Strophe liegt auch der Spruch zu Grunde: Jes. 28, 29. Sein Rat ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus.

9. V. 2. „Mit seinem Trost verziehn", mit der glücklichen Wendung deines Schicksals noch warten, nicht sogleich mit Trost nahe sein.

V. 3. „an seinem Teile", was ihn betrifft.

V. 4 u. 5. „Als hätt' in seinem Sinn er deiner sich begeben", als hätte er seine Gedanken von dir abgewendet, dich aufgegeben, aufgehört für dich zu sorgen.

V. 7. „In Angst und Nöten schweben. Wie der Vogel in freier Luft, zwischen Himmel und Erde schwebt, so schwebt der Mensch gewissermaßen auch in einem unsichtbaren Elemente, das ihm, weil es von allen Seiten auf ihn einwirkt, weder gestattet, sich gen Himmel zu erheben, noch auf der Erde festen Fuß zu fassen, und zur Ruhe zu kommen.

10. „Wird's aber sich befinden", ergeben, herausstellen.

V. 3. „So wird er dich entbinden", von deiner Angst losbinden, befreien.

V. 5. „Er wird dein Herze lösen", erlösen, losmachen.

V. 7 u. 8. „Die du zu keinem Bösen bisher getragen hast", die dir nicht zu deinem Schaden von Gott auferlegt worden ist.

11. V. 1. „Kind der Treue", ein Mensch, der fest auf Gott vertraut, und aus diesem Vertrauen geläutert hervorgegangen ist.

V. 2—4. „Du hast und trägst davon — — den Sieg", nämlich über die erduldete Angst und Not, „und Ehrenkron", nämlich am Tage des Gerichts als Preis des Siegs. — „Dankgeschreie", mit lautem Dank.

V. 5. „Gott giebt dir selbst die Palmen", u. s. w. Der Palmen bediente man sich im Morgenlande beim ehrenvollen Empfange vornehmer Personen (Neh. 8, 15. 1 Maccb. 13, 51 u. a.). Der Dichter stellt also bildlich dar, daß der vertrauensvoll Gott Anhangende nach überstandener Prüfung ehrenvoll belohnt werden soll.

12. V. 3. „Stärk' unsere Füß' und Hände", Füße und Hände, als Sinnbilder unseres Thuns und Handelns, also: Gieb uns Kraft, nach deinem Gebote zu handeln.

V. 5 u. 6. Sich Gottes Pflege und Treue empfehlen heißt, sich seiner dauernden Obhut und Fürsorge übergeben.

2. Inhalts-Angabe der einzelnen Strophen.

Str. 1. Übergieb dich ganz der treuen Leitung Gottes, der Himmel und Erde lenkt und regiert.

2. Aus den Nöten dieses Lebens hilft nur vertrauensvolles Aufblicken zu Gott.

3. Gott allein weiß, was uns nützt oder schadet; was er zu unserm Heile erwählt, das führt er auch aus.

4. u. 5. Nie fehlt es ihm dazu an Mitteln; nichts kann ihn an der Ausführung seiner segensvollen Werke hindern, selbst nicht der Widerstand des Teufels.

6. u. 7. Darum soll unsere Seele unverzagt der göttlichen Regierung vertrauen und aller Sorgen sich entschlagen.

8. In seiner Weisheit wird er selbst dann helfen, wenn alle Rettung unmöglich scheint.

9. u. 10. Anfangs wird es zwar scheinen, als hätte er deiner ganz vergessen; wenn du aber vertrauensvoll an ihn glaubst, so wird er dich erretten, eh' du's denkst.

11. Dein Vertrauen wird belohnt werden, dein Leid in Freude sich verwandeln.

12. Darum befreie uns, Gott, von aller Not und stärke unser Vertrauen auf dich, so werden wir gewiß zum Himmel eingehen.

3. Gliederung.

Das Lied besteht aus drei Hauptteilen, die sich durch die Anfangswörter der einzelnen Strophen abgrenzen, nämlich:

1) die Aufforderung: Befiehl dem Herrn deine Wege! Str. 1—5,
2) die Ermahnung: Hoffe auf ihn! Str. 6—8, und
3) die Gewißheit: Er wird's wohl machen. Strophe 9—11.

Hieran knüpft sich noch Str. 12: das Schlußgebet um Erlösung und Stärkung bis ans Ende.

4. Angabe des Grundgedankens.

Aus jeder Str. dieses trostvollsten aller Kirchenlieder tritt uns die glaubensvolle Mahnung entgegen: „Vertraue auf Gott!" Mit diesem Gedanken beginnt und schließt das Lied, und selbst äußerlich ist es uns dadurch vor Augen gestellt, daß die Anfangsworte jeder einzelnen Str. zusammen den Spruch bilden: Psalm 37, 5: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen".*)

5. Form der Darstellung.

Das Lied ist in 8zeiligen Strn. geschrieben. Die V. haben 3, seltener 4 Hebungen. Die sich kreuzenden Reime sind abwechselnd

*) Ein Gedicht, dessen Strophen oder Verse mit Wörtern oder Buchstaben beginnen, die zusammengestellt Sätze oder Namen bilden, zu welchen der Inhalt des Ganzen in einiger Beziehung steht, nennt man Akrostichon (Namengedicht, Leisten-Verse.)

weiblich und männlich. Mit geringen Ausnahmen (Str. 3 dein statt deine, Str. 4 Weg statt Wege, Str. 10 wen'gsten statt wenigsten, Str. 11 Dankgeschreie statt Dankgeschrei) ist die Sprache wohllautend, fließend und ungekünstelt. Was der Verfasser dachte, entströmte in voller Ursprünglichkeit dem gläubigen Herzen, und geht eben deshalb auch wieder zu Herzen.

Die Melodie des Liedes „Herzlich thut mich verlangen" war ursprünglich die Melodie eines weltlichen Liedes von einem der größten Tonsetzer des 16. Jahrh., von Hans Leo Haßler aus Nürnberg, und findet sich als solche zuerst in einer Liedersammlung desselben vom J. 1601. Paul Gerhardt legte sie auch seinem Passionsliede: „O Haupt voll Blut und Wunden" unter, weshalb sie häufig nach diesem benannt wird. Sie gehört zu den ausdrucksvollsten, erhabensten Melodieen unserer Kirchenlieder.

6. Lesevortrag.

Wenngleich die rechte Stimmung beim Lesen des Liedes auch den rechten, d. h. den ernsten, feierlichen, vertrauensvollen Gebets-Ton treffen wird, so erfordert der Vortrag desselben doch eine genaue Abwägung der Betonung im einzelnen, da sonst die schönen Gegensätze in fast allen Strophen nicht genau sich herausstellen möchten. Wir machen namentlich auf folgende aufmerksam:

Str. 1. Wolken, Luft und Winden — dein Fuß. Str. 2. Herrn, sein Werk — dein Werk. Sorgen, Grämen, selbsteigner Pein (Steigerung) — erbeten. Str. 3. gut sei — schade. Str. 4. Thun — Segen. Gang — Licht. Werk — hindern. Arbeit — ruhn. Str. 5. Teufel, widerstehn — Gott, zurücke gehn. Str. 7. Du, alles führen — Gott führet alles. Str. 8. Hinaus geführet — bekümmert. Str. 9 und 10. In der 9. Strophe, die, sowie die beiden ersten Verse der 10., Vordersätze bilden, muß der Ton sich fort und fort steigern, bis er in dem 3. u. 5. V. der 10. Str. seine größte Stärke erreicht. Str. 11. Freudenpsalmen — Leid.

Ferner sind die Appositionen: O Vater! (Str. 3) O du arme Seele! (Str. 6) Du Kind der Treue! (Str. 11), die so geeignet sind, den rührenden Ausdruck des Ganzen noch zu heben, nicht zu übersehen. Die Betonung weiterer einzelner Wörter ergiebt sich leicht nach geschehener Erläuterung.

7. Zur Geschichte des Liedes.

Die Umstände, unter denen dies Lied gedichtet worden, sollen folgende gewesen sein:

Gerhardt, ein gar gewissenhafter Mann, der fest an seinem Glauben hielt, wollte sich durch seinen Kurfürsten, der dem reformierten Bekenntnis zugethan war, den Mund nicht schließen lassen,

frei und offen gegen die reformierte Lehre zu zeugen. Deshalb wurde er i. J. 1666 seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Da mußte er nun mit Weib und Kindern, ohne Aussicht auf anderweitige Versorgung, den Wanderstab ergreifen. Er zog seinem alten Vaterlande, Sachsen, zu. Unterwegs kehrte er in einer Herberge ein, wo der Kummer sein treues Weib so überwältigte, daß sie ganz zu Boden gedrückt war, und sich gar nicht mehr fassen konnte. Gerhardt aber, in starkem Gottvertrauen, sprach ihr Trost zu, und sagte ihr den schönen Spruch vor, mit dem auch einst Joh. Bugenhagen, Luthers treuer Kollege zu Wittenberg, in seinen Kümmernissen sich jedesmal getröstet hatte: „Befiehl dem Herrn deine Wege 2c." Darauf ging er hinaus in den Garten, der hinter dem Hause war, setzte sich unter einen Apfelbaum und dichtete dies herrliche Lied. Nachdem er das Lied vollendet hatte, brachte er es seiner bekümmerten Ehefrau, der es zu großem Troste gereichte, als er es ihr mit kräftiger Stimme vorlas. Selbigen Abend noch traten zwei fremde Herren in die Wirtsstube ein, da Gerhardt und die Seinen saßen. Die ließen sich in ein Gespräch ein mit der kummervollen Familie und sagten, sie seien zwei Abgeordnete des Herzogs Christian von Merseburg. Im weiteren Verlauf ihrer Unterhaltung kam es endlich heraus, daß sie nach Berlin reisen müßten, um einen gewissen Gerhardt, einen abgesetzten Prediger, nach Merseburg einzuladen. Welche Freude, welches Staunen, als die flüchtige Familie das vernahm! wie schnell hatte es der Herr, dem sie ihren Weg befohlen, nun wohl gemacht, und ihnen mit einem Mal die Sonne der schönsten Freude aufgehen lassen! Gerhardt gab sich sogleich zu erkennen, und jene zwei überreichten ihm nun ein Handschreiben des Herzogs, in welchem ihm bis zu seiner Wiederanstellung ein ansehnliches Jahrgeld zugesichert war. Mit Thränen der Rührung wandte sich hierauf Gerhardt zu seiner Frau, hielt ihr das Schreiben hin und sprach: „Siehe, wie Gott sorget! Sagte ich dir nicht: Befiehl dem Herrn deine Wege 2c.?" — In der Folge kam nun dieses Lied, das bald nachher gedruckt wurde, dem Kurfürsten in die Hände und gewann seinen Beifall. „Wer mag der Mann sein, der dieses schöne Lied gemacht hat?" fragte er. „Es ist Gerhardt," war die Antwort, „den Euer Durchlaucht haben des Landes verweisen lassen." Jetzt bereute der Kurfürst sein ehemaliges hartes Urteil und hätte Gerhardt gern wieder geholt, wiewohl zu spät, denn derselbe hatte nun wieder ein Amt und Brot zu Lübben in der Niederlausitz, wo er seit dem J. 1669 als Archidiakonus angestellt war.*)

*) Die Sage vom Superintendent F. Ch. Fulda, im Halleschen patriotischen Wochenblatte, Jahrg. 1799 S. 43 ff. erzählt, ist poetisch sehr schön bearbeitet von Schmidt v. Lübeck. S. Lesebuch von Lüben und Nacke. V. Nr. 106.

Wahr mag es nun sein, daß Gerhardt seine Frau einst in irgend einer Kümmernis mit solchem Liede getröstet hat, und bestätigt ist es auch, daß der große Kurfürst nachmals Gerhardts geistliche Lieder sehr hoch hielt und besonders dieses Lied immer im Munde und im Herzen geführt hat; die übrigen Umstände aber sind alle sagenhaft. Denn dieses Lied kommt schon im J. 1656 in Crügers Praxis pietatis melica gedruckt vor, als noch an keine Absetzung Gerhardts von seiner Berliner Predigerstelle zu denken war; selbst aber nachdem er im J. 1666 seines Amtes entsetzt war, lebte er bis zu seiner Abreise nach Lübben im J. 1669 ruhig und ohne Nahrungssorgen, im Genuß des Beichtgeldes und von der Bürgerschaft unterstützt, in Berlin. Auch hatte er seine Frau schon zu Ostern 1668 durch den Tod verloren, ehe er noch Berlin verließ und nach der Stadt Lübben zog, die allerdings im Gebiet des Herzogs von Merseburg lag.

Wahrscheinlich tröstete Gerhardt im J. 1656 sich und seine Frau mit diesem Liede, da die geringen Einkünfte der Pfarrstelle zum Haushalt nicht recht ausreichen wollten, und sein Kollege, der Diakonus Allborn, durch Neid und beständige Kränkungen ihm Amt und Leben verbitterte, dieweil dieser bei der Probstwahl übergangen worden war.

Von der religiösen Bedeutung, welche dieses Lied im Laufe der Zeit gewann, sind uns viele Zeugnisse aufbewahrt worden. Wir teilen nur einige Züge mit:

In dem schlesischen Feldzuge von 1806 auf 1807 drang in das Pfarrhaus eines schlesischen Dorfes ein Haufe von etwa 30 Dragonern der deutschen Kontingentstruppen stürmisch ein. Sie bedrängten den Pfarrer mit seiner Familie sehr hart. Ein dabei befindlicher Oberstlieutenant begehrte allerlei Erfrischungen für seine Leute, die der Pfarrer anzuschaffen außer stande war. Nun fügte derselbe gar schwere Drohungen hinzu, falls nicht das Gewünschte in drei Stunden angeschafft sei. Man durchsuchte das ganze Haus; alles war schon aufgezehrt. Da nahm Amalie, die Tochter des Pfarrers, als sie den großen Schmerz der Eltern sah, ihre Harfe und sang dieses Lied. Noch hatte sie den Gesang nicht geendet, als sich die Thüre öffnete und der Oberstlieutenant leise hereintrat. Er winkte dem erschrockenen Mädchen zu, fortzufahren, und als sie geendet, sprach er ganz milde und sichtlich gerührt: „Frommes Kind, ich danke Ihnen für den schon lange entbehrten Genuß solcher Erbauung. Sei'n Sie ruhig, in drei Stunden befreie ich Sie von Ihren Drängern, deren keiner mit einer Drohung oder Forderung Sie mehr belästigen soll." Früh um die dritte Stunde zogen die Dragoner ab.

Dieses Lied nahmen die Deutschen auch über den atlantischen Ocean nach Amerika mit, und als der Grundstein zu der ersten

lutherischen Kirche zu Philadelphia im Staate Pennsylvanien am 2. Mai 1743 gelegt wurde, und am 20. Oktbr. desselben Jahres der erste lutherische Prediger Amerikas, Heinrich Melchior Mühlberger, die erste Predigt darin beim Einweihungsgottesdienste hielt, wurde dasselbe angestimmt, und damit die evangelische Kirche und ihr Gedeihen in der neuen Welt dem Herrn befohlen.

Noch ist aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einer schönen Sitte zu erwähnen, die damals auf dem Gymnasium zu Schleusingen anzutreffen war. So oft nämlich dort ein gewesener Schüler nach gehaltener Abschiedsrede fortzog, begleiteten ihn seine Mitschüler mit diesem schönen Gesang zur Stadt hinaus.

Der Archidiakonus Joachim Müller zu Crossen hat das Lied ins Lateinische übersetzt.

8. Vergleichung des Liedes mit Luthers „Ein' feste Burg ist unser Gott".

Gläubiges Gottvertrauen spricht sich in beiden Liedern als Grundgedanke aus, aber bei Luther entsprang das Vertrauen aus dem Glauben an die Versöhnung durch Christum, bei Gerhardt aus dem Glauben an die Liebe Gottes. Während Gerhardt diesen Gedanken fast ausschließlich als eine Mahnung sich oder einem Mitchristen vorhält und in Betrachtungen über die göttliche Vorsehung sich ergeht, ertönt er aus dem ganzen Lutherschen Liede als ein Losungswort des gesamten Protestantismus heraus, als die Parole im Gottesstreite gegen Welt und Teufel. Darum berührt uns der Glaubensmut Luthers in seinen kraftvollen, schlagenden Äußerungen viel unmittelbarer, als der mehr ruhig und reflektierend erscheinende des Gerhardt. Es läßt sich dies leicht aus den äußeren Veranlassungen erklären, welche beide Lieder schufen. Von dem Gerhardtschen können wir nicht bestimmt behaupten, daß es auch nur eine mittelbare Frucht der damaligen Kämpfe zwischen Lutheranern und Reformierten gewesen sei, wenigstens bietet der Inhalt des Liedes keinerlei Veranlassung zu dieser Behauptung dar: das Luthersche Lied dagegen entstammte einer Zeit der großartigsten geistigen Erhebung fast eines ganzen Volkes, und der Dichter befand sich als Führer an der Spitze der Bewegung, durchdrungen von der weltgeschichtlichen Bedeutung einer Sache, der er sein Leben zu opfern nicht anstand. Darum erhielt auch sein Lied, das durch Zeit und Umstände recht eigentlich zum Feldgeschrei des kämpfenden Protestantismus bestimmt war, eine größere Bedeutung für die protestantische Kirche als Gemeinschaft bekennender Glaubensgenossen, während Gerhardts Lied, auf dem allgemeinen christlich-religiösen Standpunkte stehend, von geringerer Bedeutung für den Protestantismus wurde.

Beide Lieder beruhen ferner auf biblischer Grundlage und atmen den biblischen Geist: doch das Luthersche in einem höheren Grade, als das Gerhardtsche, sowie jenes auch in der Ausdrucksweise, namentlich in dem Gebrauche der Bilder mehr an die Bibel erinnert als dieses. Dort finden wir einen ganzen Psalm, aber nach neutestamentlicher Anschauungsweise in schlagender Kürze, hier nur einen einzelnen, aber lang ausgesponnenen Vers poetisch wiedergegeben. Endlich ist auch die Melodie beider dem Inhalte treffend angepaßt, nur daß auch wieder die Luthersche, als eine Originalmelodie ursprünglicher und unmittelbarer wirkt.

2. Sommergesang.

„Geh aus, mein Herz und suche Freud'."

J. Crüger, Praxis pietatis melica. Frankf., 1656. Nr. 412. S. 872. Bachmann, P. Gerhardts geistliche Lieder. Berlin, 1866. 226. Goedeke, Gedichte von Paulus Gerhardt. Lpzg., 1877. 239. — Lüben u. N., Leseb., VI. Nr. 18. — Lüben, Auswahl. I. 109.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „Geh aus, mein Herz". So redet der Dichter sich selbst an. Nicht mit dem prüfenden, klügelnden Verstande will er die Natur betrachten, sondern mit dem Gemüt sich in sie versenken.

V. 5 u. 6. „Und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben". Statt mir und dir würden wir jetzt sagen: für mich und für dich. Übrigens ist die Anhäufung von Wörtern mit ein und demselben Vokal (i), unschön und deshalb zu tadeln.

2. V. 6. „Als Salomonis Seide". Der Farbenschmuck der Blumen ist schöner, als die Seide Salomos. Matth. 6, 29. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins.

3. V. 6. „Berg, Hügel, Thal und Felder". Die Folge der zur Anschauung gebrachten Teile der Landschaft ist zu beachten. Vom Berge herab führt uns der Dichter über den Hügel ins Thal und das daranstoßende Feld.

4. V. 6. „Ins tiefe Gras". Da hier der Gegensatz von Höhe und Tiefe hervorgehoben werden soll, so muß man sich das Gras als tief unten im Thale befindlich denken. Aus den höher liegenden Wäldern kommt das Wild herab, um auf den Thalwiesen zu weiden. Ohne den bestimmt hervorgehobenen Gegensatz könnte man sich unter tiefem Grase auch langes, hoch emporgeschossenes denken.

5. V. 2. „malen sich", schmücken sich.

V. 3. „schattenreiche Myrten“, die in der deutschen Landschaft natürlich fehlen, aber durch Weidengebüsch ersetzt werden.

8. V. 3. „Erweckt mir alle Sinnen“, begeistert mich, versetzt mich in dichterische Stimmung.

V. 5. „was dem Höchsten klingt“, wohlgefällt, ihn preist.

V. 6. „Aus meinem Herzen rinnen“, hervorquellen.

9. Den Himmel vergleicht der Dichter mit Rücksicht auf seine scheinbare äußere Gestalt mit einem „reichen Zelte“; er nennt ihn ein „goldenes Schloß“, um dadurch den glückseligen Aufenthaltsort der Dahingeschiedenen sinnlich zu veranschaulichen.

10. V. 2. „Christi Garten“, der Himmel als Aufenthaltsort der Seligen.

V. 4. „Seraphim“ ist die Mehrzahl von Seraph, und bezeichnet Engel höherer Art, die dem Throne Gottes näher stehen, als andere. Jes. 6, 2.

V. 5. „Mit eingestimmtem Mund und Stimm“, im harmonischen Chorgesange.

V. 6. „Allelujah“ oder Halleluja, lobet den Herrn! Hebräisch, von halal, preisen, und jàh, Abkürzung von Jehova.

11. V. 2. „Ach, süßer Gott“, sagt der Dichter in dem Gedanken an die Liebe Gottes, die so angenehme Empfindungen in ihm erweckt.

V. 3. „meine Palmen“. Vergl. die Erläuterung zur 11. Str. des vorigen Liedes, S. 297.

12. V. 2. „dieses Leibes Joch“. Im eigentlichen Sinne versteht man unter Joch die hölzerne Vorlage (das Gestell) am Halse der Ochsen, an der man die Stränge zu befestigen pflegt, im uneigentlichen Sinne jede harte Bedrückung und schwere Last. Obige Worte bedeuten also s. v. a. das Elend dieses Lebens.

V. 6. „Zu deinem Lobe neigen“, geneigt sein, Gott zu preisen.

13. V. 3. „Daß ich dir stetig blühe“ u. s. w. Der Dichter wünscht, daß er durch seinen Glauben Gott erfreuen möge, sowie ein Gewächs durch seine herrliche Blüte den Gärtner erfreut. Wie aber eine Blüte ohne Frucht nur wenig Wert hat, so auch der Glaube ohne Glaubensfrüchte. Eine Frucht kann nur in der Wärme des Sommers sich entwickeln; deshalb erbittet sich der Dichter zur Erzielung der Glaubensfrüchte den Sommer seiner Gnade, d. h. die Milde und Geduld Gottes, gegenüber der menschlichen Schwachheit.

14. führt uns das Bild noch weiter aus, indem sich der Dichter in biblischem Sinne und Geiste (Matth. 7, 17) mit einem Baume, einer schönen Blume und einer Pflanze vergleicht.

V. 3. „bekleiben“, fest an dir hangen, fest dir anhaften.

15. V. 1. „Erwähle mich zum Paradeis“, für das Paradies.

V. 2. „Und laß mich bis zur letzten Reis'", zur Todesstunde, zur Reise in den Himmel.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Str. Der Dichter ermuntert sich selbst zur freudigen Betrachtung der Schönheit des Sommers.
2. Schilderung des sich entwickelnden Pflanzenlebens.
3. u. 4. Schilderung des Lebens der Vögel in Feld, Wald, am Hause und im Hofe, sowie das des Wildes im Gebirge.
5. u. 6. Schilderung der Wiesen mit ihren muntern Bächen, den lustigen Herden und den umherschwärmenden Bienen. Der Saft des Weinstocks entwickelt sich mehr und mehr.
7. Alles freut sich über das gewaltige Wachsen des Weizens und preist den gütigen Gott.
8. Der Dichter fühlt sich deshalb gedrungen, mit einzustimmen in das Lob Gottes.
9.—11. Er schließt aus der Herrlichkeit dieser Erde auf diejenige des Himmels und wünscht, dort zu sein, um Gott nach der Weise der Engel preisen zu können.
12. Indessen will er überall Gott loben.
13.—15. Schließlich bittet er um Gottes Geist und Segen, damit er ein gläubiger und frommer Mensch werde, und Gott ewig dienen könne.

3. Gedankengang und Gliederung.

Das Gedicht zerfällt in zwei leicht erkennbare Teile, deren Inhalt durch eine einleitende Str. (1 u. 8) angedeutet wird. In dem 1. Teile (Str. 1 — 7) sehen wir den Dichter im Drange seines Herzens hinauseilen in Gottes herrliche Welt, um sich an den Gaben des Schöpfers zu erfreuen. Das Haus mit seiner drückenden Enge bleibt hinter ihm; er tritt in den Garten und betrachtet mit Entzücken die belaubten Bäume, den grünenden Rasen und die schön gefärbten Narzissen und Tulpen. Aber er eilt weiter. Vor ihm liegt eine reizende Landschaft ausgebreitet, reizend durch den Wechsel von Berg und Thal, Wald und Feld, durch den heraufdämmernden Morgen, dessen Stille nur erst die vereinzelten Stimmen früh erwachender Singvögel unterbrechen. Die Lerche steigt jubelnd auf, Schwärme wilder Tauben rauschen nach den fernen Wäldern, und der liebliche Gesang der Nachtigall übertönt alles. Nach und nach wird es heller. Des Dichters Weg führt an einem Dorfe vorbei, in welchem es bereits lebendiger geworden ist; denn die Henne führt ihre Küchlein ins Freie, der Storch auf dem Dache baut an seinem Hause, die Schwalbe fliegt nach Futter aus für ihre Jungen, und der Hirt ist bereits mit seiner Herde ausgezogen, da ihn der Dichter später auf der

Wiese findet, die gewiß auch dem Storche seine Nahrung liefert. Ein rauschender, von dichtem Gebüsch umsäumter Bach leitet dorthin. Hirsche und Rehe haben die höher liegenden Wälder verlassen und springen lustig im Grase umher. Und nun ist die Sonne völlig heraufgestiegen, die Blüten der Wiesengewächse haben sich den wärmenden Strahlen erschlossen, und Scharen summender Bienen fliegen von Blume zu Blume, um Honig zu sammeln. In dem nahe gelegenen Weinberge beginnen die Reben unter dem Einflusse der Sonnenwärme zu grünen und zu treiben, und weiterhin prangt ein Weizenfeld in strotzender Fülle. Hier hält der Dichter in seiner Morgenwanderung inne. Ein Gespräch munterer Landleute, die in der Frühe des Morgens zur Feldarbeit gegangen sind, weckt ihn aus seinen stillen Betrachtungen. Er hört, wie sie Gottes Güte preisen, der aufs neue seinen reichen Tisch gedeckt für Tiere und Menschen, und nun hält es ihn nicht länger; das übervolle Herz entlädt sich und strömt in dem allgemeinen Jubel auch seine Empfindungen aus.

2. Teil. Von der Erde erhebt er sich zum Himmel. Die Sommerpracht dieser „armen Erde", „dieses Tropfens am Eimer", wie sie Klopstock in seiner „Frühlingsfeier" nennt, erweckt in ihm den natürlichen Gedanken, daß es unendlich herrlicher droben in dem „reichen Himmelszelte" und „güldenen Schlosse", in dem „Garten Christi" sein müsse, wo Tausende von Engeln Gottes Lob singen. Eine Sehnsucht, dort oben zu sein und mit einzustimmen in den Chor der himmlischen Heerscharen, ergreift sein empfindendes Herz. Aber noch fühlt er des irdischen Lebens Bürde, und darum will er hier schon wie überall den Schöpfer preisen. Seine dem Himmlischen zugewendete Seele ergießt sich in gläubigem Gebete. Dem irdischen Sommer mit seinen Blüten und Früchten entziehen sich seine Betrachtungen, um dem Sommer der göttlichen Gnade sich zuzuwenden, deren Segen er erfleht, damit auch er Glaubensfrüchte bringen, ein fest wurzelnder Baum, und die schönste Blume in Gottes Garten werden könne. Den Rückweg nach dem heimischen Herde antretend, gedenkt er der letzten Wanderung, Gott bittend, daß ihr Ziel das Paradies sein, und daß er ihn bis dahin an Leib und Seele grünen lassen möge. Mit dem ausgesprochenen Entschluß, dann Gott hier und dort ewig zu dienen, beschließt der Dichter sein Lied.

Der Gedankengang in demselben ist ein durchaus einfacher, logisch fortschreitender, nirgends Lücken zeigender. Beide Teile stehen in genauer Beziehung zu einander und sind durch die mittelste Strophe auf natürliche Weise verbunden, so daß wir nicht gewaltsam aus der Betrachtung der Sommerfreude herausgerissen, sondern durch das ungesuchte Hinüberführen in das analoge, aber höhere geistige Gebiet nur feierlicher gestimmt werden. Dadurch

erhalten die Reflexionen des zweiten Teiles einen Reiz, den sie andernfalls nach vorangegangener frischer, konkreter Schilderung selten haben.

Eine Übersicht der Gliederung des Liedes würde folgende Abschnitte ergeben:

I. Schilderung des Sommers. (Str. 1—7.)
  A. Einleitende Str. Entschluß, den Sommer im Freien zu betrachten. (Str. 1.)
  B. Die Wanderung. (Str. 2—7.)
    1. Der Sommer sorgt für das Gedeihen der Pflanzen. (Str. 2.)
    2. Der Sommer erfreuet die Tiere (Str. 3—6.):
      a. im Felde und Walde,
      b. am Hause und im Hofe,
      c. auf der Wiese.
    3. Der Sommer sorgt für den Menschen. (Str. 6 u. 7.)
      a. Er schafft Honig und Wein,
      b. das tägliche Brot.

II. Gedanken bei Betrachtung des Sommers. (Str. 8—15.)
  A. Einleitende Strophe. Entschluß, Gott zu loben. (Str. 8.)
  B. Vergleichung des irdischen Sommers mit dem himmlischen. (Str. 9 u. 10.)
  C. Sehnsucht nach dem letztern und erneuter Entschluß, Gott überall zu loben. (Str. 11 u. 12.)
  D. Gebet um Gottes Segen und Gnade. (Str. 13—15.)

4. Grundgedanke.

Die Betrachtung der Natur im Sommer begeistert zum Lobe Gottes und zur Betrachtung der himmlischen Freuden.

5. Form der Darstellung.

Die 6zeiligen Strophen sind 2gliederig. Jedes Glied besteht aus zwei 4füßigen und einem 3füßigen jambischen Verse. Erstere haben männliche, sich berührende, ungetrennte, letztere weibliche, umschlingende Reime. Die Schönheit des sprachlichen Ausdrucks wird nur selten durch Verkürzungen oder Verlängerungen von Wörtern (wie ihr in Str. 4 und selbsten in Str. 8) oder durch die gehäufte Aufeinanderfolge gleichlautender Vokale (s. Erläuterungen Str. 1) gestört. Die Einfachheit der Form, namentlich des ersten Teiles, bildet mit dem Stoffe selbst ein so inniges Ganzes, daß man dies Lied mit Recht zu den lieblichsten Dichtungen Gerhardts und des ganzen 17. Jahrh. zählt.

Von der heitern Melodie desselben versichert Palmer, die Gesichter der Kinder sähen zweimal fröhlicher aus, so oft sie dieselbe anstimmen dürften. In einigen Gesangbüchern ist das Lied

nach der Melodie: „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn", zu singen aufgeführt.

6. Lesevortrag.

Der 1. Teil des Liedes erfordert den ruhig-heitern Ton der Schilderung, während der zweite in Str. 8—10 zu begeisterten Ausrufungen sich steigert, und von da ab allmählich in ernsten, flehenden Gebetston übergeht. Die richtige Betonung des Einzelnen ist ohne alle Schwierigkeiten.

Litteratur. Über dies (vor 1656 gedichtete) Lied ist ein besonderes Büchlein geschrieben, das den Titel führt: Gerhardtsche Sommerlust, oder erbauliche Erklärung des lieblichen Sommerliedes: „Geh aus, mein rc.", denen Gläubigen und Garten-Freunden, welche sich in und auf den Sommer dieses und jenes Lebens freuen, zu andächtiger Gemütsbelustigung rc. von G. H. Götze, Dr. und der Lübeckischen Kirchen Superintendent. Lübeck, 1728.

7. Schriftliche Aufgaben.

1. Ein Spaziergang im Sommer. 2. Eine Sommerbetrachtung. 3. Vergleichung zwischen dem Sommergesang von P. Gerhardt und dem Lob Gottes von Friedrich von Spee. (Letzteres siehe in Lübens Auswahl I. 103.)

Leben und Charakteristik Paul Gerhardts.

1. Paulus*) Gerhardt wurde am 12. März 1607 in der damals kursächsischen Stadt Gräfenhaynichen, zwischen Halle und Wittenberg, im jetzigen Regierungsbezirk Merseburg, geboren. Sein Vater war dort Bürgermeister und scheint schon in der Jugend des Sohnes gestorben zu sein. Vom 4. April 1622 bis zum 12. Dez. 1627 besuchte er die Fürstenschule in Grimma, und vom 2. Jan. 1628 die Universität Wittenberg, um Theologie zu studieren. Dort scheint der Theologe Paul Röber, der „ganz und gar ein Mann der Bibel und zugleich ein Liebhaber des Gesanges", auch Dichter geistlicher Lieder war, wesentlichen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben. Nach beendeten Studien war er an verschiedenen Orten Hauslehrer. Als solcher trat er 1642 oder 1643 in die Familie des als Jurist in allgemeinem Ansehen stehenden Kammergerichts-Advokaten Barthold zu Berlin ein, und verblieb hier mindestens acht volle Jahre. Er scheint sich in diesem stillen Kreise sehr wohl gefühlt zu haben, wovon die aus dieser Zeit stammenden, im kindlichen Volkstone gehaltenen schönen

*) So schrieb er sich stets, nicht Paul, wie es jetzt gebräuchlich ist.

Lieder Zeugnis geben. Im J. 1651, nachdem er also bereits ins 44. Lebensjahr getreten war, gelang es ihm endlich, eine Predigerstelle zu erlangen; er wurde auf Empfehlung des geistlichen Ministeriums in Berlin Probst (Oberpfarrer) in Mittenwalde, einem Städtchen vier Meilen von Berlin. Am 11. Febr. 1655 verheiratete er sich mit der Tochter Bartholds, Anna Maria, deren herrliche Tugenden ihn zu dem Liede „Ein Weib, das Gott den Herren liebt" begeisterten, das 1656 mit der Überschrift „Frauenlob" gedruckt wurde. Im Juli 1657 folgte er einem Rufe als Diakonus an die St. Nikolaikirche in Berlin. Er verwaltete sein Amt hier mit so großer Treue und Herzlichkeit, daß seine Gemeinde mit größter Liebe an ihm hing. Auch wurde ihm für seine schon von Mittenwalde in reicher Anzahl ausgegangenen Lieder von nah und fern die ehrendste Anerkennung zu teil. So vergingen ihm die ersten fünf Amtsjahre in Berlin in ungetrübtem Glück. Doch erfuhr er auch hier, wie in Mittenwalde, den Schmerz, zwei Kinder frühzeitig zu verlieren. 1666 erschien die erste Sammlung seiner Lieder, und in demselben Jahre wurde er — seines Amtes entsetzt.

Gerhardt gehörte nämlich, wie sämtliche Geistliche Berlins, zu den strengen Lutheranern der Wittenberger Schule und hielt es für seine Pflicht, einer damals vorgeschlagenen Vereinigung der verschiedenen christlichen Kirchen, welche des reformierten Kurfürsten Friedrich Wilhelm ganzen Beifall erhielt, entschieden entgegen zu arbeiten. Da er hierin von seinen lutherischen Amtsgenossen unterstützt wurde, so entbrannte bald auf allen Kanzeln ein heftiger Wortkampf; ja im J. 1661 führte man sogar im Gymnasium zum grauen Kloster ein Schauspiel auf unter dem Titel: „Das heil. Abendmahl", bei welchem aller Witz aufgeboten wurde, um die Reformierten lächerlich zu machen. Diesen Feindseligkeiten auf gütlichem Wege ein Ende zu machen, veranstaltete der Kurfürst in dem J. 1662 u. 63 unter Leitung des Oberpräsidenten Otto von Schwerin in Berlin ein Religionsgespräch, das jedoch die Gemüter nur noch mehr erbitterte, und es zu keiner Entscheidung kommen ließ. Deshalb erschien am 16. Sept. 1664 für die Geistlichen beider Parteien ein geschärftes Edikt gegen Verunglimpfungen und Verketzerungen auf der Kanzel, in welchem zugleich alle diejenigen mit Amtsentsetzungen bedroht wurden, die sich nicht durch Ausstellung bündiger Reverse auf das Edikt verpflichten wollten. Viele hundert Geistliche unterschrieben, obwohl mit Widerwillen, den Revers, aber Gerhardt weigerte sich dessen in der Angst des Gewissens, nicht achtend des Volkswitzes, der den Ehefrauen der Pfarrherren die Worte in den Mund legte: „Schreibt, schreibt, lieber Herre, schreibt, auf daß ihr bei der Pfarre bleibt!"

In dieser Zeit, nämlich im Sept. 1665, verlor er durch den Tod seinen hoffnungsvollen Sohn Andreas Christian; doch bewies der gläubige Liederdichter durch Abfassung des schönen Liedes: „Du bist zwar mein und bleibest mein", daß er sich zu trösten wußte. Im folgenden Jahre traf ihn abermals ein harter Schlag; denn als er sich durchaus weigerte, den Revers zu unterschreiben, weil er in der Lehrfreiheit sich nicht wollte beschränken lassen, so wurde er seines Amtes entsetzt. Aber mit unerschrockenem Mute rief er aus: „Es ist nur ein solches geringes Berlinisches Leiden; ich bin auch bereit, mit meinem Blute die evangelische Wahrheit zu besiegeln, und als Paulus mit Paulo den Hals dem Schwerte darzubieten." Die Bürgerschaft und die Gewerke Berlins, die ihren berühmtesten und liebsten Prediger nicht von sich lassen wollten, verwandten sich für ihn beim Magistrat und dieser beim Kurfürsten. Allein alles war vergeblich, bis endlich auf Verwendung der Stände (1667) dem geprüften Manne die Unterschrift erlassen, und er wieder in sein Amt eingesetzt wurde, wobei ihm jedoch der Kurfürst sagen ließ, Se. Durchlaucht lebten der gnädigsten Zuversicht, er werde auch ohne Revers sich den Edikten gemäß zu bezeigen wissen.

Diese gutgemeinte Bemerkung belastete aber gerade das Gemüt Gerhardts aufs schwerste, der sich dadurch für eben so gebunden erachtete, als durch eine Unterschrift. Er reichte deshalb schleunigst eine Vorstellung beim Magistrate ein, in welcher es u. a. hieß: „Mein Gewissen will mir darüber voller Unruh und Schrecken werden; was aber mit bösem Gewissen geschieht, das ist vor Gott ein Greuel, und zieht nicht den Segen, sondern den Fluch nach sich, womit aber weder meiner Gemeine, noch mir würde geraten sein." Und an den Kurfürsten selbst schrieb er: „Sollte ich mich denn nun in dasjenige, dessen ich mich hiebevor aus höchst dringender Not entzogen, aufs neue wieder einlassen, würde ich mir selbst höchst schädlich sein, und eben die Wunde, die ich vorher mit so großer Herzensangst von mir abzuwenden gesucht, nur, so zu reden, mit eigenen Händen in meine Seele schlagen. Ich kann nicht anders finden, als daß ich, wo ich so wieder in mein Amt treten sollte, Gottes Zorn und schwere Strafe auf mich laden würde."

Diese Erklärung hatte den gewünschten Erfolg. Gerhardts Stelle wurde nun durch einen andern besetzt, und in seiner Gewissenserleichterung dichtete er das Lied: „Ich danke dir mit Freuden." Da der Eintritt des Nachfolgers erst im Spätjahr 1668 erfolgte, so bezog Gerhardt bis dahin noch das Beichtgeld und die Accidenzien seiner alten Stelle, und von diesen Einnahmen, so wie von manchen Liebesgaben der Gemeine, ernährte Gerhardt sich und die Seinen. Im September dieses Jahres er-

hielt er einen Ruf als Archidiakonus nach **Lübben**, konnte jedoch den Umzug dorthin erst Ende Mai 1669 bewerkstelligen, woran teils Krankheiten in seiner Familie, teils weitläufige Verhandlungen mit dem dortigen Magistrat Schuld waren, der den Ausbau der verfallenen Amtswohnung sehr säumig betrieb. Seine Frau erlebte diesen Glückswechsel nicht mehr; denn schon im März 1668 starb sie und hinterließ dem Gatten ein einziges sechsjähriges Söhnlein.

In Lübben wirkte er noch 7 Jahre lang zum Segen seiner neuen Gemeinde, obwohl er viel trübe Tage hatte und oft von großer Schwermut befallen wurde. Dann erhob sich aber seine Seele auf den Schwingen des Liedes über alles Herzeleid dieser armen Erde.

Kurz vor seinem Ende setzte er für seinen vierzehnjährigen Sohn, **Paul Friedrich**, ein Testament auf, in welchem die Gedanken seines Liedes: „**Ich bin ein Gast auf Erden**", niedergelegt waren. In diesem Testamente giebt er seinem Sohne schließlich noch folgende Regeln:

„Die heilige Theologiam studiere auf reinen Schulen und auf unverfälschten Universitäten, und hüte dich ja vor Synkretisten,*) denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu."

„In deinem gemeinen Leben folge nicht böser Gesellschaft, sondern dem Willen und Befehl deines Gottes."

„Insonderheit: 1. thue nichts Böses, in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben; denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt an die Sonnen; 2. außer deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht. Merkst du dann, daß dich der Zorn erhitzet habe, so schweige stockstille und rede nicht eher ein Wort, bis du erstlich die zehn Gebote und den christlichen Glauben bei dir ausgebetet hast; 3. der fleischlichen, sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du dermaleinst zu solchen Jahren kommst, daß du heiraten kannst, so heirate mit Gott und gutem Rate frommer, getreuer und verständiger Leute; 4. thue Leuten Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben; denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längst vergolten, da er dich erschaffen hat, da er dir seinen lieben Sohn geschenket hat, und da er dich in der heil. Taufe zu seinem Kinde und Erben auf- und angenommen hat; 5. den Geiz fleuch als die Hölle; laß dir genügen an dem, was du mit Ehren und gutem Gewissen erworben hast, ob's gleich nicht allzuviel ist; beschert dir aber der liebe Gott ein Mehres, so bitte ihn, daß er dich vor dem leidigen Mißbrauch des zeitlichen Guts bewahren wolle.

*) Vereiniger verschiedener Lehrmeinungen.

Summa: „Bete fleißig, studiere was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich, und bleibe in deinem Glauben und Bekenntnis beständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt abscheiden willig, fröhlich und seliglich! Amen.“ (Siehe Feustking, Pauli Gerhardi geistreiche Haus- und Kirchenlieder.)

Als er sein Ende fühlte, rief der sterbende Dichter die 8. Strophe seines Liedes: „Warum sollt ich mich denn grämen“, die also lautet: „Kann uns doch kein Tod nicht töten, sondern reißt unsern Geist aus viel tausend Nöten, schließt das Thor der bittern Leiden und macht Bahn, da man kann gehn zu Himmelsfreuden“, sich selbst noch ermunternd zu, und ging bei der Wiederholung desselben in seinem 70. Lebensjahre getröstet heim zu den Himmelsfreuden. Sein Todestag ist unbekannt; begraben ward er den 7. Juni 1676. In der Kirche zu Lübben ließ man sein lebensgroßes Bildnis aufhängen mit der Unterschrift: „Theologus in cribro satanae versatus.“ (Ein Gottesgelehrter, im Siebe des Satans gerüttelt.)

2. Wir haben von Gerhardt im ganzen 120 geistliche Lieder, *) von welchen die bekanntesten sind:

„Auf, auf mein Herz mit Freuden.“ (Vor 1648.)
„Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.“ Desgl.
„Nun laßt uns gehn und treten.“ (Vor 1648.)
„Nun ruhen alle Wälder.“ Desgl.
„O Welt, sieh hier dein Leben.“ (Vor 1648.)
„Wach auf, mein Herz, und singe.“ Desgl.
„Ich singe dir mit Herz und Mund.“ (Vor 1653.)
„Schwing dich auf zu deinem Gott.“ (Vor 1653.)
„Warum sollt ich mich denn grämen? (Vor 1653.)
„Wie soll ich dich empfangen.“ (Vor 1653.)
„Wohl dem Menschen, der nicht wandelt.“ (Vor 1653.)
„Zeuch ein zu deinen Thoren.“ (Vor 1653.)
„Befiehl du deine Wege.“ (Vor 1656.)
„Fröhlich soll mein Herze springen.“ (Vor 1656.)
„Geh aus, mein Herz, und suche Freud.“ (Vor 1656.)
„Gott Vater, sende deinen Geist.“ (Vor 1656.)
„Ich preise dich und singe.“ (Vor 1656.)
„Ich weiß, mein Gott, daß all mein Thun.“ (Vor 1656.)
„Ist Gott für mich, so trete.“ (Vor 1656.)
„O Haupt voll Blut und Wunden.“ (Vor 1656.)
„O Jesu Christ, dein Kripplein ist.“ (Vor 1656.)
„Sollt ich meinem Gott nicht singen.“ (Vor 1656.)
„Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt.“ (Vor 1656.)
„Herr Jesu, meine Liebe.“ (Um 1667.)
„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ (Vor 1667.)

Die erste vollständige Ausgabe derselben besorgte J. G. Ebeling 1666 u. 67 in Berlin in 10 Folioheften, jedes von 12 Liedern.

*) Außerdem noch 11 deutsche u. 8 lateinische Gelegenheitsgedichte, die nicht als Kirchenlieder gelten. Vergl. Bachmann, P. Gerhardts geistliche Lieder. S. 297 ff.

„Gerhardt stand noch fest auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses, deshalb atmen seine Lieder noch den Lutherschen Geist. Aber schon finden wir in ihnen die Spuren des Übergangscharakters seiner Zeit, in welchem neben dem christlichen Gemeindebewußtsein sich das persönliche Gefühlsleben geltend macht. Mit ihm schließt die Reihe der streng kirchlichen Dichter. Diejenigen, welche mit ihm und nach ihm sangen, und von denen

Johannes Heermann, 1585—1647 („O Gott, du frommer Gott", vor 1630),

Martin Rinkart, 1586—1649 („Nun danket alle Gott," um 1644),

Josua Stegmann, 1588—1632 („Ach bleib mit deiner Gnade", um 1630),

Wilhelm IV. Herzog von Sachsen-Weimar, 1598 bis 1662 („Herr Jesu Christ, dich zu uns wend", um 1638),

Christian Keymann, 1607—62 („Meinen Jesum lass' ich nicht", um 1656),

Georg Neumark, 1621—81 („Wer nur den lieben Gott läßt walten", um 1640),

Johann Frank, 1618—77 („Herr, ich habe mißgehandelt", vor 1649 — „Schmücke dich, o liebe Seele", vor 1649 — „Jesu meine Freude", vor 1650 — „Du o schönes Weltgebäude", vor 1649),

Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, 1627 bis 67 („Jesus meine Zuversicht", vor 1653 — „Ich will von meiner Missethat", vor 1653),

Samuel Rodigast, 1649—1708 („Was Gott thut, das ist wohlgethan", 1675),

Joh. Georg Albinus, 1624—79 („Alle Menschen müssen sterben", 1652 — „Straf mich nicht in deinem Zorn", 1655) und

Joh. Rist, 1607—67 („O Ewigkeit, du Donnerwort", um 1642 — „O Traurigkeit! o Herzeleid!" um 1641 — „Werde munter mein Gemüte", um 1642 — „Ermuntere dich mein schwacher Geist", um 1641) die vorzüglichsten sind, singen nicht mehr im Namen und mit dem Mund der Kirche, sondern im Namen ihrer eigenen Person, und ihre Lieder betreffen weniger Lebensäußerungen der Kirche, als vielmehr persönliche Herzenszustände und Lebensereignisse im Privatleben."

Wir können die Betrachtung der Gerhardtschen Lieder nicht besser schließen, als mit einigen Sätzen aus der schönen Charakteristik, welche Gervinus (III. 353 u. ff.) von ihm giebt. Er sagt: „Gerhardt ging auf Luthers echteste Weise, wie kein anderer zurück, nur so modifiziert, wie es die Verhältnisse verlangten. Luthers Zeit gab der Glaube an die Gnade und das Versöhnungswerk, die Erlösung und Sprengung der Höllenpforten, das gläubige

Vertrauen: ihm giebt's der Glaube an Gottes Liebe. Bei Luther nahm der alte, zornig aussehende Gott der Katholischen die himmlische Miene der Gnade und Barmherzigkeit an, bei Gerhardt ist der gnädige Gerechte ein mild liebender Mann, mit dem er traulich redet. Gerhardt ist durchgehend getrost und froh von Gemüte; wie jene alten Volksdichter, ist er ungeheuchelt und unangestrengt fromm, gutartig und freundlich macht ihn die Seligkeit seines Glaubens; in Sprechart ist er gefällig, einfältig und wohlthuend, wie in seiner Denkart.

Schriftliche Aufgaben.

Parallele zwischen Luthers und Gerhardts Kirchenliedern.

Litteratur.

A. Lieder.

Seit dem J. 1649 fand man Gerhardts Lieder zerstreut in Crügers Praxis pietatis melica und in einzelnen Gesangbüchern (den Crüger-Rungeschen und dem Porstschen). 1666 u. 67 sammelte sie sein Freund Joh. Georg Ebeling, Musikdir. a. d. St. Nikolaikirche zu Berlin u. Amtsnachfolger v. Joh. Crüger, setzte sie in Musik u. gab sie in 10 Dutzenden heraus: Pauli Gerhardi Geistliche Andachten. Berlin. Gedruckt bei Christoff Rungen. Anno MDCLXVII. (Königliche Bibliothek in Berlin.)

Joh. Crügers Praxis pietatis melica. Berlin, David Salfelds Witwe. 1690 (24. Ausgabe).*) (Enth. 119 Lieder P. Gerhardts. Es fehlt das Lied: Herr Jesu, meine Liebe.)

Joh. Heinrich Feustking, Pauli Gerhardi / Geistreiche / Hauß- und Kirchen- / Lieder. Zerbst, 1707. (Königl. Bibliothek in Berlin.)

Otto Schulz, Paul Gerhardts geistliche Andachten, nach der ersten durch J. G. Ebeling (1666—67) besorgten Ausgabe, mit Einleitung 2c. Berlin, 1852. 5 M.

K. F. Ph. Wackernagel, Paul Gerhardts geistliche Lieder, getreu nach der bei s. Lebzeiten erschienenen Ausg. wieder abgedruckt. (2. Aufl.) Stuttg., 1849. 1,20 M.

—, neue Aufl. in Taschenformat. Ebendaselbst. 1855. 5. Aufl. 1867. 1,20 M.

C. F. Becker, Paul Gerhardts geistliche Lieder. Mit den Singweisen. 2. Aufl. Lpzg., 1856. 6 M.

J. F. Bachmann, Paul Gerhardts geistliche Lieder. Historisch-kritische Ausgabe. Berlin, 1866. 6 M.

K. Goedeke, Gedichte von Paulus Gerhardt. Lpzg., 1877. 3,50 M.

B. Schriften über Gerhardt.

Gabriel Wimmer, Gerhardts Leben. Altenburg, 1723.

E. G. Roth, Paul Gerhardt nach seinem Leben u. Wirken. Lpzg., 1829. 1,15 M.

O. Schulz, Paul Gerhardt u. d. große Kurfürst. Berlin, 1840. 25 ₰. Rief eine Gegenschrift von Pischon u. ein Sendschreiben an denselben v. Schulz hervor. Berlin, 1841.

Langbecker, Leben u. Lieder v. Paulus Gerhardt. Berlin, 1841. 8 M.

Viktor Strauß, Leben des Paulus Gerhardt. Bielefeld, 1844. 50 ₰.

---

*) Früher im Besitz des Konsistorialrats Dr. J. F. Bachmann in Berlin.

C. A. Wildenhahn, Paul Gerhardt, ein kirchengeschichtliches Lebensbild. Lpzg., 1845. 2. Aufl. 1850. 4,50 M.
Wilh. Schirks, P. Gerhardt, ein Lebens- u. Charakterbild. (In den Studien und Kritiken von Dr. Ullmann u. Umbreit.) Gotha, 1855. 3. Heft. S. 683—716.
F. W. Sommerlad, Paul Gerhardt. Ein Lebensbild für die reifere Jugend bearbeitet. Mit einem Titelbild. Lpzg., 1860. 1,60 M.
J. F. Bachmann, Paul Gerhardt. Ein Vortrag. Nebst einem Anhange über d. ersten Ausgaben d. Praxis pietatis melica von Joh. Crüger samt 18 darin enthaltenen Liedern P. Gerhardts. Berlin, 1863. 1 M.
A. Richter, Paul Gerhardt. Ein Gedenkblatt zu des Dichters zweihundertjährigem Todestage. Lpzg., 1876. 60 ₰.

XIX. Georg Neumark.

Trostlied.

„Wer nur den lieben Gott läßt walten."

G. Neumarks Fortgepflantzter Musikalisch-Poetischer Lustwald. Jena, 1657. I. 26. — Lüben u. N. Leseb., VI. Nr. 19. — Lüben, Auswahl. I. 111.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „Wer nur den lieben Gott läßt walten", seine Angelegenheiten von Gott läßt lenken, regieren.

V. 2. „alle zeit", in allen Lagen des Lebens.

V. 3. „wunderlich erhalten", auf wunderbare Weise erhalten. Der Urtext lautet: „Der wird ihn wunderlich erhalten".

V. 6. „Der hat auf keinen Sand gebaut", auf keinen unsichern Grund, vielmehr auf einen Felsen gebaut.

2. V. 2. „unser Weh und Ach", unser Klagen und Jammern.

3. V. 1. „Man halte nur ein wenig stille", füge sich ohne Murren und Widerstreben in Gottes Willen.

V. 2. „Und sei doch in sich selbst vergnügt", in seinem Herzen.

4. V. 2. Urtext: „Er weiß wohl, wenn es nützlich sei", wann, zu welcher Zeit das Helfen und Erfreuen nützlich sei. Später hat man dafür gesetzt: „was uns nützlich sei".

V. 5. „eh' wir uns versehn", ganz unerwartet.

5. V. 1. „Drangsalshitze", in der Zeit der höchsten Not.

V. 3. Urtext: „Und daß Gott der im Schoße sitze." Abänderung: „Und daß der Gott im Schoße sitze." So ist es unserer jetzigen Ausdrucksweise angemessener. Gott im Schoße sitzen heißt: von ihm ganz besonders geliebt, vielleicht gar andern vorgezogen werden.

V. 4. „Der sich mit stetem Glücke speist", der be-

ständig Glück hat und sich daran erquickt, wie der reiche Mann im Evangelio, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte (Luk. 16, 19).

V. 5. „die Folgezeit“, die Zukunft.

V. 6. „Und setzet jeglichem sein Ziel“, dem Bedrängten wie dem äußerlich Beglückten.

6. V. 1. „schlechte Sachen“, unbedeutende, leichte Sachen.

V. 2. „alles gleich“, das eine so leicht wie das andere.

V. 5. „Wundermann“ wird Gott genannt, weil sein Thun und Walten oft wunderbar und unbegreiflich erscheint.

7. V. 1. „Singen“, in guten Tagen Gott danken; „beten“, in bösen Tagen seine Hilfe erflehen.

V. 3. „Und trau' des Himmels reichem Segen“, hoffe auf Gottes Segen.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Wer seine Angelegenheiten Gott leiten läßt, ihm vertraut, der darf seiner Erhaltung in der größten Not gewiß sein.
2. Durch Jammern und Klagen über unser Unglück verschlimmern wir dasselbe.
3. Man füge sich ohne Widerstreben in Gottes Willen und sei überzeugt, daß er unsere Not kennt.
4. Er weiß uns auch zu rechter Zeit durch seine Hilfe zu erfreuen und thut das, wenn er uns treu erfunden hat.
5. In der Not dürfen wir nicht an Gott verzagen, nicht glauben, daß die äußerlich Glücklichen die Begünstigten seien; die künftigen Zeiten vermögen leicht eine Änderung herbeizuführen.
6. Gott hat unsere Schicksale in der Hand und kann mit Leichtigkeit Angenehmes in Unangenehmes verwandeln und umgekehrt.
7. Darum sei gottesfürchtig und pflichttreu, vertraue auf Gott, er wird dich nicht verlassen.

3. Gliederung.

Das Lied zerfällt in 2 Teile. Der 1. Teil, Str. 1—3, giebt an, wie sich das Gottvertrauen äußert, nämlich:

a. in der freudigen Gewißheit unserer wunderbaren Erhaltung, Str. 1,

b. in der völligen Dahingabe aller unnützen Sorgen und maßlosen Klagen, Str. 2,

c. in der getrosten Ergebung in Gottes Willen, Str. 3.

Im zweiten Teile, Str. 4—6, wird gezeigt, worauf sich das Gottvertrauen gründet, nämlich darauf, daß

a. Gott sehr wohl weiß, was uns fehlt, und die rechte Zeit der Freude und Hilfe kennt, Str. 4,

b. alle unsere Schicksale in seiner Hand hat, Str. 5 u. 6.

Hieran schließt sich dann in Str. 7 die Aufforderung, auf Gott, als den rechten Helfer, seine Zuversicht zu setzen.

4. Grundgedanke.

Der Grundgedanke dieses Trostliedes läßt sich mit Ps. 55, 23: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, er wird dich wohl versorgen“, bezeichnen. Des Dichters Wahlspruch: „Wie mein Gott will: so halt ich still“, hat in diesem Liede seinen Ausdruck gefunden. Wimmer nennt es „guter Rat in Not“; denn es ist ein Ton echt deutscher Frömmigkeit, ein herzlicher Ausdruck einer gefaßten, in Gott beruhigten und demütig ergebenen Stimmung.

5. Litterarhistorisches.

Die Überschrift von dem Liede heißt a. g. O.

Trostlied. Daß Gott einen jeglichen zu seiner Zeit versorgen und erhalten will. Nach dem Spruch: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich wohl versorgen.

Nun folgt in Noten das Vorspiel: Erste Geigenstimme, andere Geigenstimme, die bezifferte Grundstimme. Dann folgt die Singstimme, der die 1. Str. untergelegt ist, darunter die Grundstimme mit Bezifferung. Die Melodie steht in G-Moll. Trotz dieses Molltones war sie volksmäßig; denn ehe noch 100 Jahre seit ihrem Entstehen verflossen, wurden bereits 400 Lieder nach ihr gesungen. Sebastian Bach hat sie zu einer Kantate benutzt, Mendelssohn Bartholdy sie seinem Paulus einverleibt und auch seinen Satz des Reiseliedes: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ darin ausklingen lassen. Ebenso wurde die Strophe dieses Liedes, die zum ersten Male im evangelischen Kirchengesange erscheint, so beliebt, daß in ihr die meisten Lieder gedichtet sind.

6. Schriftliche Aufgaben.

Vergleichung zwischen Neumarks Trostlied und Gerhardts Vertrauen auf Gott.

Leben und Charakteristik Neumarks.

1. Georg Neumark wurde am 16. März 1621 zu Langensalza geboren. Da seine Eltern um 1623 nach Mühlhausen zogen, so erhielt er dort seine erste Schulbildung, die zum Besuch der Universität ihn befähigende dagegen auf dem Gymnasium zu Gotha. Mit Genehmigung seiner Eltern verließ er im Herbste 1640, noch nicht 20 Jahre alt, die Heimat, um in Königsberg zu studieren. Wegen der damaligen Unsicherheit auf den Landstraßen schloß er sich Kaufleuten an, die nach Leipzig zur Messe reiseten, und nach Beendigung derselben trat er mit ihnen und vielen anderen die Reise nach Königsberg an. Auf der Gardeleger Heide in der Altmark wurde die Reisegesellschaft aber räuberisch überfallen und völlig geplündert. Neumark behielt nichts weiter übrig als

sein Gebet- und Stammbuch und ein wenig Geld. Er wandte sich darauf nach Magdeburg und bat den dortigen Domprediger Baaken um Empfehlung. So bereitwillig dieser sich aber auch um ein Unterkommen für Neumark bemühte, so blieben doch alle Anfragen erfolglos. Auf weitere Empfehlung wandte sich Neumark nach Lüneburg, dann nach Winsen, unweit Hamburg, endlich nach Hamburg, fand aber nirgends eine Anstellung, die seiner Not ein Ende gesetzt hätte. Hierauf machte er sich in Gesellschaft von Hamburgischen Bierfuhren nach Kiel auf den Weg, wo er nach einigem Harren eine Hauslehrerstelle bei dem Amtmann Hennings erhielt. Dieses unerwartete Glück erfreute Neumark dermaßen, daß er noch am ersten Tage Gott zu Ehren das Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten" dichtete und niederschrieb.*) Da er in dem Hause seines Prinzipals des Morgens und des Abends „ordentliche Sing-, Bet- und Lesestunden" anstellte und mit einem „schönen Clavizimbel, so lange Zeit ungebraucht gestanden, darein spielte", auch sein Unterricht guten Erfolg hatte, so thaten ihm der „Herr Amtmann und dessen Eheweib überflüssig Gutes".

Nach drei Jahren, am 12. April 1643, verließ Neumark das ihm lieb gewordene Haus und begab sich, „mit einem stattlichen Zehrpfennige und anderem feinen notdürftigen Vorrat" ausgestattet, über Danzig nach Königsberg. Noch desselben Monats kam er dort an und widmete sich mit Eifer seinen Rechtsstudien und der unter Simon Dach blühenden Dichtkunst, trieb nebenbei aber auch als fertiger Klavier- und Cellospieler viel Musik, wodurch er im Verein mit edlen Freunden, zu denen Simon Dach, Robertthin, Heinrich Albert, Georg Mylius u. a. gehörten, sich das Leben verschönte und sich Zutritt in den besten Familien verschaffte. Während einer Vergnügungsreise auf der Ostsee geriet das Schiff den 1. Aug. 1645 bei der Insel Femern auf eine Sandbank. Neumark stürzte aus dem rettenden Boote ins Wasser, wurde aber durch „Gottes und eines Schiffknechts Hilfe wunderlich herausgezogen". Als er 1646 durch eine „grausame Feuersbrunst" seine Habe bis auf den letzten Heller verlor, wandte er sein trauerndes Herz gar bald wieder vertrauensvoll dem treuen Gott zu, der mit seiner Gnadenhand nur genommen, was er gegeben hatte. Im Jahre 1647 war er Hauslehrer bei dem Herrn von Schlieben auf Wandlak in Preußen. Daselbst entstand in der Nacht des 1. Aug. eine große Feuersbrunst, aus der er mit äußerster Lebensgefahr den ihm anvertrauten Zögling rettete, dabei aber all sein Gut „an Büchern, Kleidern und anderem feinen gesammelten Vorrate verlor".

*) Die liebliche Geschichte von der Viola di Gamba (Gambe) gehört also, und zwar nach Neumarks eigenem Zeugnis, dem Bereich der Sage an.

Als er 1648 in Warschau „mit andern guten Freunden bei einem bekannten Deutschen zu Abend gespeist“, und sie in später Nacht nach der Herberge gehen wollten, wurden sie von ungefähr zehn betrunkenen „Polaken“ angefallen. Mittels ihrer gefürchteten deutschen Stoßdegen hielten sie lange die Rotte zurück, hätten schließlich der Übermacht aber doch unterliegen müssen, wenn nicht ein von seiner Dienerschaft nach Hause geleiteter vornehmer Woiwode sie in seinen Schutz genommen hätte.

Trotzdem er die J. 1649 u. 50 in Thorn in den angenehmsten Verhältnissen verlebte, übermannte ihn doch die Sehnsucht nach seinem „lieben Unsterstrand“. Er kehrte nach Königsberg zurück und trat im Spätherbst 1650 oder im Januar 1651 über Danzig die Heimfahrt an. In Wedel bei Hamburg besuchte er den „Elbschwan“ Rist und empfahl von Hamburg aus durch verschiedene weihrauchstreuende Gedichte sich auch der Gunst des Herzogs von Sachsen, Wilhelm IV. in Weimar, der ein Beschützer der Dichtkunst und Oberhaupt der Fruchtbringenden Gesellschaft war. Dieser berief ihn auch als Kanzlei-Registrator und Bibliothekar nach Weimar. Nun konnte er ungestört der Dichtkunst leben. 1653 wurde er als 605. Mitglied unter dem Namen des „Sprossenden“ in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, und drei Jahre später, 1656, ward er deren Sekretär oder Erzschreinhalter. Zuletzt ernannte ihn der Herzog noch zum Archivsekretär und kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen. In Weimar lebte Neumark in angenehmen Verhältnissen und verheiratete sich glücklich mit Anna Margareta Werner, die ihm 2 Söhne und 2 Töchter schenkte. Leider verlor er in seinen letzten Lebensjahren das Augenlicht, „daß er zu allen gehorsamsten und schuldigsten Diensten und Amtsverrichtungen ganz untüchtig wurde“ und seinen Kindern alles in die Feder diktieren mußte. Hierüber klagte er in einem 43 Strophen langen Gedichte, das unter dem Titel: „Thränendes Haus-Kreutz“ in Weimar 1681 erschienen ist. Trotzdem ließen seine Fürsten ihm die volle Besoldung, den Amtstitel und alle Freiheiten und Würden. Er starb, 60 Jahre alt, zu Weimar den 8. Juli 1681.

2. Neumark hat geistliche und weltliche Lieder gedichtet, aber nur in ersteren Bedeutendes geleistet, weil nur diese aus der innersten Tiefe seines Gemütes entsprungen sind. Von den 26 geistlichen Liedern stammen aber wieder die schönsten aus der Zeit, „da Thränen und Sorgen sein tägliches Frühstück waren“. Der Grundzug seines Herzens war Gottvertrauen. Wenn er diesen Ton anschlug, so erschlossen sich alle bildenden Kräfte seiner Seele, und es entströmten ihr die herrlichsten Gesänge, Gesänge voll wahrer Begeisterung, Tiefe des Gefühls und Innigkeit der Empfindung. Daraus und aus der Einfachheit der Darstellung ist es auch erklärlich, daß

seine Gesänge uns so ergreifen, und immer tröstend und beruhigend auf uns wirken.

Zu den verbreitetsten geistlichen Liedern Neumarks gehören:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten."
„Sei nur getrost und unverzaget."
„Halt' inn', o großer Gott, zu strafen."
„Höchster Gott voll Gnad' und Güte."
„Wenn ich denk' in meinem Herzen."
„Es hat uns heißen treten." (1639 als Gymnasiast gedichtet.)
„Ich bin müde, mehr zu leben."

Neumarks weltliche Lieder sind größtenteils Gelegenheitsgedichte, die er zum Lobe des Herzogs oder bei festlichen Gelegenheiten in der Familie desselben verfaßte. In seinem schlecht erzählten Schäferroman „Hirten Filamon" (Königsberg, 1648) fällt er in den Ton der „Pegnitzschäfer" (s. den Rückblick des fünften Zeitraums), mit denen er sonst eine Art von Gegensatz bildet.

Litteratur.

A. Schriften.

Von den zahlreichen Schriften Neumarks nennen wir hier nur folgende:

Poetisch Musikalisch Lust-Wäldgen. Hamburg, 1652.

Fortgepflantzter Musikalisch-Poetischer Lustwald. Jena, G. Sengewald, 1657. (Hierin zum ersten Male unser Lied.)

Diesem Werke ist Neumarks Bildnis mit folgender Strophe von Joh. Seb. Jacobi, beider Rechte Licent., vorgedruckt:

So sieht Herr Neumark aus, der Tugend lieber Sohn,
der Orpheus unsrer Zeit, der deutschen Sprache Kron',
des weitberühmter Geist schon zu den Sternen steiget;
das auch der Friedensheld, der große Ferdinand,
der Atlas Römsches-Reichs, ihm seine Gnad erzeiget.
Wer liebt ihn denn nun nicht, als Neid und Unverstand?

Poetisch-Historischer Lustgarten. Frankfurt, 1666.

Poetische Tafeln oder gründliche Unterrichtung zur Versch- und Reimkunst. Thorn, 1650. 2. Aufl. Jena, 1667.

Thränendes Haus-Kreutz. Weimar, 1681. (In der Weimarischen Hofbibliothek.)

Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum. Oder ausführlicher Bericht, Von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft Anfang, Absehen, Satzungen, Eigenschaften und dessen Fortpflantzung, samt einem vollkommenen Verzeichnüß, aller, dieses Palmen-Ordens Mitglieder derer Nahmen, Gewächsen und Worten. Nürnberg, 1668. (Für die Geschichte der Sprachgesellschaften wichtig.)

B. Schriften über Neumark.

Hoffmann von Fallersleben und Schade, Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst. III. Bd. S. 176—184.

Huth, Georg Neumark. Im prakt. Schulmann v. Lüben. 19. Bd. 1870.

Huth, der Sänger des Liedes: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Daheim, XVII. Jahrg. 1881. Nr. 41.

F. Knauth, G. Neumark nach Leben u. Dichten. Langensalza, 1881. 80 ₰.

XX. Johann Scheffler.

Ermahnung zur Nachfolge Jesu.

„Mir nach! spricht Christus, unser Held.“

Scheffler, Heilige Seelenlust. Breslau, 1668. Buch V. Nr. 171. Rosenthal, Schefflers sämtl. poetische Wke. Regensburg, 1862. I. 289. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 20. Lüben, Auswahl. I. 112.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 3. „Verleugnet euch“, setzt alles hintenan, was euch lieb und teuer ist, und woran euer Herz hängt, wenn es sich mit den Forderungen des Christentums nicht verträgt; „verlaßt die Welt“, laßt ab von ihr, entsagt ihrem Dienste, doch nicht in der buchstäblichen Auffassung der Mönche und Einsiedler.

V. 4. „Folgt meinem Ruf und Schalle“, hört auf den Schall meiner Stimme, die zur Nachfolge auffordert.

V. 5. „Nehmt euer Kreuz und Ungemach auf euch“, die Leiden und Trübsale, welche mit der treuen Nachfolge Jesu unmittelbar verbunden sind.

V. 6. „folgt meinem Wandel nach“, Lebenswandel, der auch ein Wandel voll Kreuz und Ungemach, voll Kampf und Leiden war.

2. V. 1. „Ich bin das Licht“. Wie die Sonne die sichtbare Welt erleuchtet und erwärmt und so Leben erzeugt, so erleuchtet Christus durch sein Wort die Menschen, führt sie zur rechten Erkenntnis Gottes und seines Willens und erwärmt sie für alles Gute, und die Frucht davon ist geistliches, göttliches Leben.

V. 1 u. 2. „ich leucht' euch für mit heil'gem Tugend-Leben“, mein sündenfreier, musterhafter Lebenswandel leuchtet euch voran, läßt euch deutlich den Weg erkennen, den ihr zu gehen habt.

V. 4. „Darf nicht im Finstern schweben“, braucht nicht mehr in Ungewißheit hin und her zu schwanken. Würde „darf“ im Sinne von verbieten (du darfst nicht) genommen, dann bedeutete „Finsternis“ Sünde.

3. V. 3 u. 4. „Mein Mund der fleußt (fließt) zu jeder Zeit von süßem Sanftmutsöle. Wie das Öl Haupt und Nerven stärkend, Heilmittel, Bild der Gnadengaben des heil. Geistes ist, so spenden Jesu Worte allezeit Trost und Vergebung.

V. 5 u. 6. „Mein Geist, Gemüte, Kraft und Sinn“, ich nach meinem ganzen innern Wesen bin Gott ergeben und richte meinen Blick auf ihn.

4. Christus thut alles, um uns auf den rechten Weg zur Seligkeit zu führen; ein Christ, der sich durch solche Aufopferung nicht zur Nachfolge, zum ernsten Kampf gegen die Sünde bestimmen läßt, kann mit Recht ein „böser Knecht“ genannt werden.

5. V. 1 u. 2. Wer auf diese Weise (durch Abstehen vom Kampfe) „seine Seel' zu finden meint", sein Leben zu erhalten sucht, der wird es sicherlich verlieren.

V. 3 u. 4. Wer sein Leben um meinetwillen, wie z. B. die Apostel, zu „verlieren scheint", wird seiner Seele das wahrhaftige Leben im Reiche Gottes sichern.

V. 6. „Ist mein nicht wert und meiner Zier", verdient nicht, mein Jünger zu sein und an meiner Herrlichkeit teil zu nehmen.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Christus fordert alle seine Bekenner auf, ihm mit Verleugnung alles Unchristlichen nachzufolgen, und seinetwegen selbst Leiden und Trübsale auf sich zu nehmen.
2. Christus geht uns hierbei mit seinem leuchtenden Beispiele voran und weist den Weg zum wahrhaftigen Lebenswandel, so daß niemand darüber zweifelhaft sein kann.
3. Jesus ist voll Demut und Liebe, mild und freundlich, Gott ergeben und achtet auf seinen Willen.
4. In diesem Kampfe, welchen die wahre Nachfolge Jesu erfordert, will Christus uns allen Beistand leisten, erwartet aber dabei, daß auch wir unsere Schuldigkeit thun.
5. Wer Leben und Heil ohne Christum glaubt erlangen zu können, wird beide verlieren; was wir dagegen um seinetwillen hergeben, bahnt den Weg zu Gott und macht uns Jesu würdig.
6. Wir wollen uns ihm ganz ergeben, auch im Leiden ausharren, um ewig glücklich zu werden.

3. Gliederung und Gedankengang.

Zunächst ergeht an alle Christen die Aufforderung, Jesu unter Selbstverleugnung und Entsagung nachzufolgen (1.). Darauf werden die Gründe für diese Nachfolge angegeben. Christus geht mit leuchtendem Beispiel voran und zeigt den wahrhaftigen Weg zum ewigen Leben (2. und 3.); er steht uns im Kampfe bei; was wir seinetwegen aufopfern und ertragen, führt himmelwärts (4. und 5.). Diese überzeugenden Gründe führen den Entschluß zur Nachfolge herbei, der im Schlußverse ausgesprochen wird.

Das Lied zerfällt sonach in zwei Hauptteile mit folgender Gliederung:

I. Aufforderung Jesu an seine Bekenner, ihm nachzufolgen (Str. 1—5).
   1. Wie? Unter Selbstverleugnung und Weltentsagung, Kreuz und Ungemach (Str. 1).
   2. Warum?
      a. Weil uns in seinem Leben vorgebildet ist, was wir zu erstreben und welchen Weg wir also einzuschlagen haben (Str. 2 u. 3).

b. Weil er uns in dem durch die Nachfolge nötig werdenden Kampf allen Beistand leistet (Str. 4).
c. Weil wir uns mit ihm die Seele retten und zu Gott kommen (Str. 5).

II. Antwort der Christen, Jesu Rufe folgen zu wollen, um das ewige Leben zu erlangen (Str. 6).

4. Grundgedanke.

Der Grundgedanke des Liedes ist passend durch die Überschrift desselben ausgedrückt: Ermahnung zur Nachfolge Jesu.

Als biblische Grundlage ist anzusehen Matth. 16, 24—25: Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird's finden.

Hier und da bedient sich der Dichter geradezu biblischer Ausdrücke oder läßt sie wenigstens durchklingen. So erinnert

Str. 2 an: Joh. 8, 12. Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.

3 an: Matth. 11, 29. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

4 an: Eph. 6, 10. Seid mächtig in dem Herrn und in der Kraft seiner Stärke.

5 an: Matth. 16, 25 und Joh. 12, 25. Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben.

6 an: 2 Tim. 2, 5. So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht.

5. Litteraturhistorisches.

Das Lied gehört einer Reihe von Dichtungen an, die zu einem Ganzen vereinigt sind, und das Verhältnis der Seele (Psyche) zu Jesu als das einer Braut zum Bräutigam darstellen. Folgende Überschriften und Liederanfänge werden das noch deutlicher erkennen lassen:

1. Psyche verspricht sich, ihn bis in den Tod zu lieben.
   „Ich will dich lieben meine Stärke."
2. Sie sucht ihren Bräutigam.
   „Wo ist der Schönste, den ich liebe,
   Wo ist mein Seelen-Bräutigam?"
3. Sie vergleicht das Jesulein einem Blümelein.
   „Ich weiß ein liebes Blümelein,
   Mit Gottes Tau begossen."

4. Sie bittet, daß ihr sein Leiden möge zu statten kommen.
„Die Seele Christi heil'ge mich."

5. Sie ergiebt sich der ewigen Liebe.
„Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht."

6. Sie giebt Bericht, wo Jesus anzutreffen sei.
„Wollt ihr den Herren finden,
So sucht ihn, weil es Zeit."

7. Sie vermahnet zur Nachfolge Christi.
„Mir nach! spricht Christus, unser Held."

Leben und Charakteristik Schefflers.

1. Johann Scheffler wurde 1624 zu Breslau von lutherischen Eltern geboren. Über den Tag seiner Geburt lassen uns die Notizen des Pater Schwartz im Ungewissen. Sein Vater, ein aus Polen ausgewanderter Herr zu Borwicze, übergab seinen Sohn bis 1642 dem lutherischen Elisabeth-Gymnasium zu Breslau, wo das dichterische Talent des jungen Scheffler durch seine Lehrer und gleichstrebende Mitschüler, — darunter Andreas Schulz (Scultetus) aus Bunzlau, dessen Gedichte Lessing sammelte und herausgab — die erste Anregung und Förderung fand.

Um sich der Medizin zu widmen, bezog er i. J. 1643 die Universität zu Straßburg. Nach Vollendung seiner Studien reiste er nach Holland, wo er die Schriften Jakob Böhmes (eines bekannten Mystikers) kennen lernte, und in nähere Berührung mit den dort sich aufhaltenden Mystikern kam. Von dort begab er sich 1647 nach Padua, setzte seine Studien fort und erwarb sich 1648 die Doktorwürde. Noch in demselben Jahre kehrte er in die Heimat zurück, und schon im folgenden wurde er zum Leibarzt des streng lutherischen Herzogs von Öls ernannt, welche Stelle er jedoch schon nach 3 Jahren wieder aufgab, um einen gewiß schon lange vorher beabsichtigten Schritt zu thun: er ging nämlich am 12. Juni 1653 zur katholischen Kirche über. Die starre, am Buchstaben festhaltende Orthodoxie der damaligen lutherischen Kirche, seine vielfache Beschäftigung mit der mystischen Theologie eines Bernhard von Clairvaux, Tauler u. a., der Umgang mit Jakob Böhmes Schüler von Franckenberg, und die damals in Schlesien herrschende Schwärmerei mögen hierzu Veranlassung gegeben haben. Nach dem spanischen Mystiker und Dichter Johannes ab Angelis nannte er sich in der Firmung Angelus, und setzte hierzu noch den Namen Silesius, um sich von einem gleichzeitigen lutherischen Theologen, Johann Angelus in Darmstadt, zu unterscheiden.

Um seine wegen des Bekenntniswechsels im höchsten Grade verwunderten Freunde zu beruhigen, trat er 14 Tage darauf mit

einer besonderen Konversionsschrift hervor, in welcher er die Ursachen und Motive seines Übertritts offen darlegt.*)

Er behauptet darin, daß er „niemand zu Lieb oder zu Leid, sondern mit gutem Wissen und Gewissen auf Antrieb des Geistes des Herrn sich zur katholischen Kirche begeben habe", und das Luthertum, als nicht auf Gottes Wort gegründet, tadeln müsse wegen „der Neuheit der Lehre, der verkehrten und falschen Übersetzung und Auslegung der heiligen Schrift", wegen des „Leichtsinns, der Unschamhaftigkeit, item des Übermuts und der höchsten Unflätigkeit Luthers" (zumal in den Tischreden und Streitschriften), wegen „der Unreinigkeit seiner Nachfolger in unterschiedlichen Glaubenspunkten", der „hochschädlichen und in die Hölle stürzenden Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben", der „Geringschätzung und Verachtung der Heiligen im Himmel", der „Verwerfung der Tradition, der Erkaltung der brüderlichen Liebe u. m. a.", und in der katholischen Kirche die „wahre, einzige, uralte, heilige und allgemeine Kirche Christi anerkennen müsse".

Am 24. März 1654 ernannte ihn Kaiser Ferdinand zu seinem Hofmedikus. 1661 trat er in den Orden der minderen Brüder des heiligen Franziskus und erhielt die Priesterweihe; drei Jahre später ernannte ihn der Fürstbischof von Breslau zum Hofmarschall und bischöflichen Rat. In dieser Zeit ließ Scheffler, jedenfalls noch gereizt durch Spottgedichte und beschimpfende Kupferstiche auf seine Person, eine Reihe von Schriften gegen den Protestantismus erscheinen, in denen er sich oft sehr unwürdiger Waffen bedient und so leidenschaftlich wird, daß man noch in neuerer Zeit die Vermutung ausgesprochen hat, der Theologe und der Lyriker Angelus Silesius seien zwei ganz verschiedene Personen. Um 1671 zog er sich, nachdem er seine Stellen aufgegeben, in das Stift der Kreuzherren zu St. Matthias zurück, wo er seine Muße der Sammlung seiner theologischen oder vielmehr polemischen Schriften widmete. Er starb am 9. Juli 1677 im 53. Lebensjahre.

2. Schefflers lyrische Dichtungen erschienen 1657, vier Jahre nach seinem Übertritt zum Katholicismus, stammen aber wohl aus einer früheren Zeit, da er ja schon in früher Jugend dichtete. Sie sind in ihrer ganzen Richtung und Sprache denen eines älteren katholischen Dichters, nämlich Spees (geb. 1591 zu Kaiserswerth, gest. 1635), verwandt, zeichnen sich jedoch vor diesen durch größere Weichheit und Sentimentalität aus, weshalb sie auch bei den Pietisten lebhaften Anklang fanden. Dadurch ist er Vorbild für die späteren, süßlichen Tändeleien der Herrnhuter geworden. Die späteren Lieder Schefflers unterscheiden sich vorteilhaft durch hinreißende Kraft der Empfindung, wie das schöne „Mir nach! spricht

*) Sie ist von neuem abgedruckt bei Lindemann, Angelus Silesius, S. 43—56.

Christus, unser Held" beweist; leider ist ihre Zahl aber nicht so groß. Man ersieht aber daraus, daß der Übertritt zum Katholicismus mächtig auf sein ganzes Wesen eingewirkt hat; aus der in schwärmerischer Liebe zu ihrem himmlischen Bräutigam aufgehenden Psyche ist ein ernster Mann geworden, der bereit ist, für das, was er liebt, die Waffen zu ergreifen, und nötigen Falls das Leben zu opfern. Kann Scheffler auch nicht zu den bedeutendsten Dichtern gezählt werden, so muß man doch anerkennen, daß seine Lieder sich durch Wahrheit des Gefühls und Tiefe der Empfindung auszeichnen. Dazu kommt noch, daß alle formell vorzüglich gelungen sind, die Sprache darin reich, der Ausdruck poetisch und von hoher Anschaulichkeit, die Darstellung ungezwungen und gewandt, rhythmisch meistens untadelhaft und von großem Wohllaut ist. Daher sind auch die meisten seiner Lieder schon früh komponiert worden.

In unsere Gesangbücher sind vorzugsweise von Schefflers Liedern übergegangen:

„Die Seele Christi heil'ge mich." (3. Buch 1657.)
„Ich danke dir für deinen Tod." (2. Buch 1657.)
„Ich will dich lieben meine Stärke." (1. Buch 1657.)
„Jesu, komm doch selbst zu mir." (1. Buch 1657.)
„Liebe, die du mich zum Bilde." (3. Buch 1657.)
„Jesus ist der beste Freund." (3. Buch 1657.)
„Mir nach! spricht Christus, unser Held." (5. Buch 1668.)
„O treuer Jesu, der du bist." (2. Buch 1657.)
„Zeuch mich nach dir, so laufen wir." (3. Buch 1657.)

Größeren Ruf, als durch seine lyrischen Dichtungen, hat Scheffler durch seinen „Cherubinischen Wandersmann" erlangt. Dies Werk besteht aus 6 Büchern, die im ganzen 1615 in Alexandrinern geschriebene Sprüche enthalten, von denen die meisten nur aus 2 Alexandrinern bestehen. Die Bücher sind zu verschiedenen Zeiten gedichtet und daher auch von ungleicher Beschaffenheit. In den früher abgefaßten herrscht nämlich das tiefste Dunkel der Mystik, während die späteren, namentlich die des 6. Buches, die lauterste Moral in echt christlichem Sinne enthalten. Es steht das in Einklang mit seinen Poesieen und erklärt sich leicht. So lange nämlich Scheffler einer Kirche angehörte, mit der er innerlich zerfallen war, zog er sich in sich selbst zurück und überließ sich sehnsüchtiger Schwärmerei, die durch eifrige Beschäftigung mit mystischen Schriften genährt wurde. Nachdem er sich von allem, was ihm in religiöser Beziehung widerwärtig war, frei gemacht hatte, trat sein ursprüngliches männliches Wesen hervor, und gab sich in offener, klarer Sprache und verständlichen Gedanken kund.

Des bessern Verständnisses halber geben wir von beiden Arten von Sprüchen einige Proben.

1. Das größte Heiligtum. (III, 92.)

Kein größer Heiligtum kann man auf Erden finden,
Als einen keuschen Leib mit einer Seel' ohn' Sünden.

2. Der Jahres-Beschluß. (III, 248.)

Es wird das alte Jahr, das sich nun schleußt, gehalten,
Als wenn's vergangen wär'; und dies ist wahr, mein Christ,
So du ein neuer Mensch in Gott geworden bist;
Ist's nicht, so lebst du noch wahrhaftig in dem alten.

3. Den Himmel kann man stehlen. (V, 105.)

Wer heimlich Gutes wirkt, sein Geld austeilt verhohlen,
Der hat das Himmelreich gar meisterlich gestohlen.

4. Der Reiche ist wahrhaft arm. (V, 157.)

Der Reiche, wann er viel von seiner Armut spricht,
So glaub' es ihm nur gern: er lügt wahrhaftig nicht.

* * *

5. Gott lebt nicht ohne mich. (I, 8.)

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben;
Werd' ich zu nicht, er muß vor Not den Geist aufgeben.

6. Ich bin wie Gott und Gott wie ich. (I, 10.)

Ich bin so groß als Gott, Er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mich, ich unter Ihm nicht sein.

Aus den beiden letzten Nummern ist deutlich zu erkennen, wie die Mystik zum Pantheismus führt.

Litteratur.

A. Schefflers Schriften.

Heilige Seelen-Lust, oder Geistliche Hirten-Lieder, der in jhren JESUM verliebten Psyche, Gesungen von Johann Angelo Silesio, Und von Herrn Georgio Josepho mit außbundig schönen Melodeyen geziert, Allen liebhabenden Seelen zur Ergetzlichkeit und Vermehrung Ihrer heiligen Liebe, zu Lob und Ehren Gottes an Tag gegeben. Breßlaw (ohne Jahreszahl) in der Baumannschen Drukkerey*.)

Winterer u. Sprenger, Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder von Angelus Silesius. Bearbeitet u. als Andachtsbuch herausgegeben. Mannheim, 1838. 2,50 M. (Modernisiert; manche Lieder sind ganz umgedichtet.)

Illustrierte Ausgabe. Stuttg., 1846. 3 M.

Geistreiche Sinn- u. Schlußreime. Wien 1657, in den folgenden Ausgaben unter dem Titel:

Joannis Angeli Silesii Cherubinischer Wandersmann, oder: Geistreiche Sinn- und Schlußreime, zur göttlichen Beschaulichkeit anleitend. Wien, 1657; 2., mit d. 6. Buche vermehrte Ausg. Glatz, 1674; neue Ausg., München, 1827. 1,50 M.

Auswahl von Christoph v. Schmid, Augsb., 1839, 65 ₰., v. Hermes, Magdeb., 1845. 50 ₰.

---

*) Nach der Censurerlaubnis erschien sie 1657, enthält aber nur 4 Bücher, das 5. ward der 2. Aufl. 1668 beigefügt.

Sinnliche Betrachtung der letzten Dinge. Schweidnitz, 1675.
Schefflers sämtl. poetische Wke. Herausgeg. v. Rosenthal. 2 Bde. Mit dem Bildnisse d. Dichters. Regensburg, 1862. 6,90 M.

B. Schriften über Scheffler.

A. Kahlert, Angelus Silesius. Eine litterar-histor. Untersuchung. Breslau, 1853. 1,50 M.
F. Kern, Johann Schefflers Cherubinischer Wandersmann. Eine litterar-histor. Untersuchung. Lpzg., 1866. 2 M.
W. Lindemann, Angelus Silesius. Bild eines Konvertiten, Dichters u. Streittheologen aus d. 17. Jahrh. Freiburg i. Br., 1876. 1,50 M.
A. Treblin, Angelus Silesius. Ein Vortrag. Breslau, 1877. 75 ₰.

XXI. Joachim Neander.

Der Lobende.

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!"

Neander, Bundes-Lieder. Bremen, 1863. 47. — 5. Druck Frankfurt, 1691. 42. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 21. Lüben, Auswahl. I. 113.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. „König der Ehren" wird Gott genannt, weil er alle Ehre verdient.

V. 2. „Meine geliebte Seele"; so redet der Dichter seine eigene Seele an, weil er die innere Gewißheit hat, von Gott geliebt zu werden; Ps. 103, 1 heißt es auch: „Lobe den Herrn, meine Seele"; „das ist mein Begehren", mein inniger Wunsch.

V. 3. „Kommet zu Hauf"; nicht bloß der Dichter selbst hat das Verlangen, Gott zu loben; er wünscht vielmehr, daß sich alle dazu vereinigen sollen.

V. 4. „Psalter und Harfe wacht auf", zwei beim Gottesdienst der Juden gebrauchte musikalische Instrumente; sie sollen „aufwachen", ihre Stimme vernehmen, und im Verein mit dem Gesange der Gläubigen „die Musikam hören" lassen. In der vierten Ausgabe der „Bundes-Lieder" erklärt der ungenannte Herausgeber „Psalter und Harfe" durch „Herz und Stimme", „Musikam" durch „Lobgesang", wogegen an und für sich nichts einzuwenden ist.

2. V. 1. „auf Adelers Fittichen", gleich dem Adler, der nach der Sage seine ermüdeten Jungen auf seinen Flügeln trägt; „sicher geführet", ohne Gefahr für uns, auch in der Not, wenn die Kräfte ermatten wollten.

V. 3 u. 4. „Der dich erhält, wie es dir selber gefällt", wie du es dir nur wünschen kannst, wenn du dein wahres Heil im Auge hast.

V. 5. „Hast du nicht dieses verspüret", empfunden, erkannt, daß alles zu deinem Besten diente.

3. V. 5. „Über dir Flügel gebreitet", dich vor Gefahren beschützt.

4. V. 2. „mit Strömen der Liebe geregnet", Gott hat uns seine Liebe im reichsten Maße erwiesen.

V. 5. „Der dir mit Liebe begegnet", entgegenkommt.

5. V. 2. „Alles, was Odem hat", alles Lebendige, die ganze belebte Natur; „lobe mit Abrahams Samen", mit den geistigen Nachkommen Abrahams, also mit allen, die ihm im Glauben und Wandel gleichen.

V. 3. „Er ist dein Licht", von ihm erhältst du alle heilsame Erkenntnis.

V. 5. „Lobende, schließe mit Amen!" Lobende Seele schließe mit dem Vorsatz, die gefaßten Beschlüsse ausführen zu wollen.

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Alle Menschen sollen Gott lobpreisen.
2. Wir sollen Gott für seine herrliche Regierung loben.
3. Wir sollen Gott als den weisen Schöpfer und gnädigen Beschützer loben.
4. Wir sollen Gott als den allmächtigen und liebevollen Segenspender loben.
5. Alle sollen Gott, den Geber aller heilsamen Erkenntnis, loben.

3. Gedankengang und Gliederung.

Der Dichter fordert seine Seele auf, den Herrn zu loben, und giebt hierzu verschiedene Gründe an. Sie soll ihn loben:

1. als den mächtigen König der Ehren (Str. 1),
2. als den herrlichen Weltregierer (Str. 2),
3. als den weisen Schöpfer und gnädigen Beschützer des Menschen (Str. 3),
4. als den allmächtigen und liebevollen Segenspender (Str. 4),
5. als ihr Licht (Str. 5).

4. Grundgedanke.

Das Gedicht ist eine Aufforderung an die Seele, Gott gemeinsam mit allen Gläubigen zu loben.

Als biblische Grundlage ist neben andern Psalmstellen besonders zu betrachten: Ps. 103, 1 u. 2 „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat." In den ersten Ausg. d. „Bundes-Lieder" steht auch Ps. 103, 1 als Motto über dem Liede.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht gehört zu den Hymnen, da es nicht bloß zur Verherrlichung Gottes auffordert, sondern ihn selbst in hoher Begeisterung preiset. Die Sprache darin ist edel, kraftvoll, musikalisch wohllautend, und steht im schönsten Einklang mit der lobpreisenden Stimmung des Gedichts. Der Strophenbau ist kunstvoll und sehr wirksam, woran die rasch fortschreitenden Daktylen natürlich den größten Anteil haben; das Gedicht fordert geradezu zum frohen Gesang und zur Instrumentalbegleitung heraus, ist auch mehrfach komponiert worden. Die beiden ersten V. sind immer fünffüßig, enden aber mit einem Trochäus, da fortlaufende daktylische Ausgänge keinen Ruhepunkt gewähren. Der 3. V. ist zweifüßig daktylisch, der letzte Fuß aber nur in der Hebung gebraucht; ihm entspricht der nächste dreifüßige daktylische V., während die letzte Zeile mit einem Trochäus endet, was jedenfalls sehr passend ist.

Leben und Charakteristik Neanders.

1. Joachim Neander wurde 1650 in Bremen von reformierten Eltern (der Vater war Lehrer) geboren. Er widmete sich der Theologie, trieb dieselbe jedoch anfangs mit leerem Herzen und betrachtete sie nur als Mittel zu einer künftigen angenehmen Stellung. Ein eigentümlicher Vorfall brachte jedoch eine gewaltige Veränderung in ihm hervor, und verlieh ihm den zu einem christlichen Prediger und Seelsorger erforderlichen Sinn. Eines Tages ging er nämlich mit 2 gleichgesinnten Kameraden in die St. Martin-Kirche zu Bremen, um aus der Predigt Under-Eycks, der im Rufe eines Schwärmers und Mystikers stand, Stoff zu Spöttereien zu holen. Allein diese Absicht wurde vollständig vereitelt; statt zum Lachen gereizt zu werden, erhielt er starke Veranlassung zum Weinen. Under-Eyck traf sein Herz so mächtig, daß ihm die Thränen in die Augen traten, während des Schlußgebetes flossen sie ihm stromweise, und beim Nachhausegehen sagte er zu seinen Kameraden: „Ich muß zu dem Manne gehen und ihn noch weiter über den Zustand meines Herzens hören.“ Sie wollten es ihm ausreden, aber er ging doch hin und öffnete dem frommen Manne sein ganzes Herz. Dieser richtete ihn liebreich auf und unterwies ihn in den Wegen des Herrn. Von nun an gewann sein ganzes Wesen eine andere Richtung. Bald darauf wurde er Hofmeister einiger Kaufmannssöhne in Frankfurt a. M., begleitete dieselben später nach Heidelberg und setzte dort seine Studien in stiller Zurückgezogenheit fort. Nachdem er mit seinen Zöglingen wieder zurückgekehrt war, lernte er in Frankfurt den berühmten Spener und dessen Freunde kennen, und trat in näheren Verkehr mit ihnen. Dieser Umgang

befestigte ihn in seiner durch Under-Eyck begründeten religiösen Anschauungsweise und war ihm so teuer, daß er diesem Freundeskreise die von ihm 1679 herausgegebenen „Bundes-Lieder" widmete, über die Spener große Freude gehabt haben soll.

Im J. 1674 wurde er als Rektor des reformierten Gymnasiums nach Düsseldorf berufen. Die Anstalt blühte unter seiner Leitung. Da er aber nach dem Vorgange Speners besondere Erbauungsstunden hielt, infolge dessen manche sich vom öffentlichen Abendmahl zurückzogen, auch in der Kirche einfältig-biblisch predigte, so wurde der Neid rege; man beschuldigte ihn der Heterodoxie (Irrlehre) und verdrängte ihn aus seiner Stelle, ungeachtet seine Schüler für ihn auftraten und zeugten. Er wurde am 24. Mai 1679 aus seinem Amte entlassen und folgte noch in demselben Jahre einem Rufe seiner Vaterstadt, die ihn zum Prediger an der St. Martini-Kirche ernannte, an derselben Kirche also, in der seine Bekehrung begonnen hatte. Aber schon im folgenden Jahre raffte ihn der Tod weg; er starb am 31. Mai 1680.

2. Neander ist der bedeutendste Liederdichter der reformierten Kirche und mit Recht der Paul Gerhardt derselben genannt worden. Wenn auch zugegeben werden muß, daß seine Lieder den Gerhardtschen an poetischem Werte nachstehen, so erreichen sie dieselben doch durch die Wahrheit, Kraft und Wärme des religiösen Gefühls, so wie durch die tiefe Gemütlichkeit, die in ihnen lebt, und die von unwiderstehlicher Wirkung auf das andächtige Herz ist. Seine Sprache ist durchaus edel und würdig, voll Wohllaut. Dabei war er, wie David und Luther, der Gesangsweisen mächtig und komponierte manche seiner Lieder selbst.

Zu den bekannteren Neanderschen Liedern gehören:

„Abermal ein Jahr verflossen."
„Der Tag ist hin, mein Jesu, bei mir bleibe."
„Du unbegreiflich höchstes Gut."
„Himmel, Erde, Luft und Meer zeugen von des Schöpfers Ehre."
„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren."
„Meine Hoffnung stehet feste."
„Sieh, hier bin ich, Ehren-König."
„Unser Herrscher, unser König, unser allerhöchstes Gut."
„Wie fleucht dahin der Menschen Zeit."
„Wunderbarer König, Herrscher von uns allen."

Litteratur.

A und *Ω* Joachimi Neandri, Glaub- u. Liebesübung; aufgemuntert durch einfältige Bundes-Lieder u. Dankspalmen. Neugesetzt nach bekannt- u. unbekannten Sangweisen. Bremen, 1679. 2. Druck: 1683. (*A* u. *Ω* = Alpha u. Omega, der erste u. letzte Buchstabe des griechischen Alphabets, hier in der Bedeutung: Anfang u. Ende, das Erste u. Letzte, das Wichtigste und Liebste.)

J. M. Kohlmann, Joachim Neander. In: Piper, Evangel. Kalender für 1852. (Enth. die erste zuverlässige Nachricht über Neander.)

J. M. Kohlmann, „Joach. Neander, sein Herkommen und sein Geburtsjahr," i. d. Zeitschr.: Blicke in die Zeit nach der Schrift. 1855, Nr. 4. Bremen.
Vormbaum, Joachim Neanders Leben u. Lieder. Elberfeld, 1860. 1,20 M.
Iken, J. Fr., Joachim Neander. Sein Leben und seine Lieder. Bremen, Ed. Müller. 3 M.

XXII. Christoph von Grimmelshausen.

Schall der Nacht.

Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Nürnberg, 1863. I. 1. Buch. Kap. VII. 28. Neuere Ausg.: Lpzg., 1848. I. 32—34. Lüben u. N., Leseb., V. Nr. 136. Lüben, Auswahl. I. 116.

1. Erläuterungen.

Es ist Mitternacht. Ein durch feindliche Truppen aus seinem väterlichen Hause vertriebener Knabe hat endlich Obdach in der Hütte eines Einsiedlers, tief im Spessart, gefunden. Da erweckt ihn obiges Lied. Es macht auf den in tiefster Roheit erwachsenen Knaben einen mächtigen Eindruck. „Während dieses Gesanges," sagt er selbst in seiner Lebensbeschreibung, „bedünkte mich wahrhaftig, als wenn die Nachtigall sowohl als die Eule und Echo mit eingestimmt hätten, und wenn ich den Morgenstern jemals gehört oder dessen Melodie auf meiner Sackpfeife aufzumachen vermocht hätte, so wäre ich aus der Hütte gewischt, um meine Karten mit einzuwerfen (mitzuspielen), weil mich diese Harmonie so lieblich zu sein bedünkte."

Str. 1. Die Nachtigall wird „Trost der Nacht" genannt, weil sie durch ihren lieblichen Gesang dem Menschen in der Finsternis und Unheimlichkeit der Nacht gewissermaßen Trost gewährt. Durch den Anruf der Nachtigall erhält die ganze Str. eine frischere Färbung, die noch durch die stete Wiederholung der vier letzten Zeilen erhöht und durch das ganze Lied hindurchgezogen wird.

3. Das Echo, persönlich eingeführt, um das Ganze lebendiger zu gestalten, wird wild genannt, weil es in einsamer Wildnis am lautesten ertönt.

V. 4. Es „verweist uns alle Müdigkeit", es läßt die Müdigkeit nicht zu, da man ihm gerne lauscht.

V. 6. Es „lehrt uns den Schlaf bethören" (betrügen), um ein so natürliches Recht bringen, den Menschen während der Nacht heimzusuchen.

5. Der Sänger will in Gemeinschaft mit der Nachtigall bis zur Morgenröte „in Gottes Lob vertreiben" (zubringen).

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Der Dichter fordert die Nachtigall auf, ihr Lied zum Lobe

Gottes erschallen zu lassen, da die andern Vögel eingeschlafen seien, und sie es auch am besten verstände, Gott zu loben.

2. Der Dichter will, trotz der Finsternis, mit einstimmen in das Lob der göttlichen Güte und Macht.

3. Auch das Echo stimmt mit ein und wehrt aller Müdigkeit.

4. Auch die Sterne scheinen Gott zu ehren, und selbst die Eule heult zu seinem Preise.

5. Der Dichter fordert die Nachtigall nochmals auf, mit ihm bis zum Beginn des Tages Gottes Lob zu singen.

3. Grundgedanke.

Ermunterung, selbst in der Nacht mit den Geschöpfen Gottes gemeinsam sein Lob zu singen. Das Ganze ist ein treffliches Gemälde einer von den Stimmen der Wildnis durchtönten Sommernacht in geheimnisvoller Waldeseinsamkeit, weshalb die Überschrift (sie fehlt im Original) gut gewählt ist.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist in zehnzeiligen Str. geschrieben. Die 6 ersten V. sind 3- und 4füßige Jamben, die 4 letzten 2- u. 4füßige Trochäen. Der 7. u. 8. V. sind Doppelverse, da jedes Mitte und Ende sich reimen. Dem Gedichte liegt die Melodie „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" zu Grunde.

Bei der Enthüllung des Grimmelshausen-Denkmals in Renchen am 17. Aug. 1879 wurde dies Lied nach der Kompos. von Ign. Heim in Zürich, einem gebornen Renchener gesungen.

5. Vergleichung des Liedes mit Paul Gerhardts „Sommergesang".

Die Verherrlichung der göttlichen Güte und Macht erkennen wir als den Grundton beider Gedichte; deshalb spricht uns in beiden der fromme, heitere Geist an, der sie durchweht und selbst äußerlich in einem ansprechenden, bei beiden übereinstimmenden Versmaße sich darstellt. Beide führen uns hinaus in die Natur, aber in sehr verschiedene Landschaften. Dort umgiebt uns eine nächtliche, nur erst vom Eulengeschrei und dem Echo belebte Wildnis mit der einsamen Klause eines alten Einsiedlers; hier ein blühendes Gefilde voll Sang und Klang, über welches der strahlende Morgenhimmel sich ausbreitet. In seiner Wälderöde fühlt dort der Klausner das Drückende der Einsamkeit und fordert deshalb die Nachtigall auf, mit ihm gemeinsam die Nacht hindurch Gottes Lob zu singen, während der beschauliche Wanderer hier inmitten der lebendigen Natur keine Veranlassung findet, andere zum Lobe Gottes aufzufordern, sondern vielmehr diese Aufforderung von außen her selbst erhält. In dem ersten Liede ahnen wir bloß die Gründe, welche

den Dichter bewegen, Gottes Lob zu singen, und vom Lobgesange selbst erfahren wir auch nichts; in dem zweiten Liede dagegen folgt die Lobpreisung selbst unmittelbar aus der Anschauung der göttlichen Werke.

6. Litteraturhistorisches.

Das Gedicht „Schall der Nacht“ findet sich in dem Roman: „Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus“. Da dieser Roman zu den besten nicht nur des 17. Jahrh., sondern überhaupt gehört, so geben wir nachstehend den Haupt-Inhalt desselben an.

7. Haupt-Inhalt des Romans.

„Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus.“

Der Verfasser rollt in diesem Buche, dem besten von allen Romanen, die während des 17. Jahrh. in deutscher Sprache geschrieben worden sind, ein lebendiges Gemälde des 30jährigen Krieges vor uns auf. Mit einer Wahrheit und Treue, die auf eigene Teilnahme an jenem Kriege schließen lassen, schildert er das verwilderte Volksleben fast in allen Abstufungen: das wüste und tolle Lagerleben der Soldaten, das angst- und mühevolle der Handwerker, das Versinken des Bauers in tierische Roheit und Stumpfsinn und daneben wieder die Schwelgerei und Lasterhaftigkeit der Großen. Nur da, wo er Erlesenes oder Erlerntes widergiebt, wird er prosaisch und langweilig.

Der Held der Geschichte wird in der tiefsten Abgeschiedenheit auf einem Bauernhofe im Spessart aufgezogen als ein Bauern- und Hirtenjunge, und die Schilderung dieses einsamen Bauernlebens gehört mit zu dem Vortrefflichsten, was jemals ist geschrieben worden. Dieses friedliche Leben wird plötzlich durch den Einfall feindlicher Schweden unterbrochen, deren Plünderungen er also beschreibt:

„Das Erste, was diese Reiter thaten und in den schwarz gemalten Zimmern meines Knans (Vaters) anfingen, war, daß sie ihre Pferde einstellten. Hernach hatte ein jeglicher seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn obzwar etliche anfingen zu metzgern, zu sieden und zu braten, so daß es sah, als sollte eine lustige Schmauserei gehalten werden, so waren hingegen andere, die durchstürmten das Haus unten und oben. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrat große Pakete zusammen, als ob sie irgend einen Krempelmarkt anstellen wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen und zu Grunde gerichtet. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine genug zu stechen gehabt hätten. Etliche schütteten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, anderes dürres Fleisch und

sonstiges Gerät hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen wäre; andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen. Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein; Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viele Klaftern dürres Holz im Hofe lagen; Häfen und Schüsseln mußten endlich alle entzwei, entweder weil sie lieber Gebratenes aßen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, stellten ihm ein Sperrholz in den Mund und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstigem Mistlachenwasser in den Leib — das nannten sie einen schwedischen Trunk, der ihm aber gar nicht schmeckte, sondern in seinem Gesichte sehr wunderliche Mienen verursachte. Dadurch zwangen sie ihn, eine Partei anderwärts zu führen, allda sie Menschen und Vieh hinwegnahmen und in unsern Hof brachten, unter welchen mein Knan, meine Meuder und unsere Ursele auch waren.

Da fing man nun erst an, die Steine von den Pistolen und hingegen anstatt deren die Daumen der Bauern aufzuschrauben, und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man Hexen brennen wolle; maßen sie auch einen von den gefangenen Bauern bereits in den Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, ungeachtet er noch nichts bekannt hatte; einem andern machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel (Knüppel) zusammen, so daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren herausssprang. Kurz, es hatte jeder seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine besondere Marter. Allein mein Knan war meinem damaligen Bedünken nach der Glücklichste, weil er mit lachendem Munde bekannte, was andere mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage sagen mußten; und solche Ehre widerfuhr ihm ohne Zweifel darum, weil er der Hausvater war. Sie setzten ihn nämlich zu einem Feuer, banden ihn, so daß er weder Hände noch Füße regen konnte, und rieben seine Fußsohlen mit angefeuchtetem Salze, welches ihm unsere alte Geiße wieder ablecken und dadurch also kitzeln mußte, daß er vor Lachen hätte zerbersten mögen. Mir kam das so artlich und anmutig vor — weil ich meinen Knan niemals ein solches langwieriges Gelächter verführen gehört und gesehen — daß ich der Gesellschaft halber, oder weil ich's nicht besser verstand, von Herzen mitlachen mußte. In solchem Gelächter bekannte er seine Schuldigkeit und öffnete den verborgenen Schatz, welcher an Gold, Perlen und Kleinodien viel reicher war, als man hinter dem Bauer hätte suchen mögen. — Mitten in diesem Elende wandte ich Braten und war um nichts bekümmert, weil ich noch nicht recht verstand, wie dieses alles gemeint wäre; ich half auch nachmittags die Pferde

tränken, durch welches Mittel ich zu unserm Knecht im Stalle kam, welcher zu mir mit kränklicher Stimme sprach: „O Bub! lauf weg, sonst werden dich die Reiter mitnehmen. Guck, daß du davon kommst; du siehst wohl, wie es so übel . . .“ Mehr konnte er nicht sagen.

Den wohlgemeinten Rat befolgend, läuft nun Simplex davon, gerät aber immer tiefer in den Wald hinein und kommt endlich zu einem Einsiedler, bei dem er das oben besprochene Lied hört. Dieser nimmt sich des Verlassenen liebreich an und sucht ihn zu einem „Christmenschen“ zu machen. Seine Unterweisungen werden durch folgendes Gespräch eingeleitet:

„Einsiedel: Wie heißest du? — Simplex: Ich heiße Bub'. — Einsiedel: Ich sehe wohl, daß du kein Mägdlein bist. Wie hat dir aber dein Vater und Mutter gerufen? — Simplex: Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt. — Einsiedel: Wer hat dir dann das Hemd gegeben? — Simplex: Ei, mein Meuder. — Einsiedel: Wie hieß dich dann dein Meuder? — Simplex: Sie hat mich Bub' geheißen, auch Schelm, langöhrichter Esel, ungehobelter Rültz, ungeschickter Tölpel und Galgenvogel. — Einsiedel: Wer ist dann deiner Mutter Mann gewesen? — Simplex: Niemand. — Einsiedel: Bei wem hat dann dein Meuder gewohnt? — Simplex: Bei meinem Knan. — Einsiedel: Wie hat dich dann dein Knan geheißen? — Simplex: Er hat mich auch Bub' genannt. — Einsiedel: Wie hieß aber dein Knan? — Simplex: Er heißt Knan. — Einsiedel: Wie hat ihn aber dein Meuder gerufen? — Simplex: Knan und auch Meister. — Einsiedel: Hat sie ihn niemals anders genennet? — Simplex: Ja, sie hat . . . — Einsiedel: Wie dann? — Simplex: Rülp, großer Bengel, volle Sau, alter Scheißer (spätere Ausgaben ändern: altes Schwein) und noch wohl anders, wenn sie haderte. — Einsiedel: Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern, noch deinen eigenen Namen nicht weißt! — Simplex: Eia! weißt du's doch auch nicht.“ — U. s. w.

Wie weit sich des Simplex Unwissenheit erstreckt, davon giebt auch folgendes Kapitel Zeugnis:

„Als ich das erste Mal den Einsiedel in der Bibel lesen sah, konnte ich mir nicht einbilden, mit wem er doch ein solch heimliches und meinem Bedünken nach sehr ernstliches Gespräch haben müßte. Ich sah wohl die Bewegung seiner Lippen, hörte auch das Gebrummel, hingegen aber sah und hörte ich niemand, der mit ihm redete, und ob zwar ich nichts vom Lesen und Schreiben gewußt, so merkte ich doch an seinen Augen, daß er es mit etwas in selbigem Buche zu thun hatte. Ich hatte Achtung auf das Buch, und nachdem er solches beigelegt, machte ich mich dahinter, schlug

es auf und bekam im ersten Griff das erste Kapitel des Hiob und die davorstehende Figur, so ein feiner Holzschnitt und schön illuminiert war, in die Augen. Ich fragte dieselbige Bilder seltsame und meinem simplen Verstande noch ganz ungereimte Sachen; weil mir keine Antwort widerfahren wollte, wurde ich ungeduldig und sagte eben, als der Einsiedel hinter mich schlich: „Ihr kleine Hudler, habt ihr dann keine Mäuler mehr? habt ihr nicht allererst mit meinem Vater“ — denn also mußte ich den Einsiedel nennen — „lange genug schwatzen können? Ich sehe wohl, daß ihr auch dem armen Knan seine Schafe heimtreibt und das Haus angezündet habt Halt, halt! ich will dies Feuer noch wohl löschen und euch Einhalt thun, daß es nicht weiter Schaden thue.“ Damit stand ich auf, Wasser zu holen, weil mich dünkte. „Wohin, Simplicius?“ sagte der Einsiedel, den ich hinter mir nicht wußte. „Ei, Vater!“ sagte ich, „da sind auch Krieger, die haben Schafe, und wollen sie wegtreiben; sie haben's dem armen Manne genommen, mit dem du erst geredet hast, brennet sein Haus auch schon lichterlohe, und wann ich nicht bald lösche, so wird's verbrennen.“ Mit diesen Worten zeigte ich ihm mit dem Finger, was ich sah. „Bleib nur,“ sagte der Einsiedel, „es ist noch keine Gefahr vorhanden.“ Ich antwortete meiner Höflichkeit nach: „Bist du dann blind? wehre du, daß sie die Schafe forttreiben, so will ich Wasser holen!“ „Ei,“ sagt der Einsiedel, „diese Bilder leben nicht, sie sind nur gemacht, uns vorlängst geschehene Dinge vor Augen zu stellen.“ Ich antwortete: „Du hast ja erst mit ihnen geredet, warum wollten sie dann nicht leben?“

Der Einsiedel mußte wider seinen Willen und seine Gewohnheit über diese meine kindische Einfalt und einfältige Kindheit lachen und sagte: „Liebes Kind, diese Bilder können nicht reden, was aber ihr Thun und Wesen sei, kann ich aus diesen schwarzen Linien sehen, welches man lesen nennt, und wenn ich dergestalt lese, so hältst du dafür, ich rede mit den Bildern, so aber nichts ist.“ Ich antwortete: „Wann ich ein Mensch bin, wie du, so müßte ich auch an den schwarzen Zeilen können sehen, was du kannst; wie soll ich mich in dein Gespräch richten? Lieber Vater! berichte mich doch eigentlich, wie ich die Sache verstehen solle?“ Darauf sagte er: „Nun wohlan, mein Sohn! ich will dich lehren, daß du sowohl als ich mit diesen Bildern wirst reden und was sie bedeuten, wirst verstehen können; allein es wird Zeit brauchen, in welcher ich Geduld und du Fleiß anzulegen nötig haben werden.“ Demnach schrieb er mir ein Alphabet auf birkene Rinden, nach dem Druck gebildet, und als ich die Buchstaben kannte, lernte ich buchstabieren, folgends lesen und endlich besser schreiben, als es der Einsiedel selbst konnte, weil ich alles dem Druck nachmalte.

Allein der gute Einsiedel stirbt nach 2 Jahren, und Simplex

wandert nun auf gut Glück in die Welt hinein, wird in Gelnhausen gefangen genommen, zum Gouverneur nach Hanau gebracht, von diesem in eine Kalbshaut gesteckt und zu seinem Leibnarren erhoben, in welcher Würde er allmählich mit den Lebensverhältnissen vertraut und ein eben so großer Schalk wird, als er früher ein unwissender Tropf war. Mitten in seinem Glück gerät er bei einer Eisfahrt in die Hände der Kroaten, und von nun an beginnt sein wechselvolles Kriegerleben, das ihn von einem Ende Deutschlands und von einem Regimente zum andern wirft. Er ergiebt sich dem Raube und der Freibeuterei, hält sich prächtige Pferde und viele Diener, und verschafft sich als Jäger von Soest durch seine listigen und verwegenen Streiche einen weit und breit gefürchteten Namen. Aber rast- und ruhelos treibt es ihn weiter und weiter. Er kommt nach Frankreich, lebt bald in den glänzendsten Verhältnissen, bald in tiefster, drückendster Armut und versucht endlich, im Schwarzwalde einen häuslichen Herd zu gründen. Aber eine unglückliche Ehe verleidet ihm vollends das ungewohnte thatenlose Leben, und erst, nachdem er aufs neue weite Reisen nach Rußland hinein gemacht, und den Unbestand irdischen Glückes erkannt hatte, wirft er alles Weltliche von sich ab und begiebt sich als Einsiedler in die Einsamkeit eines Waldes, um durch ein frommes Büßerleben das wieder gut zu machen, was er durch ein hoffärtiges Weltleben verdorben.

Das ganze Werk bestand ursprünglich aus 5 Büchern; ein später hinzugefügtes 6., in welchem Simplex abermals als abenteuernder Held zu Wasser und zu Lande vorgeführt wird, wäre besser weggeblieben, da es alle Mängel der damaligen Litteratur-Periode teilt, und tief unter dem Werte der früheren Bücher steht.

Leben und Charakteristik Grimmelshausens.

1. **Hans Jakob Christoph** (Christoffel) **von Grimmelshausen** wurde spätestens i. J. 1625 zu Gelnhausen in Kurhessen geboren. Als 10jährigen Knaben griffen ihn die Hessen auf und führten ihn mit sich fort. Wahrscheinlich hatte er vorher wenig oder gar keinen Unterricht genossen, und während seiner kriegerischen Laufbahn mochte sich ihm auch nur selten Gelegenheit darbieten, sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen. Dagegen lernte er das Leben und die Menschen durch und durch kennen und bildete auf diesem Wege seinen Geist kräftig aus. Später mußte er sich noch gelehrte Kenntnisse erworben und sich selbst mit dem klassischen Altertum bekannt gemacht haben, wie seine Schriften beweisen. Er trat in die Dienste des Bischofs von Straßburg und wurde, nachdem er katholisch geworden war, 1666 oder 67 Schultheiß zu **Renchen** im Schwarzwalde. Er starb am 17 Aug. 1676.

2. Grimmelshausen ist beinahe der einzige, jedenfalls der bedeutendste Träger der volkstümlichen Poesie im 17. Jahrh., „ein feiner Geist in grober Zeit, ein tapfer Herz bei heißem Streit, ein fester Mann, kein Männchen.“ (Victor v. Scheffel.) Seine Schriften behandeln wichtige Stoffe aus dem Leben des Volkes in volkstümlicher Sprache. Sie bildeten eine Lieblingslektüre seiner Zeitgenossen, fanden aber wegen ihrer Volkstümlichkeit bei den eigentlichen Gelehrten wenig Beifall. Wie Fischart, so liebte es auch Grimmelshausen beinahe in jeder Schrift einen andern Namen zu gebrauchen, welchen er gewöhnlich durch Buchstabenversetzungen aus seinem wahren Namen bildete;*) Theodor Echtermeyer gebührt das Verdienst, seinen wahren Namen, nachdem ihn Herm. Kurz 1837 zuerst ausgesprochen hatte, 1838 entdeckt zu haben.

Grimmelshausens Schriften zerfallen in 3 Klassen. Zur ersten gehören die Romane: „Der keusche Joseph“, „Dietwald und Amelinde“ und „Proximus und Lympida“, Werke, welche sich von den gewöhnlichen Helden- und Liebsgeschichten jener Zeit nicht unterscheiden, in Sprache und Entwickelung gesucht und unwahr sind. Die 2. Klasse umfaßt die Romane, in welchen sich der Verfasser die Aufgabe stellte, das Leben des Volkes poetisch darzustellen. Durch diese hat er seinen Ruhm gegründet. Der erste und bedeutendste darunter ist der „Simplicissimus“, der zuerst 1669 zu Mömpelgard erschien. Die Charaktere in demselben sind voll lebensvollster Wahrheit und eben so gemütlichen als witzigen Humors. Die Grundlage dazu ist spanisch. Hieran reihen sich drei spätere, ebenfalls sehr gelungene Romane: „Springinsfeld“, in dem uns ein „Landstörtzer“ und Bettler vorgeführt wird, Trutz Simplex“ welcher die Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin Courage enthält, einer weiblichen Abenteuerin, wie sie im Gefolge der Heere damals wohl nicht selten zu finden waren; das „Wunderbarliche Vogel-Nest“, mit Bildern aus dem beschränkteren, bürgerlichen Leben. Auch die Sage vom „Ersten Bärenhäuter“ gehört zu dieser Gruppe, da sie ebenfalls im echten Volkston erzählt ist. Die 3. Reihe von Schriften ist didaktischer Natur, auch da, wo sie die Form der Erzählung annehmen. Sie sind in ihrer Weise vortrefflich, stehen jedoch der zweiten Gruppe nach. Hierher gehören: der „Satyrische Pilgram“, der „Zweiköpfige Ratio Status“, die „Verkehrte Welt“, der „Fliegende Wandersmann“, die „Traumgeschichte von Dir und Mir“, die „Reisebeschreibung nach der obern Mondeswelt“ und das „Galgen-Männlein“.

*) Z. B. German Schleifheim von Sulsfort — Samuel Greifensohn vom Hirschfeld — Melchior Sternfels von Fuchshaim — Philarchus Grossus von Trommenheim — Israel Fromschmidt von Hugenfelß u. m. a.

Nationale Fragen behandeln: der „Stolze Melcher“, das „Ratstübel Plutonis“, die beide die Erniedrigung Deutschlands durch die sklavische Nachahmung der Franzosen besprechen, der „Teutsche Michel“, der die Herabwürdigung der Muttersprache durch die Sprachmengerei tadelt. Der „Ewig währende Calender“ enthält neben Erzählungen aus der Geschichte des Kriegs eine Reihe treffender Bemerkungen über Hauswesen und Betreibung der Wirtschaft, Belehrungen über das Kalenderwesen.

Litteratur.

Grimmelshausens sämtl. Schriften erschienen unter d. Titel: „Der aus d. Grabe d. Vergessenheit wieder erstandene Teutsche Simplicissimus.“ Nürnberg, 1683—85, zuletzt 1713; die 1. Aufl. 1669—70.

E. v. Bülow, Abenteuer des Simplicissimus. Lpzg., 1836. 4,50 M.

Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Lpzg., 1848. 9 M. 5. Aufl. 1876. 4,50 M.

Adalb. von Keller, Der abenteuerl. Simplicissimus u. andere Schriften v. Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen. Stuttg., 1854 u. 62. 4 Bde.

H. Kurz, H. J. Christoffels von Grimmelshausen Simplicianische Schriften. 2 Tle. Lpzg., 1863. 24 M.

Roquette, über den Simplicissimus u. seine Familie. Westermanns Monatshefte. 1860. S. 434.

Herm. Kurz, Zur Geschichte des Romans Simplicissimus u. s. Verfassers. Allgemeine Zeitung 1865. Beilage 194.

J. Tittmann, Grimmelshausen, der abenteuerliche Simplicissimus. Lpzg., 2. Aufl. 1877. 7 M.

Rückblick auf den fünften Zeitraum.

1. Die ungünstige Wendung, welche die Reformation im vorigen Jahrhundert nahm, wirkte fortdauernd hemmend auf die Volksentwickelung ein. Die Fürsten errangen dem Reiche und dem Kaiser gegenüber eine verderbliche Macht und Unabhängigkeit. In kirchlicher Beziehung dauerten die traurigsten Spaltungen fort, arteten in bittern Haß aus und führten namentlich im Protestantismus die traurigste Erstarrung herbei. Die Gelehrten waren in pedantische Steifheit versunken. Die von den Reformatoren kaum hervorgerufenen Schulen sanken immer tiefer und wurden kaum noch besucht. Der einbrechende dreißigjährige Krieg endlich verwüstete das ganze Land in furchtbarer Weise, und bewirkte eine schreckenerregende sittliche und wissenschaftliche Verwilderung des Volkes, worüber Grimmelshausen und Moscherosch nur zu treue Auskunft geben. Der Einfluß der Fremden, namentlich der Franzosen, auf die Litteratur war auch sehr bedeutend. Die Gelehrten warfen schon vorher ihre Blicke auf das Ausland, besonders auf Frankreich, wo die Poesie wieder

aufblühte. Der eindringende Calvinismus und die zu Tausenden nach Deutschland sich flüchtenden französischen Protestanten verbreiteten überall französische Sitte und Bildung und ertöteten das Nationalgefühl. Die Höfe fingen an, sich der französischen Sprache zu bedienen, und wetteiferten mit den Gelehrten in der Verachtung der Muttersprache. Wer auf Bildung Anspruch machte, ahmte diese heillose Unsitte nach, und es dauerte nicht lange, so hatte es allerwärts das Ansehen, als wolle man die deutsche Sprache ausrotten. In Beziehung hierauf sagt Fabricius von Hilden, ein Berner Arzt, in der Vorrede zu seinem „Spiegel des Lebens“: „Vnsere teutsche Sprach ist nicht dergestalt arm vnd bawfällig, wie sie etliche naßweise nunmehr machen, die sie mit Französischen und Italiänischen pletzen also flicken, daß sie auch nicht ein kleines Briefflein fortschicken, es seye denn mit andern Sprachen dermaßen durchspickt, daß einer, der es will verstehen, fast in allen Sprachen der Christenheit bedörfft erkantnuß haben, zu grosser schande vnd nachtheil vnserer teutschen Sprach, die in jhr solch vollkommenheit hat, daß sie auch alles, was da könnte fürfallen, gar wol kan andeuten vnd verständlich genug ohne zuthuen anderer Sprachen zu verstehen geben.“

2. Man fing endlich an, das Verderbliche dieser Sprachverunreinigung zu erkennen, und suchte ihr auf verschiedene Weise entgegen zu arbeiten. An verschiedenen Orten wurden zu diesem Zwecke Sprachgesellschaften gegründet, die jedoch nur geringen Erfolg hatten, da sie die Sache meist unverständig oder pedantisch auffaßten, und sich in Spielereien und Formelwesen verloren. Wir charakterisieren nachstehend kurz die bekannteren dieser Gesellschaften.

a. Die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden wurde auf Anregung des Weimarischen Geheimr. Kaspar v. Teutleben unter vorzüglicher Teilnahme des Fürsten Ludwig von Anhalt am 24. Aug. 1617 gebildet. Sein Zweck war, „die hochdeutsche Sprache in ihrem Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Wörter zu erhalten“; seine Hauptbeschäftigung, deutsche Wörter für fremde Ausdrücke zu suchen und eine bessere Orthographie festzustellen. In beiden Beziehungen hat die meistens aus vornehmen Personen bestehende Gesellschaft nur Unbedeutendes geleistet; ihr Hauptverdienst war, daß sie die höheren Stände für die Sache der deutschen Nationalität, Sprache und Poesie zu gewinnen suchte. 1668 zählte der Orden 806 Mitglieder.

b. Die aufrichtige Tannengesellschaft wurde 1633 zu Straßburg von Rümpler von Löwenhalt unter Mitwirkung von Matthias Schneuber gegründet. Sie hatte keinen Erfolg und löste sich, da es ihr an einflußreichen Mitgliedern fehlte, bald wieder auf.

c. Die Teutschgesinnte Genossenschaft in Hamburg 1643 durch Philipp von Zesen und Dietrich Petersen gegründet, hielt sich bis 1705. Ihr von Zesen ausgehendes Streben, für alle fremden Wörter, selbst für die längst eingebürgerten, neue zu bilden und einzuführen, erfuhr früh heftigen Widerspruch, da diese Neubildungen oft unsinnig und lächerlich waren, z. B. Natur — Zeugemutter; Venus — Lustinne; — Aurora — Rötinne; Theater — Schauburg; Vers — Dichtling; Fenster — Tageleuchter; Nase — Löschhorn.

d. Die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz oder der gekrönte Hirten- und Blumenorden, 1644 von Harsdörffer und Klaj zu Nürnberg gestiftet, hatte sich Sprachreinigung und Förderung der Dichtkunst zum Ziel gesetzt, verfiel aber auch in abenteuerliche Spielereien. Er besteht noch jetzt, jedoch nur als gemütlicher Verein gebildeter Männer.

e. Der Elbschwanenorden, 1656 von Joh Rist gestiftet, wollte die Muttersprache durch Werke der Dichtkunst bilden, machte sich aber durch eine seltsame Orthographie und verfehlte Poesieen lächerlich. Lessing sagt: „In diesem Schwanenorden waren viele Gänse."

f. Einflußreicher wurden die „deutschen Gesellschaften", welche gegen das Ende des Zeitraums an die Stelle der Sprachgesellschaften traten. Die erste derselben, 1697 von Mencke in Leipzig unter dem Namen „Görlitzer poetische Gesellschaft" gestiftet, hatte anfangs den Zweck, ihre Mitglieder zu poetischer Thätigkeit anzuregen, beschäftigte sich aber, seit Gottsched ihr Senior geworden, vorzugsweise mit Untersuchungen über deutsche Sprache und Litteratur. Das weitere Verdienst dieses Vereins war, daß er ähnliche Gesellschaften hervorrief, deren Gründung jedoch in den folgenden Zeitraum fällt.

3. Als bedeutendster Erfolg der Sprachgesellschaften kann die immer allgemeiner werdende Anwendung des Neuhochdeutschen für die Poesie angesehen werden; auch wurde dem Sprachverderben durch dieselben einigermaßen Einhalt gethan. Dagegen aber fiel die Poesie in Bezug auf Form und Stoff ganz dem fremden Einfluß anheim. Die Nachahmung der Franzosen wurde allgemein, und das nationale Element dadurch ganz zurückgedrängt. Da aber die Franzosen angefangen hatten, das klassische Altertum nachzuahmen, so gereichte die Anlehnung an dieselben eher zum Nutzen als zum Schaden. Für Hebung der Prosa geschah in dieser Zeit so gut wie nichts, die Sprachmengerei hatte so nachteilig auf sie gewirkt, daß man kaum noch imstande war, seine Gedanken klar, geschweige denn schön darzustellen.

I. Die Poesie.

Wie bereits bemerkt, war das Volk infolge der andauernden Kriege und des Verfalls der Schulen in seiner Bildung zurückgeblieben und beteiligte sich daher so gut wie gar nicht an der Poesie; es sind vorherrschend die Gelehrten, welche sich damit beschäftigen. Daher leidet aber die Poesie auch unverkennbar an Trockenheit. Ihr eigentlicher Begründer ist Opitz. Die von ihm aufgestellten Gesetze beherrschten den ganzen Zeitraum, verhinderten jedoch die freie Entwickelung und die Mannigfaltigkeit der Bewegung nicht. Da dieselbe, wie immer, in einzelnen in sich fertigen Männern mit gemeinsamer Neigung zu bestimmten Stoffgebieten und zu ähnlicher Behandlungsweise ihren Ausdruck fand, an die sich ihre Zeitgenossen anschlossen, so entstanden mehrere in Richtung und Form abgegrenzte Dichtergruppen oder Dichterschulen, von denen wir die bedeutenderen hier kurz zur Sprache bringen.

a. Die Opitzische oder erste schlesische Schule.

Opitz wurde nicht bloß durch seine Dichtungen, sondern vorzüglich durch seine „deutsche Poeterey" Gründer der neuen Poesie. Da die meisten Dichter, welche sich ihm anschlossen, Schlesier waren, so nennt man diese Dichtergruppe die „erste schlesische Schule". Sie strebte nach einer edleren und künstlerisch gebildeten Form, schloß sich zunächst den Franzosen, dann aber auch den Niederländern an. Auch den Stoff nahm man vom Auslande. Als Hauptzweck der Poesie galt der sittliche Nutzen; die Dichtungen der Schule waren daher meist von edler Haltung und reiner Gesinnung, oft aber aus diesem Grunde auch sehr nüchtern und prosaisch. Mangel an Stoff führte bald zur Gelegenheitsdichterei, die allezeit das Verderben der Kunst gewesen ist.

Innerhalb der ersten schlesischen Schule lassen sich nach den Ländern und den ihnen angehörigen Dichtern wieder mehrere Gruppen unterscheiden.

1. Die schlesischen Dichter. Ihr Haupt ist Opitz, über den wir bereits oben das Nötige gesagt haben. An ihn reihen sich Andreas Gryphius, geb. am 11. Okt. 1616 zu Großglogau, gest. am 16. Juli 1664, einer der trefflichsten Lyriker und der größte Dramatiker des ganzen Jahrh.; Andreas Tscherning, geb. in Bunzlau 1611, gest. 1659, dichtete Lieder, Oden, Epigramme von sehr mäßigem Werte; Andreas Scultetus aus Bunzlau, um 1640; Wenzel Scherffer von Scherfenstein aus Leobschütz, gest. 1674.

2. Die sächsische Schule. Mittelpunkt derselben ist Paul

Fleming, von dem schon oben die Rede war. Mehr oder weniger unter seinem Einflusse dichteten: Gottfried Finckelthaus (Greger Federfechter) von Lützen, geb. zu Meißen, Christian Brehme, gest. als Bürgermeister zu Dresden 1667, David Schirmer, Joh. Georg Schoch, Ernst Christoph Homburg aus Mühla bei Eisenach, Kaspar Ziegler aus Leipzig.

3. Die Königsberger und preußischen Dichter. Dazu gehören: Robert Roberthin, geb. 1600, gest. 1648, ein Freund Opitzens; Heinrich Albert; Simon Dach (Chasmindo, aus Versetzung seines Namens); Joh. Peter Titz, geb. den 10. Jan. 1619 in Liegnitz, gest. den 7. Sept. 1689, der gute Lieder gedichtet und durch seine „Kunst hochdeutsche Verse und Lieder zu machen" wesentlich zur Verbreitung der Grundsätze seines Freundes Opitz beigetragen hat.

4. Die Hamburger und niedersächsischen Dichter. Hierzu gehören: Georg Greflinger aus Regensburg, der an verschiedenen Orten, zuletzt in Hamburg lebte und dort 1677 als Notarius starb; am bedeutendsten in seinen scherzhaften Liedern; Jakob Schwieger aus Altona, geb. um 1630, dessen spätere Gedichte voll Leben und Wahrheit sind; Philipp von Zesen, Stifter der „Teutschgesinnten Genossenschaft", geb. 1619 zu Priorau bei Dessau, gest. 1689 in Hamburg, einer der besten Dichter der Zeit; Johann Rist, geb. 1607 zu Pinneberg (Ottensen) bei Altona, gest. als Pastor in Wedel 1667, stiftete 1656 den Elbschwanorden und dichtete viele inhaltsleere Lieder von abschreckender Breite; von seinen 658 geistlichen Liedern sind mehrere in die Gesangbücher übergegangen, von denen wir nur folgende anführen:

„Auf, auf, ihr Reichsgenossen."
„Du Lebensbrot, Herr Jesu Christ."
„Ermuntre dich, mein schwacher Geist."
„Gelobet seist du, großer Gott."
„Hilf, Herr Jesu, laß gelingen."
„Man lobt dich in der Stille."
„O Ewigkeit, du Donnerwort."
„O Traurigkeit, o Herzeleid."
„O Gott, dir dank' ich allezeit."
„Werde munter, mein Gemüte."

5. Die rheinischen und schweizerischen Dichter. Der bedeutendste Dichter dieser Gruppe ist der fromme, bescheidene und demütige Jesuit Friedrich Spee, geb. 1591 zu Kaiserswerth bei Düsseldorf, trat 1610 zu Köln in den Jesuitenorden ein und war als Seelsorger thätig in Paderborn, Bamberg, Würzburg, Hildesheim und Trier. Er starb „hoffnungsvoll und glücklich" im Dienste der barmherzigen Liebe als auf-

opfernder Pfleger der bei der Belagerung von Trier verwundeten Soldaten am 7. Aug. 1635. Ein frommer Sinn, Liebe zu Gott und Christus, tiefes Gemüt, lebendige Phantasie, seltene Anmut und gesunde Naturanschauung atmet aus allen seinen Liedern und offenbart sich in seinem ganzen Leben. Seine religiös-allegorischen Gedichte sind erst nach seinem Tode unter dem Titel „Trutz Nachtigall", Köln, 1649, erschienen. Eine Probe daraus enthält Lübens Auswahl I. 103: Lob Gottes auß Beschreibung der fröhlichen Sommerzeit. Die Darstellung ist volksmäßig, die Sprache kräftig, fließend und wohllautend. Sehr verdient machte Spee sich um die Abschaffung der Hexenprozesse. Andere hierher gehörige Dichter sind: Rümpler von Löwenhalt, Stifter der „Aufrichtigen Tannengesellschaft", Matthias Schneuber, Professor der Poesie in Straßburg, und Joh. Wilh. Simmler aus Zürich.

b. Die Pegnitzschäfer.

Die hierzu gehörigen Dichter strebten danach, der einseitigen Verstandesrichtung und dem Ernst der Opitzischen Schule Phantasie und Heiterkeit entgegenzusetzen. Da es aber selbst den bedeutendsten unter ihnen an Phantasie und freier Lebensanschauung fehlte, so kamen sie nicht über die Allegorie hinaus und gerieten auf kindische Spielereien. Dazu kommt, daß der Grundton ihrer Dichtungen Schmutz und freche Unnatur ist. Nennenswert sind nur Georg Philipp Harsdörffer, geb. 1607 zu Nürnberg, gest. 1658, und Johann Klaj, geb. 1616, gest. 1656 als Prediger zu Kitzingen.

c. Die zweite schlesische Schule.

Zwei Schlesier, Hoffmannswaldau und Lohenstein, entwickelten den Gedanken der Pegnitzschäfer weiter. Sie setzten den Hauptzweck der Poesie in Ergötzung, und strebten zu diesem Zwecke nach anziehenden Stoffen und „niedlicher und galanter" Darstellung. Es gelang, der Poesie durch Bilder, lebensvolle Schilderungen, sinnlich anschauliche Gleichnisse und Beiwörter einen farbenreichen Glanz zu verleihen; aber weil man alle Wirkung nur darin suchte, so mußte man fortwährend nach neuen Bildern und Beiwörtern haschen, was bald zu Übertreibung, Schwulst, Unwahrheit und Geschmacklosigkeit führte. Auch in Bezug auf den Inhalt herrschte das Sinnliche vor, woraus nicht selten Lüsternheit und Gemeinheit erwuchsen.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau wurde den 25. Dez. 1618 zu Breslau geboren und starb am 18. April 1697. Daniel Kaspar von Lohenstein aus Nimptsch in Schlesien wurde am 25. Jan. 1635 geboren und starb am 28. April

1683. Sein schönes Talent verkümmerte durch die Nachahmung seines Landsmannes Hoffmannswaldau.

d. Versuche, zur Natur und Einfachheit zurückzukehren.

Nach und nach wurden diese Verirrungen erkannt und bekämpft. Mit Entschiedenheit wiesen besonders zwei Männer auf das Bessere hin: Christian Weise, geb. 1642 zu Zittau, gest. 1708, und Canitz, geb. 1654 zu Berlin, gest. 1699. Ersterer suchte durch Beispiel und Lehre die Poesie zum Natürlichen und Volkstümlichen zurückzuführen, letzterer veranlaßte zur Nachahmung der französischen Litteratur und trug zur innern und äußern Reinigung der Poesie bei, konnte sie aber, da es ihm selbst an Talent fehlte, nicht vor platter Reimerei bewahren, zu der namentlich die Gelegenheitsdichterei verleitete.

Am Ende des Zeitraums unterstützten 2 andere Dichter die Bestrebungen dieser Männer kräftig: Brockes, geb. 1680 zu Hamburg, gest. 1747 und Günther geb. 1695 zu Striegau in Schlesien, gest. 1723. Günther, nach Goethes Ausspruch „ein Dichter im vollsten Sinne des Worts", begann das innere Gemütsleben dichterisch darzustellen; Brockes, von mäßigem Talent,*) wurde dadurch einflußreich, daß er zur Schilderung der Natur zurückführte.

A. Die lyrische Poesie.

Die lyrische Poesie ist in diesem Zeitraum die verbreitetste, und steht auch trotz aller Verirrungen, in die sie geriet, am höchsten. Doch fehlt den Dichtungen meist die poetische Weihe; die Dichter hatten mehr die Form als den Inhalt im Auge. Das nationale Element wurde sehr aus der Poesie zurückgedrängt und zeigt sich nur bei den früheren Dichtern (Opitz, Zinkgref). Am häufigsten wurde das Lied und demnächst die Ode behandelt. Zu hoher Blüte entwickelte sich das geistliche Lied, das auch jetzt vorzugsweise von den Prostetanten gepflegt wurde. An die Stelle trockener Nüchternheit, die am Ende des vorigen Zeitraums herrschend war, trat wahrhafte Andacht und innige Erhebung. Doch erschien der großartige Stil, den Luther dem geistlichen Liede aufgeprägt hatte, nicht wieder; dagegen gewann es eine subjektive Richtung und eine größere Mannigfaltigkeit des Inhalts. Der volksmäßige Ton ging auch verloren; es schloß sich immer mehr der neuen Kunstdichtung an. Der volksmäßige Geist kam jedoch darüber nicht abhanden. Dem Geiste der Zeit folgend, machte sich aber nach und nach die didaktische Richtung geltend; man be=

*) Hettner nennt ihn eine „platte Philisterseele". Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert. I. 335.

mühte sich, die Wahrheit des christlichen Glaubens zu beweisen, während man sich früher darauf beschränkte, das kirchliche Bekenntnis einfach in begeisterter Glaubenswärme darzustellen. Dieser Entartung trat Paul Gerhardt mit Erfolg entgegen. Die altlutherische Anschauungsweise findet in ihm wieder ihren Darsteller. Aber er ist der letzte Dichter, in welchem diese objektive Richtung noch hervortritt; bei den folgenden Dichtern kommt die Subjektivität entschieden zur Herrschaft, und artet bei den Pegnitzschäfern in süßliche Tändelei, bei den Dichtern der zweiten schlesischen Schule in phantastische Schwärmerei, bei den Pietisten, die sich um Spener sammelten, in sentimentale Spielerei aus. An Paul Gerhardt schließen sich an Georg Neumark, Joh. Franck, von dem die Lob- und Danklieder „Du, o schönes Weltgebäude" und „Jesu, meine Freude" und das erhebende Abendmahlslied: „Schmücke dich, o liebe Seele" herstammen, Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, die Dichterin von „Jesus meine Zuversicht" u. a. Vergl. S. 313.—Joh. Scheffler, Christ. Knorr von Rosenroth (1636—1689), Quirinus Kuhlmann (1651—1689) bilden mit einigen andern die Gruppe der „mystischen Dichter"; Joachim Neander, Joh. Jak. Schütz (1640—1690) „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut", Wolfgang Deßler (1660—1722) „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen", Burkhard Freystein († 1720) „Mache dich, mein Geist, bereit", Aug. Herm. Francke (1663—1727), Joh. Anastasius Freylinghausen (1670—1739), die der „pietistischen"; Benjamin Schmolck (1672—1737) und Erdmann Neumeister (1671—1756) und viele andere die der „orthodoxen".

Das Volkslied ist in diesem Zeitraum ohne Bedeutung.

B. Die didaktische Poesie.

Eigentliche Lehrgedichte fehlen, ungeachtet die ganze Zeit didaktisch war. Der Grund hiervon ist, daß jedes Gedicht belehren sollte. Am häufigsten und zugleich am tüchtigsten wurde das Epigramm behandelt. Es machten sich in dieser Dichtungsart unter andern bemerklich: Opitz, Fleming, Zesen, Rist, Harsdörffer, Hoffmannswaldau, Scheffler, A. Gryphius, Wernicke und Friedrich von Logau. Letzterer zeichnete sich aus durch treffliche, geistreiche Epigramme (gegen 4000). Eine Probe derselben enthält Lübens Auswahl I. 114.

C. Die epische Poesie.

Die epische Poesie tritt in diesem Zeitraum ganz zurück; denn mit dem erstorbenen Nationalgefühl war auch die letzte Er-

innerung an das alte Volksepos und die Heldensage verschwunden. Selbst der Schwank erscheint kaum noch.

D. Die dramatische Poesie.

Ähnlich erging es der dramatischen Poesie. Der dreißigjährige Krieg hatte allen die Lust zu dramatischen Aufführungen und Dichtungen verleidet. Nach dem Frieden tauchte das volksmäßige Schauspiel zwar in ziemlich reicher Fülle wieder auf, allein es erscheint nicht mehr in seiner reinen Form, sondern unter dem Einflusse fremder Vorbilder, nämlich der „englischen Komödieen", denn die Haupt- und Staats-Aktionen", welche lange Zeit die Bühne beherrschten, waren in der That nichts anderes, als Nachbildungen jener fremden Stücke. Das Kunstdrama beruhte auf Nachahmung. Das Trauerspiel wurde von Opitz begründet und besonders von A. Gryphius selbstständig behandelt. Als Lustspieldichter steht Gryphius jedoch höher. Das von Opitz eingeführte Schäferspiel fand zahlreiche Nachahmung; die große Mehrzahl dieser Dichtungen ist jedoch beinahe wertlos.

II. Die Prosa.

Die Prosa litt in diesem Zeitraum, wie schon oben bemerkt wurde, durch die massenhafte Einmischung fremder Wörter und Redeformen so sehr, daß klare Darstellungen kaum noch möglich waren; der Sinn für Wohllaut der Sprache und das Gefühl für die rhythmische Bewegung des Satzes gingen verloren. Am reinsten haben sich die Prosadichtungen erhalten. Grimmelshausen zeichnet sich sehr vorteilhaft im Abenteuer-Roman aus. Sein „Simplicissimus" wurde vielfach nachgeahmt. Auch an „Robinsonaden" fehlt es nicht. Fabeln und Parabeln treten nur in einzelnen Versuchen vor, die jedoch zum Teil erfreulich sind. Die Satiren wurden meistens in Prosa geschrieben. Das beste darin lieferte Moscherosch, geb. 1601, gest. 1669, Joh. Balthasar Schupp, geb. 1610, gest. 1661, Grimmelshausen und Abraham a Santa Clara (eigentlich Ulrich Megerlin), geb. am 4. Juli 1644 in dem badischen Dorfe Kreenheinstetten bei Meßkirch, gest. am 1. Dezbr. 1709 in Wien als Hofprediger. Er war der erste Prediger des katholischen Deutschlands und einer der beliebtesten Kanzelredner seiner Zeit. Mit seltener Kühnheit und in burlesker Weise, aber mit beißender Satire geißelte er die Gebrechen seiner Zeit und das damalige Lasterleben am Hofe.

Unter seinen zahlreichen Schriften ist die bedeutendste: „Judas der Ertz-Schelm", ein 4bändiger satirischer Roman, worin

die sagenhaft ausgeschmückte Geschichte von Judas Ischarioth benutzt ist, mit Spott, Scherz, Witz und schneidendem Ernst die Sitten seiner Zeit und die mannigfachsten Lebensverhältnisse zu schildern. Zwei Proben daraus enthält Lübens Auswahl I 123. Die historische Prosa bietet in einzelnen Schriften eine vergleichsweise Reinheit der Sprache dar, ist aber im ganzen breit und unbeholfen. Am schlimmsten stand es mit der didaktischen Prosa. Wirklich hervorragend darin ist Leibnitz, geb. 1646 in Leipzig, gest. 1716 zu Hannover, einer der vielseitigsten Gelehrten und Denker seiner Zeit. Leider ist der größere Teil seiner Schriften in lateinischer oder französischer Sprache geschrieben. Der darin herrschende Geist übte aber dennoch einen großen Einfluß auf die Litteratur aus, da die meisten und besten Schriftsteller des 18. Jahrh. von seinem Geiste durchdrungen sind. Thomasius, Professor in Halle, führte den Gebrauch der Muttersprache für wissenschaftliche Schriften ein. In der rhetorischen Prosa, die sehr darniederlag, sind nur nennenswert: Philipp Jakob Spener, geb. 1635, gest. 1705 als Konsistorialrat in Berlin, August Hermann Francke, geb. 1663, gest. 1727, Stifter der berühmten Waisenanstalt in Halle, Schupp und Abraham a Santa Clara.

Sechster Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis ungefähr 1770. (1725–1770).

XXIII. Albrecht von Haller.

I. Poesie.

A. Fabeln.

1. Der Fuchs und die Trauben.

Haller, Versuch schweizerischer Gedichte. 6. Aufl. Göttgn., 1751, 264. — 10. Aufl. Göttgn., 1768, 197. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 121. — Lüben, Auswahl. I. 127.

B. Lyrische Gedichte.

2. Morgengedanken.

Ebendaselbst. 1751, 1. — 10. Aufl. Göttgn., 1768, 1. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 22. — Lüben Auswahl. I. 127.

1. Erläuterungen.

Str. 2. V. 1. „Der Himmel färbet sich mit Purpur und Saphiren", färbt sich schön rot und blau. Der Saphir ist ein wertvoller, reinblauer Edelstein.

V. 3 u. 4. Das „bleiche Heer der Nacht", Mond und Sterne entfliehen vor dem Rosenglanze der Morgenröte. Der rosenrote Glanz der als Person gedachten Morgenröte bildet einen Stirnschmuck derselben, gleichsam ihr Diadem.

3. V. 1. „rote Morgenthor", Morgenröte; „heitere Sternenbühne", Sternenhimmel.

V. 2. „verklärte Licht der Welt", die Sonne, das Sonnenlicht.

V. 3. „blitzender Rubin". Der orientalische Rubin, mit dem Saphir zu einer Mineralgattung gehörend, ist ein hochroter Edelstein von hohem Wert.

V. 4. „brennend Gold", durch das Morgenrot erzeugter goldgelber Schein.

4. V. 3. „Ambradampf". Der graue Ambra ist eine wohlriechende Masse, welche sich im Darmkanal des Pottfisches erzeugt und als Parfüm beim Räuchern verwendet wird.

5. V. 1. Feldmann". In den drei ersten Ausgaben stand dafür „Ackersmann"; jetzt würde der Dichter sich wahrscheinlich des Wortes „Landmann" bedienen.

7. „Du steckst die Fackel an, die in dem Mond uns leuchtet". Die Fackel ist der Mond; der Gedanke ist also: die Fackel, die als Mond uns leuchtet, steckst du an.

V. 4. „Du teilst der Sterne Lauf und Ruh". Du hast festgestellt, wie lange die Sterne laufen, wie lange sie ruhen (für uns nicht scheinen) sollen.

8. „Thon und Staub", Bezeichnung für die erdigen Mineralien. Der Gedanke des 1. u. 2. V. weicht zu sehr von dem wahrscheinlichen Vorgange beim Entstehen der Berge und Erze ab, als daß er imstande wäre, eine angemessene Vorstellung zu erzeugen.

9. V. 1. „Den Fisch, der Ströme bläst und mit dem Schwanze stürmt", der Walfisch, der zu den Säugetieren gehört.

V. 2. „Hast du mit Adern ausgehöhlt", mit Adern erfüllt; in den früheren Ausgaben hieß es: „Hast du die Adern ausgehöhlt".

V. 4. „Knochenberg" ist nicht ausschließlich für Knochengerüst gebraucht, sondern soll das ganze Tier bezeichnen und seine außerordentliche Größe hervorheben.

10. V. 1. „Gewölber", falsche Mehrzahl für Gewölbe.

V. 2. „Gegründet auf den leeren Ort", der nur mit Äther erfüllte Himmelsraum.

V. 3. „Der Gottheit große Stadt", das Weltall mit allen seinen Himmelskörpern.

11. „ohn' Ende sein", ewig sein.

2. Gedankengang und Gliederung.

Der Dichter beginnt mit einer Schilderung des Morgens: der Mond geht unter, die Nebel zerfließen, die Sterne erbleichen vor dem Licht des Tages, der sich durch die glühende Morgenröte ankündigt. Jetzt steigt die Sonne empor, mit ihren Strahlen die Wolken rötend und das Feld bedeckend. Rosen und Lilien öffnen sich und verbreiten Wohlgerüche. Der Landmann eilt an seine Arbeit, und die Vögel durchschwärmen singend die Luft. Alle diese Erscheinungen lenken den gefühlvollen Dichter (Str. 6) auf den Urquell alles Erschaffenen hin, auf Gott, den er als Schöpfer und Leiter der Welt erkennt. Von Gottes Größe durchdrungen, bekennt er demutsvoll, daß er zu gering sei, um dessen Lob zu singen, der den Himmel geschaffen.

Demgemäß besteht das Gedicht aus folgenden drei Teilen.
1. Schilderung des Morgens (Str. 1—5);
2. Gott als Schöpfer des Alls (Str. 6—10);
3. Bekenntnis der eigenen Unwürdigkeit gegenüber der göttlichen Größe (Str. 11 und 12).

3. Grundgedanke.

Der Sonnenaufgang erweckt in dem gefühlvollen Menschen demutsvolle Gedanken über die göttliche Größe und die Nichtigkeit des Menschen.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine Ode. Die 4zeiligen Str. derselben bestehen aus Alexandrinern (1. u. 3. V.) und 4füßigen Jamben (2. u. 4. V.) mit männlichem Reim.

Die Ode soll sich im allgemeinen durch Bilderreichtum und gewähltere Sprache auszeichnen. Beides hat unser Dichter angestrebt; aber er hat die Bilder offenbar zu sehr gehäuft und ist auch nicht immer ganz glücklich in der Wahl derselben gewesen, wovon besonders die 8., 9. u. 10. Str. Zeugnis ablegen. Auch die schmückenden Beiwörter sind nicht überall nach jetzigem Geschmack und tragen mit den Bildern wesentlich zu der Geziertheit bei, an der das Gedicht leidet. Sonst herrscht aber ein schönes Ebenmaß in demselben. Auch ist es voll von guten Gedanken und ausgezeichnet durch würdige, männliche Ruhe.

Haller selbst erklärt das Mangelhafte der Darstellung in seinen Gedichten teils aus dem Umstande, daß ihm als Schweizer die deutsche Sprache nicht geläufig genug, teils daraus, daß Lohenstein sein erstes Vorbild gewesen sei. (Über Lohenstein s. S. 345.)

5. Litteraturhistorisches.

Hierzu kommt noch, daß dies Gedicht aus der frühesten Jugend des Dichters stammt. Es entstand am 25. März 1725, also im 17. Lebensjahre des Dichters, in einer einzigen bewegten Morgenstunde, als eine öffentliche Disputation seiner wartete. Er sagt darüber selbst: „Dieses kleine Gedicht ist das älteste unter denen, die ich der Erhaltung noch einigermaßen würdig gefunden habe. Es ist auch die Frucht einer einzigen Stunde und deswegen auch so unvollkommen, daß ich billiges Bedenken getragen habe, es beizubehalten. Die Kenner werden deswegen, und in Betracht des unreifen Alters des Verfassers, es mit schonenden Augen ansehen.“

3. Trauer=Ode

beim Absterben seiner geliebten Mariane, geb. Wyß von Mathod und la Mothe.

Nov. 1736.

Haller, Versuch schweizerischer Gedichte. Göttgn., 1768, 161. Göttgn., 1749, 157. 1751, 215—221. — Lüben, Auswahl. I. 129.

Am 30. Septbr. 1736 zog Haller als Professor in Göttingen ein und war glücklich, ein ersehntes akademisches Amt erlangt zu haben. Seine Freude wurde aber gar bald getrübt: 4 Wochen danach stand er am Grabe seiner geliebten Mariane, die ihm seit 1731 zärtliche Gattin gewesen war. Ein heftiges Fieber — nicht die Wirkungen eines beim Einzug in Göttingen erfolgten Sturzes des Wagens — das sie sich durch Überanstrengung beim Einrichten des neuen Heims zugezogen, hatte sie am 30. Oktbr. dahin gerafft, und er stand mit 3 der Mutter beraubten Kindern nun allein im fremden Lande. Dieser Verlust war für ihn so schmerzhaft, daß er in tiefe Trauer versank nnd monatelang Thränen vergoß. In dieser Stimmung dichtete er die hier genannte Trauer=Ode, die wohl richtiger als Elegie bezeichnet wird. Den oft getadelten, allzu erwägenden Eingang abgerechnet, gehört das Gedicht mit zu den besseren des Dichters. Er versenkt sich darin mitten in den Gegenstand und vergegenwärtigt sich mit aller Innigkeit der zartesten Liebe das Bild der Verlorenen in den leisesten und seelenvollsten Zügen. Mehrfach werden in schmuckloser Wahrheit Scenen stillen Lebensglückes eingeflochten, durch welche der Schmerz hindurchleuchtet. An und für sich dürften solche Mitteilungen in einer Ode oder Elegie Tadel verdienen; aber dennoch regt das Gedicht durch seine ganze Haltung unsere Gefühle auf und macht, daß wir es wohl mehr als einmal lesen.

Schiller sagt in seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“: „Wenn Haller den Tod seiner Gattin betrauert und folgendermaßen anfängt:

> „Soll ich von deinem Tode singen,
> O Mariane, welch ein Lied!
> Wenn Seufzer mit den Worten ringen
> Und ein Begriff den andern flieht“ u. s. w.,

so finden wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mitteilt. Er rührt uns deswegen auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr viel erkaltet sein mußte, um ein Zuschauer seiner Rührung zu sein.“

Diese oft nachgesprochene Ansicht ist schwerlich richtig, bedarf wenigstens großer Einschränkung; denn Haller strebte danach, in dieser Dichtung seinen Empfindungen den unmittelbarsten Ausdruck

zu geben, und wenn auch der herrschende Charakter mehr Reflexion als naive Empfindung ist, sind die wahrhaft dichterischen Schönheiten der Ode doch groß genug, noch heute jenen tiefrührenden Eindruck hervorzurufen, welchen Schiller bei dem schönen Liede empfand.

Ein halbes Jahr später (Febr. 1737) dichtete Haller eine 2. Ode auf die Verstorbene (s. S. 222 seiner Gedichte), in der er sich gegen den Trost sträubt, den Freunde ihm zu gewähren suchten; und als Bodmer 2 Jahre später den schwermutsvollen Schmerz des Dichters durch die Entgegenhaltung des eigenen Schmerzes beim Verluste seines Sohnes mildern wollte und ihn ermahnte, den unseligen Ort zu verlassen, der ihm sein Liebstes geraubt, und nach der Heimat zurückzukehren, sieht er darin nur eine Ermunterung zum neuen Erguß seiner Trauer. (Siehe die „Antwort an Herrn Joh. Jac. Bodmer“, Nr. 23, S. 252 d. 11. Aufl. der Gedichte.) Eine Ode auf die verstorbene 2. Gattin („Über den Tod seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth Bucher“, Febr. 1741, Nr. 24, S. 255 der Gedichte) steht der ersteren weit nach.

Für Deutschland muß Haller, der Zeit nach, als der erste Odendichter genannt werden.

C. Beschreibende Gedichte.

4. Die Alpen.

1729.

Haller, Versuch schweizerischer Gedichte. Göttgn., 1768, 20. 1749, 26. 1751, Nr. 4, 24. — Lüben, Auswahl. I. 132.

1. Veranlassung.

Im J. 1728 machte Haller mit seinem für die Naturwissenschaften begeisterten Freunde Professor Geßner aus Zürich eine große Alpenreise, auf der er das Material zu seiner Geschichte der schweizerischen Gewächse sammelte. Die unmittelbare Anschauung der großartigen Naturgebilde und die Beobachtung der schlichten Hirten gewährte ihm großen Genuß und hohe Befriedigung, und diese Stimmung reifte den Entschluß, das Angeschaute und Beobachtete in einem Gedicht niederzulegen. Es geschah i. J. 1729, und das Gedicht trägt die Überschrift: „Die Alpen“. Folgendes ist der wesentliche Inhalt desselben.

2. Inhalts-Angabe.

Vergeblich sucht der Sterbliche außer sich ein goldenes Zeitalter, denn dasselbe ruht nur in der Seele. Ihr, Schüler der Natur (das Schweizervolk), besitzt es in eurer Armut und Ein-

falt, gehoben durch die Freiheit. In Eintracht und Fröhlichkeit folgt ihr ungelehrt und ungezwungen den Gesetzen der Weisen des Altertums. Die Freiheit teilt dem Volke gleichmäßig Vergnügen, Ruhe und Mühe zu. Ihr bedürft der Wissenschaft nicht; denn die Lehre der Natur ist euch ins Herz geschrieben, und euer Leben fließt in ungestörtem Frieden dahin. So feiert ihr in fröhlicher Kraft euere Volksspiele. Hier waltet die reine Liebe, thut sich ungeziert kund und bewährt sich durch Treue. Arbeit bewahrt den Seelenfrieden und die Gesundheit. (Str. 1—17.) — Beim Erscheinen des ersten Grases treibt der Hirt sein Vieh den Alpen zu; er zieht mit dem ersten Gruß der Lerche aus, und mit der sinkenden Sonne empfängt ihn die Hirtin. Ein frohlockendes Lied begleitet den Hirten in die Ernte des Heues und des Obstes. Wenn ihm dagegen Wein versagt ist, der den Menschen zum Tiere macht, so eröffnet ihm der Herbst eigentümliche Schätze in der Gemsjagd und in der Bereitung der Butter, des Käses und Ziegers. Ruhe und Scherz versüßen die sorgenlosen Tage des Winters, und die Nachbarn ergötzen sich durch kluge Gespräche, wobei der eine seine Witterungskunde entfaltet, der andere ein selbst gedichtetes Lied vorträgt, hier ein Greis alte Schlachten schildert, dort ein anderer das Glück des Vaterlandes preist, während alles um uns darbt und in den Ketten hungert; und ein dritter seine Kenntnis von den Naturschätzen seines Vaterlandes entfaltet. Denn am Hochgebirge hat die Natur alle Seltenheiten und Bedürfnisse des Lebens vereint. Von der Höhe des Gebirges sieht das Auge den Wohnplatz mehrerer Völker; die nähern Berge aber zeigen eine mannigfaltige Abwechselung von Hügeln und Thälern, von Felsenwänden, Wasserfällen und fruchtbaren Abhängen. Allein die Natur ist überall schön und wunderbar, in und über der Erde, im Glanze der Alpenblumen, wie im funkelnden Krystall, in den warmen Quellen und im Golde der Aar. Aber der Hirt läßt diesen Schatz, der ihm zu Füßen rollt, dahin fließen. Dieses genügsame Volk sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern, es lebt immer gleich und stirbt, wie es lebt. (Str. 18—49.)

3. Darstellungsweise.

Das Gedicht besteht aus 49 zehnzeiligen, aus Alexandrinern gebauten Strophen. Die Reime sind in den ersten 8 V. gekreuzte, abwechselnd weibliche und männliche, in den beiden letzten gepaarte, weibliche. Jede Strophe enthält ein abgerundetes Gemälde, bei dessen Herstellung der Dichter sich bemühte, der auftauchenden Forderung seiner Zeit gerecht zu werden, nach welcher „die Stärke der Gedanken gegen das Ende steigen muß“. Diese Beengungen erschwerten dem Dichter die Arbeit so, daß er die „Nebenstunden vieler Monate dazu verwenden mußte“, und doch nicht mit dem

Erfolge zufrieden war. „Man sieht,“ sagte er, „ohne mein Warnen noch viele Spuren des Lohensteinschen Geschmackes darin.“

Der Verfasser hat in dem Gedicht Beschreibung und Betrachtung, Natur- und Sittenschilderung zu einem belebten Ganzen verbunden, in dem das mehrmals von ihm behandelte Thema von der Verderbnis der Sitte im Gegensatz zu idyllischer Unschuld die Grundlage bildet. Infolgedessen ist das Ganze vorherrschend didaktisch, in einzelnen Partieen idyllisch.

Die Wirkung des Gedichts war in jener Zeit, in der man sich von der Üppigkeit und Überfeinerung der großen Welt ermüdet fühlte und nach Einfachheit und Natürlichkeit sehnte, eine außerordentliche. Die Genauigkeit, mit welcher der als Gelehrter rühmlichst bekannte Dichter die Naturscenen schilderte, ließen keinen Zweifel an der Wahrheit des Berichteten aufkommen. Schon sein Biograph Zimmermann sagt: „Es wird hieraus (nämlich aus dem vorher Mitgeteilten) erhellen, wie sehr der Herr Haller in seinen Gedichten der Natur gefolget, und wie wenig das Feuer der Einbildungskraft ihn über die Schranken hinaus gehoben habe, die dieselbe setzet. Diese Anerkennung ist auch um so viel notwendiger, da verschiedene angebliche Kunstrichter in den Hallerschen Beschreibungen geglaubt haben, Fehler zu finden, weil ihnen eben diese nähere Kenntnis der Natur, auf die ich sie nunmehr verweise, gefehlt hat.“ (S. 68.) Was man mit Vergnügen gelesen, wollte man aber auch mit eigenen Augen schauen und wo möglich selbst durchleben. Das Gedicht wurde so Veranlassung zu den mit jedem Jahre sich mehrenden, durch die jetzigen Verkehrsmittel sehr erleichterten Wanderungen nach der Schweiz.

Wie von der Ode, so kann man auch von dem beschreibenden Gedicht sagen, daß Haller der erste war, der uns ein solches lieferte.

D. Lehrgedichte.

5. Über den Ursprung des Übels.

1734.

Haller, Versuch schweizerischer Gedichte. Göttgn., 1749, 122. 1751, 162. Göttgn., 1768, 122. — Lüben, Auswahl. I. 137.

1. Haupt-Inhalt des Gedichts.

Das ziemlich umfangreiche Gedicht zerfällt in drei Bücher. Im 1. Buche schildert der Dichter den Zustand der Menschen als einen unglücklichen und entwickelt die Gründe, welche dieselben für eine Beschwerde über den Schöpfer zu haben glauben; im 2. u.

3. Buche sucht er das Vorhandensein des Übels in der Welt aus den Absichten Gottes zu rechtfertigen, indem er nachweist, daß die Ursachen des moralischen Übels in den Menschen selbst liegen.

2. Gedankengang.

I. Buch. V. 1—64. Der Dichter schildert eine herrliche Schweizerlandschaft (im Berner Lande), deren Anblick ihn an einem schönen Abende entzückte und zu dem Bekenntnis nötigte, daß die Welt zum Wohl ihrer Bewohner geschaffen sei. V. 65—118. Indem er über diesen Satz weiter nachsinnt, erinnert er sich der Klagen, welche so häufig erhoben werden, findet dieselben in der innern Welt und entwirft nun ein mit jenem Naturbilde lebhaft kontrastierendes Gemälde der sittlichen Welt und des leidenvollen Menschenlebens. V. 119—42. Der Gedanke an diese Leiden bewegt ihn zu fragen, warum der Allgütige und Allweise eine so unvollkommene Welt geschaffen habe. V. 143—46. Der Dichter erschrickt vor dieser Frage als einer Gotteslästerung; nach Gottes Willen solle man die Laster fliehen, ohne zu fragen, warum sie vorhanden seien. V. 147—62. Wenn aber irreligiöse Menschen aus dem Dasein des Übels in der Welt Schmähungen gegen ihren Schöpfer ableiten, so glaubt der Dichter ihnen mit der Fackel der Wahrheit entgegentreten zu müssen.

II. B. V. 1—64. Im Anfange der Zeiten ließ Gott aus allen möglichen Welten die trefflichsten in die Wirklichkeit treten. Erst schuf er die Körperwelt, dann die Geisterwelt. Die letztere stattete er mit freiem Willen aus. Er erkannte wohl, wohin die Freiheit führen könne; allein „er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm, aus Wahl ihm hold zu sein." V. 65—108. Die neugeschaffenen Geister waren ursprünglich alle gut, an Erkenntnis jedoch sehr verschieden, wenngleich alle in ihrer Art vollkommen. V. 109—60. Der Mensch („Zweideutig MitteldING von Engel und von Vieh. Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie") steht tiefer als die Geister; er hat zwei Haupttriebe: „Die Liebe für sich selbst, und seines Nächsten Liebe." Hieran reiht sich eine Schilderung der Selbst- und Nächstenliebe in ihren Wirkungen. V. 161—212. Außerdem gab Gott dem Menschen, um ihn achtsam auf das Wohl seiner Seele zu erhalten, Empfindlichkeit für den Schmerz und das Gewissen („Der Werke Richterin, der Prüfstein unsers Thuns"). Jeder ist sonach mit dem Nötigen für die Lebensfahrt ausgestattet, wenngleich die Gaben verschieden verteilt sind.

III. B. V. 1—160. Gottes Zweck und unser Glück wurde durch den Sündenfall vernichtet. Schilderung dieses Falls, Ursachen („Gold, Ehr' und Wollust herrscht"), Allgemeinheit und Wirkung desselben für das Herz, den Körper und den Geist des

Menschen. V. 161—70. Der Dichter verläßt hier den bisherigen Gang der Entwickelung und schildert als Gegensatz die Seligkeit der von Gott nicht Abgefallenen. Dann kommt er auf den verlassenen Punkt zurück und frägt, V. 171—82, warum Gott nicht lieber das ursprüngliche Nichts habe fortbestehen lassen, wenn keine Welt ohne Übel bestehen könne. V. 183—202. Die Menschen können diese Frage nicht beantworten, weil sie keine Einsicht in den Zusammenhang der ganzen Schöpfung haben, sie vielmehr die Welt nur ihrem kleinsten Teile nach kennen. V. 203—14. Daß uns aber Gott liebe, sehen wir aus dem Bau des menschlichen Körpers, V. 215—18, und wir dürfen erwarten, daß er eben so gütig und väterlich für unsere Seele gesorgt habe. V. 219—32. Die ganze Schöpfung beweist ja die Güte Gottes, und wenn unser Geist einst in die Geheimnisse derselben dringen kann, werden wir einsehen lernen, daß auch das Übel in der Welt sich mit der Weisheit, Gnade und Gerechtigkeit Gottes vereinigen lasse. Der Dichter schließt mit den Worten:

„Wann unser Geist gestärkt, dereinst dein Licht verträgt
Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt;
Wann du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden alle dich, o Vater, recht verehren."

3. Zweck des Gedichts.

Das Gedicht ist eine Theodicee, d. h. es hat den Zweck, die Weltregierung Gottes, den vorhandenen Übeln gegenüber, zu rechtfertigen.

4. Form der Darstellung und Komposition.

Die Verse sind Alexandriner mit ungetrennten, abwechselnd weiblichen und männlichen Reimen. Die Sprache ist voll Kraft und Begeisterung, oft erhaben, immer gedrängt und klar; die Bilder sind kühn. Die allgemeinen Ideeen, die dem Gedicht in allen Teilen zu Grunde liegen, sind überall angemessen versinnlicht, individualisiert, und dadurch aus dem Gebiete des abstrakten Denkens in das der poetischen Anschauung gebracht. Es sind auf diese Weise eine Anzahl ansprechender Gemälde entstanden. Alle diese Gemälde sind zu einer lebendigen Einheit verbunden, die der Dichter dadurch hervorgebracht zu haben scheint, daß er zuerst eine allgemeine Skizze der Landschaft entwarf, sie gleichsam in einen Rahmen faßte, und dadurch der Phantasie des Lesers die nötigen Grenzen setzte, dann erst die Hauptpunkte hervorhob (9—15), um welche die einzelnen Bilder sich leicht gruppieren ließen (20—51), und endlich das Ganze mit einem der wichtigsten Momente des Gemäldes schloß (52—60). — Auch die Schilderungen der Zustände aus der innern Welt gelingen unserm Dichter

gut (Buch I. 77—118; II. 25—64; 133—55; 175—82 u. s. w.); er erscheint als feiner und tiefer Beobachter der verborgensten Falten des menschlichen Herzens, als gründlicher Denker, wie er auch wiederum diesen Zuständen ihre poetische Seite abzugewinnen versteht; sie werden vorzüglich dadurch zur Anschaulichkeit gebracht, daß er am Schlusse seiner Schilderungen die einzelnen Momente in einen Brennpunkt zusammenfaßt (Buch I. 115—18; II. 56—62; 181—82 u. s. w.). Die Darstellung der Weltschöpfung (B. II. 1 ff., besonders 9 ff.) ist ganz im Geiste der biblischen Urkunden gehalten, obgleich nicht sklavisch nacherzählt, sondern mit freiem, selbständigem Geist aufgefaßt. Ergreifend und bis ins Innere der Seele dringend ist die Schilderung des moralischen Verderbens in der Welt (B. III. 53 ff.), sowie die Wirkungen, die der Sündenfall auf die Menschen hatte (III. 81 ff.), welche durch die Befriedigung aller ihrer Wünsche niemals zur Ruhe gelangen können. Anschaulichkeit gewähren hier besonders die historischen Anspielungen (B. III. 94, 124); und einzelne Stellen (z. B. B. III. 133—40; 144, 150, 155 u. a. m.) glänzen durch ihre inhaltschwere, kurze und kraftvolle Sprache.

Unter Hallers Lehrgedichten ist das besprochene von jeher als das bedeutendste anerkannt worden; er selbst hielt es für sein bestes. In der Vorbemerkung zu demselben sagt er: „Dieses Gedicht habe ich allemal mit einer vorzüglichen Liebe angesehen. Die mir wohl bekannte Rauhigkeit einiger Stellen entschuldigte ich mit der moralischen Unmöglichkeit, gewisse Vorwürfe zugleich stark und dennoch angenehm zu malen. Die lange Mühe, die ich daran gewandt, und die über ein Jahr gedauert hat, vermehrte meine Liebe, indem uns ordentlich alles lieber ist, was uns teuer zu stehen kommt. Ich unterzog mich dieser Arbeit aus Hochachtung für einen Freund, der die Früchte seiner reifen Tugend nunmehr in der Ewigkeit genießt. Das Ende gefiel ihm am wenigsten. Er sah es für zu kurz, zu abgebrochen und zu unvollständig an. Es können in der That noch bessere Ursachen für die Mängel der Welt gesagt werden. Aber ein Dichter ist kein Weltweiser, er malt und rührt und erweiset nicht. Ich habe also dieses Gedicht unverändert beibehalten, ob ich wohl bei gewissen Stellen hätte wünschen mögen, daß ich die nämlichen Dinge deutlicher und fließender hätte sagen können.“ Seine nachmalige Strenge in der Orthodoxie nötigte ihm später das Geständnis ab, „daß die Mittel unverantwortlich verschwiegen worden seien, die Gott zum Wiederherstellen der Seelen angewendet habe, die Menschwerdung Christi, sein Leiden, die aus der Ewigkeit uns verkündete Wahrheit, sein Genugthun für unsere Sünden, das uns den Zutritt zu der Begnadigung eröffnet.“

5. Gellerts Urteil über dieses Gedicht.*)

Ich las des Bösen Quell in eines Hallers Werken
Und nahm mir vor, mit einem Strich
Die besten Stellen zu bemerken;
Ich las, strich an, las fort, strich an und freute mich,
Und da ich fertig war — sieh, da war alles Strich.

Zu den Lehrgedichten Hallers sind noch zu rechnen: Nr. V. „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben.“ 1729. Nr. XVII. „Unvollkommenes Gedicht über die Ewigkeit.“ 1736. Er strebte hierin englischen Dichtern nach, überragte aber bald durch tieferen Gehalt und männlichen Ernst alle seine Zeitgenossen, wurde daher auch in dieser Dichtungsart Vorläufer und Muster. „War irgend jemand gemacht,“ sagt Gervinus (IV. 32), „der Lehrdichtung Ansehen zu verschaffen, so war freilich er es, der eine Riesenlast von Gelehrsamkeit trug, die sich in seinen zahllosen Beiträgen zu den „Göttinger Anzeigen“ in ihrer ganzen Breite, in seiner Physiologie in ihrer größten Tiefe darlegte.“

E. Romane.

Haller hat sich auch in Romanen versucht. Dieselben sind jedoch geradezu didaktischer Art, und die Poesie hat nur geringen Anteil an ihrer Herstellung. Nach seinem eigenen Geständnis wählte er die dichterische Einkleidung nur in der Absicht, „einige Leser anzulocken, die ein bloß ernsthaftes Buch niemals in die Hände nehmen“. Der Zweck seiner Romane war nachzuweisen, daß die Staatsverfassung eines Landes an sich, wenn auch nicht gleichgültig, doch für das Glück des Volkes nicht allein maßgebend sei, daß vielmehr jede Verfassung die trefflichsten Folgen haben könne, wenn sie nur der ihr zunächst zum Grunde liegenden Idee gemäß behandelt und ausgeführt würde.

Haller gilt als Gründer des politischen Romans.

Wir haben 3 Romane von ihm, „Usong“, „Alfred“ und „Fabius und Kato“.

Der „Usong“ sollte darthun, daß selbst eine unumschränkte Regierung das Glück der Völker befördern könne, wenn der Monarch die dem Wesen einer solchen Verfassung entsprechende Stellung eines Vaters seiner Unterthanen einzunehmen wisse, und ihnen an Einsicht und Tugend vorleuchte. Um zu zeigen, von welchen politischen Grundsätzen sich Haller überhaupt leiten ließ, werden folgende Sätze aus dem vierten (letzen) Buche des Usong ausreichen. S. 369 ff. heißt es:

---

*) S. Papilloten von Bretschneider. Frankfurt a. M., 1769.

„Fürchte nichts so sehr als deine eigene Macht; sie ist unumschränkt.... Diese Macht ist nur dann ein Gut, wenn die Weisheit sie lenkt... Schränke dich selber ein! teile deine Macht mit den Gesetzen, mit den Feierlichkeiten, mit der Staatsverfassung; behalte nur so viel, als das allgemeine Beste zu bewirken, erfordert wird!... Beleuchte eine jede Forderung deines Willens, ehe sie zur That wird; verwirf sie, sobald du sie nicht deinem Volke bekennen darfst: sie ist deine Feindin... Aber daß dein Reich wohl verwaltet werde, so mußt du selbst herrschen; liebe also die Arbeit; sie ist die Mutter der Ehre, und die Ehre zeugt die Sicherheit... Bezwinge dich, laß nicht den Unmut dein Gesicht verstellen!.... Beratschlage dich alle Tage mit den Häuptern der Staatsverwaltung; eine der Säulen des Reichs würde sinken, sobald du eine der Abteilungen verabsäumtest... Hilf den Wissenschaften auch beim Volke auf; niemand ist aufrührerischer als Barbaren, und gesittete Völker lassen sich mit einer Schnur lenken, dabei jenen ein Gebiß nötig ist... Halt aufs genaueste Treu und Glauben; die Untreue kann zuweilen in einem Augenblick vorteilhaft sein, aber sie hinterläßt ein dauerhaftes Übel. — Habe keinen Liebling!.. Verändere die Verfassung von Persien nicht, auch bei den scheinbarsten Gründen, ohne den Rat aller vier Abteilungen, und auch diesen laß dir geschrieben geben!.. Ehre den Gottesdienst; bleibe bei dem Glauben deines Ahnherrn; aber dulde alle andern Glaubensverwandten... Brauche die Geistlichen nicht zu weltlichen Geschäften; sie haben eine schwere Pflicht, die Ewigkeit ist ihr Geschäft; sie würden schlechte Geistliche werden und enge Begriffe in der Verwaltung des Staates beibehalten."

Im „Alfred" erörtert Haller die Vorzüge einer gemäßigten Monarchie an dem Muster der englischen Staatsverfassung, die im vierten Buche in einem kurzen, aber recht klaren und verständigen Abriß dargestellt wird.

„Fabius und Kato" ist der Darstellung der aristokratischen Staatsverfassung gewidmet. Der Verfasser beschränkt sich aber nicht darauf, deren Vorzüge an und für sich zu besprechen, sondern er stellt sie zugleich der demokratischen Regierungsform entgegen, deren Wesen er verkennt.

II. Prosa.

In den Romanen erscheint Hallers Prosa etwas eintönig, feierlich und abgemessen, in seinen „Göttingischen Anzeigen" und seinem „Tagebuche" dagegen rein und zwanglos; es darf daher behauptet werden, daß er auch in dieser Darstellungsweise in seiner

Zeit hervorragte. Die nachstehende Probe aus einem Briefe vom 22. März 1772 an seinen Freund den Freiherrn von Gemmingen, die wir zugleich als einen Beitrag zu Hallers und Hagedorns Charakteristik betrachten, möge als Beleg unseres Urteils dienen.

6. Haller und Hagedorn.

„Der Herr von Hagedorn ist in eben dem Jahre, aber 6 Monate früher, als ich, geboren. Beide kamen wir in eine Zeit, da die Dichtkunst aus Deutschland sich verloren hatte. Denn Brockes und Pietsch hatten einzelne, und jener zuweilen große Schönheiten; er überließ sich aber allzusehr der unendlichen Fertigkeit, mit welcher ihm die Reime aus der Feder gingen. Beide wurden wir sorgfältig erzogen: ich wurde aufs strengste zur Arbeitsamkeit und zur Ordnung angehalten, und Homer war mein Roman im 12. Jahre. Beide hatten wir das Unglück, Waisen zu werden, und mich traf es härter, weil man mich völlig mir selber überließ. Beide dichteten früh, und ich schrieb eine Unendlichkeit von Versen von allen Arten, ehe ich 15jährig wurde; meine Begier war unersättlich; ich ahmte bald Brockes, bald Lohenstein und bald andere niedersächsische Dichter nach, indem ich eines von ihren Gedichten zum Muster vor mich nahm und ein anderes ausarbeitete, das nichts von dem Muster nachschreiben und doch ihm ähnlich sein sollte. Hagedorn kam doch noch in ein Gymnasium, ich aber wagte es, i. J. 1723 auf die hohe Schule zu gehen.

Beide hatten wir mehr Geschmack als Kräfte. Mein Freund schmelzte seine ersten jugendlichen Gedichte um und verbesserte sie, wie er zu mehreren Kräften in der Dichtkunst kam. Ich ging einen Schritt weiter, und an einem glücklichen Tage i. J. 1729 verbrannte ich alle meine unzählbaren Verse: Hirtenlieder, Tragödien, epische Gedichte und was es alles war. Ich ließ mir selbst keine Spuren davon über; nur war ich in meinem Geschmacke noch nicht so gebessert, daß ich alle diejenigen vertilgt hätte, die es verdienten. Ein schmeichelnder Zuhörer schrieb sich noch einige ab, die ich aber selbst unterdrückt habe, und er gab sie 20 Jahre hernach einem Verleger ohne mein Vorwissen und zu meinem größten Verdruß. Lange hernach und jetzt mehr als jemals war mein Geschmack besser als meine poetischen Kräfte: ich sah jenseits allem, was ich zu leisten vermochte, eine mögliche Vollkommenheit, die ich zu erreichen unvermögend war. Ich sah, zumal im Virgil, eine Erhabenheit, die sich niemals herunterließ, wie ein Adler in der oberen Luft schwebte, eine Ausarbeitung, die in der Harmonie, an der Malerei, am Ausdrucke nichts unausgefeilt ließ, und die in meinen Gedanken noch niemand nachgeahmt hat.

Hagedorn besuchte England; ich auch, und noch etwas früher.

Diese Reise hatte auf beide einen wichtigen Einfluß; wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bis hierher gesagt hatte; wir sahen, daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen ließen, und strebten beide nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten.

Sehr jung machte sich Hagedorn mit seinen Poesieen bekannt; ich um etwas später. Ein Freund, der sich zu viel aus den meinigen machte, unternahm i. J. 1731, eine kleine Sammlung davon drucken zu lassen. Ich erhielt, daß er mir die Besorgung überließ, wodurch ich so viel gewann, daß ich vieles weglassen und verschiedenes verbessern konnte. Beide haben wir an den bürgerlichen Kriegen zwischen den deutschen Dichtern keinen Anteil genommen. Beide waren wir wohl der wässerichten Dichtkunst eben nicht günstig und lebten mit Bodmern in Freundschaft. Aber selbst zu Felde ziehen, dieses wollten wir nicht. Ihn verschonten die sogenannten Gottschedianer noch. Mich aber, weil ich ein Schweizer war, mißhandelten Gottsched, Schönaich, Mylius und andere in die Wette. Das „Tintenfäßlein", „die Ästhetik in einer Nuß", „die Bemühungen" griffen mich mit der heftigsten Rachbegierde an. Man war grausam genug, meine „Mariane" schimpflich zu parodieren. Man that der „Ewigkeit" eben die Ehre an. Ein Freund schrieb mir, er habe Gottscheds Hand vor sich liegen, mit welcher er die Ästhetik korrigiert hat. Aber was sollte ich bei einem Kriege gewinnen? In einer Wissenschaft, die sich auf Erfahrungen gründet, kann eine Streitigkeit ihren Nutzen haben; sie giebt uns einen Anlaß, die Versuche zu wiederholen und zu vermehren, und die Wahrheit kann durch das Zeugnis unparteiischer Sinne erwiesen werden. Aber in Wissenschaften, die auf dem Geschmacke beruhen, ist es unendlich langweilig, die Quellen des Schönen allemal bis zu den ersten Gründen zurückzubringen, und bei einem Leser zu erzwingen, er solle sich eine Stelle gefallen lassen, die ihm nicht gefällt. Es war mir also viel leichter, harte Urteile anzuhören, als vor dem Tribunal der Welt einen langwierigen Prozeß zu führen.

Hagedorn dachte auch bei der neuen Poesie wie ich, und wir blieben beide dem Reime getreu. Ich sah auch, daß unsere Gründe ungefähr gleich waren. Mir kam es immer vor, wenn man Hexameter machen wollte, wie sie gemeiniglich sind, so wäre die Arbeit zu leicht, und leichte Arbeit ist auch in der Poesie schlecht. Sollte man aber die Harmonie beibehalten, und richtige Füße von langen und wirklich kurzen Silben abwechseln lassen, wie Uz und Kleist und in Schweden Lithau gethan haben, so wäre die mechanische Arbeit sehr schwer. Und einmal fehlt dem deutschen Hexameter der Spondeus, und die einsilbigen Wörter sind zu häufig.

Selbst der neue Schwung der Sprache, der in hexametrischen

Versuchen herrscht, deuchte Hagedorn eine Neuerung, und mir kam er oft verworren und gezwungen vor. Nicht daß wir beide Klopstocks Verdienste nicht gefühlt hätten: ich suchte ihn von Langensalza und aus dem Weißschen Hause in das meinige zu ziehen; das Glück sorgte aber besser für ihn, und seine Gaben wurden belohnt. Wir blieben indessen beide bei den Reimen. Im Lehrgedichte, dünkt mich, haben die gleich langen Verse, in deren jedem ein Begriff ausgeführt ist, einen überaus deutlichen Vorzug. Das Ineinanderflechten der hexametrischen Verse, das man gewiß bis auf die höchste Ungebühr getrieben hat, steht in einer lebhaften Beschreibung und im Affekte ganz gut; aber der nüchterne Philosoph spricht feierlicher in einem in sich selbst vollkommnen Verse, der die Sache auch dem Gedächtnisse am besten eindrückt.

Hagedorn kam endlich mit mir auch in den Lehrgedichten überein, die einen großen Teil seiner Gedichte ausmachten. Wir suchten beide diesem Gedichte den Nachdruck zu geben, dessen es fähig ist, und für Worte Gedanken anzubringen.

Bei allen diesen Ähnlichkeiten blieb zwischen uns eine große Ungleichheit. Eine der Ursachen bestand in der Lebensart. Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüte; er trank ein Glas Wein und genoß der freundschaftlichen Freuden des Lebens. Ich hingegen sagte im 19. Jahre meines Alters dem Weine ab, ob mir wohl Horazens Fluch nicht unbekannt war; aber es schien mir einträglicher, keine zur Nachwelt durchdringende Verse zu machen, als einem unaufhörlichen Kopfwehe unterworfen zu sein. Hieraus folgte, daß ich mich den lustigen Gesellschaften entzog, und mein Vergnügen bei einem stillen Theetische oder bei den Büchern suchte. —

Hieraus entstand ein großer Unterschied im ganzen Tone unserer Poesie. Hagedorn dichtete Lieder, darin er die Liebe und den Wein besang, und die die ersten waren, die man in Deutschland den Liedern der Franzosen an die Seite setzen durfte. Mir gefiel nichts über den verliebten Bauernkerl, (Hagedorns Werke, Hamburg, 1757 III. 98) und wie viel munterer würde noch das Gemälde sein, wenn der geschickte Dichter in einem Lande gelebt hätte, wo Freiheit und Überfluß den Landmann belebt.

Aber die Fröhlichkeit und die Kenntnis der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes, eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert und den Boileau übertrifft. Mit dem Pope hat er eine große Ähnlichkeit in der feinen Auspolierung der Verse, worin wenige, auch seit unseren Zeiten, es Hagedorn nachgethan haben. Dem Horaz kam er in der lächelnden Ironie, in der unschuldigen Schalkhaftigkeit der Satire und in der Kenntnis der gesellschaftlichen Menschen nahe. Noch jetzt finde ich nichts, das der „Glückseligkeit“ und dem „Freunde“ vorzuziehen sei. Hagedorn schrieb rein wie Boileau,

und scharfsinnig wie Horaz. Der erstere blieb zurück, sobald er nicht über die Poesie schrieb, und fiel ins tiefste, wenn er den Menschen überhaupt zum Vorwurf seiner Satire machte. Horazen mangelte es an der Harmonie; er merkte es selber und gestand, er schreibe fast wie in der Prosa; so angemessen die Ausdrücke sind, so fehlt ihm überall der Wohlklang eines Virgils. Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit. Dieses starke Gefühl, das eine Folge vom Temperament ist, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung und am meisten noch der Erkenntlichkeit, mit einer Lebhaftigkeit an, dabei mir die Ausdrücke der Empfindungen sehr teuer zu stehen kommen. Noch jetzt brechen mir Thränen beim Lesen einer großmütigen That aus; und was habe ich nicht gelitten, da das Schicksal in den allerhilflosesten Umständen eine junge und geliebte Gemahlin mir von der Seite riß!

Diese Empfindsamkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freilich meinen Gedichten einen eigenen schwermütigen Ton und einen Ernst, der sich von Hagedorns Munterkeit unendlich unterscheidet... Ein anderer Vorzug Hagedorns war die Kenntnis der Sprache. Er lebte in Deutschland und war von seiner Jugend an im reinen Deutschen erzogen; in meinem Vaterlande, jenseit der Grenzen des deutschen Reichs, sprechen selbst die Gelehrtesten in einer sehr unreinen Mundart; wir haben auch in unseren symbolischen Büchern und in Staatsschriften andere Deklinationen, andere Wortfügungen. Diese Unarten mußte ich nach und nach ablegen; und da meine anderweitigen Arbeiten mir nicht zuließen, meine Stunden auf die Muttersprache zu wenden, so blieb mir allemal eine gewisse Armut im Ausdrucke, die ich schon damals am besten fühlte, wenn ich mich gegen die Leichtigkeit Günthers verglich. Manchen Gedanken lähmte mir der Zwang der Sprache; manchen andern drückte ich mit einem unvermeidlichen Verluste an der Reinigkeit und an dem leichten Schwunge des Verses aus.

Mein Freund blieb dabei ein Dichter und hatte daneben keine beschwerliche Arbeit. Er las, was seinen Geist zieren konnte, und besaß mehr als ein anderer die Kunst, einzelne und nicht überall bekannte Begebenheiten aufs angenehmste anzubringen, wodurch eben seine Lehrgedichte sich vor andern ausnehmen, deren Stoff bloß aus den allgemeinen Begriffen der Dinge genommen ist.

Ich hingegen wurde früh von anderen Berufsarbeiten gedrückt und erlag fast völlig unter der geehrten Bürde, da des würdigsten Ministers Zutrauen mehr auf meine Achseln legte, als sie tragen konnten. Anatomie, Botanik, ernsthafte Geschäfte gaben keinen Stoff her, der sich in die Poesie einweben ließ; sie brachten vielmehr die Gedanken in eine Strenge und Trockenheit, die der Einbildung Flügel dämpfte. Die Verse wurden mir schwer; ich unternahm nicht leicht, in einem Tage über 10 Zeilen aufzusetzen;

auch diese veränderte ich, ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich sehr früh auf, einiges Vergnügen an der Poesie zu fühlen. Bis ins J. 1736 nahm ich nur dann und wann vor, einen Begriff auszuarbeiten, nach dieser Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringender Affekt ein Vergnügen fand, sich abzumalen, oder eine Pflicht ein Gedicht von mir forderte.

Hingegen dichtete Hagedorn bis an seinen, zwar frühen Tod, der schon i. J. 1753 einfiel: und dennoch ist mein poetisches Leben noch kürzer gewesen; denn nach 1748 finde ich kaum vier neue Seiten in meinen Gedichten. Beide haben wir glücklich zu der Zeit geschwiegen, da die Natur nicht mehr redet, und die gedämpfte Einbildung der Vernunft keine Zierde mehr verleihet.“ ...

Leben und Charakteristik Hallers.

I.

1. Albrecht von Haller wurde am 16. Okt. 1708 in Bern geboren.*) Sein Vater, ein großer Rechtsgelehrter von vielseitiger Bildung und Neigung zur Dichtkunst, war Anwalt des großen Rates zu Bern, und konnte schon mit Stolz auf seine Vorfahren zurückblicken, da dieselben seit einem Jahrhundert im Besitz der höchsten Ämter und Würden in der Republik waren; seine Mutter war die Tochter Anton Engels, bernischen Landvogts zu Unterseen.

Haller war in der Jugend auffallend schwächlich und vielfach krank, mußte sich deshalb viel im Zimmer aufhalten und manche Stunde in Stille und Zurückgezogenheit verleben. In dieser Zeit waren es aber nicht bloß Spiele, die seine Zeit ausfüllten, sondern nützliche Übungen im Schreiben, Lesen und Zeichnen, was vorteilhaft auf die Entwickelung seines reichbegabten Geistes einwirkte. Schon im 4. Lebensjahre trug er mit Predigerernst dem Hausgesinde biblische Geschichten vom Stubenofen herab vor, wo man sein Lehnstühlchen hingesetzt hatte. Um diese Zeit machte es ihm auch bereits besondere Freude, Bücher zu verfertigen, zu denen ihm anfangs die kleinen Einnahmen und Ausgaben, die täglich erlernten Wörter und dergl. das Material lieferten, später die hebräischen und griechischen Wörter und Wendungen der Bibel, Lebensbeschreibungen berühmter Männer, von denen er im 10. Jahre

---

*) Als Hallers Geburtstag, den die Kirchenbücher nicht verzeichnen, findet man gewöhnlich, gestützt auf eine Notiz der Genealogia Halleriana, den 8. Oktober angegeben. Haller hat jedoch mehrmals den 16. Oktober als seinen Geburtstag bezeichnet, z. B. Tagebuch II, 245; das Jetztlebende Gelehrte Europa III, 674; auf seinem Porträt im ersten Bande der Elementa Physiologiae, Lausanne 1757.

bereits gegen 2000 beisammen hatte. So entwickelte sich schon sehr früh in ihm die Richtung auf eine allumfassende Gelehrsamkeit, wobei ihn ein außerordentliches Gedächtnis, ein wirklich unvergleichlicher Fleiß und eine höchst glückliche Auffassungsgabe gleichmäßig unterstützten. Vom 6. Jahre an erhielt er Unterricht in den alten Sprachen; im 9. las er bereits das neue Testament griechisch, und im 12. war der Homer schon sein Lieblingsbuch. Den ersten Unterricht leitete ein pedantischer, seines Amtes entsetzter Pfarrer, der neben anderen Erziehungsfehlern auch den beging, den allerdings etwas lebhaften Ehrtrieb des Knaben grundsätzlich zu unterdrücken. Das reizte Hallers Mutwillen; das erste lateinische Gedicht, welches er verfertigte, war eine Satire auf seinen übrigens sehr rechtschaffenen Lehrer. Nach der Versicherung seines ersten Biographen (Zimmermann) war aber des Knaben „Gemüt so rein wie der Äther, und seine Triebe so unschuldig wie die der Tauben".

Mit dem 9. Jahre kam Haller auf die Schule zu Bern. Er war bei seiner Aufnahme imstande, statt der üblichen lateinischen Übersetzung eine griechische zu liefern. Vom 12. Jahr an verfaßte er fast täglich deutsche Gedichte, unter andern auch ein episches von 4000 Versen über den Ursprung des Schweizerbundes; im 15. versuchte er sich schon in Tragödien und Komödien. Frühzeitig, nämlich schon im 13. Jahre verlor er seinen Vater, nach dessen Wunsche Albrecht Theologie studieren sollte. Da sich Haller aber für die Medizin entschieden hatte, schickte man den Knaben 1722 nach Biel zu einem Freunde seines Vaters, dem Arzte Neuhaus, welcher ihn, nach damaliger Sitte, zuerst praktisch in das Berufsleben eines Arztes einführen sollte. Als Anhänger des Cartesius machte derselbe ihn auch mit der Cartesianischen Philosophie bekannt, die Haller wegen der willkürlichen Annahmen und Spekulationen aber entschieden abstieß. Ersatz dafür fand er in der Beschäftigung mit der Poesie. Als einst im Hause des Nachbars Feuer ausbrach, rettete er auch nur das Heft seiner Gedichte und sah von einem benachbarten Hügel ruhig dem Ausgange des Brandes zu. Im J. 1729 übergab er jedoch alle diesen unreifen Erzeugnisse selbst den Flammen, und schonte auch von den auf der Universität gedichteten Stücken nur zwei: die oben besprochenen „Morgengedanken" und „Sehnsucht nach dem Vaterlande".

2. Fünfzehn Jahre alt, bezog er am 23. Dez. 1723 die Universität Tübingen, und studierte hier mit allem Fleiß Anatomie und Botanik, zwei Wissenschaften, in denen er später der Lehrmeister Europas wurde. Das Studentenleben in Tübingen war aber damals nicht derart, daß es einen fleißigen und sittsamen Jüngling, wie Haller, lange hätte befriedigen und fesseln können; er verließ daher schon im Frühjahr 1725 die dortige Universität, und begab sich zur Vollendung seiner Studien nach Leyden, wo damals

Boerhaave, der größte Arzt seiner Zeit und in mancher Hinsicht der Begründer der neuern medizinischen Wissenschaft, lebte und lehrte. Der berühmte Mann würdigte den jungen Schweizer seiner Freundschaft und führte ihn bereitwillig in die Anatomie ein. Eine Abhandlung über den Speichelgang verschaffte ihm 1726 die medizinische Doktorwürde, und wurde die erste von ihm durch den Druck veröffentlichte Schrift.

Um seinem innern Drange nach einer freiern und allseitigen Bildung Genüge zu thun, unternahm Haller (1726) von Leyden aus mit zwei Freunden eine Reise durch Norddeutschland und Holland. Schon hatte er sich so viel freie Weltbildung angeeignet, daß er überall bei Gelehrten und gebildeten Fürsten eine wohlwollende Aufnahme fand. Nach Vollendung seiner Studien besuchte er (1727) London und Paris, um sich in seiner Fachwissenschaft zu vervollkommnen. 1728 begab er sich nach Basel, um unter Joh. Bernoulli noch die höhere Mathematik zu studieren. Hier wurde er durch die herrliche Natur und treffliche Menschen besonders wohlthätig angeregt, ergriff mit Liebe wieder die Botanik und wandte sich von neuem der Poesie zu. Zu letzterer ermunterte ihn besonders Drollinger, Muralt und sein Freund Stähelin, die mehrfach die englischen Dichter rühmten und behaupteten, die deutsche Dichtkunst könne nichts hervorbringen, was den Poesieen jener an die Seite zu stellen sei. Drollinger war selbst Dichter. Haller widmete ihm eins seiner besten Gedichte, dessen Grundgedanke im ersten Verse mit den Worten ausgesprochen ist:

„Freund! die Tugend ist kein leerer Name.“

Das dem Prof. Stähelin gewidmete Gedicht: „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“, stammt aus dieser Zeit (1729). Von Basel aus trat Haller auch mit dem Züricher Prof. Joh. Geßner, der ein wertvolles Herbarium besaß, in Verbindung. 1728 machte er mit demselben eine große botanische Reise durch die Schweizergebirge und gewann dabei das Material für sein nachmaliges Werk über die Flora der Schweiz und sein Gedicht „Die Alpen“. So lange Haller in der Schweiz blieb, wiederholte er jährlich seine botanischen Exkursionen, und wurde so nach und nach genau mit seinem Vaterlande und dessen Naturschätzen bekannt.

3. Im J. 1729 kehrte Haller in seine Vaterstadt Bern zurück, um als praktischer Arzt sein Glück zu versuchen. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht; gern nahm er daher (1735) die Stelle eines Bibliothekars an, die ihm die Regierung übertrug.

1732 ließ Haller in Bern, jedoch ohne sich zu nennen, seine Gedichte drucken.

Hallers wissenschaftliche Bedeutung wurde bereits mehrfach anerkannt, unter andern dadurch, daß die schwedische Gesellschaft der Wissenschaften ihn 1733 zu ihrem Mitgliede ernannte. Als daher 1736 an der Universität Göttingen ein Lehrstuhl erledigt war, erhielt er einen Ruf als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik. So lieb Haller sein Vaterland hatte, und so sehr er sich in demselben eine angemessene Stellung wünschte, so folgte er diesem Rufe doch, da er fühlte, daß nur „eine Akademie sein wahres Vaterland sei". Am 30. Sept. 1736 langte er in Göttingen an, hatte aber bei der Einfahrt das Unglück, daß der Wagen umstürzte, wobei seine Gattin (Anna Maria, geb. Wyß) sich verletzte, und ein heftiges Fieber, das sie sich durch Überanstrengung beim Einrichten des neuen Heimwesens zugezogen, sie nach einem Monate dahinraffte. Wie schwer dieser Verlust ihn traf, davon giebt seine „Trauer-Ode beim Absterben seiner geliebten Mariane" Kunde. Man könnte fast sagen, daß diese Elegie sein Abschiedsgruß an die Dichtkunst war; denn seine Thätigkeit gehörte von nun an der Universität und den Wissenschaften. Jedes Jahr brachte von ihm wissenschaftliche Arbeiten über Medizin und Naturgeschichte, so daß die Zahl derselben während seines 17jährigen Aufenthaltes in Göttingen bis auf 86 stieg. Unter diesen waren die umfangreichen Werke über die Flora der Schweiz in 2 Foliobänden, und die mit seinen Anmerkungen versehenen Boerhaaveschen Vorlesungen in 6 Teilen. Im J. 1747. übernahm er die Direktion der „Göttinger gelehrten Anzeigen", für die er von 1745 an bis zu seinem Tode über 12 000 Recensionen und andere Artikel lieferte. Seine gründlichen und umsichtigen Urteile darin sind fortlaufende Beweise von der Universalität seines Geistes und seines Wissens. Wiederholt erhebt er darin das Banner gegen Voltaire, Helvetius, Rousseau und Männer verwandter Richtung, da er von der Ausführung der Ideeen derselben nur Unheil für die Menschheit erwartete. 1751 wurde in Göttingen die königliche Akademie der Wissenschaften gegründet, zu deren Präsident Haller ernannt und damit seiner Thätigkeit ein neues Gebiet übergeben wurde. In der Zeit dieser außerordentlichen wissenschaftlichen Thätigkeit beeilte sich alles, ihm seine Hochachtung zu bezeigen. Haller wurde nach und nach Mitglied von 24 gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes. Die englisch-hannoversche Regierung ernannte ihn zum Hofrat und Leibmedikus; die Vaterstadt wählte ihn 1745 zum Mitglied des Rats; Kaiser Franz I. erhob ihn und seine Nachkommen 1749 in den Reichs-Freiherrnstand; der König von England gab ihm eine Stelle in seinem Staatsrat. Die merkwürdigste Ehrenbezeugung, die ihm zu teil wurde, war aber wohl die, daß ihm der Fürst Radzivil, Kommandant der

polnischen Konföderierten (Verbündeten), aus Freude über seine Gedichte, ein Diplom als General-Major übersandte. Höher als die genannten Auszeichnungen muß aber die angeschlagen werden, daß Friedrich der Große Haller 1749 zu gleicher Zeit mit Voltaire an seinen Hof berief, ihm eine übergroße Besoldung zusichern ließ, die Wahl seines Titels und Ranges freistellte, und ihm später die Direktion des Medizinalwesens im ganzen preußischen Staate übertragen wollte. Der Gegensatz, der in religiöser Beziehung zwischen ihm, Voltaire und dem Könige stattfand, bestimmte ihn aber, diesen Ruf abzulehnen. „Denken Sie sich einen Christen," sagte er zu seinem damaligen Zöglinge Zimmermann, „denken Sie sich einen Menschen, der an die Religion Jesu glaubt und sie von ganzem Herzen bekennt, nach Potsdam, zwischen den König, Voltaire, Maupertuis und d'Argens!"

4. So glänzend Hallers Verhältnisse in Göttingen waren, und so sehr man sich bemühte, ihn bleibend zu fesseln, so fühlte er sich doch dort nicht mehr behaglich: verschiedene in Persönlichkeit und Feindseligkeit ausartende wissenschaftliche Streitigkeiten verleideten ihm Amt und Aufenthalt. Auch seine Gesundheit hatte gelitten. Er sehnte sich nach einer stillen, weniger anstrengenden Thätigkeit in seiner geliebten Heimat und kam damit auch den oft ausgesprochenen Bitten seiner dortigen Freunde und Verwandten nach. 1753 erhielt er durch das Los die bescheidene Stelle eines Rathaus-Ammanns (Saal-Inspektors und Stimmenzählers im Großen Rate), mit der das Recht verknüpft war, ein Mitglied des Großen Rats zu ernennen, hoffte jedoch, im Dienste des Vaterlandes bald zu einer bedeutenderen Stellung vorzurücken. Leider hat er das Ziel seiner Wünsche, als Landvogt behaglich auf einem Schlosse zu sitzen, nicht erreichen können, da bei der Verteilung von Staatsämtern das Los ihm niemals günstig fiel. Bodmer, der eine litterarische Thätigkeit höher schätzte, als politische Beamtungen, machte hierzu die spöttische Bemerkung, daß Haller es nun endlich so weit gebracht habe, die Thür des Ratsaales zu öffnen und zu schließen, und bei festlichen Anlässen in der Amtstracht vor dem Tische zu stehen und bei Gesundheiten anzufangen. Die Schadloshaltung für alle die glänzenden Anerbietungen des Auslandes — in Halle Kanzler der Universität zu werden, in Göttingen eine gut dotierte Professur anzunehmen — bestand aber dennoch nur in dem bescheidenen Gehalt von 1400 bis 1700 Franken nebst freier Wohnung im Rathause. Mit aller Freudigkeit widmete sich aber Haller seinen Berufsgeschäften, wirkte auch mehrfach als Schriftsteller für das Gedeihen seines Vaterlandes. In den reichen Mußestunden war er in seinen Berufswissenschaften thätig und förderte dieselben noch nach verschiedenen Richtungen hin. Nach Ablauf seiner 5jährigen Amtsperiode wurde

er, jedenfalls auf seinen speziellen Wunsch, Direktor der Salzwerke zu Roche und Aigle (deutsch Älen) und traf am 1. Oktbr. 1758 auf seinem Amtssitze, dem Schlosse zu Roche, ein, wo er während seiner 6jährigen Wirksamkeit neben seinen amtlichen Obliegenheiten eine großartige Thätigkeit in wissenschaftlichen, ökonomischen und staatswirtschaftlichen Angelegenheiten entwickelte. 1764 kehrte er nach Bern zurück, wo die Regierung ihm verschiedene wichtige und verantwortungsvolle Ämter übertrug, welche sie von 1769 ab durch ein Jahrgehalt von 1400 Franken honorierte. Eine einflußreiche politische Rolle, zu der Haller wohl befähigt war, hat er nicht spielen dürfen; die Ungunst des Loses hinderte ihn fünfmal, Mitglied der obersten Behörde seiner Heimat zu werden. Kurz vor seinem Tode (17. Juli 1777) ehrte Joseph II. sich und ihn durch einen freundschaftlichen Besuch, der um so mehr Aufsehen machte, als er bei seiner Durchreise durch Ferney Voltaire nicht hatte besuchen wollen. Haller schrieb nach diesem Besuche in sein Tagebuch: „Meiner Eitelkeit und Eigenliebe ist etwas Schmeichelhaftes widerfahren. Aber laß mich nicht vergessen, o mein Gott! daß mein Glück nicht von Menschen abhängt, von deren Gunst oder Ungunst ich in wenigen Minuten nichts mehr werde zu fürchten, noch zu hoffen haben. Erinnere mich, daß dies allein das wahre Glück ist, dich zu erkennen, dich zu lieben, deiner Gnade versichert zu sein, und dereinst an dir einen versöhnten Gott und Richter zu finden."

Mit zunehmendem Alter neigte Haller sich strenger Orthodoxie zu, zeigte großen Hang zur Melancholie und finsterem Ernst, und quälte sich ab mit religiösen Fragen. Gicht und Nervenleiden erschöpften seine Kräfte, und der häufige Genuß des Opiums, um die Schmerzen zu betäuben, vermehrte nur die Ermattung und die schwermütige Stimmung. Trotzdem lebte er als eine geistig groß angelegte Natur nicht anders, als mit Buch und Feder in der Hand, verfolgte auf dem Krankenbette noch die höchsten Interessen des Lebens, beobachtete mit dem Auge des Forschers seine Krankheit und die Wirkung des Opiums und berichtete über sie. Noch am 7. Dezbr. schrieb er an Heyne in Göttingen: „Ich werde arbeiten, so lange ich lebe." Er starb am 12. Dez. 1777.

II.

Haller gehörte, wie schon erwähnt wurde, zu den gelehrtesten und geachtetsten Männern seiner Zeit, ragte aber auch nicht minder als Dichter, mit dem wir es hier nur zu thun haben, hervor. Mit Drollinger und Brockes eröffnet er auf diesem Gebiete eine neue, bessere Zeit. Entschieden erfolgreich wirkt er durch seine Poesieen auf die Lyrik, das Lehrgedicht und das beschreibende

Gedicht ein, bricht denselben neue Bahn und verschafft ihnen Anerkennung. Sein Verdienst in dieser Beziehung beruht vorzugsweise darauf, daß er vermöge seines klaren Verstandes, seiner sinnigen Naturanschauung und seiner reichen Kenntnisse die seither leeren Formen mit Gehalt ausstattete. Die ersten englischen Dichter bewirkten, daß er „das aufgeblähte und aufgedunsene Wesen des Lohenstein, der auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimmt“, wie es in der Vorrede zu seinen Gedichten heißt, zu rechter Zeit erkannte und völlig verwarf, in knapper, gedrängter Ausdrucksweise ernste und große Stoffe bot, und von den Plattheiten und Nichtigkeiten hinwegwies auf große Gedanken, edle Gesinnung und wahrhafte Empfindung. Das Publikum erkannte bald den Gedankenreichtum seiner Gedichte und war hoch erfreut darüber; Hallers Name als Gelehrter steigerte dann noch den Eindruck seiner Poesieen. Sein Dichterruhm dauerte ungeschwächt beinahe ein halbes Jahrhundert. Gleim schrieb an Bodmer, daß in Berlin einige denkende Menschen seien, die Hallers Gedichte aus dem Gedächtnis herstellen könnten, wenn sie verloren gingen. Und als Schiller von Stuttgart entfloh, begleitete ihn in seinem kleinen Bündel Haller und Shakespeare. Was die Form anbelangt, so behielt Haller den damals herrschenden Alexandriner für alle seine größeren Gedichte bei. Er wollte überhaupt außer den schon eingeführten Jamben, Trochäen, Daktylen und Anapästen keine andern Versfüße in der deutschen Poesie gelten lassen. Im allgemeinen verstand Haller die Form nicht künstlerisch zu bewältigen und in einer Weise zu fassen, daß sie durchgeschlagen wäre wie bei Klopstock, welchem der entschiedene Sieg vorbehalten sein sollte. Überhaupt war ihm der Inhalt die Hauptsache. „Der Dichter müsse sich hüten,“ sagt er, „dem Leser einige leere Zeilen vorzulegen, wobei er nichts zu denken finde; er müsse daher Bilder, lebhafte Figuren, kurze Sprüche, starke Züge und unerwartete Anmerkungen auf einander häufen: sonst müsse er gewärtig sein, daß man ihn weglege.“ Diese Grundanschauung war jedoch zu allgemeiner Art, als daß sie genügt hätte für die lyrische Kunst; vielmehr brachte sie ihn bei vorherrschender Verstandesrichtung dahin, daß das didaktische Element in seinen Produkten das lyrische überwog. Denn seine Gedankenwucht schlug in Schwerfälligkeit um, der leichte Fluß der Rede ging verloren, das verständige Reflektieren und kühle Beschreiben trat ermüdend hervor, und obwohl er das Material der Sprache mit kühner Hand sich unterordnete, vermochte er bei aller Neuheit des Stils nicht bis zur Anmut durchzudringen und immer den rechten Ausdruck zu treffen, der die Seele rührte. Haller selbst legte seinen Gedichten keinen großen Wert bei. Er nennt sich selbst einen Gelegenheitsdichter und erklärt, daß „ganz andere Ar-

beiten sein Handwerk" gewesen seien. Er betrachtet seine Poesieen als „mühsame Kleinigkeiten, bei denen der Verfasser Mühe und Gefahr sicher, bei den Lesern aber der Nutzen sehr unsicher ist." Mit dieser Ansicht nahm er, wie oben bemerkt wurde, schon in seinem 28. Jahre von der Poesie gleichsam Abschied. „Nach dieser Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringender Affekt ein Vergnügen fand sich abzumalen, oder die Pflicht ein Gedicht von mir forderte." In Briefen an Bodmer sagt er geradezu, daß er kein Poet gewesen, daß ihn in seiner Jugend nur die lebhaftere Empfindung dazu gemacht habe. Auf solche Urteile ist indes kein großer Wert zu legen; hielt sich doch Lessing, selbst Schiller nicht für einen Dichter.

Litteratur.

A. Hallers Schriften.

Versuch Schweizerischer Gedichte. Bern, 1732. 6. Aufl. Göttgn., 1751. 11. Aufl. Bern, 1777. 12. Aufl. v. Rud. Wyß. Bern, 1828, begleitet mit d. Lebensbeschreibung d. Verfassers. 4 M. Außerdem verschiedene (fehlerhafte) Nachdrucke in Zürich.

Usong. Eine Morgenländische Geschichte in 4 Büchern. Bern, 1771. Lpzg., 1771. Bern, 1772, 74, 78.

Alfred, König der Angelsachsen. Bern, 1773.

Fabius und Kato. Bern und Göttingen, 1774.

Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst. (Herausgeg. v. J. G. Heinzmann.) 2 Tle. Bern, 1787. (Enth. Beurteil. u. Auszüge aus Fächern der allgem. philosoph. u. schönen Litteratur, größtenteils nach d. in die „Göttinger Anzeigen" eingerückten Aufsätzen.)

Briefe über d. wichtigsten Wahrheiten d. Offenbarung, mit e. einleit. Charakteristik Hallers aufs neue herausgeg. v. Dr. C. A. Auberlen. Stuttgart, 1858. 1,50 M.

B. Schriften über Haller.

Joh. Georg Zimmermann, Das Leben d. Herrn v. Haller. Zürich, 1755.

J. C. Mörikofer, Die Schweizerische Litteratur d. 18. Jahrh. Lpzg., Hirzel. 1861. 8 M. (Enth. auf S. 19—66 in 11 Kap. wertv. Nachrichten über Haller, zu denen noch lebende Enkel Hallers beigetragen haben.)

C. Baggesen, Albrecht v. Haller als Christ u. als Apologet. Bern, 1865. 1,40 M.

Henle, Albrecht v. Haller in „Göttinger Professoren". Gotha, 1872. 29—58.

Ludwig Hirzel, Zum Gedächtnis Albrechts v. Haller. Im neuen Reich. Nr. 51. Lpzg., 1877.

Jul. Schmidt, Albrecht Haller. Preuß. Jahrb. Berlin, 1878. 1. Heft.

Albrecht v. Haller, Denkschrift, herausgeg. von d. damit beauftragten Kommission. Bern, B. F. Haller, 1878. 4 M.

C. H. Mann, Albrecht von Haller. Schaffhausen, 1878. 20 ₰.

A. Frey, A. von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Litteratur. Leipzig, 1879.

Albrecht von Hallers Gedichte. Herausgeg. und eingeleitet von Ludwig Hirzel. Frauenfeld, 1882. 10 M. (Darin eine ausführliche und quellenmäßige Biographie Hallers.)

XXIV. Friedrich von Hagedorn.

A. Epigramme.

1. Phax.

Poetische Wke. Hamburg, 1757. I. 144. Ausg. v. Eschenburg. Hamburg, 1800. I. 134. Lüben, Auswahl. I. 142.

Dies kleine Gedicht ist ein Epigramm, was man sofort an der schlagenden Kürze erkennt, mit der es seinen Gegenstand, Phax, behandelt. Phax ist hier natürlich nur eine ganz allgemeine Bezeichnung, keine irgendwie bekannte Persönlichkeit, wie das Epigramm es eigentlich verlangt. Sieht man aber auf den Inhalt des Gedichtes, so erkennt man bald, daß „Phax“ eigentlich für Epigramm steht, der Dichter also die Eigenschaften des Epigramms in aller Kürze angiebt. Das Epigramm soll danach sein:

1. in Bezug auf den äußern Umfang: „klein“, kurz;
2. in Bezug auf das ausgesprochene Urteil (Witz, damals für „Verstand“ gebräuchlich): „scharf, kurz und neu“, möge es Lob oder Tadel treffen;
3. in Bezug auf die sprachliche Darstellung: „karg“, knapp, soll alles Überflüssige fern halten;
4. in Bezug auf den Inhalt: „verschwenderisch in Gedanken“, also gedankenreich;
5. in Bezug auf sein ganzes Wesen: „der ganze Phax gleicht einer Überschrift.“ Epigramm heißt bekanntlich Aufschrift, Inschrift, und als solche sollte es in kürzester Form die Bedeutung eines Denkmals angeben.

2. Die Poeten und ihre Verächter.

Poetische Wke. Hamburg, 1757. I. 199. Ausg. v. Eschenburg. 1800. I. 173. Lüben, Auswahl. I. 143.

Ein „Erzpoet“ ist unserem Dichter offenbar ein Poet, der eine unverwüstliche Neigung hat, alles zu besingen, auch das an und für sich Unpoetische. Unter den Meistersängern gab es viele „Erzpoeten“ dieser Art, selbst der treffliche Hans Sachs streift oft genug an dieselben. Auch die große Zahl von Gelegenheitsdichtern, die Plage selbst der kleinsten Städtchen, gehört zu diesen Erzpoeten. Wie der Erzpoet, so kann auch der „Kritikus“ unausstehlich werden; selbst am Besten hat er zu tadeln und verdirbt dadurch sich und andern den Genuß. Statt sich z. B. einer gelungenen Dichtung zu erfreuen, sucht er in kleinlichem Sinne Fehler in derselben zu entdecken. Der Kritikus dieses Schlages ist überdies selten gründlicher Sachkenner, läßt sich daher auch auf

das Bessermachen nicht ein oder bewirkt es, wenn es geschieht, im Sinne von Johann Ballhorn, der den gespornten Fibel-Hahn in einen ungespornten mit Eierkorb daneben verbesserte.

„Schlechter angeschrieben aber als der „Erzpoet" und der „Kritikus" steht bei unserm Dichter derjenige, der durch kein Gedicht entzückt wird oder der keinen Sinn für Poesie hat. Und darin muß man ihm beipflichten. Sagt doch auch Goethe im Tasso:

„Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
„Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei."

Opitz und Haller galten unserm Hagedorn, wie überhaupt der damaligen Zeit, für Dichter ersten Ranges. Sang doch Paul Fleming in seinem Sonett auf Opitz: „Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten", „du Herzog deutscher Saiten" u. s. w. Und wie hoch Haller erhoben wurde, haben wir in seiner Biographie gezeigt.

3. Witz und Tugend.

Poetische Wke. Hamburg, 1757. I. 125. Ausg. v. Eschenburg. 1800. II. 121. Lüben, Auswahl. I. 143.

„Homer" kann hier für „vollendete Dichtung" genommen werden. So sehr ein schönes Gedicht unsern Dichter auch erfreuen kann, so hoch er also den sich darin kundgebenden Witz (Verstand) auch schätzt: die „Tugend" steht ihm doch noch viel höher. Die Tugend „mit Kenntnis üben" heißt dem Dichter so viel als mit Bewußtsein, das durch verständige Überlegung erzeugt worden ist. Das Epigramm ist sonach eine Lobrede auf die Tugend.

Hagedorn gehört, nebst Haller, der Zeit und Bedeutsamkeit nach zu unsern ersten Epigrammatikern. Seine Epigramme zeichnen sich durch Knappheit, Anmut des Ausdrucks und treffende Urteile aus. Dem ernsten Haller gegenüber erscheint Hagedorn als lachender Spötter, wie seine Poesieen überhaupt mehr die heitere Seite des Lebens zum Gegenstand haben.

B. Fabeln.

4. Das Hühnchen und der Diamant.

Poetische Wke. Hamburg, 1757. II. 74. Ausg. v. Eschenburg. 1800. II. 57. Lüben, Auswahl. I. 143.

Unter Hagedorns Fabeln dürfte diese wohl die bekannteste und verbreitetste sein. Sie zeichnet sich durch epigrammatische Kürze und leichte Verständlichkeit aus. Lessing hat später ähnliche Fabeln geliefert.

5. Der Hahn und der Fuchs.

Poetische Wke. Hamburg, 1757. II. 210. Ausg. v. Eschenburg. 1800. II. 169. Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 108. Lüben, Auswahl. I. 143.

Grundgedanke.

Der beutelustige Fuchs unserer Fabel hat sich einen Hahn, der pflichttreu auf einer Scheune Wache hält, zur Mahlzeit ausersehen. Um den Hahn von der Scheune herunter zu locken, erfindet er eine Lüge, die gerade das Gegenteil seiner boshaften Absicht ausdrückt. Da der Fuchs seine Absicht im ganzen geschickt verbirgt, zeigt er sich als listig, eine Eigenschaft, die den Fuchs bekanntlich charakterisiert, und durch die er schon manches Tier berückt hat. Aber diesmal kommt er nicht an den rechten Mann. Der Hahn ist „alt“, hat viel erfahren und ist dadurch gewitzigt worden; er erkennt die Absicht des Fuchses, und um demselben dies in feiner Weise zu verstehen zu geben, will er die „gute Zeitung“ sogleich an Reineke selbst erproben. Da der Fuchs sich dieser Probe durch die Flucht entzieht, so kommt hierdurch seine List und Lüge an den Tag, und sein Plan wird vereitelt. Die Fabel lehrt also: List und Lüge führen nicht zum Ziel.

In Bezug auf die Form sei noch bemerkt, daß der Dichter einmal (V. 10, 11, 12) den Schlagreim angewandt hat, der darin besteht, daß mehr als 2 mit demselben Reime endende Verse in ungetrennter Folge auftreten.

6. Der Rabe und der Fuchs.

Poetische Wke. Hamburg, 1757. II. 208. Ausg. v. Eschenburg. 1800. II. 167. Lüben, Auswahl. I. 144.

Wie in der vorigen Fabel, so wendet auch in dieser der Fuchs List an, kleidet sich aber zugleich in das Gewand des Schmeichlers; denn das dem Raben geschenkte Lob ist ja nur ein verstelltes, und der dahinter steckende Eigennutz leuchtet deutlich genug hervor. Der Rabe erliegt aber in seiner Eitelkeit und Beschränktheit der Schmeichelei und verliert darüber den Käse. Die Lehre der Fabel ist zum Schluß klar ausgesprochen und ließe sich auch kurz so ausdrücken: Der Eitle läßt sich leicht vom Schmeichler berücken.

Der in der Fabel genannte „Phönix“ ist ein ägyptischer Wundervogel, der der Sage nach 500 Jahre lebt, dann sich auf einem von ihm selbst bereiteten Lager verbrennt und aus seiner Asche verjüngt wieder entsteht. In unserer Fabel, wie überhaupt, ist er Sinnbild der Seltenheit und Schönheit.

Bei Hagedorn ist diese Fabel mit einer zweiten verbunden, in der der Rabe sich durch eine gleiche List rächt. Von der zweiten Fabel hat man aber wenig Notiz genommen, hauptsächlich wohl,

weil der Rabe darin klüger erscheint, als er seinem ganzen Wesen nach ist. Außerdem ist diese Fabel auch in der Darstellung nicht so gelungen wie die erstere.

Hagedorns Fabeln gehören zu den gelungensten seiner Dichtungen. Sie zeichnen sich namentlich sehr vorteilhaft durch ihre leichte und anmutige Darstellungsweise aus. Und hierdurch hat sich Hagedorn um die Fortbildung der Sprache, die im vorigen Zeitraum steif und schwerfällig war, ganz besonders verdient gemacht. Einige seiner Fabeln, wie z. B. „Das Hühnchen und der Diamant", „Die Natter und der Aal", „Der Kuckuck und die Lerche", sind in der gedrängten Weise des Altertums dargestellt, und diese gehören zum Teil mit zu seinen besten; andere, wie „Der Hahn und der Fuchs", „Der Rabe und der Fuchs", sind mehr ausgemalt und dadurch etwas breiter, immer aber noch frei von jeder geschwätzigen Weitschweifigkeit.

Hagedorns Fabeln haben alle eine moralische Tendenz, leiden aber nirgends an moralisierender Langweiligkeit. In den meisten Fällen ist die Moral klar und ruhig ausgesprochen, in andern nur angedeutet, aber leicht aufzufinden.

Die Stoffe zu den Fabeln hat Hagedorn meistens fremden, älteren und neueren Quellen entlehnt, seltener selbst erfunden. Mit großer Gewissenhaftigkeit giebt er überall seine Quellen an. Wir finden darunter außer dem ältesten griechischen Fabeldichter Äsop und einigen andern Namen die der Franzosen Lafontaine und la Motte Houdart, des Engländers Gay, der Deutschen Hugo von Trimberg und Burcard Waldis. Er benutzte aber seine Quellen völlig frei und schuf neue Gebilde daraus. Vorbild für ihn war besonders Lafontaine, der seinerseits sich wieder nach dem lateinischen Fabeldichter Phädrus gebildet hatte.

Im 17. Jahrh. fehlte die Fabel fast ganz. Hagedorn hat das unbestrittene und große Verdienst, sie zuerst wieder förmlich neu in Deutschland eingeführt zu haben; und der Art, mit der er es gethan, haben wir es zu verdanken, daß sie so beliebt bei uns geworden ist. Hätte Hagedorn länger gelebt, und sich in dieser Dichtungsart noch mehr vervollkommnen können, er würde vielleicht für immer den Mittelpunkt der Fabeldichter gebildet haben.

C. Poetische Erzählungen.

7. Johann der Seifensieder.

Poetische Wke. Hamburg, 1757. II. 118. Ausg. v. Eschenburg. 1800. II. 90. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 23. Lüben, Auswahl. I. 145.

1. Erläuterungen.

V. 16. „Almanach", Kalender. Wie der ganze Abschnitt,

zu dem diese Zeile gehört, so ist auch diese vornehme Bezeichnung des Kalenders ganz gelungen komisch.

17. „— beten“, den Abendsegen lesen.

18. „Die Ordnung“, den Gebrauch frommer Christen, dergleichen sein Nachbar war.

21 u. 22. „Er schien sich fast glücklicher zu preisen, als die beruf'nen sieben Weisen.“ Es schien, als wäre er noch glücklicher zu preisen gewesen, als die sieben berühmten Weisen. Diese waren gelehrte Griechen, die eine Art philosophischen Verein bildeten, in welchem sie ihre Ideeen austauschten, und durch vereintes Streben ihre Wirksamkeit erhöhten. Jeder von ihnen hatte einen Wahlspruch, in dem sich sein Charakter und seine Denkart ausdrückte; vielleicht sind ihnen aber diese Wahlsprüche erst von Spätern zur Bezeichnung ihres Charakters beigelegt worden. Die Namen dieser sieben Weisen sind folgende: Solon von Athen, der berühmte Gesetzgeber. Sein Wahlspruch war: „Nimmer zu sehr!“ (d. h. allzuscharf macht schartig.) Thales von Milet, der zuerst unter den Griechen das Eintreffen einer Sonnenfinsternis für das J. 610 v. Chr. berechnete und vorhersagte, mit dem Wahlspruch: „Bürgschaft bringt dir Leid!“ Pittăkos von Mitylene mit dem Wahlspruch: „Wohl erwäge die Zeit!“ Bias von Priene in Jonien, ein großer Redner, welcher sein Talent für den schönen Zweck verwendete, Arme und Unschuldige vor Gericht zu vertreten. Als einst seine Vaterstadt geplündert wurde, ging er, wie er war, zum Thore hinaus, indem er sagte, daß er seinen ganzen Reichtum bei sich trüge, womit er seine Kenntnisse meinte. Sein Wahlspruch war: „Mehre machen es schlimm!“ oder (wie wir jetzt sagen: viele Köche verderben den Brei). Periander von Korinth, Tyrann dieser Stadt, ein Freund und Beförderer von Kunst und Wissenschaft, aber ein sehr gewaltthätiger Herrscher. Er hatte den Wahlspruch: „Jegliches vorbedacht!“ Chilon von Sparta, Ephor dieser Stadt, hatte zum Wahlspruch: „Kenne dich selbst!“ Kleobūlos von Rhodos, mit dem Wahlspruche: „Maß zu halten ist gut!“

23. „Als manches Haupt gelehrter Welt“, mancher Gelehrte.

24. „Für den achten“, nämlich für den achten Weisen hält.

26. „Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe“, ein Nachkomme von Eltern, die sich aus Eigennutz, d. h. des Geldes halber geheiratet hatten; ihr Eigennutz war auf ihren Sprößling übergegangen.

27. „Steif und bürgerlich“. Beide Ausdrücke beziehen sich auf das Benehmen in geselligen Verhältnissen. „Steif“ nennt man dasselbe, wenn jemand die Formen des geselligen Verkehrs ohne Verständnis ihrer sittlichen Bedeutung sklavisch beobachtet; „bürgerlich“ ist gleichbedeutend mit spießbürgerlich.

Das Spießbürgertum des vorigen Jahrh. hatte die Eigentümlichkeit, sich in unverstandenen und darum bedeutungslosen, und einer besseren Geselligkeit hinderlichen, den höhern Ständen äußerlich abgesehenen geselligen Formen zu bewegen.

29. „Ein Garkoch richtender Verwandten“, bei dem die Verwandten täglich eine zugerichtete Mahlzeit finden konnten. „Richtende“ Verwandte, solche, die ihre Nächsten richteten, ihren Wirt mit den Fehlern und Schwachheiten anderer Menschen zu unterhalten suchten. „Garkoch“, der eine Garküche hält, worin man zu jeder Stunde warmes Essen erhält.

32. „Und seiner Wechsel oft vergaß“, auf die er Geld geborgt hatte, also sein Vermögen nicht ordentlich verwaltete. Reiche denken sonst an ihre Schätze, dieser aber schmauste so leidenschaftlich, daß er selbst seines Geldes und seiner Wechsel vergaß.

44. „Wie fangt ihr's an?“ wie betreibt ihr euer Gewerbe, daß ihr so viel verdient, um immer lustig sein zu können? Der Reiche spricht nach seiner Denkweise.

51. „Ich weiß die Zahl“. Ein naiver Zug! Er studierte aber auch den Kalender. V. 16.

59. „Rot gefärbt“, in den Kalendern rot gedruckt, wie es sonst gebräuchlich war. Johann scheint zu glauben, daß der Urheber des Kalenders auch Urheber der Festtage sei.

60. „Geerbt“, war durch Erbschaft in den Stand gesetzt, ohne Arbeit leben zu können.

73. „— schwenkt das Geld“, schüttelt es um, damit er's klingen hört.

77. „Band“. Ein Kasten, der mit eisernen Bändern beschlagen ist.

83. „— bis er glaubt“, bis er sicher ist. Glaubt ward hier wohl nur des Reimes halber genommen.

87. „— keine Kunst vergaß“, um seinen finstern und mürrischen Herrn zu besänftigen.

88. „— bei dem Kessel saß“, bei dem großen Siedekessel des Seifensieders. Die Hunde lieben warme Stellen.

93 u. 94. „Und manches Zärtlings dunkle Freuden ihn ewig von der Freiheit scheiden“, wie das schwache, fade Vergnügen, das dem weichlichen, verzärtelten Reichen der Besitz voller Kasten giebt, seinem Frohsinn und seiner Zufriedenheit nachteilig geworden ist.

103. „Bettel“, verächtliche Bezeichnung für eine Sache von geringem Werte, so viel als Lumperei.

Ramler, der die Erzählung in seiner Fabellese (I. 105) mit einigen Veränderungen wieder giebt, hat diese 6 V. 91—96, nicht unglücklich so umgeschmolzen:

Er lernt zuletzt, daß Gut und Geld
Nicht für die Freuden schadlos hält,
Die der Zufriedene genießet,
Dem Arbeit Kost und Schlaf versüßet,
Der braucht, was ihm sein Fleiß beschert,
Und nie vermißt, was er entbehrt.

2. Inhaltsangabe.

Johann, ein Seifensieder, erwarb täglich ungefähr so viel, als er brauchte, war aber dabei so vergnügt, daß er den ganzen Tag sang und zwar so laut, daß die halbe Nachbarschaft es hörte. Sein Wissen war gering, sein Glück aber nicht geringer, als das der sieben Weisen Griechenlands oder eines Gelehrten der Gegenwart. In seiner Nähe wohnte ein reicher Prasser, der in der Regel erst nach Mitternacht zu Bette ging, und in seinem ersten Schlafe stets durch den Gesang des früh aufstehenden Johann gestört wurde. Um dieser Unannehmlichkeit überhoben zu werden, ließ er eines Morgens den Seifensieder zu sich kommen, unterhielt sich freundlich mit ihm über sein Geschäft und seine Einnahme, und gab ihm darauf 50 Thaler unter der Bedingung, fernerhin nicht mehr zu singen. Johann ging freudig auf diese Bedingung ein, erfuhr aber bald, daß das Geld nicht zufrieden und glücklich macht, vielmehr das Gegenteil bewirkt. Um daher seine frühere Ruhe und Zufriedenheit wieder zu erlangen, trug er dem reichen Nachbar sein Geld wieder hin und sang darauf fröhlich weiter.

3. Grundgedanke.

Der Grundgedanke ist in der 91.—96. Zeile ausgesprochen. Einfacher läßt er sich so ausdrücken: Nicht Reichtum, sondern Zufriedenheit macht glücklich.

4. Die Personen der Erzählung.

a. Johann ist ein arbeitsamer, vollkommen zufriedener Mann, der durch anhaltenden Fleiß an jedem Tage so viel erwirbt, als er am nächstfolgenden gebraucht, und sich deshalb keine Sorgen macht. Sein schönstes Vergnügen ist der Gesang; vom Morgen bis zum Abend läßt er ihn erschallen und versüßt sich dadurch die Arbeit. Man wird nicht irren, wenn man ihn nach dem Ausspruche Seumes: „Wo man singet, laß dich ruhig nieder, Bösewichter haben keine Lieder“, für einen guten Menschen hält. Große Überlegung ist aber nicht seine Sache; ohne sich lange zu bedenken, giebt er sein größtes Vergnügen, den Gesang, für — 50 Thaler hin. Erst Erfahrung muß ihn klug machen, wie es bei allen der Fall ist, die wenig denken. Sobald er aber das Rechte erkannt hat, wählt und thut er es auch.

b. Der reiche Erbe ist ein Mann, der nur den sinnlichen

Genuß kennt, den auserlesene Speisen und Getränke und Ruhe gewähren; was ihn darin stört, ist ihm widerwärtig. Die Arbeit liebt er so wenig, daß er nicht einmal sein Vermögen ordnungsmäßig verwaltet. Erfüllt von Geldstolz geht er steif einher und sieht über alle verächtlich hinweg. Dabei ist er ohne Bildung und weiß sich nicht einmal im gewöhnlichen Umgang edel zu halten.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht gehört zu den poetischen Erzählungen. Die Sprache desselben ist leicht und fließend; die vier Hauptmomente der Handlung (der Frohsinn des Johann, die Unterredung mit dem reichen Nachbar, die Bewachung und Zurückgabe des Geldes) sind mit großer Gemütlichkeit ausgemalt, hier und da fast etwas breit. Dennoch gehört der „Seifensieder" zu den gelungensten unter Hagedorns Erzählungen, und hat daher auch eine seltene Verbreitung gefunden. Nach seiner eigenen Angabe hat er die Grundzüge dazu von Burcard Waldis*) entlehnt, bei dem jedoch die Hauptperson ein Schuhflicker ist.

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Der Arbeitsame und der Verschwender. 2. Klage des reichen Schlemmers. 3. Der Zufriedene. 4. Morgenstunde hat Gold im Munde.

Wie die Fabel, so hat Hagedorn auch die poetische Erzählung, die seit dem 30jährigen Kriege beinahe verschwunden war, in die neuere Litteratur eingeführt. Sein Vorbild war auch hier der Franzose Lafontaine. Wie bei diesem, so trägt auch bei Hagedorn jede Erzählung eine sittliche Lehre in sich. Bei einigen, zu denen der „Seifensieder" gehört, ist sie nur angedeutet, bei anderen tritt sie, wie bei den Fabeln, wie ein Aushängeschild hervor. Gleichwohl haben diese Erzählungen wenig oder nichts von einer moralischen Predigt; vielmehr behandeln sie öfter ziemlich leichtfertige Stoffe und erinnern lebhaft an Lafontaine.

Die meisten seiner Erzählungen sind etwas breit gehalten, da er gern die einflußreicheren Nebenumstände mit Behaglichkeit ausmalt. Man kann ihm aber daraus selten einen Vorwurf machen, da auf diese Weise gewöhnlich die Begebenheiten oder Charaktere in ein helleres Licht gesetzt werden. Die Sprache ist leicht und angenehm.

---

*) 87. Fabel des 4. Buches. Bl. 334.

D. Lieder.

8. Der Mai.

Poetische Wke. Hamburg, 1757. III. 146. Ausg. v. Eschenburg. Hamburg, 1800.

1. Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Star.

2. Wie munter sind Schäfer und Herde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist jetzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

3. Wie gleichet doch Zephyr der Floren!
Sie haben sich weislich erkoren,
Sie wählen den Wechsel zur Pflicht.
Er flattert um Sprossen und Garben;
Sie liebet unzählige Farben;
Und Eifersucht trennet sie nicht.

4. Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

5. Wie buhlerisch, wie so gelinde
Erwärmen die westlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich scherzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Luft.

6. Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schalmeien,
Ihr stampfenden Tänzer! hervor!
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauernknecht hebet die Liese
In hurtiger Wendung empor.

7. Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Mut?

Von Hagedorns Liedern ist dies das am längsten bekannt gebliebene. Es wurde früher vielfach gesungen, und findet sich auch jetzt noch mit einigen Textabänderungen in Liedersammlungen. Seit aber Goethe und andere Dichter von Bedeutung den Mai

besungen haben, ertönt Hagedorns Mailied nur noch selten. Beim ersten Lesen erscheint das Lied ziemlich natürlich und ungeziert; eine genauere Prüfung läßt aber leicht erkennen, daß es sehr in bloßer Beschreibung befangen ist, und die Frühlings-Stimmung und die dieser Jahreszeit eigentümliche Poesie nur andeutet, nicht wirklich ausspricht. Die zahlreichen Beiwörter, die gehäuften Hauptwörter („die Triften, den Anger, den Wald", „das Ufer, den Hügel, die Gruft") und einzelne matte Zeilen („wie lebhaft ist jetzo die Welt", „nun scheidet des Winters Gestalt", „die jugendlich scherzende Liebe empfindet die Reizung der Triebe") wirken geradezu störend. Viel Eintrag thut dem Liede auch der Umstand, daß der Dichter das eigene Gefühl der Liebe, welches im Mai erwacht und auch ihn zum Gesange begeistert hatte, dem „Bauerknecht" und der „Liese" in den Mund legt, sie fröhlich tanzend vorführt, und dann mit der trivialen Frage schließt: „Was gleichet dem Landvolk an Mut?"

Um das Gesagte ganz zu empfinden, lese man Goethes „Mailied" („Zwischen Weizen und Korn") oder dessen „Frühzeitiger Frühling" („Tage der Wonne, kommt ihr so bald?"), die unmittelbar der Brust entstiegen und kein leeres und kein müßiges Wort enthalten, und mit Uhland wird man dann ausrufen:

„Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es da noch großer Dinge,
Dich zu preisen Frühlingstag?"

Hagedorns „Mai" steht in seinen Werken unter den im letzten Teile befindlichen „Oden und Liedern". Der Dichter hat eine ganze Anzahl derartiger Poesieen geliefert. Nach seiner eigenen Erklärung ist ihm die Ode die höhere, tiefer gehende Gattung, welche zugleich im Ausdruck höchst gewählt sein muß, während das Lied leicht an das Epigramm streifen kann. Seine Oden sollen nicht so sehr den erhabenen, als den gefälligen Charakter der Ode besitzen, durch welchen dieselbe ihre Vorzüge reizender und gesellschaftlich machet. Vorbild für diese lyrischen Poesieen waren unserm Dichter die Engländer und Franzosen, vielfach jedoch auch Horaz, der sein ganzes Leben über sein Liebling war und in einem langen Gedichte von ihm gefeiert worden ist. Das Hauptthema der Hagedornschen Lieder ist Wein und Liebe, überhaupt heiterer Lebensgenuß, weshalb von ihrer Verwendung in der Schule abgesehen werden muß. Indes darf man diese Bemerkung nicht so verstehen, als wären diese Lieder durchweg schlüpfrig und frivol; ruft er doch selbst in dem Gedicht „Anakreon" dem Poeten zu:

„Verdienet selbst in Scherzen den Namen echter Weisen".

Die Sprache in Hagedorns Liedern ist, wie in seinen anderen Dichtungen, leicht, beweglich, natürlich und oft in hohem Grade wohllautend. Und hierin hat es gewiß vorzugsweise seinen Grund, daß viele derselben komponiert und fleißig gesungen worden sind.

Leben und Charakteristik Hagedorns.

I.

Friedrich von Hagedorn wurde am 23. April 1708 zu Hamburg geboren. Sein Vater, Hans Stats von Hagedorn, war dänischer Staats- und Konferenzrat, und lebte als Resident (Bevollmächtigter) seiner Regierung in Hamburg, dem Mittelpunkte des damaligen niedersächsischen Kreises. Er zeichnete sich durch eine treffliche wissenschaftliche Bildung und regen Sinn für Poesie aus, und vermochte durch beides vorteilhaft auf die Geistesentwickelung seiner Kinder (zwei Söhne) einzuwirken. Günstige Vermögensverhältnisse machten es ihm außerdem möglich, demselben durch die tüchtigsten Lehrer Privatunterricht ertheilen zu lassen. Er starb aber schon 1722, nachdem er wenige Jahre vorher durch allerlei Unglücksfälle den größten Teil seines Vermögens eingebüßt hatte. Die Mutter wandte nach seinem Tode allen Fleiß auf die Erziehung ihrer Söhne, schickte sie auch auf das Hamburger Gymnasium, wo sie an Wolf, Fabricius und Richey vortreffliche Lehrer fanden. Unser Friedrich wurde schon in dieser Zeit mit den vorzüglichsten Schriftstellern der neueren Litteratur bekannt, und machte sogar in der französischen und italienischen Sprache einige poetische Versuche. Ostern 1726 ging er nach Jena, um die Rechte zu studieren. Seine Neigung zur Poesie bewirkte jedoch, daß er seinen akademischen Studien nur geringen Fleiß widmete. 1729 kehrte er nach Hamburg zurück, und ließ noch in demselben Jahre eine Sammlung seiner Jugendgedichte unter dem Titel: „Versuch einiger Gedichte oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden“ drucken. Er hat diesen übereilten Schritt später, als sein Geschmack geläutert war, sehr bereut. Die äußeren Verhältnisse Hagedorns gestalteten sich recht bald günstig. Der dänische Gesandte für England, Freiherr von Sohlenthal ernannte ihn zu seinem Sekretär und nahm ihn 1729 mit nach London. Mit Fleiß widmete er sich hier der englischen Sprache und Litteratur und veröffentlichte auch einige englische Schriften. Im Sommer 1731 kehrte er in Gesellschaft des Gesandten durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück. Im folgenden Jahre starb seine Mutter. Nachdem Hagedorn eine Zeitlang ohne Versorgung gewesen war, erhielt er 1733 eine Anstellung als Sekretär bei einer Handelsgesellschaft, dem sogenannten englischen Court. Diese Stelle gewährte ihm eine reichliche Einnahme und ließ ihm dabei

so viel Muße, daß er ein recht angenehmes Leben führen konnte. Bald darauf verheiratete er sich, war aber in seiner Wahl nicht sehr glücklich, was ihn veranlaßte, außer dem Hause Umgang zu suchen. In dem besuchtesten Hamburger Kaffeehause, an den Vergnügungsorten des reizend an der Alster gelegenen Harvstehude war Hagedorn ein vielgesehener Gast. In Harvstehude zeigte man noch lange nach seinem Tode eine Linde, unter der er sich gern dem Genuß der Natur hingab. Mehrere Jahre hindurch aß er jeden Freitag zu Mittag bei seinem vertrautesten Freund Carpser, einem geschätzten Wundarzte, und er wußte das Mahl durch Frohsinn und Witz so zu erheitern, daß die geistvollsten Männer sich dort hingezogen fühlten. In heiterer Gesellschaft ließ Hagedorn sich nicht selten zum Übermaß der Tafelfreuden, namentlich des Weingenusses, verleiten, und legte dadurch früh den Grund zu podagraischen Beschwerden und zur Wassersucht, der er am 28. Okt. 1754, im noch nicht vollendeten 47. Lebensjahre erlag.

II.

Hagedorn zeigte schon sehr früh Neigung zur Poesie und fing bereits an zu reimen, noch ehe er ordentlich schreiben konnte. In einem poetischen Sendschreiben, welches sich in seinem „Versuch einiger Gedichte" befindet, sagt er:

„Mich hat von Jugend auf ein starker Zug regiert,
Der den gereizten Sinn zum Dichten angeführt;
Der Kindheit liebster Scherz und kaum verständlich's Lallen
War oft ein Reimlein zart, das andern nicht mißfallen,
Ich nahm zum Zeitvertreib die Poesie schon an,
Eh' noch der schwache Fuß zum Gehen Kraft gewann,
Und eh' die kleine Hand die Lettern deutlich schriebe,
Empfand schon meine Brust zu Versen Lust und Liebe."

Und er ist der Poesie bis zu seinem Lebensende treu geblieben. Sein fleißiges Studium der alten und neuen Dichter übte einen veredelnden Einfluß auf seine Sprache aus und verlieh ihr nach und nach eine so große Anmut, daß er endlich alles überstrahlte, was die besten Dichter vor ihm und zu seiner Zeit geleistet hatten. Durch diesen leicht wahrzunehmenden Fortschritt unterscheidet sich Hagedorn vorteilhaft von Haller, dem über der Verbesserung die Frische und Natürlichkeit verloren ging.

Wie schon oben gezeigt wurde, sind es vorzugsweise 3 Dichtungsarten, in denen Hagedorn sich auszeichnete und durch die er mit Haller der Gründer einer neuen Epoche wurde: die Fabel, die poetische Erzählung und das heitere Lied. Doch hat er auch als didaktischer Dichter, namentlich im Epigramm, Treffliches geleistet. Stoff und Form lieferten ihm besonders die Franzosen, deren ganzes Wesen seiner heiteren Lebens=

anschauung entsprach; aber er verstand die Kunst, beides so eigentümlich deutsch zu gestalten, daß man den fremden Ursprung nirgends merkt.

Litteratur.

A. Hagedorns Schriften.

Versuch einiger Gedichte, oder erlesene Proben poet. Nebenstunden. Hamburg, 1729.
Versuch in poet. Fabeln u. Erzählungen. Hambg., 1738. 2. Aufl. 1752. 2 Bde.
Oden und Lieder in 5 Büchern. Hambg., 1747. 3. Aufl. 1756.
Versuch in moralischen Gedichten. Hambg., 1750. 4. Ausg. 1771.
Sämtl. poet. Wke. Hambg., 1757. 3 Tle. Ausg. letzter Hand. Mehrfach neu aufgelegt.
Poetische Werke. Mit seiner Lebensbeschreibung u. Charakteristik u. mit Auszügen s. Briefw. begleitet v. Joh. Joachim Eschenburg. 5 Tle. Hambg., 1800. (I. Lehrgedichte. II. Fabeln u. Erzählungen. III. Oden u. Lieder. IV. Leben. V. Briefe.) Dies ist d. beste Ausgabe. 1825 erschien eine billigere Ausgabe davon, die aber auch schon im Buchhandel fehlt.
Mehrfach sind auch Nachdrucke von Hagedorns Poet. Werken erschienen, so einer in Wien 1765, in 3 Tln., ein anderer in Karlsruhe.

B. Schriften über Hagedorn.

Hagedorns Leben u. Charakteristik im 4. Tle. der eben genannten Ausg. s. Werke v. Eschenburg.
Dr. Karl Schmitt, Friedrich v. Hagedorn, nach s. poet. u. litteraturgeschichtl. Bedeutung dargestellt. In: A. Henneberger, Jahrbuch für deutsche Litteraturgeschichte. 1. Jahrg. Meiningen, 1855. 2,80 M.

XXV. Gellert.

A. Poesie.

I. Fabeln.

1. Das Kutschpferd.

Gellerts Wke. Lpzg., 1769. I. 139. Berlin, 1856. I. 148. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 121. — Lüben, Auswahl. I. 148.

1. Abfragen des Inhaltes.

1. Wodurch giebt das Kutschpferd seinen Stolz zu erkennen? Durch den Blick, durch die Stimme und durch Körperbewegungen. 2. Wie pflegen Menschen ihren Stolz auszudrücken? Ganz ebenso; sie sehen auch verächtlich auf andere herab, machen ein eigentümliches Gesicht, und drücken durch den Ton ihrer Stimme und die Art ihrer Rede aus, daß sie sich mehr und vollkommener dünken, als ihre Mitmenschen. 3. Von wem will das Kutschpferd bewundert werden? 4. Was versteht es unter Welt? Die Menschen, namentlich solche, die viel auf äußere Dinge achten. 5. Was ver=

langt der Ackergaul vom Kutschpferde? Daß es schweigen, und ihn ruhig pflügen lassen soll. 6. Was hält der Ackergaul dem Stolz des Kutschpferdes entgegen? Den Nutzen, den es durch seine Arbeit auch ihm schafft.

2. Inhaltsangabe.

Es ist in dieser Fabel von einem Kutschpferde und einem Ackergaul, der den Pflug zieht, die Rede. Ersteres bildet sich viel darauf ein, daß es sich durch schöne Körperbewegungen ein von der Welt bewundertes Ansehen geben könne; letzterer wünscht, bei seiner Arbeit nicht gestört zu werden und erinnert das Kutschpferd zugleich an den Nutzen, den er auch ihm durch das Bebauen des Feldes gewähre.

3. Grundgedanke der Fabel.

Die vornehmen Müßiggänger sollen die fleißigen Arbeiter nicht verachten.

Gellert giebt die Tendenz der Fabel selbst in folgenden Zeilen an:

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ' ernährt,
Nichts bessers, als Verachtung wert?
Gesetzt, du hättest bess're Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.
Denn stammtest du aus ihren Hütten:
So hättest du auch ihre Sitten.
Und was du bist und mehr, das würden sie auch sein,
Wenn sie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

4. Lesen.

Die verschiedene Denkweise beider Pferde, der Stolz des Kutschpferdes und die Zufriedenheit des Ackergaules, muß möglichst durch den Ton der Stimme ausgedrückt werden. Der Lehrer kann die Fabel auch von zwei Schülern lesen lassen und dann die angehängte Moral selbst vortragen.

2. Der Zeisig.

Gellerts sämtl. Schriften. Lpzg., 1769. I. 5. Berlin, 1856. I. 41. Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 144. Lüben, Auswahl. I. 149.

1. Erläuterungen.

V. 3. „göttlich Lied", vorzüglich schönes Lied.
V. 4. „süße Schall", angenehm. Schall ist hier wohl

für Ton gewählt, um den lauten, schmetternden Schlag der Nachtigall besser zu bezeichnen. Hagedorn sagt in seinem Maienliede: „Der Nachtigall reizende Lieder ertönen und locken schon wieder.“

2. Inhaltsangabe.

Vor Damons Fenster hing eine Nachtigall und ein Zeisig. Damons kleiner Sohn hörte den Gesang (Schlag) der Nachtigall, ohne sie selbst wahrzunehmen. Auf seinen Wunsch, den schönen Sänger zu sehen, nimmt der Vater beide Vögel herein und fragt den Sohn, welchen er für den Sänger halte. Der Knabe zeigte, ohne sich lange zu besinnen, auf den Zeisig, weil sein Gefieder im Vergleich zu dem der Nachtigall so schön sei.

3. Charakteristik des Knaben.

Der Knabe urteilt bloß nach dem Eindruck, den das Äußere des Zeisigs auf sein Gesicht macht; zu einer wirklichen Prüfung nimmt er sich keine Zeit. Sein Urteil ist daher nicht bloß vorschnell und unbesonnen, sondern auch ungerecht und falsch. Niemand vermag ohne vorherige Prüfung ein gerechtes und wahres Urteil zu fällen. Der Knabe fügt seinem Urteil noch eine Bekräftigung („so wahr ich ehrlich bin!“) hinzu, um die Vorstellung zu erregen, daß er seiner Sache ganz „gewiß sei“. Das verrät strafbaren Leichtsinn und zeigt von Unbescheidenheit. Sein Urteil über die Nachtigall entspricht ganz dem über den Zeisig, enthält aber auch noch zugleich eine Verhöhnung, wodurch der Charakter des Knaben in einem übeln Lichte erscheint.

Bei solchen Eigenschaften konnte das Söhnchen natürlich nicht in der ihm vom Vater gestellten Probe bestehen.

4. Grundgedanke.

Der Dichter hat seiner Fabel die Moral selbst mit folgenden Worten hinzugefügt:

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe, schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kommt, und kaum ist Stax erschienen:
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vorteilhaft ist jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht:
So schließt man bei dem ersten Blicke
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Vor Mitteilung dieses moralischen Anhangs entwickelt der Lehrer den Hauptgedanken und läßt ihn etwa in folgender Weise fassen:

Aus äußerer Schönheit und Kleiderpracht kann man nicht auf geistige Vorzüge schließen, da sich beide nicht wie Ursache und Wirkung zu einander verhalten.

5. Schriftliche Aufgaben.

Machen Kleider Leute?

3. Der Kuckuck.

Gellerts sämtl. Schriften. Lpzg., 1769. I. 28. Berlin, 1856. I. 59. Lüben, Auswahl. I. 149.

Die Fabel sieht es zwar zunächst auf die richtige Bemerkung ab, daß vieles Reden von sich selbst ein sicheres Kennzeichen von Unfähigkeit sei, warnt aber indirekt doch auch jeden andern vor Ruhmredigkeit und Eigenlob.

4. Der junge Gelehrte.

Ebendaselbst. Lpzg., 1769. I. 202. Berlin, 1856. I. 200. Lüben, Auswahl. I. 150.

Homer und Plato (Platon) sind Griechen; jener lebte um 1000 v. Chr. und ist der berühmteste Dichter, dieser um 380 v. Chr., war ein Schüler des Sokrates, wurde Stifter einer Philosophenschule und ist berühmt durch seine philosophischen Schriften. Cicero, einer der berühmtesten Staatsmänner Roms, wurde 104 v. Chr. geboren.

Sonst ist die Fabel völlig verständlich. Das Geschlecht, zu dem unser Gelehrter gehört, ist noch nicht ausgestorben.

5. Der arme Schiffer.

Ebendaselbst. Lpzg., 1769. I. 101. Berlin, 1856. I. 119. Lüben, Auswahl. I. 150.

6. Amynt.

Ebendaselbst. Lpzg., 1769. I. 162. Berlin, 1856. I. 168. Lüben, Auswahl. I. 152.

Die Personen der Fabeln Nr. 5 und 6.

In Philet und dem namenlosen „Reichen" werden uns zwei Menschen vorgeführt, wie sie sich noch heut allerwärts finden. Beide stimmen darin überein, daß sie reich sind und Geld an Bedürftige verleihen. Philet verfolgt edle Zwecke dabei; er will das Wohl der Armen und Bedrängten fördern. Die Redlichen und Fleißigen darunter sind ihm persönlich bekannt, und nahet sich ihm einer derselben mit einer Bitte, so giebt er ohne

peinliches Bedenken, oder sucht gar durch Anerkennung das Bewußtsein der Redlichkeit noch zu heben. „Du bist ein ordentlicher Mann, dem muß man ohne Handschrift borgen,“ sagt er zum bittenden Schiffer, der kein anderes Pfand hat, als seine Redlichkeit. Gellert bezeichnet diese Handlungsweise als großmütig und zeigt in der Fabel, daß Großmut im Geben Großmut in der Dankbarkeit erzeugt. Das ist insofern in unserem Falle ganz richtig, als der Schiffer ja nur verpflichtet war, das Kapital nebst Zinsen zurückzuzahlen; aber er beschränkt sich darauf nicht, sondern will freiwillig hingeben, was er mit dem geliehenen Kapital gewonnen hat.

Der „reiche Mann“ leihet nur gegen hohe Zinsen, nicht um Armen zu helfen; er ist ein Wucherer, wie die Fabel zeigt. Dieser Denkweise ist es ganz angemessen, daß er Hilfesuchende hart und erniedrigend behandelt und den Arbeitern ihren wohlverdienten Lohn vorenthält. Menschen, die nichts Höheres kennen, als Reichtum, kommen leicht dahin, anzunehmen, daß um Geld alles feil ist, auch der ehrliche Name und das gute Gewissen. Daher die unverschämte Forderung des reichen Mannes an Amynt. Amynt ist ein trefflicher Charakter; auch die drückendste Armut und die Aussicht auf Rettung aus derselben sind nicht imstande, ihn vom Wege des Rechts abzubringen.

II. Erzählungen.

7. Damokles.

Gellerts sämtl. Schriften. Lpzg., 1769. I. 84. Berlin, 1856. I. 106. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 24. Lüben, Auswahl. I. 153.

1. Abfragen des Inhaltes.

1. Von wem ist in den ersten 6 Zeilen (Versen) die Rede? Von einem Menschen, Namens Damokles. 2. Wie wird er genannt, noch ehe wir seinen Namen erfahren? Ein Schmeichler. 3. Was that Damokles? Er pries den Tyrannen Dionys glücklich wegen des Glanzes der äußerlichen Ehre, des reichen Überflusses an Volk und Gold. 4. Was entgegnete Dionys hierauf? Er sagte, daß er sein Glück nur unvollkommen kenne, und fragte ihn, ob er einmal an seine Stelle wolle? 5. Was erwiderte Damokles hierauf? 6. Was schildert der Dichter in Zeile 13—25? Die fürstlichen Freuden, welche Damokles genießt. 7. Worin bestehen diese Freuden? 8. Was bemerkt Damokles inmitten seiner Genüsse plötzlich? 9. Was für eine Wirkung bringt die Wahrnehmung hervor? Sie erfüllt sein Herz mit Schrecken, macht ihn beben. 10. Weshalb? Weil er fürchtet, das Schwert möge herabfallen und ihn beschädigen. 11. Worin wird er durch die dro-

hende Gefahr gestört? In seinem Glücke. 12. Welchen Wunsch ruft die Gefahr in ihm hervor? Nicht länger das fürstliche Glück zu genießen.

2. Erläuterungen.

V. 1. „Tyrann" hieß bei den Griechen jeder Herrscher, welcher sich auf unrechtmäßigem Wege in den alleinigen Besitz der Regierung gebracht hatte. Er konnte desungeachtet ein vortrefflicher Regent sein. Jetzt bezeichnet man mit dem Worte Tyrann einen eigenmächtigen, grausamen Herrscher, einen Wüterich. Dionys ist ein solcher. Er hatte sich teils durch Anschwärzung öffentlicher Beamten, teils durch seine Tapferkeit vom Kriegshauptmann zum Feldherrn und durch sein Söldnerheer 405 zum Tyrannen von Syrakus emporgeschwungen. Von Charakter grausam und argwöhnisch, lebte er in beständiger Furcht vor der Rache der Bürger, da er viele Einwohner von Syrakus, wie auch der benachbarten Städte durch Knechtung und Wegführung unglücklich gemacht hatte. Seinen Zustand veranschaulichte er dem Höflinge Damokles dadurch, daß er über das Haupt desselben ein an ein Pferdehaar gebundenes Schwert aufhängen ließ. Dennoch wollte er als ein Freund der Wissenschaft und Kunst gelten. Er lud Dichter und Weise zu sich, die seinem Hofe Glanz verleihen mußten. Wer ihm aber nicht mit Lob huldigte, oder wohl gar seine Gedichte verspottete, wurde in die Steinbrüche bei Syrakus gefangen gesetzt.

16. „Wollust" bezeichnet einen hohen Grad sinnlichen Genusses.

17. „Purpur" ist die Bezeichnung einer Farbe, welche die Alten aus dem Safte verschiedener Schnecken, namentlich der Purpurschnecken des Mittelmeeres (Purpura patula) bereiteten. Diese Farbe war von vorzüglicher Schönheit, jedoch nicht bloß rot, sondern auch violett und schwärzlich. Gegenwärtig wird die rote Purpurfarbe aus verschiedenen Schildlausarten (Coccus) gewonnen. In unserm Gedicht bezeichnet Purpur überhaupt die prächtigen Farben, mit denen die Zimmer der Paläste bemalt sind.

18. „Gold", goldenes Geschirr, goldene Pokale.

3. Angabe des Inhaltes.

Das Gedicht berichtet von zwei Personen, einem Schmeichler, Namens Damokles, und dem Tyrannen Dionys. Damokles hält Dionys wegen seines Überflusses an Volk und Gold für unendlich glücklich, worauf dieser ihn auffordert, einmal seine Stelle einzunehmen, um dies von ihm so gepriesene Glück vollkommen kennen zu lernen. Damokles nimmt das Anerbieten mit großer Freude an. Alle Herrlichkeiten eines Fürsten, ein goldener Stuhl, köstlich

geschmückte Zimmer, goldenes Eß- und Trinkgeschirr, zahlreiche Bedienung und berühmte Sänger stehen ihm sofort zu Gebote und entzücken ihn vollkommen. Mitten in seinem Glücke erblickt er aber plötzlich nahe über seinem Haupte an der Decke ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar hangen. Diese drohende Gefahr erfüllt ihn mit Schrecken; er fängt an zu beben, vergißt alle Pracht und Herrlichkeit und ruft zitternd aus: „Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!“

4. Grundgedanke.

Der Dichter giebt den Grundgedanken in folgenden, seiner Erzählung voranstehenden Zeilen selbst an.

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
Ein Wütrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als teures Elend schmecken.

Kürzer läßt sich der Grundgedanke auch so ausdrücken: Ein Herrscher, der die Liebe seines Volkes nicht besitzt, ist unglücklich bei aller äußeren Herrlichkeit.

5. Form der Darstellung.

Das Stück ist eine poetische Erzählung, wie wir sie bereits im „Seifensieder“ von Hagedorn kennen gelernt haben. Die ganze Darstellung erinnert durch die Form sehr an die Gellertschen Fabeln. Die Anlage ist vollkommen klar, der Stil leicht und fließend.

6. Lesen.

Bis Zeile 25 herrscht der Erzählton, der jedoch von der 14. Zeile an etwas lebhafter wird. Von Zeile 26 an wird mit steigender Angst bis zum Schluß gelesen.

8. Der Prozeß.

Gellerts sämtl. Schriften. Lpzg., 1769. I. 40. Berlin, 1856. I. 70. Lüben, Auswahl. I. 154.

1. Erläuterungen.

V. 7. „Du siehst, man will dich übertäuben“, durch viele und laute Worte zum Schweigen bringen.

11. „Rain“, ein Grasstreifen, der die Grenze zwischen zwei Äckern bildet, ein Grenzrain, also an sich ein höchst unbedeutender Gegenstand.

17. „lange vor der Schwedenzeit“, vor dem dreißigjährigen Kriege.

29. „sein Advokat“. Das „sein“ läßt erkennen, daß Kunz öfter Prozesse führte, also prozeßsüchtig war.

30. „War kurz zuvor ins Amt geritten“, nach dem Sitz des Justizamtes, wo er einen Prozeß zu führen hatte.

37. „Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen“, in der Absicht nämlich, die Zweifler zu verklagen: Herr Glimpf, der nie von Prozessen abrät, vielmehr zu denselben anreizt, würde die Klage sicher annehmen. Mit diesem Scherze will der Dichter den rechtsverdrehenden Advokaten einen Hieb abgeben.

55. „verklagt den Ungestümen“, den Unverschämten“.

71. „die alte Nachricht“, Überlieferung. Statt „lehrte“ und „zugehörte“ sollte wohl der Konjunktiv: lehre — zugehöre stehen.

90. „Und Haus und Hof schon angeschlagen sind“, am Gerichtshause öffentlich zum Verkauf ausgeboten sind.

2. Inhaltsangabe.

Zwei Bauern, Kunz und sein Nachbar, geraten über einen Grenzrain, von dem jeder behauptet, er gehöre ihm, in Streit. Kunz will den Streit durch das Gericht entscheiden lassen. Zornentbrannt eilt er nach der nächsten Stadt zu seinem Advokaten und läuft demselben nach ins Amt, da er ihn nicht zu Hause antrifft. In voller Aufregung trägt er diesem sein Anliegen vor und stellt reiche Belohnung in Aussicht, wenn er ihm zur Gewinnung des Prozesses behilflich wäre. Der Advokat bestärkt den Kläger in seinem Vorhaben, übernimmt dessen Prozeß, zieht denselben außerordentlich in die Länge, gewinnt ihn aber endlich doch. Kunz verarmt darüber, ist aber doch hoch erfreut über den glücklichen Ausgang der Klage.

3. Die Personen des Gedichtes.

Kunz ist ein streit- und prozeßsüchtiger Bauer und infolge dessen so rechthaberisch, daß er Haus und Hof daran setzt, um nur Recht zu behalten. Die ihn charakterisierende Redensart „Recht muß doch Recht bleiben“ richtet ihn zu Grunde. Der Verlust macht ihn nicht klüger, woran auch seine aufbrausende, durch Beherrschung nicht gemilderte Natur mit schuld ist.

Der Advokat ist ein geldgieriger Mensch. Um zu gewinnen, ermuntert er zu Prozessen, indem er günstigen Erfolg in Aussicht stellt, und macht dieselben dadurch kostspielig, daß er sie über Gebühr in die Länge zieht. Sein Verhalten scheint um so widerwärtiger, da er einfältige Leute, wie den Bauer Kunz, zu Prozessen verleitet und unbarmherzig ruiniert.

Der Dichter begnügt sich nicht damit, die Begebenheit nur zu erzählen, sondern beteiligt sich selbst dabei. Bald tritt er als

Beobachter, bald als Teilnehmer, bald als humoristischer Berichterstatter auf. Eigentümlich ist ihm eine harmlose, Erheiterung hervorrufende Satire.

4. Zweck der Dichtung.

Der Dichter hat den Zweck, die ziemlich häufig vorkommende Prozeßsucht der Bauern, die schlechten, geldgierigen Advokaten und das seiner Zeit gebräuchliche schleppende Gerichtsverfahren zu geißeln. Obwohl der prozeßsüchtige Kunz vorzugsweise in den Vordergrund tritt, so bemüht sich der Dichter doch auch sichtlich, die schlechten Seiten des Advokaten zu zeigen und macht ihn dadurch fast zur Hauptperson.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine poetische Erzählung. Die Darstellung zeichnet sich durch Lebendigkeit aus. Der Dichter erreicht dieselbe durch Anwendung der dialogisierenden Form und der harmlosen Satire, die sich in behaglichem Humor durch das Ganze hinzieht.

Von den vorstehend kurz besprochenen Dichtungen gehören die ersten sechs zu den Fabeln, die beiden letzten zu den poetischen Erzählungen. In beiden Arten von Dichtungen, namentlich in den Fabeln, ragt Gellert unter den Poeten seiner Zeit hervor. Was den Inhalt derselben anbelangt, so ist sein Streben hauptsächlich darauf gerichtet, eine praktische Sittenlehre in denselben zu liefern und so anschaulich als möglich darzustellen. Daher sind auch fast alle Verhältnisse des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens darin behandelt und zur Anschauung gebracht. Sittenreinheit, Rechtschaffenheit, Treue, Bescheidenheit, Gefälligkeit, Nachsicht, Milde, Geduld, Verträglichkeit, ganz besonders aber kluges, rücksichtsvolles Benehmen sind es, die er eindringlich empfiehlt. Die vorgetragenen Lehren sind darum auch nicht neu; sie lebten vielmehr seit Jahrhunderten in der Form von Sprichwörtern im Munde des Volkes. Aber die Form war neu, in der die ererbte liebgewonnene Lebensweisheit dargeboten wurde, und sie war eine lebensfrische, allen zugängliche, allen erfreuliche. Durch diese glückliche Verbindung des Neuen mit dem Alten und durch die geistig freiere Bewegung, welche sich in Form und Inhalt kundgab, durch die überaus „glückliche Mischung von Moral und Heiterkeit, Harmlosigkeit und Frische, Schalkheit und wahre Menschenfreundlichkeit, natürliche Anmut und Grazie" befriedigte Gellert das Bedürfnis des Volkes im umfassendsten Sinne und wurde daher der Liebling desselben. Die epische Ausführlichkeit, in der Gellerts Fabeln gehalten sind, war ganz nach dem Geschmacke des Volkes. In dieser

Beziehung waren ihm teils die Franzosen, namentlich Lafontaine, teils die älteren deutschen Fabeldichter Vorbild. Anfangs war er zu ausführlich, fast geschwätzig, arbeitete deshalb manche seiner Fabeln um und kürzte sie merklich. Interessant ist in dieser Beziehung seine „Beurteilung einiger Fabeln aus den Belustigungen“ im ersten Teile seiner Werke, da er darin mit schonungsloser Strenge seine Fehler nachweist. Übrigens erzählt Gellert leicht und lebhaft, flicht muntere Scherze mit ein und macht fast durchgängig einen echt deutschen Witz zur Grundlage. Um den Leser über die moralische Lehre nicht in Zweifel zu lassen, ist dieselbe überall mit großer, oft zu großer Ausführlichkeit der Fabel hinzugefügt worden. Sie paßt nicht zum Ton der Erzählung, lag aber im Geschmack der Zeit und in der falschen Ansicht, daß der Dichter nicht nur ein Bild des Lebens geben solle, sondern selbst einen bedeutsamen Satz daraus ziehen müsse. Die Sprache in den Fabeln ist durchweg einfach, verständlich und so volkstümlich, als sie es nur in jener Zeit sein konnte. „Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen, das verstehe ich alles,“ sagte Friedrich II. zu Gellert. Die Verse sind fast durchgehends jambisch. Von den eigentlichen Fabeln haben viele Strophenform, sind daher in der Darstellung gedrängter und von rascherer Bewegung; die Erzählungen hingegen sind fast ohne Ausnahme in solchen Zeilen gegeben, welche Gottsched faule Verse nannte. Bei diesen Zeilen gilt nur das Gesetz der gleichen Bewegung; alles andere, wie Zahl der Füße, Umfang der Zeilen, Abwechselung verschiedener Zeilen, Aufeinanderfolge der Reime, ist der Willkür überlassen. Eine solche Behandlung bietet allerdings dem Erzähler manchen Vorteil dar, da er sich dabei behaglich ausbreiten kann; allein sie verleitet auch zu Abschweifungen und zur Redseligkeit, zerstört alle Fülle und Gedrängtheit des Ausdrucks und macht den Reim zu einem zufälligen Anhängsel der Zeilen.

Gellert war sich seiner Aufgabe als Volksdichter vollkommen bewußt und hat überhaupt nie danach gestrebt, höhere Ziele zu erreichen. „Mein größter Ehrgeiz,“ sagt er in einem Briefe an einen Freund, „besteht darin, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will und nicht den Gelehrten im engeren Verstande. Ein kluges Frauenzimmer (der Beifall eines klugen Frauenzimmers ꝛc.) gilt mir mehr als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann von gesundem Verstande ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdruck gute Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen.“ Das Volk nahm aber seine Fabeln auch mit wahrer Begeisterung auf. Seit 1746 sind sie in zahllosen Auflagen erschienen und bis in die letzten Bauernhütten eingedrungen. Auch die Jugend wandte sich dem

Dichter eifrig zu, und es ist bekannt geworden, daß manche damals jahrelang jeden Sparpfennig zusammenlegten, bis sie imstande waren, Gellerts Fabeln zu kaufen. Begreiflicher Weise machte ein solcher Erfolg den Dichter ganz glücklich. In einem Briefe an einen Freund in Dresden sagt Gellert hierüber selbst folgendes: „Ich komme selten zu jemandem, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster oder auf dem Nachttisch ganz sauber eingebunden fände. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weiß ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause und nehme die Feder in die Hand und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers sein sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bei ihm bekannt ist, herein und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrat von Butter und Käse und Brot war, meine Fabeln ungebunden hervor. Da fing er in seiner Sprache an: bingt mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? — Wo wer ich's hergekreit han, ich ha mir's gekoft. Unser Schulmester und der Schulze han sich bald scheckigt über dem Buche gelacht. Es stieht recht spaßhaft Zeug drinn, mer möcht' närrisch dreber weren. Ich ha en klen Jungen, der schon schmuck lesen kann, dem will ich's gähn, der sull mir abends bei der Pfeife Tuback, wenn ich vom Feld komm, draus vurlesen, so geh' ich kaum noch in die Schenk'. Er war noch jung der Herr, der's in Druck hat ausgiehn lassen; ich wollte was abbrechen, aber er sate, es wäre nicht angers als zwanzig Groschen, die ha ich ihm auch gegähn. Er hatte noch vel Bücher, das Bücherschreiben mußm recht von der Hand gehn. — Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat's nicht geschrieben, er handelt nur damit. Der Schelm, fing der Bauer an, ich dacht', es wär der Herr selber, ich hätte den Teufel nicht so viel gegähn. — Nunmehr hätte ich gehen können, aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verraten sollte, und er that es zu meinem Glücke; denn außerdem würde ich mich dem Bauer selbst entdeckt haben. — O wenn Sie hätten sehen sollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte und mich ermahnte, mehr solch schnakisches Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser vom Könige in Preußen bis zu dem Holzbauer vor und beschloß den Augenblick, den zweiten Teil von dem Leben der „schwedischen Gräfin“ fertig zu machen.“ (Die hier genannte

Schrift ist ein nicht sonderlich gelungener Roman.) Ein anderer Bauer fuhr ihm einst einen Wagen Brennholz vor seine Thür mit der Bitte, dasselbe als einen kleinen Beweis seiner Erkenntlichkeit für das Vergnügen anzunehmen, welches ihm seine Fabeln gemacht hätten. Diese wohlwollende Gesinnung rührte Gellert bis zu Thränen.

Selbst Friedrich II., der die deutschen Schriftsteller und Dichter wenig achtete, erkannte Gellerts Wert als Fabeldichter an. Als er im siebenjährigen Kriege Sachsen eingenommen hatte und sich in Leipzig aufhielt, ließ er den Dichter zu sich rufen und unterhielt sich beinahe zwei Stunden lang mit ihm über die schönen Wissenschaften, über deutsche Litteratur und über das Verfahren, womit er seine Hypochondrie kuriert habe. Da dies Gespräch sowohl den großen König, als auch den Dichter selbst gut charakterisiert und einen Einblick in den damaligen Zustand der Litteratur gewährt, so möge es hier in Gellerts eigenen Worten einen Platz finden.

„Der 18. Dezember 1760 war der merkwürdigste Tag, an welchem Herr Professor Gellert nachmittags um 3 Uhr in seinem Schlafrocke mit einer weißen Mütze, unbarbiert und gar nicht wohl auf, an seinem Pult saß, und jemand an seine Thür pochte. — Herein! „Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu Ihm zu bringen.“ Gellert: Herr Major, Sie müssen mirs ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedienet sein. Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nötigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich: ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit; um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll. Gellert: Ja, das thun Sie, Herr Major, ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.“

„Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglücke seinen Herrn Gödicke nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perücke und ist um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kommt, und sie gehen nach dem Apelschen Hause (am Neumarkte, der Wohnung des Königs). In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thüre zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über allein. König: Ist Er der Professor Gellert? Gellert: Ja, Ihro Majestät. K.: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt.

Wo ist Er her? G: Von Hainichen bei Freiberg. K.: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg? G.: Ja, Ihro Majestät. K.: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben? Der Major: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la Fontaine nennen. K.: Das ist viel. Hat Er denn la Fontaine gelesen? G.: Ja, Ihro Majestät: aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original. K.: Das ist also einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren? G.: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. K.: Nein, das kann ich nicht sagen. G.: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. K.: Das ist wahr. Warum haben wir keinen guten Geschichtsschreiber? G.: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat. K.: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat? G.: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe. K.: Hat's der Mann auch verstanden? G.: Die Welt glaubt's. K.: Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen. G.: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Übersetzungen von ihm. K.: Da hat Er recht. — G.: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt. K.: Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt. G.: Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht. — K.: Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben? G.: Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die schönen Genies ermunterte. — K.: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen? G.: Ich bin einmal in Berlin gewesen. K.: Er sollte reisen. G.: Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen. K.: Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte? G.: Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben. K.: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn kurieren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen. G.: Ihro Majestät, diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können. K.: So muß Er fahren. G.: Dazu fehlt mir das Vermögen. K.: Ja, das ist wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland.

Es sind wohl jetzt böse Zeiten? G.: Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — — K.: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drei wider mich. G.: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte. . . . . Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben. K.: So? Hat Er denn auch wider den stylum curiae geschrieben? G.: Ach ja, Ihro Majestät. K.: Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon. G.: Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur raten, wo Sie befehlen. — K.: Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig? G.: Ich zweifle. Mein Gedächtnis ist mir sehr untreu. K.: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine? G.: Ja, Ihro Majestät, den Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht?

Der Maler ward beschämt gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet,
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

K.: Und die Moral? G.: Gleich. Ihro Majestät:

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie erst des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

K.: Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gott-

sched eine Übersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch gebracht, den habe ich weggeworfen. G.: Ihro Majestät, den werfe ich auch weg. K.: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen. G.: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton. K.: Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komme Er bald wieder." (Gellerts sämtl. Schriften, Berlin, 1856. IX. 16.)

Aus diesem interessanten Gespräche lernen wir Gellert als einen Mann kennen, in dem sich mit der Bescheidenheit Würde, Klugheit und edle Offenherzigkeit paart, und der erfüllt ist mit Liebe zum Vaterlande, zum sächsischen Fürstenhause und zum Frieden. Friedrich schätzte ihn dieser trefflichen Eigenschaften und seiner Schriftstellerthätigkeit wegen hoch, lobte ihn vielfach gegen seine Umgebung, ließ ihn jedoch nicht wieder zu sich rufen, vielleicht, weil er die feine Lehre, die ihm Gellert mit seinem Maler gegeben hatte, fühlte. Um aber zu beweisen, wie hoch er den deutschen Fabeldichter schätze, versuchte er sich selbst in dieser Dichtungsart und übersandte Gellert folgende Fabel in französischer Sprache.

Die Violine.

Ein Meister auf der Violine,
Cäsar-Vacarmini genannt,
Und als Tartinus' trefflichster Scholar bekannt,
Der mehr, daß er sich Ruhm verdiene,
Als daß er sich mit Gold die Taschen füllt,
Unübertrefflich wie Apollo spielt,
Zog wie ein Held von einem Land zum andern
Und kam auf seinen Reisen auch nach Flandern.
Er reißt die staunende Gesellschaft hin;
Den Bogen führt er grandios und kühn,
Ein jeder Ton von ihm wird zum Gesang;
Noch nie vernahm man solchen süßen Klang;
Bravissimo! erscholl's aus jedem Mund,
Sie klatschen sich die Hände wund.
Da drängt ein Naseweis sich vor; mit Selbstbehagen
Spricht er: dürft' ich wohl eine Bitte wagen?
„Befehlen Sie, ich will mich gern bequemen."
Dann bitt' ich, eine Saite abzunehmen.
Da Sie drei Saiten noch behalten,
Kann Ihre Kunst sich frei genug entfalten.

„Es ist mir," spricht der Künstler, „neu
Und ungewohnt, indes versuch' ich es mit drei."
Er streckt die Finger, und in neuen Lagen
Weiß er das Schwerste vorzutragen.
Der Ton ist rein, und schön, wie nie,
Ist seines Instrumentes Melodie.

Da spricht der junge Fant: ei, laßt doch sehn,
Sollt es nicht mit zwei Saiten gehn?
Auch hierzu muß der Meister sich verstehn,
Zwar spielt er auf zwei Saiten minder schön,
Allein er spielt mit Ruhm. — Der junge Thor,
Noch unverschämter als zuvor,
Ruft aus: es gilt, die Nebenbuhler zu besiegen,
Nun müssen Sie mit einer Saite sich begnügen!
Auch dies geschieht; man nimmt ihm d, a, e,
Er spielt ein Straßenliedchen auf dem g.
Bravo! ruft unser Laffe, und vom Steg
Nimmt er ihm noch die letzte Saite weg.

„Hier," ruft er, „wird sich erst der Meister zeigen,
Wir bitten, ohne Saiten jetzt zu geigen!"
Der Spieler legt die Violine nieder,
Es schweigt ihr Ton, verstummt sind ihre Lieder.

Die Fabel, lieben Freunde, lehrt:
Wie hoch ihr das Geschick des Meisters ehrt,
Unmögliches müßt ihr ihm nicht befehlen;
Die Kunst erliegt, wenn ihr die Mittel fehlen. —

Der König durfte sich allerdings mit diesem Violinspieler vergleichen; ein jedes Jahr hatte ihm eine Saite von dem Instrumente, auf dem er sich hören lassen sollte, gekostet, ein Heer nach dem andern war geschmolzen, und dennoch verlangte man, er sollte wo möglich ohne Heer siegen. Als er Gellert die Erzählung von der Violine zuschickte, antwortete ihm dieser, er würde sie lieber gemacht als die Schlacht bei Roßbach gewonnen haben.

So unverkennbar wohlthätig Gellert durch seine Fabeln auch auf das Volk wirkte, so darf man doch nicht verkennen, daß ihr poetischer Wert nur ein mäßiger ist. Keine derselben vermag das Gemüt oder die Einbildungskraft mächtig zu erregen; unaufgeregt und leidenschaftslos, wie der Dichter selbst war und sich zu halten strebte, bewegt sich seine Erzählung im schonenden Unterhaltungston. Gellerts Ansprüche an die Poesie waren zu gering; in der „Spinne" sagt er: die Kunst, die der Welt nicht nütze, sei lächerlich; und in der „Biene und Henne": die Poesie lehre und unterrichte zwar nie, aber sie nütze doch dazu, dem, der nicht viel Verstand besitze, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen. Mehr verlangten die Kunstkenner überhaupt damals nicht vom Dichter, und darum genügte Gellert seiner Zeit vollständig.

Löbell sagt in seiner „Entwickelung der deutschen Poesie" (I. 94) über Gellerts Fabeln: „Das Erzeugnis der Gellertschen Muse, welches beliebt geblieben ist bis auf unsere Tage, obschon es uns wie eine Erscheinung aus einer weit hinter uns liegenden Welt gemahnt, ist sein Fabelbuch. Nach der Bemerkung eines Zeitgenossen sind es diese Fabeln, welche dem Geschmack der ganzen Nation eine neue Hilfe gaben. Jede Landpredigerstochter, fügt er hinzu, kennt Gellerts Fabeln, aber kein Wort von unsern andern

berühmten Dichtern. Sie führten aber notwendig weiter, sie schlugen denen, die sonst nur Bibel, Katechismus und Gesangbuch kannten, die Brücke in die weltliche Litteratur. Woher nun diese Wirkung? Poetischer Schwung ist nicht Gellerts Sache; der Ausdruck, obschon er in seiner Zeit, gegen die herrschende Ungelenkheit gehalten, sogar als fließend erscheinen konnte, ist doch für uns steif und pedantisch, und die Lebensansicht, welche sich durch die Fabeln hindurchzieht, hat zu wenig Tiefe, trifft den inneren Kern des Menschen zu wenig, um die so lange Zeit bewährte Anziehungskraft zu erklären. Sie stammt vielmehr aus der eigentümlichen Verbindung des satirisch Scherzhaften und des Lehrhaften. Diese ist es, welche Gellerts Fabeln oder poetische Erzählungen den Deutschen so wert machte, und zum Teil, besonders den weniger fein gebildeten Ständen, noch immer macht. Die Gutmütigkeit, die naive Unbefangenheit der schalkhaften und zugleich ehrbaren Satire Gellerts finden sich bei keinem andern Volke so, sie sind ganz und gar deutsch, und je seltener das eigentümliche Deutsche war, je mehr behagte es, wo es erschien."

Gellert hat im ganzen 143 Fabeln und Erzählungen gedichtet, von denen ihm 115 nach Erfindung und Ausführung ganz angehören; nur zu 28 hat er den Stoff anderwärts entlehnt. Unter dem Titel „Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln" hat er auch eine Abhandlung über die Fabel geschrieben, die der Lessingschen allerdings merklich nachsteht, immerhin aber lesenswert ist. Sie findet sich im ersten Teile seiner Schriften.

III. Kirchenlieder.

9. Die Güte Gottes.

Gellerts Geistliche Oden u. Lieder. Lpzg., 1757. 34. Gellerts sämtl. Schriften. Lpzg., 1769. II. 122. Berlin, 1856. II. 96. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 25. Lüben, Auswahl. I. 156.

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!"

1. Abfragen des Inhaltes.

Str. 1. 1. Was soll der Ausrufesatz der ersten Zeile ausdrücken? Daß die Güte des Allmächtigen unaussprechlich groß sei. 2. Welchen Namen verdient der nicht, den Gottes Güte nicht rührt, der mit verhärtetem Gemüte den Dank erstickt, der ihm gebührt? Den Namen „Mensch". 3. Was ist ein „verhärtetes Gemüt"? Ein solches, das sich so sehr von Gott entfremdet hat, daß es beim Genuß seiner Wohlthaten sich der göttlichen Güte nicht mehr bewußt ist. 4. Was wird als größte Pflicht bezeichnet? Gottes Liebe recht zu erkennen und zu würdi-

gen. 5. Was soll uns bewegen, Gott nicht zu vergessen? Der Umstand, daß er uns noch nie vergessen hat.

2. 1. Welchen Gedanken will der Dichter in der zweiten Strophe zum Bewußtsein bringen? Daß uns Gott viel Gutes genießen läßt. 2. Welche Beweise seiner Güte werden namentlich angeführt? Unsere wunderbare Bereitung, unsere langmütige Führung, unsere Gewissensruhe und Geisteskraft. 3. Wodurch wird die Güte Gottes als recht uneigennützig und groß hingestellt? Dadurch, daß der Dichter darauf hinweist, daß Gott uns wunderbar bereitet hat, ohne unser zu bedürfen, daß er uns langmütig leitet, ungeachtet wir seinen Rat oft verwerfen, daß er unsern Gewissensfrieden stärkt, ungeachtet wir unablässig ihn stören, daß er unserm durch die Sünde erschlafften Geiste immer wieder neue Kraft giebt. 4. Wofür steht das Wort „Arm"? Für Macht, Allmacht.

3. 1. Worauf weist der Dichter in der dritten Strophe hin? Auf die Herrlichkeiten in jenem Leben. 2. Zu welchem Zwecke thut er das? Er will diese Herrlichkeiten als Beweise der göttlichen Güte hinstellen. 3. Als was wird auch das Leiden Christi bezeichnet? Als Beweis von Gottes Güte.

4. 1. Welche Überzeugung soll durch die vierte Strophe recht lebendig in uns werden? Die, daß wir Gott ehren, seine Güte erkennen, ihm gehorchen, ihn über alles und den Nächsten als uns selbst lieben müssen. 2. Als was wird das in der 5. und 6. Zeile hingestellt? Als Gottes Wille.

5. 1. Was soll unser Dank für Gottes Güte sein? Ihn über alles und den Nächsten als uns selbst zu lieben. 2. Wodurch stellen wir das Bildnis Gottes in uns her? Dadurch, daß wir Gott in der Liebe gleich zu werden suchen. 3. Was für Wirkung wird solche Liebe haben? Sie wird uns zur Pflichterfüllung treiben und die Herrschaft der Sünde schwächen.

6. Mit welchen Wünschen und Bitten schließt der Dichter?

2. Inhalt der einzelnen Strophen.

1. Gottes Güte ist groß; wer nicht dafür dankt, verdient kaum den Namen Mensch; sie zu erkennen, ist unsere größte Pflicht. Gott gedenkt unser stets; daher müssen auch wir seiner gedenken.

2. Gott beweist uns seine Güte dadurch, daß er uns wunderbar bereitet hat, mit Langmut leitet, unsern Gewissensfrieden stärkt, unserem Geiste neue Kraft giebt und vieles andere Gute uns genießen läßt.

3. Auch die Herrlichkeiten des himmlischen Lebens, zu denen wir durch Christum gelangen können, sind Beweise der göttlichen Güte.

4. Einen so gütigen Gott sollen wir lieben und ihm gehorsam sein. Sein Wille steht in unserm Herzen und in der Bibel.

5. Wenn wir das Gebot der Liebe erfüllen, so sind wir Gott ähnlicher, erfüllen unsere Pflichten und vermeiden die Sünde.

6. Gottes Güte und Liebe möge uns stets vor Augen sein, uns in dem Vorsatze stärken, ihm unser Leben zu weihen, uns trösten im Schmerz, leiten im Glück und befreien von der Todesfurcht.

3. Grundgedanke des ganzen Liedes.

Gott beweist uns unaufhörlich Güte und Liebe; dafür sollen wir durch Gottes- und Nächstenliebe danken.

Der erste Teil des Hauptgedankens ist in Ps. 36, 6 ausgesprochen, wo es heißt: Deine Güte reicht so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen.

4. Disposition des Liedes.

I. Größe und Erwägung der Güte Gottes. (1. Str.)
II. Sie besteht
  A. für dieses Leben darin, daß Gott
    a. uns wunderbar bereitet,
    b. mit Langmut trägt,
    c. uns Frieden, Kraft und Heil giebt; } 2. Str.
  B. für jenes Leben
    a. im Anschauen Gottes
    b. im Besitz der himmlischen Freuden. } 3. Str.
III. Sie verpflichtet uns
  A. in Bezug auf Gott:
    a. ihn zu ehren,
    b. ihm zu gehorchen,
    c. ihn zu lieben,
    d. ihm zu danken; } 4. Str.
  B. in Bezug auf den Nächsten: ihn zu lieben, wie uns selbst;
  C. in Bezug auf uns selbst: zum Streben
    a. nach Vollkommenheit,
    b. nach Sündlosigkeit. } 5. Str.
IV. Gebet um rechte Wirksamkeit der göttlichen Güte und Liebe auf uns. 6. Str.

5. Form der Darstellung.

Dies bekannte Gedicht gehört zu den geistlichen Liedern. Jede Str. besteht aus 8 ganz gleichmäßigen, ziemlich kurzen Versen. Die Sprache ist durchweg leicht und allgemein verständlich. Die Empfindungen über die Güte Gottes sind lebhaft, aber nirgends überschwenglich ausgesprochen, gehen in den einzelnen Strophen in gute Vorsätze, in der Schlußstrophe zum Gebet über. Das Lied hat somit im ganzen alle Eigenschaften, die ein gutes Lied haben muß. Der Eindruck, den es macht, würde aber noch viel bedeu-

tender sein, wenn sich nicht an einzelnen Stellen die Belehrung geltend machte, wie z. B. in der 3., 4. u. 5. Str. Das geistliche Lied soll nicht belehren, sondern erbauen.

6. Historisches über das Lied.

Das Lied ist aus Gellerts „geistlichen Oden und Liedern", die zuerst im J. 1757 erschienen, entnommen.*) Es findet sich in den meisten protestantischen Gesangbüchern. Die schönen Melodieen, auf welche es gesungen werden kann, haben auch viel zu seiner Verbreitung beigetragen. Die erste ist eine Hallesche Weise aus dem Freylinghausenschen Gesangbuche 1704: Die Tugend wird durchs Kreuz geübet, d g a h g d d c h g; eine andere erschien 1758 von Ph. Em. Bach: d es d c c f es d b; eine dritte, besonders in Württemberg beliebte, wurde 1793 von Knecht komponiert.

Die Wirksamkeit des Liedes ist während der langen Zeit seines Gebrauches sicher sehr bedeutend gewesen. Von den bekannteren Erzählungen hierüber teilen wir folgende mit.

Ein Prediger besuchte im Frühjahre 1792 einen fünfjährigen Knaben, der an den Blattern krank lag. Da kam gerade der sonst ziemlich rohe Vater des Knaben nach Hause mit dem Ausruf: „Draußen in der Natur sieht aber jetzt alles zum Verwundern schön aus!" Hier wandte sich nun der Knabe plötzlich gegen seinen Vater, und sagte mit ehrerbietiger Ernsthaftigkeit:

Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren,
Und seine Güte nicht versteh'n?
Er sollte rufen, ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht geh'n? (Str. 4.)

„Seither habe ich," so schließt der Prediger seine Erzählung, „an diesem Vater oft wahrgenommen, daß er dadurch einen unauslöschlichen Eindruck bekommen habe, und an Ostern nächsten Jahres war er gründlich erweckt." (Koch, Geschichte des Kirchenliedes VIII. S. 264.)

Hieran reihen wir noch ein kleines Gedicht von Karl Mayer, welches sich im „Gellertbuch" von Ferd. Naumann, S. 59, findet.

Das alte Lied.

„„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?""
„Ein altes Lied, doch im Gemüte
Noch immer wärmend nachgespürt;

Die Morgenbienen lang schon raunen
Das alte Thema mir ins Ohr,

---

*) Die Veranlassung zu diesem Liede und dem andern: „Ich hab' in guten Stunden" siehe: Drei Tage aus Gellerts Leben. Bremen, 1870. 25 ₰.

Nun schallen mir's die Turmposaunen
Auch aus dem grauen Städtchen vor.

Ein Greis, den Laut recht einzutrinken,
Hält dort im Feld die Hacke still,
So wie auch mir der Griffel sinken,
Der Geist sich aufwärts richten will."

So hab' ich dankbar still vor Jahren
Dem alten Gellertlied gelauscht.
Dem Alten laßt uns Dank bewahren,
Ob auch von neuem Ton umrauscht.

10. Morgengesang.

Gellert, Geistl. Oden u. Lieder. Lpzg., 1757. 55. — Gellerts sämtl. Schriften. Lpzg., 1769. II. 140. Berlin, 1856. II. 112. Lüben, Auswahl. I. 158.

„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank."

Dies Lied kann als Morgenandacht eines frommen Christen bezeichnet werden. Dem Inhalte nach zerfällt es in zwei Hauptteile. Der 1. Teil besteht aus einem dankenden Lobgesange für Gottes schützende Macht und Treue während der verflossenen Nacht und umfaßt Str. 1—6; der 2. enthält eine herzliche Bitte um seinen ferneren Schutz und Segen für Leib und Seele bis ans Ende. Str. 7—12.

Die Verse sind jambisch.

Die gebräuchliche Melodie ist von Mich. Prätorius in seiner Musae Sioniae VIII. seinem 1610 erschienenen Liede „Ich dank' dir schon durch deinen Sohn" beigefügt worden. Eine andere, vom Biberacher Musikdirektor Knecht 1799 erfundene steht im Württemberger Choralbuche.

11. Osterlied.

Gellert, Geistl. Oden u. Lieder. Lpzg., 1757. 147. — Gellerts sämtl. Schriften. Lpzg., 1769. II. 249. Berlin, 1856. II. 175. Lüben, Auswahl. I. 159.

„Jesus lebt, mit ihm auch ich."

Das Lied zerfällt nach seinem Inhalte in zwei Teile von gleichem Umfange. Der 1. Teil (Str. 1—3) enthält die trostreichen Verheißungen, die mit der Auferstehung Jesu uns gegeben werden, der 2. (Str. 4—6) die heiligen Entschlüsse, wozu uns die Auferstehung Jesu ermuntern soll.

Als biblische Grundlage ist Joh. 14, 19: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben", anzusehen. Da jede Str. mit dem Ostergruß „Jesus lebt!" beginnt, und mit den Worten: „Dies ist meine Zuversicht" schließt, so scheint es, als habe sich der Dichter zugleich die Anfangsworte des Liedes: „Jesus, meine Zuversicht und

mein Heiland, ist im Leben", zum Thema gewählt. Bekanntlich wird das Lied auch nach der Melodie von „Jesus meine Zuversicht" gesungen.

Die Verse sind trochäisch.

Im J. 1757 gab Gellert unter dem Titel: „Geistliche Oden und Lieder" 54 Gedichte heraus, von denen viele in Kirchengesangbücher übergegangen und beliebte Kirchenlieder geworden sind. Sie sind nicht alle vom höchsten poetischen Werte, waren aber so ganz der Ausdruck von dem frommen Innern ihres Verfassers, daß sie notwendig in gleichgestimmten oder auch nur für eine gleiche Stimmung empfänglichen Seelen Anklang finden mußten. Niemals beschäftigte er sich ja, wie sein Freund und Biograph Cramer uns versichert, mit der geistlichen Poesie, „ohne sich sorgfältig darauf vorzubereiten, und ohne mit allem Ernste seiner Seele sich zu bestreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darin sprechen sollten, an seinem eigenen Herzen zu erfahren. Er wählte seine heitersten Augenblicke dazu, und machte lieber einen Stillstand in der Arbeit, bis die rechte Stimmung sich wieder gefunden."

Der Eindruck, den Gellerts Lieder auf viele seiner Zeitgenossen machten, war ein sehr bedeutender. Rabener legt in einem Briefe (vom 25. März 1757) ein gültiges Zeugnis darüber ab.

„Liebenswürdig," schreibt er, „sind Sie mir allezeit gewesen; aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. . . . Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt sein, da die Welt Sie bereits auf einer so vorteilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurteile des Publici gewonnen, welches nichts anders als etwas Lehrreiches, Tugendhaftes und Vollkommenes erwartet, sobald es Ihren Namen erblickt. Wie vorteilhaft wird nunmehr dieses Zutrauen der Welt für unsere heilige Religion sein! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn derjenigen beschämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eiteln Belustigung gut sei. Und diese Leichtsinnigen müssen die Religion liebgewinnen, da sie ihnen in einer so angenehmen und reizenden Kleidung vorgestellt wird. . . . Was werden Ihre Schriften erst bei denenjenigen wirken, die Ihr gutes Herz kennen? Diesen sind Ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfließen." (Gellerts Schriften. Berlin, 1856. VIII. 230.)

In gleichem Sinne schrieb ihm der Dichter Cronegk in Anspach (21. April 1757): „Deutschland wäre Ihrer nicht wert, wenn es nicht, auch nach ganzen Jahrhunderten, einen seiner liebenswürdigsten Schriftsteller verehrte.... Zu wie vielen wahren, redlichen Empfindungen der Religion werden Sie Anlaß geben! —"

Selbst unter der römisch-katholischen Geistlichkeit fanden Gellerts Lieder großen Beifall. Tief in Böhmen wurde ein katholischer Landpfarrer so davon gerührt, daß er an Gellert schrieb, „er möge doch zur katholischen Kirche übertreten, weil diese die guten Werke, die auch er in seinen Liedern anempfehle, besser zu würdigen wisse, als die protestantische". Seine Schriften waren in strengkatholischen Ländern von dem Verbote ausgenommen, das die unkatholischen Schriftsteller betraf. In Wien fand man Gellerts geistliche Lieder bei einem jungen Herrn, der auf seinen Reisen sich aus denselben erbaute. Dieser fürchtete, daß man ihm nicht erlauben würde, sie zu behalten. Aber der Freiherr van Smieten beruhigte den Reisenden, indem er sprach: „Diese Schriften gehen unser Verbot nicht an; wir alle bewundern Gellerts Werke." Auch im Auslande verbreitete sich sein Ruhm. Seine Lieder wurden in das Dänische, Holländische, Französische, Russische und Slowakische übersetzt.

Unsere Zeit stimmt nicht mehr so unbedingt in das Lob der Gellertschen Lieder ein. Von zwei Seiten erhebt man Widerspruch gegen dieselben: von der einer strengen Glaubensansicht und von der einer reineren Kunstansicht aus. Von beiden Seiten sind die Widersprüche nicht ganz ungegründet, meistens aber über Gebühr geltend gemacht worden.

Was den künstlerischen, den ästhetischen Standpunkt betrifft, so ist es ganz richtig, daß Gellerts Lieder nicht alle Lieder sind, die gesungen werden können und sich für die Kirche schicken. Gar vielen gebricht poetischer Schwung, sie sind nur vernünftig, das Bildliche und Biblische ist ganz vermieden; sie sind warm, aber nicht glühend, ernst und würdig, aber weder voll Phantasie noch tiefer Inbrunst; manche sind in der That nur gereimte Prosa, gute, fromme Gedanken in Versen. Aber sie haben ihre Bedeutung für den häuslichen und namentlich auch für den Schulgebrauch. Gellert hatte seine Lieder auch nicht zum Singen in in der Kirche bestimmt. Er sagt selbst, daß sie nicht alle Lieder im engeren Verstande seien, und diesen gab er den freilich noch unpassenderen Namen „Oden". Die Sprache der Lieder ist sehr fließend, doch beleidigt sie hier und da das Ohr, wie z. B. in dem Verse „Lebe, wie du, wann du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben". Aber wo fänden sich nicht dergleichen Unebenheiten!

Wichtiger erscheint der Vorwurf hinsichts des Inhalts. Ob-

wohl sich in ihnen Andacht und christlicher Sinn unverhüllt zu erkennen geben, so ist doch der Geist der Leipziger Aufklärung, der Einfluß des nüchternen Rationalismus, eine moralisierend lehrhafte Tendenz darin nicht zu verkennen, die nicht sowohl aus dem tiefern evangelischen Grunde hervorgeht, als vielmehr nur mit jener Orthodoxie in einem äußerlichen Zusammenhange steht. Gewisse Lieder können, etwa mit Auslassung der einen oder andern Strophe, auch von Deisten und Naturalisten gesungen werden; die hier und da mit einer gewissen Selbständigkeit auftretende menschliche Tugend befindet sich mit dem strengen Wortlaut der Paulinischen Lehre in Widerspruch. — Es liegt viel Wahres in diesen Einwendungen; aber man wolle deshalb doch nicht den Liedern den Charakter der Christlichkeit absprechen. Es finden sich in Gellerts Liedern zahlreiche Stellen, in denen er mit tiefer Empfindung von dem Erlösungstode und der in Christo dargebotenen Gnade spricht; aus vielen Liedern erklingt noch der feierliche, tiefe und volle Erbauungston der Gerhardtschen Zeit. Wie sich also eine Stelle der heiligen Schrift durch eine andere erklärt, so erklärt sich auch ein Gellertsches Lied durch das andere, und die Lieder selbst erklären sich wieder durch den Dichter, durch seinen Charakter und durch den in alle Volksschichten gedrungenen Einfluß der Wolffschen Philosophie. „Gellert wird," wie Hagenbach in seiner Kirchengeschichte sagt, „noch lange der Dichter unseres Volks bleiben; er wird durch das Organ frommer Mütter noch lange in die Herzen der zarten Jugend die Keime der Tugend und Frömmigkeit pflanzen, und wo nicht ganz die Grundsätze des jungen Deutschlands den Sinn für altdeutsche Zucht und Ehrbarkeit ertötet haben, wird er auch noch manchen Jüngling vor den Abwegen des Lasters bewahren; er wird manchen Kranken und Angefochtenen trösten, und wenn auch nur die wenigsten seiner Lieder zu Kirchenliedern im höhern Stil sich eignen, so werden doch diese wenigen, wie sein Weihnachtslied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht", oder sein Osterlied: „Jesus lebt, mit ihm auch ich", die Festfreude der christlichen Gemeinden erhöhen, und den Sieg des Glaubens über die Welt verherrlichen helfen, wenn manches andere Lied längst verklungen sein wird. Gellert hat durch seine geistlichen Lieder nicht nur auf seine Generation, er hat weit hinaus auf die künftigen gewirkt; und wenn der bescheidene Mann nichts anderes wünschte, als daß ihm einst der eine oder andere mit den Worten begegne: „Du hast die Seele mir gerettet, du!" so möchten wohl jenseits Tausende ihm die Freude bereiten, die ihm schon während seines Lebens auf Erden jener preußische Feldwebel bereitete, der fünf Meilen Umweg machte, um dem Retter seiner Seele die Hand zu drücken."

Von den Liedern, die Aufnahme in die Kirchengesangbücher gefunden haben, sind die wichtigsten:

„Auf Gott, und nicht auf meinen Rat."
„Dies ist der Tag, den Gott gemacht."
„Erinnre dich, mein Geist, erfreut."
„Gott ist mein Hort."
„Herr, der du mir das Leben."
„Ich hab' in guten Stunden."
„Jesus lebt, mit ihm auch ich."
„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank."
„Meine Lebenszeit verstreicht."
„Nach einer Prüfung kurzer Tage."
„Wenn Christus seine Kirche schützt."
„Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht."
„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte."

Schriftliche Aufgaben.

Vergleichung zwischen Luthers, Gerhardts und Gellerts Kirchenliedern.

IV. Lustspiele und Romane.

Gellert hat sich auch in größeren Dichtungen als Fabeln und Liedern versucht, namentlich im Lustspiel und Roman. In den Jahren 1744—48 erschienen die Lustspiele: „Die zärtlichen Schwestern", „Das Orakel", „Die Betschwestern", „Das Los in der Lotterie", „Sylvia", „Die kranke Frau", „Das Band" und der Roman: „Leben der schwedischen Gräfin von G**".

Das ältere, von deutschen Dichtern vielfach nachgeahmte Lustspiel der Franzosen (Molière, Regnard u. a.) stellte vorzugsweise die höheren Klassen der Gesellschaft dar, die späteren Intriguenstücke dagegen behandelten die mittleren Stände. Die Frau Gottsched nahm sich in richtigem Takte die letzteren Dichtungen zum Muster, ahmte sie nach und wurde dadurch die Gründerin des neueren Lustspiels, das Lessing später weiter entwickelte und künstlerisch gestaltete (Minna von Barnhelm). Gellert trat in die Fußstapfen der Frau Gottsched, erweiterte aber die neubegründete Gattung dadurch wesentlich, daß er das sogenannte rührende Lustspiel einführte. Vor ihm hatte der Mittelstand nur zur Darstellung der Mängel und Lächerlichkeit der Menschen gedient, durch das rührende Lustspiel wurde auch er zu Trägern edlerer Lebensverhältnisse. Im allgemeinen erhielt die neue Gattung durch Gellert und seine Nachfolger einen zu sentimentalen Charakter, der freilich in der ganzen Zeit lag. In der Vorrede zu seinen Lustspielen sagt er: „Sollten einige an der Betschwester, dem Lose in der Lotterie und den zärtlichen Schwestern überhaupt

tadeln, daß sie eher mitleidige Thränen, als freudige Gelächter erregten, so danke ich ihnen zum voraus für einen so schönen Vorwurf." Spricht doch selbst Klopstock (im Wingolf) mit Entzücken von den Thränen, die ihm eine Vorstellung der zärtlichen Schwestern entlockt hatte, und rühmt von Gellert, daß kein Dichter den Wert des Herzens mit solchem Reiz darstelle, wie er. Als ein weiteres Verdienst ist es Gellert anzurechnen, daß seine Personen trotz der französischen Vorbilder eine deutsche Färbung haben, was auch Lessing rühmend anerkannte. An und für sich sind aber Gellerts Lustspiele von sehr mäßigem Werte und jetzt kaum noch lesbar. Sie erinnern durch ihren breiten Dialog an die Erzählungen des Verfassers, mit denen sie überdies gleiche Tendenz haben. Am meisten Handlung hat noch „das Los in der Lotterie", das sich auch am längsten auf der Bühne behauptete.

Der Roman an und für sich war nicht nach dem Geschmack des sittenstrengen Gellert; aber die damals Aufsehen erregenden, für sittliche Ideeen schwärmenden Familienromane des Engländers Richardson schienen ihm der höchsten Beachtung und Nachahmung wert. Er legte daher Hand an und schuf „Das Leben der schwedischen Gräfin von G**". Dies Werk muß als der erste deutsche Familienroman angesehen werden. Die Darstellung desselben leidet, wie die der Lustspiele, an großer Breite, der Stil ist jedoch fließend. Gellert fand auf dieser Bahn zahlreiche Nachfolger.

B. Prosa.

12. Brief an den Grafen M. von B.

Gellerts sämtl. Schriften. Lpzg., 1774. VIII. 34. Berlin, 1856. VIII. 119. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 26. Lüben, Auswahl. I. 160.

1. Erläuterungen.

1. „M. . . von B." = Graf Moritz von Brühl in Dresden. Er hatte in Leipzig studiert, und war während dieser Zeit der besonderen Leitung Gellerts anvertraut gewesen.

2. Cramer, Johann Andreas, ein berühmter Kanzelredner und Schriftsteller, geb. 1723 zu Jöhstadt im Erzgebirge, gest. 1788 zu Kiel als Kanzler. Er war ein Freund Gellerts und hat 1774 eine ziemlich ausführliche Biographie desselben geliefert, die den 10. Teil von Gellerts „Sämtlichen Schriften" bildet. Von seinen geistlichen Liedern werden noch jetzt viele in den protestantischen Gesangbüchern angetroffen, und eben so gern wie die Gellertschen gesungen. Allgemein bekannt sind

1. Der Herr ist Gott und keiner mehr.
2. Dir, Gott, sei Preis und Dank gebracht.
3. Noch immer wechseln ordentlich des Jahres Zeiten ab.

Obwohl seine Lieder auch im Geiste jener Zeit gedichtet sind, so trat er doch den Gellertschen gewissermaßen gegenüber und führte mehr aus, was Klopstock für geistliche Dichtung angeregt hatte. Gottesdienstliche Lieder haben nach ihm ihre Bestimmung darin, daß sie gesungen werden, das ist ihre Natur; die Musik ist aber eine Tochter der Empfindung, und sie kann nichts anderes ausdrücken, als was Empfindung ist. Die Lieder müssen von allen gesungen werden, und wozu sollten sie lehren und unterrichten, da dies die Predigt und die Katechisation thut? Ihre Bestimmung liegt daher darin, zu erbauen; hierzu reicht der Unterricht nicht aus. Man ist noch nicht erbaut, weil der Verstand erleuchtet ist. Lieder, worin Empfindung und Affekt vorherrschen, werden mehr erbauen, als Lehrlieder. So viel Wahres in dieser Ansicht liegt, so kann man doch nicht sagen, daß Cramers Lieder höher standen, als Gellerts. Sie sind voll feierlicher, priesterlicher Salbung, deklamatorisch und verraten den Kanzelredner. Die dichterische Übersetzung der Psalmen, deren Gellert gedenkt, darf als sehr gelungen bezeichnet werden.

3. „und will dies der Abhandlung vor meinen Briefen zu danken haben". Hiermit ist eine Gellertsche Schrift gemeint, welche, 1751 in Leipzig auf Rabeners Veranlassung geschrieben, den Titel hat: „Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen." Sie ist dem 4. Teile seiner sämtlichen Schriften einverleibt.

2. Inhalts-Angabe.

Gellert schreibt an den Grafen Moritz von Brühl in Dresden und schickt ihm, als Lohn für einen von ihm erhaltenen Brief, einige Bogen von den Cramerschen Psalmen, und erzählt ihm, daß ein preußischer Offizier aus Erkenntlichkeit für den Einfluß, den seine Schriften auf sein Herz und seine sprachliche Bildung ausgeübt, ihm 20 Louisdor aufgedrungen habe. An die Erzählung knüpft er einige Andeutungen über die Empfindungen der Freude, welche die Vorstellung, durch seine Bücher ein Herz gebessert zu haben, in ihm hervorgerufen, charakterisiert darauf den Offizier kurz und schließt mit dem Wunsche, daß der Graf so glücklich leben und bis zu seinem letzten Lebenstage bleiben möge, als er sich zu sein wünsche.

3. Einige behaltenswerte Gedanken des Briefes.

1. Gute Bücher, recht benutzt, fördern unsere Bildung vielfach.
2. Nichts beglückt so sehr, als das Bewußtsein, einen Menschen aus sittlicher Verderbnis gerettet zu haben.

Gellert selbst drückt diesen Gedanken in der 11. Str. seines

bekannten Liedes: „Nach einer Prüfung kurzer Tage erwartet uns die Ewigkeit", folgendermaßen aus:

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
„Heil sei dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!"
O Gott, wie muß dies Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

3. Dankbarkeit ehrt und beglückt doppelt: den Darbringer und den Empfänger.

4. Form der Darstellung.

Die Gellertschen Briefe sind, wie der besprochene, alle klar, leicht verständlich, sehr fließend geschrieben und gewöhnlich Muster logischer Ordnung. Diese Eigenschaften machen sie noch immer lesenswert, wenngleich sie jetzt nicht mehr als Muster gelten können. Manche derselben sind entschieden affektiert.

Der in Rede stehende Brief enthält einige Ungenauigkeiten, auf welche beim Unterricht aufmerksam zu machen ist.

In der Frage: „Sie, mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie", 2c. fehlt hinter „erwiesen" das Hilfsverbum haben, was in Gedichten aus rhythmischen Gründen wohl weggelassen wird. Vgl. Becker, Schulgrammatik, § 284.

In dem Nebensatze: „weil ich ihn vor Gott gedachte", muß dachte statt „gedachte" stehen.

Das Wort „Einsprache" ist in der Verbindung, in welcher Gellert es gebraucht, jetzt veraltet. Wir würden etwa sagen: — ein nicht ganz unvernehmlicher Zuruf, daß ich getrost sein 2c.

In dem bald darauf folgenden Satze: „Also bist du noch empfindlich?" ist das Wort „empfindlich" nicht richtig gebraucht, da sich aus dem nächsten Satze ergiebt, daß es mit gerührt synonym ist.

In dem Satze: „Solltest du nicht glauben, daß er diese" 2c. stände statt „er" richtiger sie, da das Wort Regierung, nicht Gott, vorhergeht.

5. Schriftliche Aufgaben.

1. Gellert gratuliert seiner Schwester zum neuen Jahre und erzählt ihr (in indirekter Rede) die Geschichte. 2. Gellerts Schwester erzählt diese Geschichte einer Freundin.

Gellerts Prosa liegt uns in seinen „Briefen", in seinen „Vorlesungen" und in seinen „Lustspielen und Romanen" vor. Sie zeichnet sich ganz entschieden durch Klarheit und Einfachheit des Ausdrucks aus.

Die „Briefe“ und die „Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen“ haben den damals sehr schlechten Briefstil besser gestalten helfen. Wie sehr man das schon zu Gellerts Zeit anerkannte, ersehen wir unter anderem aus einem Briefe des österreichischen Freiherrn und kaiserlichen Gesandten von Widmann, indem es zum Schluß (IX. 25) heißt: „Bitte ich Euer Wohl Edelgeboren, durch alles, was ich bitten kann, dieses mein Schreiben nach dem Inhalt und den Sätzen Dero im J. 1756 bei Johann Wendler in Leipzig gedruckten praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen, zu zergliedern, und auf das strengste zu beurteilen, mir aber, besonders über die hin und wieder mit eingeschlichenen austriacismos, Dero Urteil aufrichtig und ohne allen Rückhalt zukommen zu lassen; Wann Euer ꝛc. mir diese meine inständige Bitte gewähren, so werde ich solches als eine ganz ausnehmende Probe Dero schätzbaren Freundschaft zeitlebens mit Dank erkennen, und desto mehr angefrischt, öfters sowohl zu meinem Vergnügen, als zu meinem Unterricht an Sie zu schreiben. Sollten Sie mir aber es versagen, oder mich im geringsten schonen wollen, so würde es mir höchst schmerzlich seyn, und von mir als ein stiller Verbott, Sie nicht mehr mit meinen Briefen zu belästigen, angesehen werden; je schärfer Euer ꝛc. Beurteilung ausfallen wird, desto ie größer soll meine Verbindlichkeit seyn, und nichts soll ihr gleich kommen können, als jene schon obbemelte so lebhaft als aufrichtige Gesinnungen, mit welchen ich zeitlebens seyn werde

Euer Wohl Edelgebohren
dienstschuldigst ergebenster Diener
v. Widmann.“

Gellerts „Vorlesungen“ sind Muster eines klaren, populären Ausdrucks, im allgemeinen jedoch zu wortreich und aller geistreichen Wendungen bar. Sie wurden aber von Leuten aus allen Altern und Ständen sehr zahlreich besucht. Die Zahl der Zuhörer stieg oft auf 400 und darüber. Die Innigkeit, mit der er sprach, das herzlichste Wohlwollen, welches er dabei für seine Zuhörer an den Tag legte, und die praktische Richtung, die er einschlug, fesselten alle und erwarben ihm ungeheuchelte Hochachtung und Liebe. Während des siebenjährigen Krieges ereignete es sich nicht selten, daß bewaffnete feindliche Offiziere in den Saal traten, in dem er las, und aufmerksam zuhörten. Der Freiherr von Widmann bedankt sich in dem angeführten Briefe dafür, daß ihm Gellert 1759 erlaubt habe, einer Vorlesung beiwohnen zu dürfen, und beneidet die akademische Jugend zu Leipzig, die das Glück genieße, ihn immerwährend hören zu können.

Leben und Charakteristik Gellerts.

I.

1. Christian Fürchtegott Gellert ward nach seiner eigenen Angabe (im Curriculum vitae von 1743) am 4. Juli 1716 (nach dem Kirchenbuche 1715) in dem Städtchen Hainichen bei Freiberg im Erzgebirge geboren. Sein Vater war dort Prediger, und erfreute sich als solcher des Rufs eines treuen und unermüdlichen Seelsorgers, zeichnete sich auch durch aufrichtige Frömmigkeit aus. Die Mutter, eine geborene Schütz, vereinigte mit ungeheuchelter Religiosität einen sanften, wohlwollenden Charakter, der sich den Armen gegenüber in freundlichster Weise kundgab. In Gemeinschaft mit ihrem Gatten arbeitete sie eifrig an der Erziehung ihrer Kinder; und ihre Sparsamkeit ermöglichte es, daß von dreizehn Kindern fünf der Söhne eine wissenschaftliche Bildung erhalten konnten.

Den ersten Unterricht genoß unser Gellert in der öffentlichen Schule seines Geburtsortes; er war nicht vorzüglicher Art und trug wenig zur Entwickelung des Geistes bei. Doch rühmte Gellert seinen Lehrern noch in späteren Jahren nach, daß sie ihn früh zum Gehorsam und zur Folgsamkeit gewöhnt und ihm besonders eingeschärft hätten, die Beschwerden des Lebens mit Ruhe und Gelassenheit zu ertragen. Da die Pfarrstelle nur mäßige Einkünfte gewährte, so mußte Gellert selbst etwas verdienen helfen; er benutzte von seinem elften Jahre an zu diesem Zwecke seine Freistunden und schrieb für andere Kaufbriefe, Gerichtsakten u. dgl. ab. Scherzend sagte er daher später öfters, daß seine Vaterstadt in ihren Kaufbriefen und Kontrakten aus seiner Jugend mehr Werke seiner Feder aufzuweisen habe, als die Welt sich von seinem spätern Leben rühmen könne.

Gellerts Neigung und Anlage zur Poesie gaben sich ziemlich früh zu erkennen, ungeachtet er so gut wie keine Gelegenheit hatte, die Regeln der Dichtkunst kennen zu lernen oder seinen Geschmack zu bilden. Veranlassung zu seinem ersten, im dreizehnten Lebensjahre abgefaßten Gedicht gab ihm der Geburtstag des Vaters und den Stoff die architektonische Einrichtung des Pfarrhauses. Infolge seines Alters stand dasselbe nicht mehr ganz auf den eigenen Füßen seiner Mauer, sondern mußte von 14 oder 15 Stützen so kunstreich getragen werden, daß wenigstens sein Dach noch immer oben, die Thürschwellen aber unten blieben. Diese Eigentümlichkeit wurde dem sinnigen Knaben Anlaß, den lieben Vater unter dem Bilde des Hauses, die Mutter aber und ihre dreizehn Kinder nebst dem Enkel unter dem Bilde der Stützen des Gellertschen Namens darzustellen, von denen jede in ihrer besonderen, natürlichen Art und Weise dem Vater ihren Glückwunsch

darbrachte. Es lag in diesem ersten poetischen Versuche ein so eigentümlicher Einklang des kindlich frommen Knaben mit naivem Witze, daß das Gedicht in dem Kreise der Bekannten und Verwandten allgemeinen Beifall fand, und daß viele von diesen dasselbe noch, wenigstens stellenweis, im Gedächtnis behalten hatten, als Gellert es mit anderen ähnlichen Versuchen aus seinen Knaben- und Jünglingsjahren schon den Flammen übergeben hatte.

2. Im J. 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule zu Meißen, um sich dort zur Universität vorzubereiten. Obwohl diese Schule zu den besten ihrer Art gehörte, so war sie doch nicht sehr geeignet, die höhere Bildung ihrer Zöglinge in rechtem Maße zu fördern. Die klassischen römischen und griechischen Schriftsteller wurden von Wort zu Wort übersetzt und zur Sammlung von Redensarten benutzt, ohne ihren Geist auf die Schüler wirken zu lassen. Um die Pflege der Muttersprache bekümmerte man sich gar nicht; ja man verbot geradezu deutsche Lektüre und erklärte, daß sie eines Studierenden nicht würdig sei. Aber trotz des Verbotes lasen die Schüler doch deutsche Schriftsteller, griffen aber aus Mangel an Verständnis zu unbedeutenden Dichtern, wie Neukirch und Hanken. Die Folge hiervon war, daß sie ihren Geschmack verdarben, statt zu läutern. Manchen Erzeugnissen der späteren Zeit merkt man es noch an, daß Gellert sich an schlechten Mustern gebildet hat.

Zu den Freunden, die Gellert sich auf der Fürstenschule erwarb, gehörten Gärtner und Rabener, die sich später einen geachteten Namen als Dichter erwarben. Sie spornten sich gegenseitig zum Fleiß an und strebten nach Veredlung ihres Geschmacks.

Gellerts Ziel war, Prediger zu werden. Daher suchte er schon als Schüler Gelegenheit, sich im öffentlichen Vortrag zu üben. Leider mißglückte aber gleich der erste derartige Versuch. „Die erste Probe meiner Beredsamkeit," schreibt er, „legte ich an meinem Geburtsorte in meinem fünfzehnten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bei seinem Kinde zu sein, das wenige Tage nachher starb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubnis dazu ungern gab. Das Kind sollte zu Mittag begraben werden; früh um 8 Uhr fing ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward spät fertig, verschwendete die übrige Zeit mit seiner Grabschrift und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen. Ich ging indes beherzt in die Kirche, fing meine Rede sehr feierlich an und kam bis auf den dritten Periodon. Auf einmal verließ mich mein Gedächtnis, und der vermessene Redner stand in einer Betäubung da, von der er sich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuskripte, das aktenmäßig auf einen Bogen geschrieben war, wickelte es vor meinen eben so erschrockenen Zuhörern langsam auseinander, las

einige Zeit, legte es dann in den Hut und fuhr endlich noch ziemlich dreist wieder fort. Man glaubte, ich wäre vor Betrübnis von meinem Gedächtnis verlassen worden. Viel Gelindigkeit! Indes hat mich diese jugendliche Übereilung viel gekostet. Der Gedanke davon verfolgte mich zu jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals ganz verlassen hat."

3. Im J. 1734 bezog Gellert mit seinen Freunden die Universität Leipzig. Außer andern Männern wurde dort auch Gottsched sein Lehrer, ein Mann, der die Sprache in steife Regeln einzwängen wollte und sich für einen berühmten Dichter hielt, ohne auch nur das geringste Talent dafür zu besitzen. Gellert schloß sich ihm anfangs an, trennte sich aber von ihm, sobald er ihn erkannt hatte.

Nach 4 Jahren kehrte Gellert in die Heimat zurück. Ein Versuch, in der Kirche des Vaters zu predigen, fiel wieder unglücklich aus. Kaum hatte er nämlich das Eingangsgebet gesprochen, so verließ ihn sein untreues Gedächtnis so vollständig, daß er, besinnungslos vor Scham, unverrichteter Sache wieder von der Kanzel herabsteigen mußte. Dieser Vorfall machte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck. Die Erinnerung daran peinigte und verfolgte ihn bei jeder Predigt, und er hielt sich von dem Augenblick an nicht für den gewählten Stand berufen.

Gellerts Vermögensverhältnisse erlaubten ihm nicht, sich bloß mit der weiteren Ausbildung und Bereicherung seines eigenen Geistes zu beschäftigen. Er übernahm daher 1739 auf ein Jahr die Aufsicht über die beiden Söhne des Herrn von Lüttichau bei Dresden, unterrichtete nachher auch einen Sohn seiner Schwester und begleitete diesen 1741 auf die Universität Leipzig. Hier nahm er auch seine eigenen Studien wieder ernstlich auf. Die Lektüre der alten Klassiker wurde jetzt seine Lieblingsbeschäftigung; die ihm übrig bleibende Zeit füllte er mit Unterrichtgeben aus, da ihm sein Vater keine Unterstützung für ein erneutes Universitätsleben gewähren konnte. Von seinem Freunde Ebert lernte er Englisch, und das Studium der französischen Litteratur trieb er als Erholung.

In dieser Zeit sammelte sich in Leipzig ein Kreis der ausgezeichnetsten Köpfe. Gieseke, Zachariä, Gärtner, Klopstock, Rabener, Ebert, Elias und Adolf Schlegel, Andreas Cramer, Arnold Schmidt u. a. traten mit Gellert in ein inniges Freundschaftsverhältnis, und aus diesen genialen Männern bildete sich eine ästhetisch-kritische Schule, die mit ganz entschiedenem und glücklichem Erfolge für die Verbesserung des deutschen Geschmackes wirkte, und in deren Schriften unsere klassische Litteratur ihre frühesten Zierden erkennt. In Gemeinschaft

mit einander gaben sie die „Bremer Beiträge“ heraus, in denen Gellert seine Freunde durch Fabeln und Erzählungen erfreute.

4. Im J. 1745 wurde Gellert Privatdocent an der philosophischen Fakultät zu Leipzig. Er erwarb sich durch seinen faßlichen und praktischen Unterricht bald ungeteilten Beifall. Seinen Zuhörern war er nicht bloß Lehrer, sondern auch Freund, ermahnte sie zu Fleiß und Sittlichkeit und ging ihnen darin mit gutem Beispiel voran. Arme Studenten unterstützte er, so viel seine beschränkten Umstände es nur gestatteten. Gegen seine Freunde war er treu, gegen alle im Umgange bescheiden und demütig. Diese schätzenswerten Eigenschaften erwarben ihm allgemeine Hochachtung, die man auch auf seine Schriften übertrug.

Sieben Jahre lang hatte Gellert ohne Gehalt an der Universität gewirkt und würde dies auch noch längere Zeit gethan haben, wenn ihn nicht die Männer, in deren Händen die Macht zu seiner Weiterbeförderung stand, dringend aufgefordert hätten, sich um eine außerordentliche Professur mit Gehalt zu melden. Er that dies im J. 1751, und sein Gesuch wurde ihm gewährt. Die Besoldungen, welche die damaligen Lehrer an Hochschulen erhielten, waren klein, desto größer aber der Eifer der besseren unter ihnen, das geistige Gedeihen der Jugend zu befördern. Gellert erhielt von jetzt ab ein Jahresgehalt von 100 Thlrn.

Gellert hat in seinem Leben viel gekränkelt, da er von schwächlicher Natur war. In den letzten Lebensjahren litt er vielfach an Hypochondrie und war oft sehr verstimmt. Auf den wohlwollenden Rat Friedrichs II. ritt er täglich auf einer lammfrommen Schecke, die ihm der Prinz Heinrich von Preußen geschenkt hatte, besuchte auch mehrmals die Bäder Lauchstädt und Karlsbad; seine Kränklichkeit nahm aber mit jedem Jahre zu. Anfangs Dezember des J. 1769 wurde er von einer höchst schmerzhaften und gefährlichen Unterleibskrankheit befallen. Mit Blitzesschnelle flog die Kunde von seinem Zustande durch das Land. Sein Fürst schickte mit Estafette den ersten seiner Leibärzte von Dresden; Leipzigs Heilkünstler wetteiferten in ihren Bemühungen, des Allgeliebten Leben zu retten. Geduldig unterwarf er sich den schrecklichsten chirurgischen Operationen. Aber alles war fruchtlos. Im frommen Gottvertrauen und unter den Gebeten seiner Freunde verschied er am 13. Dez. 1769.

Ganz Deutschland trauerte um den trefflichen Mann. Die Hand der Freundschaft und Verehrung setzte ihm ein geschmackvolles Denkmal aufs Grab, und man wallfahrtete zu demselben, wie zu einer heiligen Stätte. Gellert hat den Besten seiner Zeit genug gethan und darum für alle Zeiten gelebt.

II.

Nicht leicht hat ein Dichter während seiner Lebenszeit so große Anerkennung gefunden wie Gellert. Seine Fabeln, Erzählungen und geistlichen Lieder wurden in allen Teilen des Vaterlandes, in katholischen wie in protestantischen, von jedermann gern gelesen. Vom Könige bis zum schlichten Bauer und der Dienstmagd hinab zollte man dem Dichter dafür die größte Hochachtung und sprach seine Dankbarkeit in der unverhohlensten Weise aus. Seine Fabeln sind zum Volksbuche im schönsten Sinne des Wortes geworden, haben viele Hunderttausende erfreut und belehrt; seine Lieder haben Unzählige erbaut und sicher manches Herz gebessert; sein klarer, einfacher, korrekter Stil hat die Schreibweise in ganz Deutschland verbessert, und die Muttersprache und deren Litteratur namentlich in den höheren Ständen wieder zu Ehren gebracht.

Aber ungeachtet dieser großartigen Erfolge kann man, wie wir schon oben gezeigt, Gellert doch nicht zu den bedeutenden Dichtern zählen. Er genügte den mäßigen Anforderungen, welche man seiner Zeit an die Poesie überhaupt machte, schrieb verständlich und anmutig, und war daher jedermann zugänglich, insbesondere auch dem zahlreichen Mittelstande. Hierzu kam noch, daß sein Leben mit der Sittenreinheit, die er in allen seinen Dichtungen und moralischen Vorlesungen forderte, in vollstem Einklange stand und ihm aller Herzen gewann; unwillkürlich übertrug man die Achtung, welche seinem edlen Charakter dargebracht wurde, auf seine Dichtungen.

In welchem Grade Gellert früher verehrt wurde, läßt das nachstehende Gedicht erkennen, das sich im 2. Jahrgange der „Neuen Mannigfaltigkeiten“ abgedruckt findet.

An den unsterblichen Gellert.

Verklärter Mann! Der Du jetzt gleich dem besten Engel
Das Glück der Seligen genieß'st,
Und nun im schönsten Deiner Lieder
Zum Lobe Deines Schöpfers glühst;
Wenn Du herab auf unsre Mängel
Voll frommen Mitleids siehst:
So sei ein Schutzgeist Deiner schwachen Brüder
Und bet' uns Deinen Geist, Dein frommes Herz hernieder.
Und wenn ein Jüngling, den das täuschende Gewand
Des süßen Lasters fesselte und band,
Verlassen irrt — so strecke Deine Hand,
Wohlthätig nach ihm aus, und führ ihn seinem Glücke
Im Arm der Wissenschaft und Tugenden zurücke!
Und wenn ein Mann von seinen Pflichten weicht,
Und nicht das große Ziel des Menschenfreunds erreicht:
So müss' ein einz'ger Wink aus Deinen frommen Werken
Zu neuem Eifer ihn in seiner Laufbahn stärken.

Und wenn ein Greis, vom Alter tief gebeugt,
An seinem Stabe hin zur Urne zitternd schleicht:
So müss' ihm noch Dein frommes Angedenken
Mut, Friede, Heiterkeit und Kraft zu diesem Schritte schenken.

Klopstock hat unsern Dichter in treffender Weise im 3. Liede der Ode „Wingolf" besungen. Siehe dessen Werke, IV. 10.

Auch in neuester Zeit ist Gellert ein poetisches Denkmal durch K. R. Hagenbach (in Naumanns Gellertbuche) gesetzt worden, mit dem wir hier abschließen wollen.

An Gellert.

Bekränzen wollen dankbar sie Dein Bild,
Und ein bescheiden Blümlein darf ich winden
In diesen Kranz? Soll ich das Rechte finden,
Nicht such' ich's auf entlegenem Gefild.

Ganz in der Nähe ist es aufgesproßt,
Mir unversehrt erhalten im Gemüte,
Ob auch so manche frische Jugendblüte
Schon längst erlag dem schonungslosen Frost.

Was Du gepflanzt mit eigner frommer Hand
Einst in des Kindesherzens weichem Grunde,
Das grünt und blühet noch zu dieser Stunde;
So nimm es hin aus Deinem Gartenland.

Der älteste der Lehrer war'st Du mir
Von allen, die mir Lehrer sind gewesen;
An Deinen Liedern lernt' ich willig lesen,
Und daß ich beten kann, ich dank' es Dir.

„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!" so rief
Mir jeder neue Morgen hell entgegen,
Und wiederum: „Bedeckt mit Deinem Segen"
War abends mein Gebet, eh' ich entschlief.

So hat's die fromme Mutter mich gelehrt,
Und was ich sonst gelernet und — vergessen,
Wie dürft' es sich mit diesem Schatze messen,
Des Reichtum stets sich mehrt und nie verzehrt?

Noch immer, wenn die segensreiche Nacht
Uns wiederkehrt, da uns das Heil geboren,
Strömt mir Dein Lied in Geist und Herz und Ohren,
Das Lied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht!"

Wie sich das Kind auf die Bescherung freut,
So freu' ich auf dies Lied mich, auf dies eine,
Und sing' ich's mit der feiernden Gemeine,
Wie wird mir da das alte Herz erneut!

Um Ostern dann, mit siegender Gewalt
Belebt der Glaube meine Hoffnung wieder,
Wann in die Auferstehungs-Jubellieder
Dein „Jesus lebt, mit ihm auch ich!" erschallt.

Doch auch die Welt, die Gott so schön gemacht,
Mit ihren tausend Farben und Gestalten,
Ihr buntes Spiel, es soll mir nie veralten,
So lang aus ihr Dein kindlich Auge lacht.

Wie blitzt aus Deiner Fabeln Demantring
Des Lebens Bild in ungetrübter Klarheit,
Wenn das, was alle Welt mir rühmt als Wahrheit,
In Dunst verschwimmt, ein fabelhaftes Ding!

Noch stehen sie in hellstem Farbenglanz
Die alten Jugendbilder vor der Seele,
Das erste, beste, das auf Glück ich wähle,
Auf lebt's in mir von neuem, frisch und ganz.

Den „Zeisig" seh' ich dort, die „Nachtigall"
Noch unverrückt „vor Damons Fenster hangen",
Nach der verbot'nen „Schere" seh' ich langen
Das „Kind" in Adams Kindern überall.

Noch geht, „um das Rhinoceros zu sehn",
Dein Freund, „vor's Thor mit seinem halben Gulden",
„Herr Orgon" zählt „die eingelaufnen Schulden"
Und überhört des armen Greises Flehn.

Die Augen mag ich wenden, wo ich will,
In jedem Blinden muß ich Deinen „Blinden",
In jedem Lahmen Deinen „Lahmen" finden,
In jedem Eulenspiegel Deinen „Till".

Aus jedem „Phylax, der das Haus bewacht",
Grüßt mich Dein „Phylax" mit vertrauten Mienen,
Und selten ist ein Wundertier erschienen,
Daß ich des „grünen Esels" nicht gedacht.

Von weitem seh' ich schon die Brücke dort,
Hör' ich den „Lügner" prahlen, und verbürgen
Will auf Dein Wort ich's jedem dummen „Jürgen":
„Der kommt gewiß durch seine Dummheit fort."

Noch schwirrt ums Ohr mir Deiner „Wächter" Streit
Bei der Gelehrten Zank, und dann beim Lichte
Betrachtet, ist's die alte „Hutgeschichte",
Die sich erneuet bis auf diese Zeit!

Genug! Was mich berührt in Ernst und Scherz,
Mit Dir verwind' ich's; kann ich nur verweben
Die alten Bilder in das neue Leben,
Die heit're Laune in des Unmuts Schmerz.

Und fährt Dein Wagen auch auf breiter Spur
Gemach einher im altgewohnten Gleise,
Befrachtet ist er mit gesunder Speise,
Mit reifem Korn und gutem Weizen nur.

Laß immerhin mit kühnerm Geistesschwung
Ein neu Geschlecht sich über Dir erheben,
Ob ihre Lieder Deine überleben,
Des mögen Zeugnis reden alt und jung.

Rein steht es da, vom Laster unentweiht,
Das schöne Denkmal, das Du Dir gestiftet;
Nie hat Dein Hauch ein armes Herz vergiftet,
Das, fluchend Dir, Dich der Verführung zeiht.

Nicht nur den Reinen ist Dein Dichten rein,
Unreines hat Dir nie genaht im Leben,
Das war Dein Stolz, Dein heilig-ernstes Streben,
Dein Flehn: „Der Retter einer Seele sein“.

Nicht eine nur, viel tausend Seelen sind
Durch Deiner Tugend stille Macht gerettet,
Und inniger, als Blutes Band, verkettet
Dich dieses Band mit Kind und Kindeskind.

So lange Dir in Kirche, Schul' und Haus
Des deutschen Volkes Herzen offen stehen,
So lange kann dies Volk nicht untergehen,
Und — Gellerts Name stirbt im Volk nicht aus.

Litteratur.

A. Gellerts Schriften.

Chr. F. Gellerts sämtl. Schriften. Lpzg., 1769—74. 10 Bde. in 8. Neue Ausg. erschienen: 1775, 1784, 1839, 1840 (in 6 Bdn., revidiert von Dr. Klee), 1856 (Berlin, 10 Bde., Klassikerformat.) 8 M.

Die 1746 zuerst herausgekommenen Fabeln sind unzähligemale erschienen u. fast in alle europäischen Sprachen übersetzt worden (Lpzg., 1842. 1,25 M.)

Die geistlichen Oden und Lieder sind (in Berlin bei Weidmann) für 75 ₰ einzeln zu haben.

Sämtl. Fabeln u. Erzählungen in 3 Büchern. Volksausgabe. Lpzg., 1867. 1 M. Eine Ausgabe mit 16 Illustrationen kostet 2 M.

B. Schriften über Gellert.

J. A. Cramer, Christian Fürchtegott Gellerts Leben. Enth. im X. Bde. v. Gellerts sämtl. Schriften.

Döring, Dr. Heinr. Christian Fürchtegott Gellerts Leben. 2 Tle. Greiz, 1833. 5 M.

Die Biographie Gellerts in der Encyklopädie von Ersch u. Gruber ist ebenfalls v. Döring u. von der eben genannten Schrift dieses Autors nicht wesentlich verschieden.

Ferdinand Naumann, Gellertbuch. Dresden, 1854. 4,50 M.

Enthält Biographisches von G. H. v. Schubert, eine Abhandlung über Gellert als geistlichen Liederdichter, u. Gedichte auf Gellert von verschiedenen Verfassern.

Dr. K. J. Nitzsch, Über Lavater u. über Gellert. 2 Vorträge. Berlin, 1857. 1 M.

(Enthält eine gute Charakteristik Gellerts und seiner Kirchenlieder.)

W. O. von Horn, Drei Tage aus Gellerts Leben. Bremen, 1870. 25 ₰.

W. O. von Horn, C. F. Gellert. Ein Lebensbild für Deutschlands Jugend u. Volk. Mit 4 Abbildungen. Wiesbaden, 1858. 75 ₰.

A. Böttger, Erinnerungen an Chr. F. Gellert. Lpzg., 1870. 75 ₰.

K. Biedermann, Gellerts Fabeln u. Erzählungen. Geistliche Oden und Lieder mit Einleitung. Leipzig, 1871. 1,20 M.

XXVI. Ewald von Kleist.

I. Epische Dichtungen.

A. Kleinere epische Dichtungen.

a. Fabeln und Erzählungen.

1. Der gelähmte Kranich.

(1757 gedichtet.)

Kleists sämtl. Werke v. W. Körte. Berlin, 1825. II. 44. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 97. Lüben, Auswahl. I. 162.

1. Erläuterungen.

V. 1. „Hain" bezeichnet ursprünglich eine eingehegte Waldgegend, ist jedoch im allgemeinen Sprachgebrauch fast veraltet und wird nur noch in der höheren und dichterischen Schreibart zur Bezeichnung eines angenehmen Lustwäldchens gebraucht. Die alten Deutschen, Griechen und Römer pflegten in solchen Gehölzen ihren Gottheiten zu opfern, was den Dichtern Veranlassung gegeben hat, jeden Hain als einen der Gottheit geweihten Ort anzusehen. (Vergl. auch II. 177.)

2. „Flur" bezeichnet in engerer Bedeutung den Inbegriff der zu einer Ortschaft gehörigen Felder, Wiesen, Wälder 2c., in weiterer große, bebaute Landflächen, und in der höheren Schreibart die ganze Fläche, wie sie dem Auge durch ihre Mannigfaltigkeit an Formen und Farben wohlgefällt und durch Schönheit Freude gewährt. „Gelb stehen die Äpfel- und Birnbäume auf bunten Hügeln und auf der blauen Flur." Geßner. „O Phantasie! erhelle der ersten Pfade Spur und jede Blumenstelle der väterlichen Flur." Matthisson. „Verlaßt das Haus! Zum Paradiese der Flur hinaus!" Tiedge.

3. „Gestade" ist der edlere Ausdruck zur Bezeichnung des Erdrandes an größeren Gewässern, wo die Schiffe landen und stehen. Es hängt mit Stätte, abgeleitet von stehen, zusammen.

4. „Wirtbar Land", ein Land, wo die Natur, einem guten Wirte gleich, ausreichende Nahrung und ein Klima, in dem man sich gern aufhält, darbietet. Dies „wirtbare Land" ist Afrika und Süd-Asien, wohin die Kraniche im November scharenweis ziehen.

12. Die Kraniche haben die Gewohnheit, auf ihren Zügen, namentlich während sie weiden oder schlafen, Wachen auszustellen, welche bei der geringsten Gefahr Lärm machen. Diese Eigentümlichkeit erinnert an Einrichtungen in wohlgeordneten Staaten und veranlaßte den Dichter, den lahmen Kranich sprechen zu lassen: „Ich half so viel als ihr zum Wohl von unserm Staat."

19. „Gewog'ner Wind", günstiger Wind.

20. Die Kraniche zeichnen sich vor andern Zugvögeln dadurch aus, daß sie im Fluge eine bestimmte Ordnung innehalten, nämlich ein Dreieck bilden. Ist der an der Spitze fliegende Anführer ermüdet, so tritt einer der folgenden Kraniche an seine Stelle, und er schließt sich dem Zuge hinten an. Auch diese Einrichtung läßt auf ein geregeltes Gesellschaftsleben schließen.

23. „Lotusblätter“ sind die Blätter der ägyptischen Seerose, Nymphaea Lotus Linné, einer Pflanze, welche von den alten Ägyptern der Isis geheiligt war und in ihren Mythen eine wichtige Rolle spielte. Die ziemlich großen, rundlichen Blätter der Seerosen (wir haben in unsern stehenden Gewässern eine gelb und eine weiß blühende Art) schwimmen auf dem Wasser und sind wohl geeignet, die Last kleinerer Vögel zu tragen, wenn auch nicht gerade die eines Kranichs.

26. „Plötzlich heilt“, schnell heilt, nicht auf wunderbare Weise, sondern infolge des milderen Himmels.

28. „Vielen Spöttern ward die Flut zum Grab“, weil sie nicht so vorsichtig gewesen waren, zuweilen zu ruhen, wie der lahme Kranich.

30. „Harm und Gram sind begriffsverwandt (synonym). Mit Gram bezeichnet man nagende, zehrende Betrübnis über den Verlust eines Gegenstandes, dessen Abwesenheit Sehnsucht erweckt. Harm ist tiefer, dauernder Gram.

32. Das Leben wird hier, wie oft geschieht, mit einer Reise verglichen.

33. „Jenseits des Ufers“, nach diesem Leben.

34. „Gefilde“ bezeichnet ein großes, ungeteiltes Ganzes von dem, was man Feld nennt, was jedoch nicht zu landwirtschaftlichem Gebrauch, sondern bloß dazu bestimmt ist, darauf zu lustwandeln und sich an dem Anblick der schönen Natur zu ergötzen. Die Felder gefallen durch den Nutzen, den sie gewähren; Gefilde durch den angenehmen Eindruck, den sie als ein wohlgeordnetes Ganzes auf das Auge machen, also durch ihre Schönheit.

2. Inhalts-Angabe.

Im Herbste versammelte sich am Gestade eine Schar Kraniche, um in ein wärmeres Land zu ziehen. Einer unter ihnen war lahm geschossen worden, hatte sich aus Betrübnis allein gesetzt und wurde noch dazu von seinen Kameraden verspottet. Darüber tröstete er sich mit dem Bewußtsein, sein Unglück nicht verschuldet zu haben. Die Reise übers Meer machte ihm aber viel Sorge, gelang jedoch, da er die Vorsicht gebrauchte, von Zeit zu Zeit auf Lotusblättern auszuruhen. Von den Spöttern überschätzten viele ihre Kräfte und fanden ihren Tod in den Fluten.

Zum Schluß spricht der Dichter durch Verweisung auf den bessern Zustand im Jenseit allen Unglücklichen Mut ein.

3. Grundgedanke.

Verzage nicht im Unglück! Das Leben jenseits bringt dir frohe Tage. — Es scheint, als habe der Dichter in dem „gelähmten Kranich" die Mißverhältnisse, die sein eigenes Leben drückten, poetisch darstellen und dadurch bewältigen wollen.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine Fabel. Die Erzählung ist ausführlich und giebt uns nicht bloß von dem gelähmten, sondern auch von den übrigen Kranichen eine recht deutliche Vorstellung. Die Fabel reihet sich daher denen von Hagedorn, Gellert und Lichtwer an. Anlage und Sprache sind gut; auch ergiebt sich die Moral ganz ungezwungen aus der Erzählung.

2. Die Freundschaft.

An Gleim.

(1757.)

Kleists sämtl. Wke. v. W. Körte. Berlin, 1825. II. 40. Lüben, Auswahl. I. 163.

Eine einfache poetische Erzählung, die der Erklärung nicht bedarf. Ihr Zweck ist, ein anschauliches Bild edler Freundschaft zu geben. Die Überschrift drückt den Grundgedanken aus.

b. Idyllen.

3. Irin.

An Salomo Geßner.

(1757 gedichtet.)

Ebendaselbst. Berlin, 1825. II. 32. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 122. Lüben, Auswahl. I. 164.

1. Erläuterungen.

V. 3. „Reusen" aus Weidenruten geflochtene, länglichrunde Körbe zum Fischfang. Sie sind so eingerichtet, daß die Fische durch die weite Öffnung derselben nach dem im Innern befindlichen Köder gelangen, aber nicht wieder heraus schwimmen können.

19. „Der schlanken Espen furchtsam Laub". Die Blätter der Espe werden durch den leisesten Hauch bewegt und sind daher fortwährend in Bewegung. Die Beschaffenheit der Blattstiele, die am Grunde von oben nach unten, gegen die Spitze zu aber seitlich zusammengedrückt sind, ist die Ursache dieser

sprichwörtlichen Beweglichkeit. „Er zittert wie Espenlaub", sagt man von dem, dessen Gliedmaßen und Gesichtszüge infolge großer Angst sich unwillkürlich und krampfhaft bewegen. Was bei der Espe Folge ihrer natürlichen Beschaffenheit ist, leitet der Dichter aus vorausgesetzter geistiger Beschaffenheit ab und sagt deshalb: „furchtsam Laub".

Um den Kindern recht anschaulich zu machen, wie der Dichter Naturerscheinungen behandelt, lasse man die botanische Mythe von Weisflog, „Die Geschichte von der Zitterpappel", hier lesen. Vergl. Leseb., III. Nr. 194.

31 u. 32. „Wenn wilde Leidenschaften nicht von sanfter Schönheit das Gefühl verhindern." Sanfte Schönheit der Natur erregt angenehme Gefühle; wilde Leidenschaft läßt dieselben aber nicht entstehen.

48. „Tand", wertlose Sachen, gehalt-, wertloses Treiben, mittelhochd. der tant = leeres Geschwätz, gehaltloses Thun, Possen. „Mein Geist soll sich dem Tand der Erde kühn entschwingen." Kleist.

80. „Stör", ein 2—5,50 m langer, das Meer bewohnender Fisch.

83. „Seines Hauses gläsern Dach", der Wasserspiegel.

84. „Und vieles Volk des weiten Meeres", Wasservögel und andere auf dem Wasser schwimmende Tiere.

2. Inhalts-Angabe.

Das Gedicht besteht aus 5 Teilen, die durch den Druck kenntlich gemacht sind.

Im ersten Teile (V. 1—8) erzählt der Dichter, daß Irin mit seinem Sohne beim Sonnenuntergange aufs Meer gefahren sei und Fischreusen am Strande der nahen Insel gelegt habe.

Der zweite Teil (V. 9—26) drückt die Empfindungen des Sohnes über die Schönheiten aus, welche beim Sonnenuntergang Gestade, Meer und Himmel darbieten. Also besonders anmutige Erscheinungen werden genannt ein von seiner Brut umringter Schwan, die lieblich flüsternde Espe im Hain und die reizend fließenden, grünen Wellen der Saat.

Der dritte Teil (V. 27—93) enthält eine Ansprache des Vaters an den Sohn. Zunächst bestätigt der Vater, was der Sohn eben empfindet, daß nämlich die Natur uns froh und glücklich macht, wenn wir rechtschaffen sind und die wilden Leidenschaften unterdrücken. Dann deutet er an, daß er in kurzem den Sohn und die schöne Welt verlassen werde, um in noch schönerer Gegend den Lohn der Redlichkeit zu empfangen. Hierauf ermahnt er den Sohn, der Tugend treu zu bleiben, wohlthätig und arbeitsam zu sein, den Geist zum Herrn der Natur zu erheben, lieber

Schande und Tod zu wählen, als in Bosheit zu willigen und ein ruhig Herz dem Tand der Welt vorzuziehen, wie er selbst während seines langen Lebens gethan, und deshalb ein Leben in Freud und Lust geführt, obwohl er manches Ungemach erlitten, einen Sohn verloren und auf dem Meere im Sturm oft dem Tode ins Angesicht geschaut habe. Zum Schluß kommt er nochmals auf sein nahes Ende zurück und ermahnt den Sohn noch einmal, fromm und tugendhaft zu sein, damit er sich eines Glückes, wie er, zu erfreuen habe und die Natur ihm stets schön bleiben möge.

Erfüllt von Trauer, spricht der Sohn darauf im vierten Teile (V. 94—102) den Wunsch aus, daß der Himmel ihm den Vater noch lange erhalten möge.

Im fünften Teile (V. 103—111) wird dann endlich erzählt, daß beide nach vollendetem Geschäft der Heimat wieder zugerudert, der Vater bald darauf gestorben und lange vom Sohne beweint worden sei, daß aber dieser Abend einen unauslöschlichen Eindruck auf denselben gemacht und die Ursache zu seinem ungetrübten Lebensglück geworden wäre.

3. Die Personen des Gedichts.

1. Der Vater ist ein viel erfahrener Mann. Ein langes, beobachtend und denkend zurückgelegtes Leben hat ihm die Überzeugung verschafft, daß der Mensch allein dadurch sein wahres Glück begründet, daß er sich innig mit der Natur befreundet, nach ihren Gesetzen lebt, arbeitsam, teilnehmend, wohlthätig und rechtschaffen ist, überhaupt nach vollkommener Tugend strebt, den irdischen Gütern keinen zu großen Wert beilegt, die aufkeimenden Leidenschaften unterdrückt, unter keinen Umständen in Bosheit willigt, und recht oft seinen Geist zu Gott, dem Herrn der Natur, erhebt. Das Unglück, welches ihn im Leben getroffen, hat ihn niemals niedergebeugt: Ruhe und Freude sind stets danach wieder in seine Brust zurückgekehrt. Zu seinem Sohne besitzt er innige Liebe. Von frühester Jugend an hat er ihn gelehrt, auf jede Schönheit der Natur zu achten und jeder Tugend nachzustreben. Seinem nahe bevorstehenden Tode sieht er ohne Furcht entgegen, da er auf ein langes Leben zurückblicken kann, wie auf einen glücklich verlebten heitern Frühlingstag, und die Hoffnung auf eine schönere Fortsetzung desselben und auf gewisse Vergeltung seiner Redlichkeit ihn erfüllt.

„Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben!“ (Gellert.)

2. Der Sohn hat einen offenen Sinn für jede Schönheit der Natur, und empfindet deshalb innige Freude über Erscheinungen in derselben, die tausend andere unbeachtet und also auch ungenossen lassen, wie z. B. ein von seiner Brut umgebener

Schwan, der rote Widerschein des Himmels auf dem Meere, die Bewegung der Espenblätter, die grüne, von sanftem Winde wellenförmig bewegte Saat und dergl. Zu seinem Vater besitzt er aufrichtige Liebe und beweint daher lange dessen Tod. Das Andenken an denselben erfüllt ihn stets mit heiligem Schauer und befestigt den gefaßten Entschluß, seinen Lehren zu folgen. Daher ging des Vaters Segen auf ihn über, und sein langes Leben dünkte auch ihn ein Frühlingstag zu sein.

Vater und Sohn sind einfache, natürliche und treuherzige Personen, wie wir tagtäglich ähnliche antreffen und wiedererkennen können, wenn wir uns die ideale Färbung wegdenken, die der Dichter seinen Gestalten notwendig geben mußte, wenn sie einen erfolgreichen Eindruck auf den Leser machen sollten. Diese innere Wahrheit und Natürlichkeit befriedigt in hohem Maße und giebt dem lieblichen Gedichte einen bleibenden Wert.

4. Grundgedanke.

Sinn für Naturschönheiten, Streben nach reiner Tugend und Erhebung des Geistes zu Gott machen wahrhaft glücklich.

5. Form der Darstellung.

Das Gedicht führt uns ein Bild aus dem Fischerleben vor. Die Personen sind nicht eigentlich handelnd dargestellt (was recht leicht hätte geschehen können, wenn der Dichter es gewollt hätte), sondern ruhend, als eine Gruppe. Zwei kleine Naturschilderungen (Gestade, Meer und Himmel — und das tobende Meer), verbunden durch Ausdrücke religiöser Empfindungen, bilden die wesentlichen Teile desselben. Gedichte, welche Begebenheiten aus dem einfachen, ungekünstelten Naturleben (also z. B. aus dem Leben von Hirten, besonders Schäfern, Jägern und Fischern) darstellen und das ruhende Leben mehr als die Begebenheit oder Handlung ins Auge fassen, nennt man Idyllen. Irin ist hiernach eine Idylle; ebenso der „siebzigste Geburtstag" von Voß. Unsere beiden Fischer und alle, die wie sie Wohlbehagen empfinden an der Anmut, die ein einfaches Naturleben darbietet, führen ein idyllisches Leben. Da mit dem Idyllischen stets der Begriff von Ruhe verknüpft ist, so spricht man nicht von idyllischen Handlungen, sondern nur von idyllischen Lagen. Als Gegensatz zur Idylle kann die Romanze (und das Epos) betrachtet werden; während nämlich in dieser der Dichter das bewegte Menschenleben selbst, also Begebenheiten und Handlungen darstellt, führt er uns in jener das ruhende Leben, eine lebende Gruppe vor. Ein und derselbe Gegenstand kann daher rein-episch oder idyllisch behandelt werden, je nachdem der Dichter das eine oder das andere vortreten läßt. Die Idylle würde übrigens zur bloßen Beschreibung werden und aufhören Gedicht zu

sein, wenn der Gruppe das Leben fehlte, wenn die Teile des Ganzen nur neben einander ständen, statt aufeinander zu folgen. Das Gebiet des Dichters ist überall nur da, wo fortschreitende Bewegung zur Darstellung kommt.

Vor Kleist hat besonders Geßner, ein Schweizer, sich mit Glück in der Idylle versucht. Seine Idyllen sind jedoch in prosaischer Sprache verfaßt und leiden daran, daß die Personen derselben, statt bloß von ihren unschönen Seiten befreit zu sein, dem Boden der Wirklichkeit ganz enthoben, nur Erzeugnisse seiner empfindenden Phantasie sind. Die Kleistschen Idyllen stehen nach jeder Beziehung bedeutend höher als die Geßnerschen; ihre Personen sind der Wirklichkeit entnommen und nicht weiter, als erforderlich, idealisiert.

6. Lesen.

Die Idylle muß mit möglichster Ruhe und tiefer Empfindung vorgetragen werden. Nur die Schilderung des durch den Sturm bewegten Meeres ist etwas lebhafter zu sprechen. Besondere Aufmerksamkeit erfordern die in Anführungszeichen stehenden Zeilen des vierten Abschnitts; sie werden nur dann richtig vorgetragen werden, wenn der Leser sich lebhaft vorstellt, in welchem Maße das liebende Gemüt des Knaben durch die Hinweisung des teuren Vaters auf seinen baldigen Tod ergriffen werden mußte.

B. Größere epische Dichtungen.

4. Der Frühling.

(1746 begonnen.)

Kleists sämtl. Wke. Berlin, 1825. I. 171. Lüben, Auswahl. I. 167.

1. Der „Frühling“ ist ein größeres beschreibendes Gedicht mit epischem Charakter (in der Anlage verwandt mit Schillers „Spaziergang“). Es besteht aus einer Reihe von Schilderungen der Natur und des Landlebens, die nur locker zusammenhangen und wenig Handlung enthalten. Dadurch wird dem Leser die Gesamtanschauung von der Dichtung erschwert. Die einzelnen Gemälde sind aber trefflich und geben Zeugnis von der klaren Anschauung des Dichters und von seiner Kunst, das Angeschaute lebensvoll wieder zu gestalten.

Lessing sagt in Bezug auf diese Dichtung im „Laokoon“ (XVII. Abschn.): „Von dem Herrn von Kleist kann ich versichern, daß er sich auf seinen Frühling das wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hineinzulegen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unend-

lichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Geratewohl, bald hier, bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel,*) ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Eklogen,**) mehreren deutschen Dichtern geraten hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben."

2. Der Gedankengang der Dichtung ist folgender. Nachdem der Dichter in einigen einleitenden Versen die „heiligen Schatten" und die „lachenden Wiesen" aufgefordert, ihn aufzunehmen, ihm die Seele mit „holder Wehmut und Ruhe zu erfüllen", die „Sinne zu reizen und zu begeistern", damit seine Töne durch das „Veilchenthal fliehen", wie „Bäche rieseln", schildert er den Eintritt des Frühlings, insbesondere die verheerende Gewalt der vom schmelzenden Schnee angeschwollenen Bäche und Flüsse und die darauf folgenden angenehmeren Erscheinungen. Und hieran reihet sich die Aufforderung an die Menschen, sich des Frühlings zu freuen. Er schildert die ihn umgebende Landschaft, die Wald und Busch, fruchtbare Felder und Wiesen mit weidenden Kühen, ein reichbelebtes Meer und Gebirge mit Weinreben darbietet, in der die Lerche ihr Jubellied anstimmt, der Landmann den Acker bestellt. Das Glück der Bewohner dieser schönen Gegend erinnert ihn an das Elend, welches „der fräßige Krieg, vom zähneblöckenden Hunger und wilden Scharen begleitet", über die Menschen bringt; er schildert die Schrecknisse desselben und erhebt sich darauf zu der Bitte an die Fürsten, ihren Völkern den Frieden zu geben, die Schwerter in Sicheln zu verwandeln, die Wissenschaften zu heben, Schulen zu errichten („setzt Gärtner zur Baumschul' der Menschen"), Handel und Schiffahrt zu fördern. Er kehrt hierauf zu seinem Gegenstande zurück: ein naher Meierhof, der seine Aufmerksamkeit erregt, giebt ihm die Veranlassung hiezu; er schildert denselben: das rege Leben, das geschäftige Treiben, das heitere Glück, das sich ihm überall darbietet, entlockt ihm das Lob des Landlebens, das bei seiner nachdrucksvollen Kürze die größte Wirkung auf das Gemüt hervorbringt. Selbst der Dichter wird davon ergriffen, er fühlt sich in dieses Glück versetzt, das er sich mit aller Lebendigkeit der schaffenden Phantasie ausmalt. Aber bald reißt ihn das Gefühl der Wirklichkeit aus diesem

---

*) Französischer Schriftsteller u. Dichter d. vorigen Jahrhunderts, Verfasser einer Poetik (1763), die Lessing Veranlassung giebt, ihn zu erwähnen.

**) Griechisch; das Ausgewählte, bezeichnet ursprünglich jedes kleine, ausgewählte Gedicht; dann wurden besonders die ländlichen Hirtengedichte (Bukolika) des Virgil so bezeichnet, und der Name überhaupt der idyllischen Dichtung beigelegt.

schönen Traum. Er ist unterdessen in eine mildere Gegend gekommen, in welcher die Natur, von Menschen ungeirrt, frei und kräftig aufblüht; sie leitet ihn zum Gedanken an den Allmächtigen, dessen Lob sich zu einem begeisterten Hymnus gestaltet. Das erregte Gefühl sehnt sich nach Ruhe, wie ein von der Wanderung ermüdeter Körper; er findet sich in einer anmutigen Gegend, in welche er jetzt gekommen ist. Der Anblick ihrer Schönheit weckt selbst die Besorgnis ihres nahen Hinwelkens; da überziehen plötzlich dichte Wolken den Himmel, und ein fruchtbarer Regen ergießt sich über die Erde. Aber bald strahlt die Sonne wieder am Himmel; die erfrischte Natur prangt in neuer Jugendfülle; und der Dichter schließt, Gottes Segen über das Land und über sich herabflehend, mit folgenden Versen:

O grünet, ihr holden Gefilde! Ihr Wiesen und Schlösser vom Laube!
Grünt, seid die Freude des Volks! Dient meiner Unschuld auf immer
Zum Schirm, wenn Bosheit und Stolz aus Schlössern und Städten mich treiben.
Mir wehe Zephyr aus euch, durch Blumen und Hecken noch öfter
Ruh' und Erquickung ins Herz! Laßt mich in euren Revieren
Den Herrn und Vater der Welt, der Segen über euch breitet
Im Strahlenkreise der Sonnen, im Tau und träufelnden Wolken
Noch ferner auf Flügeln der Winde, in eurer Schönheit verehren,
Und melden voll heiliger Regung sein Lob antwortenden Sternen!
Und wenn, nach seinem Geheiß, mein Ziel des Lebens herannaht,
Dann sei mir endlich in Euch die letzte Ruhe verstattet!

3. Kleist hat in diesem Gedicht den Hexameter angewandt, jedoch nicht in seiner Reinheit, sondern mit einer Vorschlagssilbe, wodurch freilich der Charakter desselben wesentlich verändert und ihm statt des daktylischen (–◡◡) Ganges der anapästische aufgedrängt wird. Die weibliche Cäsur liegt durchgängig im dritten Fuße, teilt daher den Vers stets in zwei gleiche Hälften und macht ihn hierdurch eintönig. Der Dichter hat diese Form später in keinem Gedicht wieder angewandt, nach einer Andeutung von Lessing (im 49. Litteraturbriefe) selbst gemißbilligt. Sulzer schrieb schon 1755 geradezu an Bodmer: „Kleist hat einen Ekel für die Hexameter, auch sogar für seine eigenen bekommen."

4. Nach dem Feldzuge, den Kleist in den J. 1744 u. 45 mitgemacht hatte, zog er sich zur Stärkung seiner geschwächten Gesundheit nach Potsdam zurück, und begann hier 1746 an einem größeren Gedicht, „Die Landlust", zu arbeiten. Der „Frühling" ist hiervon der erste und einzige Teil. Er erschien 1750 und wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen.

5. Cissides und Paches.

(1758.)

Kleists sämtl. Wke. II. 67. Berlin, 1825.

„Cissides und Paches" ist ein episches Gedicht in drei Gesängen, geschrieben in reimlosen Jamben, wie die meisten Kleist-

schen Idyllen und Erzählungen. Der Plan desselben ist sehr einfach. Zwei heldenmütige Freunde, die Mazedonier Cissides und Paches, verteidigen an der Spitze eines kleinen, aber auserlesenen Haufens die ihnen anvertraute Burg gegen ein übermächtiges Athenisches Heer. Beide fallen im Kampfe; aber der geschwächte Feind kann den errungenen Vorteil nicht verfolgen und muß sich zurückziehen.

Wenn hiernach das Gedicht in Bezug auf Inhalt und Erfindung auch nicht von großer Bedeutung ist, so ist es doch reich an glücklichen Einzelnheiten, unter denen die oft trefflichen und mit Liebe ausgeführten Bilder und Gleichnisse, so wie die charakteristischen Reden der Helden besonders hervorzuheben sind. Es weht durch das ganze Gedicht ein ernster, todesmutiger Geist, welchem die strenge Form vollkommen entspricht. Die nachstehenden Schlußverse des Gedichts hat der Verfasser durch seinen Tod selbst zur würdigen Grabschrift geweiht:

„Ihr Krieger, die ihr meiner Helden Grab
In später Zeit noch seht, streut Rosen drauf,
Und pflanzt von Lorbeer'n einen Wald umher!
Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung wert. — Wie gern' sterb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängnis ruft!
Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüstenei
Verwandelten; als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff, und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug, und achtete
Der teuren Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt. —
Doch es verzagt nicht drin, das treue Land;
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an.
Der Tag bricht an! Schon zöge Schwab' und Russ',
Lappländer und Franzos', Illyrier
Und Pfälzer in possierlichem Gemisch,
Den Helden im Triumph, verstattet' es
Desselben Großmut. Schon fliegt himmelan
Die Ehr' in blitzendem Gewand und nennt
Ein Sternenbild nach seinem Namen! Ruh'
Und Überfluß beglücken bald sein Reich!

II. Lyrische Dichtungen.

6. Hymne.

„Groß ist der Herr.“

Kleists sämtl. Wke. v. W. Körte. Halberst., 1825. II. 63. Lüben, Auswahl. I. 168.

Diese Hymne enthält eine Reihe von Naturschilderungen, wie der Dichter des „Frühlings“ sie am liebsten malte: Naturbilder,

in denen er die That des Allmächtigen sieht und seine Stimme hört, dem er vertrauend sich hingiebt. Der gute Eindruck, den dieselbe macht, ist eine Folge ihres einfachen Ganges und ihrer erhabenen, oft an die Propheten des alten Testaments erinnernden Sprache. Groß ist der Herr; alle die herrlichsten Naturerscheinungen sind nur ein schwacher Abglanz seiner Größe. Er zeigt sich überall als Herrn seiner Schöpfung, daher ihn diese preisen und verherrlichen soll, am meisten der Mensch, denn ihm hat Gott das Herrlichste gegeben, einen den Bau des Weltalls erforschenden Geist, so wie er unablässig für das Glück des menschlichen Geschlechts sorgt. Auch für mich, schließt der Dichter, ist Gott ein gütiger Gott; denn er hat mir alles verliehen, was ich zum Glücke bedarf — nicht zwar Gold und Ruhm, aber das Vermögen, die Wahrheit einzusehen, und Freunde und die Gabe der Dichtkunst. Daher soll ihm mein Lobgesang in allen Lagen des Lebens erschallen.

Über die Entstehung dieses Gedichts berichtet Kleist unterm 21. Juni 1758 an Gleim mit folgenden Worten: „Daß Ihnen meine Hymne gefällt, freut mich sehr. Wie große Lust ich auch habe, etwas zu machen, so habe ich keine Erfindungen mehr, woraus ich was machen kann. Vielleicht schaffen mir meine Soldaten wieder Erfindungen, denn jene Hymne hab' ich ihnen wirklich zu danken. Sie haben nämlich die Gewohnheit, daß sie des Morgens auf dem Marsche, ehe sie Lieder vom König von Preußen anstimmen, geistliche Lieder singen. Eines Morgens sangen sie eins, worin eine Stelle vorkam: daß Gott uns viel Gutes erweise, daß er uns Freunde gebe, und daß man ihn loben müsse u. s. w. Dies rührte mich so, daß ich vorausritt und viel weinte, und die Hymne entwarf." (Kleists Werke, I. 98.)

Leben und Charakteristik Kleists.

1.

Ewald Christian von Kleist ward am 7. (nach andern am 3. oder 5.) März 1715 zu Zeblin in Pommern, unweit Cöslin, geboren. Sein Vater, auf seinem Rittergute unabhängig lebend, hatte ihn zu einer Laufbahn im Civilstande bestimmt und schickte ihn deshalb im 10. Jahre auf die Jesuitenschule zu Cron in Groß-Polen und im vierzehnten (1729) auf das Gymnasium zu Danzig, wo er, ohne sich gerade sehr anzustrengen, den Grund zu seiner nachherigen Ausbildung legte. Vermutlich hat er schon in dieser Zeit gedichtet. Im 16. Jahre (1731) bezog er die Universität Königsberg mit dem ernstlichen Vorsatze, dort den Ermahnungen der Eltern Folge zu leisten, d. h. etwas Tüchtiges für den künftigen Beruf zu lernen. Mit großem Fleiße hörte er

Vorlesungen über Physik, Mathematik, die Rechte und Philosophie und beteiligte sich oft bei den gelehrten Streitübungen (Disputationen), welche angestellt wurden, wenn ein Studierender sich die Doktorwürde erwarb; ja bei Gelegenheit eines damals ausgebrochenen theologischen Streites über die Auferstehung der Toten ließ er hierüber, jedoch ohne sich zu nennen, sogar einen lateinischen Brief drucken, der großes Aufsehen erregte, weil niemand wußte, von wem er herrührte.

Ausgerüstet mit schönen Kenntnissen, verließ er nach beendeten Studien die Universität und kehrte in das elterliche Haus zurück. Seine Bewerbungen um eine Anstellung blieben erfolglos; er reiste deshalb nach Kopenhagen, wo zwei Schwestern seines Vaters an hochgestellte Militärpersonen verheiratet waren, und trat auf deren Veranlassung 1736 als Offizier in die dänische Armee. Ohne seine poetischen Studien zu vernachlässigen, arbeitete er sich mit großem Eifer in die Kriegswissenschaft ein und verrichtete seinen Dienst mit der größten Pünktlichkeit. Schon im J. 1740 ward Kleist von Friedrich II. aus dem dänischen Dienste zurückgefordert, nicht, weil dem Könige seine Talente bekannt geworden, sondern allein, weil er ein pommerscher Landjunker war. Er ward Lieutenant beim Regiment des Prinzen Heinrich, welches in Potsdam stand. Sein Umgang beschränkte sich dort auf seine Kameraden, denen aber seine Bildung, so wie ihm ihre Roheit, meist sehr lästig fiel. Es entstanden daraus mancherlei Neckereien und Streitigkeiten, von denen eine ihm ein Duell zuzog, bei dem er schwer am Arme verwundet ward. In dieser Zeit wurde Gleim, der die Tochter des Obristen von Schulz unterrichtete, auf Kleist aufmerksam gemacht. Er besuchte ihn und fand ihn äußerst entkräftet auf dem Bette, vor welchem Caesar de bello gallico aufgeschlagen lag. Der Kranke klagte bitter darüber, daß er nicht lesen dürfe, und nahm hocherfreut das Anerbieten Gleims an, ihm vorzulesen. Der Schluß eines scherzhaften Gleimschen Liedes*) erregte dem Kranken ein so heftiges Lachen, daß durch eine unwillkürliche heftige Bewegung die Wunde aufsprang, und eine starke Blutung erfolgte. Der eiligst herbeigerufene Wundarzt erklärte den Vorfall für ein großes Glück, weil dadurch Spuren vom Brande sichtbar geworden. Die Wunde heilte schnell, und der Wundarzt pries scherzend die Wunder der Poesie. Kleist aber rief seinem Gleim zu: „Der Dichtkunst und Ihnen verdanke ich also meine Genesung.“ — Dies war das Wort der Weihe der treuesten Freundschaft und der gesegnete Keim all der lieblichen Lieder, mit welchen Kleist seitdem so viele gleichgestimmte Menschenherzen erquickt hat.

---

*) An den Tod: „Tod, kannst du dich auch verlieben?“ (Gleims sämtl. Wke. Halberst., 1811. I. 32.

Kaum hatte Kleist sich eine Zeitlang des neu begonnenen schöneren Lebens erfreut, so erhielt er die Nachricht, daß seine ihm verlobte Braut, Wilhelmine von der Golz, von ihren Verwandten zu einer sehr vorteilhaften Heirat gezwungen worden sei. Diese Nachricht erschütterte ihn tief und legte den Grund zu späterer Schwermut. In den J. 1744 u. 45 machte er den Feldzug in Böhmen mit, infolge dessen seine Gesundheit erschüttert wurde. Körperlich geschwächt und zur Hypochondrie geneigt, kehrte er 1746 nach Potsdam zurück. Hier begann er an einem größeren Gedichte „die Landlust", zu arbeiten, von dem er jedoch nur den „Frühling" vollendet hat. Er erschien 1750 und wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen.

Im J. 1752 wurde Kleist auf Werbung nach der Schweiz geschickt. Er lernte dort Bodmer und Wieland kennen, erlangte aber auch in dieser reichen Natur die rechte Jünglingsheiterkeit nicht wieder.

Kleists höchster Wunsch war, sich im Kriege auszuzeichnen und für seinen geliebten König den Heldentod zu sterben. Die Gelegenheit hierzu schien indes nicht kommen zu wollen; er hatte in der Regel das Schicksal, zur Besatzung von Städten kommandiert oder mit der Direktion von Feldlazaretten beauftragt zu werden, während seine Kameraden sich Lorbeeren auf den Schlachtfeldern einsammelten. Es trieb ihn an, diesen Gefühlen von Thatkraft Ausdruck in Gedichten zu geben. Am lebendigsten ist dies (1757) geschehen in nachstehender Ode, sämtl. Wke., II, 27.

An die preußische Armee.

Unüberwundenes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt;
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken!

Der dürre, schiele Neid treibt niederträcht'ge Scharen
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen spein, so wie des Osts, Barbaren
Und Ungeheuer dich zu verschlingen aus!

So tobt ein Flammen-Meer, das aus Vesuvens Munde
Sich donnernd in das Feld ergießt,
Mit dem Furcht und der Tod in Städt' und Dörfer fließt;
Das Wasser flieht das Land und kocht auf heißem Grunde!

Verdopple deinen Mut, o Heer! der Feinde Fluten
Hemmt Friedrich und dein starker Arm;
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Die Luft wird deinen Ruhm zur späten Nachwelt wehen;
Die klugen Enkel ehren dich,
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen!

Nur schone wie bisher, im Lauf von großen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Not, wenn du von Not entfernet bist;
Das Rauben überlaß den Feigen und Kroaten!

Ich seh', ich sehe schon (freut euch, o Preußens Freunde!)
Die Tage seines Ruhms sich nahn.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran,
Doch Friedrich winket dir; wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Endlich sollte sein Wunsch, auf den Kriegsschauplatz zu kommen, in Erfüllung gehen. Unterm 9. Mai 1758 schrieb er von Leipzig aus, wo er längere Zeit als Major gestanden und mit Lessing den engern Freundschaftsbund geschlossen hatte, an Gleim: „Mein Gebet ist erhört, wir marschieren den 11. Mai hier aus, zum Corps des Prinzen Heinrich. Mir ist, als wenn ich im Himmel wäre, und ich bin nun mit meinem Schicksal, das mich durch die Versetzung aus der Potsdamschen Garnison geführt hat, sehr zufrieden. Ich glaube zwar nicht, daß ich bleiben werde, indessen ist es doch möglich. In diesem Falle geben Sie doch die 200 Thlr., die über 1000 sind, an Herrn Ramler und Lessing, jedem die Hälfte. Oder vielmehr geben Sie sie ihnen gleich, sie sollen sie mir einmal, im Falle ich lebe, wieder geben, wenn sie recht reich geworden sind. Ja, geben Sie sie ihnen jetzt gleich, ich habe genug, wenn ich 1000 Thaler behalte. Die 1000 Thaler schicken Sie, wofern ich sterben oder totgeschossen werden sollte, an meine Schwester: Verwitwete Kleist, geborne Kleist, zu Conitz über Stargard und Neu-Stettin. — Dies sage ich nur auf den Fall, den ich nicht glaube. Es geschieht uns immer das, wonach wir nicht viel fragen; und was uns lieb wäre, geschieht uns nicht."

Das Corps des Prinzen drang bis Hof und weiter vor; — die Reichsarmee lief davor zurück, und Kleist gewann von dem ersehnten Kriegszuge nur eine poetische Frucht, die oben besprochene Hymne.

Am 12. Aug. 1759 focht Kleist in der Schlacht bei Kunersdorf unweit Frankfurt a. d. O. gegen die Russen. Nachdem er bereits drei Batterieen erobert und zwölf Schüsse von mattgewor-

denen Kugeln erhalten, ward ihm von einer dreizehnten die rechte Hand zerschmettert. Er nahm den Degen in die linke Hand und sprengte, als er den Kommandeur des Regiments vermißte, vor und führte seine Tapfern unter einem fürchterlichen Kanonenfeuer gegen die vierte Batterie. Eine Musketenkugel fuhr ihm durch den linken Arm, und sogleich erfaßte er den Degen wieder mit der blutenden Rechten. Mit jeder Wunde verdoppelte sich sein Sieger=Eifer; nur noch etwa 30 Schritte war er vom ersehnten Ziele entfernt, da ward ihm das rechte Bein von Kartätschen zerschmettert, so daß er gleich vom Pferde stürzte. Besorgt für den Sieg, beseelt von dem Getümmel der Schlacht und der beispiellosen Tapferkeit der Seinen, versucht er zweimal mit fremder Hilfe sein Pferd wieder zu besteigen, aber vergeblich; kraftlos sinkt er zur Erde. „Kinder! verlaßt Euren König nicht!“ ruft der gefallene Held, und wendet so noch die letzte schwindende Kraft zum Siege an. Man trug ihn aus dem Getümmel; ein Wundarzt, welcher ihn verbinden wollte, ward durch eine Kugel neben ihm getötet. Kosaken, welche ihn im Blute schwimmend fanden, raubten ihm alles, selbst Hut und Hemd, und warfen ihn in einen Sumpf. Russische Husaren, welche in der Nacht vorüberkamen, bezeigten sich menschlicher; sie legten ihn an ihrem Wachtfeuer auf Stroh, bedeckten ihn mit Hut und Mantel und gaben ihm Brot und Wasser. Aber die Kosaken, welche am Morgen zurückkehrten, plünderten ihn aufs neue, und so lag der Unglückliche, entblößt und verwundet, bis ihn am Mittage ein russischer Offizier fand, und ihn auf einem Wagen nach Frankfurt a. d. O. bringen ließ, wo er am 24. Aug. 1759 starb. Die Hochachtung der Feinde veranstaltete ihm ein ehrenvolles Leichenbegängnis. Als seinem Sarge der Offizierdegen fehlte, nahm ein russischer Stabsoffizier, Oberst von Bülow, den seinigen und legte ihn mit den Worten darauf: „Ein so würdiger Offizier darf ohne dies Ehrenzeichen nicht begraben werden*)!“

2.

Kleists Werke bilden zwei kleine Bändchen mit einer sehr bescheidenen Anzahl von Dichtungen. Dennoch sind darin die verschiedensten Gattungen vertreten: die Fabel, Erzählung, Idylle, das Lied, die Hymne, Ode, Elegie, das Sinngedicht und das Epos. Und in allen diesen Gattungen hat der Dichter Tüchtiges geleistet; die beschreibende Dichtungsart, die poetische Landschafterei ist so sehr mit seinem Namen verwachsen, daß man ihn noch heut vorzugsweise als den Verfasser des „Frühlings“ nennt und ehrt.

*) Vergl. „Kleists Tod“ von Archenholtz. Lüben u. N., Leseb. VI. u. Lüben, Auswahl. II. 40.

Am glücklichsten ist er in dem sehnsüchtigen Ausdrucke des Herzens und in anmutigen Bildern, wie sie die ländliche Natur und das idyllische Leben genügsamer Menschen darbietet. Zur Individualisierung des Menschlichen und sicheren Abrundung menschlicher Handlungen, wie er sie in seinem „Cissides und Paches" und in dem Trauerspiel „Seneka" versuchte, fehlte ihm die Kraft, was er auch selbst fühlte. Letzteres begann er auf Lessings Veranlassung, stand aber von der Ausführung ab, als er sah, daß er der Arbeit nicht gewachsen war. Kleist ist einer der objektivsten Dichter seiner Zeit, was sich selbst in seinen lyrischen Gedichten kund giebt. Alle seine Dichtungen beruhen auf reeller Grundlage und sind von bestimmten äußern Verhältnissen hervorgerufen, die der Dichter immer mit sicherem Takt und feinem Geschmack gestaltet hat. Sein Ausdruck ist stets glücklich gewählt und den dargestellten Empfindungen angemessen, voll Kraft und Würde in den Oden und Hymnen, lieblich, mild und heiter in dem leichten Liede.

Kleists Erscheinung war eine ritterliche. Hoch von Gestalt und edel-kriegerische Haltung, vermochte der ernste Ausdruck des Gesichts doch auch einer gewinnenden Freundlichkeit zu weichen. Eigennutz, Neid und Stolz blieben ihm fern. Wegen seiner menschenfreundlichen Gesinnungen und seiner edlen Denkungsart genoß er allgemeine Hochachtung, und Lessing verewigte den Freund wegen seines edlen Charakters als Major von Tellheim in seiner Minna von Barnhelm.

Schillers Urteil über Kleist als Dichter ist etwas nüchtern ausgefallen, im ganzen aber doch wohl zutreffend. Es findet sich im 12. B. seiner Werke (Ausgabe v. 1857) in dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, Seite 209.

Litteratur.

Ewald Christian von Kleists sämtl. Wke., herausgeg. mit dem Leben d. Dichters v. Wilhelm Körte. 2 Tle. Berlin, 1803, 1825, 1830, 1840, 1853. 1,20 M.

Ferd. Meyer, Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten. Berlin, 1877. Bd. 3.

XXVII. Lichtwer.

1. Der Hänfling.

Lichtwers Fabeln. Berlin, 1762. 55. — Lichtwers Schriften. Halberstadt, 1828. 49. — Lichtwers poetische Schriften. Wien, 1793. I. 78. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 78. Lüben, Auswahl. I. 170.

1. Erläuterungen.

Str. 2. „Die stolze Glut der jungen Brust." Glut heißt zunächst Feuerglanz, dann große Hitze von starker Feuermasse,

bildlich: heftig wirkende Leidenschaft. „Brust“ steht für Herz, in der Bedeutung von Jugend. „Stolze Glut der jungen Brust“ läßt sich daher mit den Worten ausdrücken: Der stolze, hochstrebende Sinn der Jugend.

3. „ausgewittert“, nachdem das Gewitter vorüber war.

Mit „Bestürzung“ (abgeleitet von bestürzen) bezeichnet man den unangenehmen Gemütszustand, in dem man nicht weiß, was man denken und thun soll. Hervorgerufen wird dieser Zustand dadurch, daß uns ganz unerwartet etwas trifft, was uns bedeutend zu schaden, vielleicht zu vernichten droht. Der Ausdruck ist jedenfalls hergenommen von dem Bilde eines Menschen, der plötzlich etwas auf sich stürzen sieht, was ihn zu zerschmettern droht, und der darüber in Schrecken gerät und die Besinnung verliert.

4. „Mit umgekehrtem Eigensinn.“ Eigensinn“ bezeichnet ein Beharren in seinen Meinungen und Entschließungen, gegen alle vernünftigen Vorstellungen, ja selbst beim Bewußtsein falscher Meinung und Ansicht. „Umgekehrt“ heißt so viel wie entgegengesetzt. In Verbindung mit dem Worte Eigensinn drückt es aus, daß der erste Nestbau auch schon aus Eigensinn entsprungen sei, während doch der Dichter ihn aus dem stolzen, hochstrebenden Sinn des jugendlichen Hänflings abgeleitet hat. Richtig ist aber, daß der Eigensinn nicht selten verleitet, ohne vernünftige Gründe das Gegenteil von dem zu thun, was vorher geschah, oder, wie man sagt, ins Extrem zu verfallen. Der Hänfling unserer Fabel ist ein Beispiel hierzu.

5. „Doch nicht die Erde vor sich sahe“, nicht so niedrig, daß er aus dem Neste unmittelbar auf die Erde sah.

„Ein Ort, der in der Ruhe liegt“, ein ungestörter Ort.

2. Inhaltsangabe.

Ein junger Hänfling bekommt Lust, sich ein Nest zu bauen. Sein hochstrebender Jugendsinn treibt ihn, hierzu den Gipfel eines Eichbaums zu wählen. Er fühlt sich in dieser Höhe so glücklich wie ein König. Ein Gewitter, das während seiner Abwesenheit diese Eiche zersplittert und sein Nest zerstört, belehrt ihn aber, daß der von ihm gewählte Ort ein unpassender gewesen sei. Statt nachdenkend zu überlegen, welcher Platz wohl für seine Wohnung am geeignetsten sei, baut er sie, bloß der eben entgangenen Gefahr gedenkend, dicht auf die Erde. Die Folgen seiner Unüberlegtheit zeigen sich bald: Das Nest wird mit Staub und Würmern erfüllt. Zum zweiten Male durch Schaden klug geworden, läßt er sich nun nicht wieder durch Leidenschaftlichkeit, sondern durch Überzeugung leiten, baut nun das Nest weder zu hoch, noch zu niedrig, und lebt sicher und vergnügt darin.

Der Dichter knüpft hieran die Lehre, daß der Mittelstand der glücklichste sei.

3. Grundgedanke der Fabel.

Der Grundgedanke der Fabel, daß der Mittelstand, der am wenigsten von andern abhange und ihrer bedürfe, der glücklichste von allen sei, ist in der letzten Strophe klar ausgesprochen, durch das Schicksal des Hänflings ohnehin auch gut veranschaulicht. Warum sind Arme und Reiche abhängiger als der Mittelstand?

Im „Zeisig" von Gellert urteilt der Knabe unüberlegt, hier handelt der Hänfling so.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht gehört zu den Fabeln.

5. Schriftliche Aufgaben.

1. Vergl. Der Hänfling von Lichtwer mit Blau-Veilchen von Fr. Förster und vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt von Rückert. 2. Der Mittelstand ist der beste. 3. Blinder Eifer schadet nur.

2. Die Katzen und der Hausherr.

Lichtwers Fabeln. Berlin, 1762. 35. — Lichtwers poet. Schriften. Wien, 1793. I. 48. — Lichtwers Schriften. Halberst., 1828. 32. — Lüben, Auswahl I. 171.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Hausprophete", Haushahn.

3. „Murner", Name des Katers im Froschmeuseler (1595) und der Katze im Esel-König (1625). Eigentlich ist es ein Mannsname, wie Thomas Murner († um 1536) zeigt, und wohl abgeleitet von murren, wonach also Murner (mit Ausstoßung eines r) einen mürrischen, zänkischen Menschen bezeichnet. Dem Kater beigelegt, deutet der Name auf dessen Brummen und Heulen zu gewissen Zeiten gegen seinesgleichen.

3. Der Vater und die drei Söhne.

Ebendaselbst, 1762. 39. — Lichtwers poet. Schriften. Wien, 1793. I. 55. — Lichtwers Schriften. Halberst., 1828. 37. — Lüben, Auswahl. I. 172.

Ist ohne Erklärung vollkommen verständlich.

4. Die seltsamen Menschen.

Ebendaselbst, 1762. 94. — Lichtwers poet. Schriften. Wien, 1793. I. 131. — Lichtwers Schriften. Halberst., 1828. 82. — Lüben, Auswahl. I. 173.

1. Erläuterungen.

V. 8. „Huronen", eine nordamerikanische Völkerschaft, welche vormals zahlreich war, an der Ostseite des Huronenseees wohnte,

aber 1650 von den Irokesen vertrieben wurde und jetzt im Südwesten des Eriesees wohnt.

V. 9. Eilfhundert Meilen hinter ihnen ist ein sehr hübscher geographischer Scherz; denn die elfhundert Meilen hinter den Huronen treffen, wie man nachgerechnet hat, gerade auf Deutschland und Leipzig, wo leidenschaftlich das Kartenspiel getrieben wurde.

33. „Furien", in der alten Götterlehre Halbgöttinnen der Unterwelt, welche die Seelen der Verdammten peinigen, oder auch Missethäter im Leben verfolgen und martern sollten (die personifizierten Gewissensbisse).

37. „So suchen sie der Weisen Stein?" Zu der Zeit, wo man glaubte, aus dem Zusammenschmelzen unedler Metalle Gold erhalten zu können, hielt man auch dafür, daß es ein allgemeines Mittel geben müsse, welches die Kraft habe, alle Krankheitsstoffe aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, und dies Mittel wurde „der Stein der Weisen" genannt.

28. „Des Zirkels Viereck finden", gewöhnlicher „die Quadratur des Kreises finden", ein Quadrat auffinden, welches genau so groß ist, wie der Inhalt eines gegebenen Kreises. Diese Aufgabe hat bis jetzt noch kein Mathematiker gelöst.

2. Zweck der Dichtung.

Der Dichter schildert in dieser humoristisch zugespitzten poetischen Erzählung in treffender Satire den Zustand leidenschaftlicher Spieler, wie unsere sogenannten „Spielhöllen" sie zeigen. Der Name „Hurone" ist natürlich ein ganz zufällig gewählter. Indem aber der Dichter zur Veranschaulichung ein tief stehendes, halbwildes Volk wählt, giebt er in seiner Weise zu verstehen, daß ein Spielen dieser Art eines gebildeten Deutschen unwürdig ist. Wer will das bestreiten?

Leben und Charakteristik Lichtwers.

I.

Magnus Gottfried Lichtwer wurde am 30. Jan. 1719 zu Wurzen in Sachsen geboren, wo sein Vater Rat bei der Stiftsregierung, zuletzt Oberappellationsrat war. Er verlor denselben bereits 1721. Die Erziehung der hinterlassenen Kinder (außer unserem Dichter noch eine Tochter) lag daher der Mutter allein ob. Diese war aber eine liebevolle, gebildete, wahrhaft fromme Frau und that alles, wodurch das Wohl ihrer Kinder befördert werden konnte. Den ersten Unterricht erteilte sie ihrem Sohne selbst; dann besuchte er die Schule seines Geburtsortes. Er zeichnete sich durch Sittlichkeit, Fleiß und aufgeweckten Geist aus. In der Fertigkeit, Verse zu machen, war er unter seinen

Mitschülern der erste. Es war gebräuchlich, den Knaben Reime zu geben, um daraus ein sogenanntes Gedicht zu machen. Lichtwer erhielt einst die Worte Babel und Schnabel zu diesem Zwecke, und löste die Aufgabe augenblicklich so:

„Nebukadnezar sprach: Dies ist die stolze Babel!
Da kam der liebe Gott und schlug ihn auf den Schnabel."

Nachdem Lichtwer die einzige Schwester durch den Tod verloren hatte, wurde ihm 1737 auch noch die zärtlich geliebte Mutter entrissen, so daß er nun eltern- und geschwisterlos dastand. In demselben Jahre bezog er die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren. Mit dem Fleiße, den er auf der Schule bewiesen hatte, besuchte er hier die Vorlesungen der Professoren, versäumte jedoch neben den Berufsstudien auch das der klassischen Litteratur nicht. Mit Gottsched kam er trotz seiner Liebe zur deutschen Litteratur und Dichtkunst in keine nähere Verbindung. 1741 verließ er Leipzig und lebte eine Zeitlang in Dresden, wählte dann aber Wittenberg zu seinem Wohnort, um sich dort dem akademischen Lehramte zu widmen. Erbschaftsangelegenheiten führten ihn wiederholt und auf längere Zeit nach Quedlinburg (woher seine Mutter stammte) und Halberstadt. Eine langwierige Augenkrankheit, die ihn hier traf, lenkte ihn auf die Muse; eine Sammlung heiterer Dichtungen, die er schon in Dresden begonnen hatte, vermehrte sich nach und nach ansehnlich. Die erste Ausgabe seiner Fabeln erschien 1748 in Leipzig, ohne seinen Namen, blieb aber durch Schuld des Verlegers unbeachtet, bis Gottsched 1751 die Aufmerksamkeit darauf lenkte. Eine kurze Zeit hielt Lichtwer in Wittenberg Vorlesungen über Gegenstände der Rechtswissenschaft, mußte dieselben jedoch aus Gesundheitsrücksichten einstellen. Auf Betrieb seiner Halberstädter Verwandten kaufte er sich dort ein Kanonikat, und nachdem er sich verheiratet hatte, siedelte er sich dorthin über. Mit Fleiß widmete er sich in dem neuen Vaterlande dem Staatsdienste und wurde 1752 Regierungsrat. Mit den dortigen Poeten hatte er so gut wie gar keinen Umgang, da er sehr zurückgezogen lebte. 1758 erschien sein didaktisches Gedicht: „Das Recht der Vernunft", das er dem Könige von Preußen widmete, und eine neue Ausgabe seiner Fabeln. Neben Gottsched empfahl auch Ramler dieselben; letzterer ließ sich sogar durch sein Streben, Unvollkommenes zu vervollkommnen, 1761 verleiten, eine Auswahl derselben selbständig und vielfach verändert herauszugeben, worüber Lichtwer mit Recht sehr ungehalten war. Spätere Ausgaben von Fabeln zeigten aber, daß Lichtwer doch manche Ramlersche Veränderung anerkannte, und von ihm gelernt hatte. Ramler hat sonach das unbestrittene Verdienst, eine Verbesserung mancher Lichtwerscher Fabeln hervorgerufen zu haben.

Mit dem Eintritt in das reifere Alter mehrten sich Lichtwers

Berufsgeschäfte; ihnen tüchtig vorzustehen, war sein Stolz und seine Lebensfreude. Die Dichtkunst trat darüber fast ganz zurück. Doch mögen auch andere Umstände, wie z. B. die kalte Aufnahme seines „Rechts der Vernunft", hierzu mit beigetragen haben.

Seit dem J. 1781 spürte Lichtwer allmählich eine merkliche Abnahme seiner Körperkräfte; doch blieb sein Geist dabei heiter und ungeschwächt. Eine Hämorrhoidalkolik bracht ihn endlich auf das Sterbelager. Mit großer Geistesstärke ertrug er alle Schmerzen. Als man ihn wenige Augenblicke vor seinem Ende fragte, ob er noch einen Kummer auf seinem Herzen habe, sagte er mit der Zufriedenheit und Ruhe eines wahren Christen und Weltweisen: „Ich habe lange genug und mit Vergnügen gelebt; meine Gattin und meine Kinder haben mir keine mißvergnügte Stunde gemacht; warum sollt' ich nun nicht auch dem Winke meines Schöpfers folgen, der mich zu höheren Freuden aufruft?" Er starb 1783 in der Nacht vom 6—7 Juli und liegt in der Moritzkirche begraben.

II.

Lichtwer hat außer Fabeln und Erzählungen, durch die er seinen Dichterruhm begründete, nur noch einige lyrische Gedichte und ein längeres didaktisches, das schon genannte „Recht der Vernunft", verfaßt. In seinen Fabeln und Erzählungen strebt er seinen deutschen und französischen Vorgängern in der Darstellungsweise nach, was sich besonders aus der epischen Entfaltung erkennen läßt, zeigt aber im ganzen eine anerkennenswerte Selbständigkeit und ist besonders reich an eigenen Erfindungen. Seine Darstellung ist lebhaft und unterhaltend, der Ausdruck kräftig und wahr, dabei ungesucht und einfach, der gewöhnlichen Rede angemessen, ohne in das Niedrige und Gemeine zu verfallen. Darum ist Lichtwers Sprache auch noch heute, nach mehr als hundert Jahren, nicht veraltet. Die meisten Fabeln und Erzählungen haben einen scherzhaften oder komischen Charakter, selbst da, wo die zu Grunde liegende Moral sehr ernst ist. Die Erfindungen sind der Mehrzahl nach dem wirklichen Leben entnommen, also nicht, wie bei manchen andern Dichtern, mühsam zur Versinnlichung einer Moral ersonnen. Den Vers behandelt Lichtwer nicht so frei wie Gellert, obgleich er nicht bloß beim Jambus stehen bleibt. Er liebt die Strophe oder wenigstens einen Vortrag in gleich langen Zeilen. Wo aber auch dies nicht der Fall ist, wendet er keine andern als sechsfüßige und vierfüßige an. — Lessing, der sich in einer Recension der Fabeln bemühte, Lichtwer wieder mit Ramler auszusöhnen, spricht sich sehr anerkennend über dieselben aus. Ohne die Ungleichartigkeit derselben zu verkennen, sagt er, daß viele derselben nach jeder Beziehung vollendet seien, und dem

strengsten Kunstrichter Trotz bieten können. — 1763 wurden die Fabeln ins Französische übersetzt und fanden in Frankreich Beifall.

„Das Recht der Vernunft“ wurde zwar bei seinem Erscheinen von Gottsched sehr gelobt und später selbst von Herder der Beachtung empfohlen, unterscheidet sich aber dennoch von einer prosaischen Bearbeitung des Gegenstandes nur durch den Reim. Es enthält viele gute und wahre, aber wenig neue Gedanken.

Litteratur.

A. Lichtwers Werke.

Vier Bücher Äsopischer Fabeln in gebundener Schreibart. Lpzg., 1748. 2. Ausg. 1758.

M. G. Lichtwers Fabeln in 4 Büchern v. d. Verfasser selbst herausgeg. 3. Aufl. Berlin, 1762.

Enth. 104 Fabeln u. Erzählungen, manche derselben verbessert.

Das Recht der Vernunft. Lpzg., 1758.

Poetische Schriften von M. G. Lichtwer. 2 Tle. Wien, 1793.

Magnus Gottfried Lichtwers Schriften. Herausgeg. v. s. Enkel E. L. M. von Pott. Mit einer Vorrede u. Biographie Lichtwers von Friedrich Cramer. Halberst., 1828. 2 M.

B. Schriften über Lichtwer.

Eichholz, Lichtwers Leben. Halberstadt, 1784. 75 ₰.

Friedrich Cramer, Lichtwers Leben, in Lichtwers Schriften, herausgeg. von Pott.

Die Wiener Ausgabe von Lichtwers Poetischen Schriften enthält auch eine kurze Biographie des Dichters.

XXVIII. Gleim.

I. Fabeln.

1. Der Hirsch, der sich im Wasser sieht.

Gleims sämtl. Schriften. Karlsr., 1780. Tl. II. 68. Ditto. Halberst., 1811. III. 315. Fabeln. Berlin, 1786. 170. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 27. Lüben, Auswahl. I. 174.

1. Erläuterungen.

V. 9. „Sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen“, mit großer Schnelligkeit vom Gebirge herabkommen.

13. „wie ein Pfeil“, pfeilschnell, gleichbedeutend mit „fliegen“ in dem 14. Verse.

14. „vierzehn Enden“, vierzehn Zacken des Geweihs.

2. Inhaltsangabe.

Ein Hirsch beschaut sich im Spiegel einer klaren Quelle, bewundert sein prächtiges Geweih, erkennt auch die Vollkommenheit seines Leibes an, hält aber seine Beine für zu schwach. Auf ein-

mal hört er ein Jagdhorn erschallen, sieht eine Jagd kommen und entflieht deshalb erschrocken. Auf dieser Flucht ist sein Geweih ihm vielfach hinderlich, während die flinken Beine ihn der nahen Gefahr entreißen. Diese Erfahrung giebt ihm die Lehre, fortan das Nützliche dem Schönen vorzuziehen.

3. Grundgedanke.

Das Nützliche verdient dem Schönen vorgezogen zu werden.

4. Form der Darstellung.

Das Gedicht ist eine Fabel. Die Zeichnung des Hirsches ist als gelungen zu bezeichnen, und die allgemeine Wahrheit ergiebt sich ungezwungen daraus.

2. Das Pferd und der Esel.

Gleims sämtl. Schriften. Karlsruhe, 1780. II. 76. Ditto. Halberstadt, 1811. III. 322. Fabeln. Berlin, 1786. 181. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 28. — Lüben, Auswahl. I. 174.

1. Inhaltsangabe.

Ein schwer beladener Esel bat ein ledig neben ihm hergehendes Pferd, ihm einen Teil seiner Last abzunehmen. Das Pferd ließ sich, wiederholter Bitten ungeachtet, nicht dazu bewegen, schalt vielmehr den Esel faul. Dieser erlag der Last, und dem Pferde ward nun nicht allein die Ladung des Esels, sondern auch noch dessen Haut aufgepackt.

2. Grundgedanke.

Ungefälligkeit rächt sich selbst.

3. Die Grille und die Ameise.

Ebendaselbst. Karlsruhe, 1780. II. 74. Ditto. Halberstadt, 1811. III. 320. Fabeln. Berlin, 1786. 179. — Lüben, Auswahl. I. 175.

1. Erläuterungen.

V. 20. „Ich, die Freundin von Apoll." Apollo oder Phöbus ist der Gott des Saitenspiels und des Gesanges. Indem die Grille sich „Freundin von Apoll" nennt, überhebt sie sich und giebt zugleich zu verstehen, daß sie während des Sommers wie Gott Apollo nur der Kunst gelebt, und darüber die Sorge für die niederen leiblichen Bedürfnisse außer acht gelassen habe.

24. „Grillchen, nein! Doch tanze nun!" Verbringe deine Zeit im Winter in ähnlicher Weise, wie du es im Sommer gethan hast; widme dich dem Tanze, wenn du nicht singen magst.

2. Grundgedanke.

Wer sich sorglos nur dem Vergnügen überläßt oder ausschließlich höheren Genüssen nachgeht und darüber die Erwerbung der unentbehrlichen Unterhaltungsmittel unterläßt, muß zuletzt darben. Die Grille stellt uns einen solchen Menschen dar, die Ameise dagegen einen, der durch nützliche Thätigkeit für die Zukunft sorgt. (Vergl. dieselbe Äsopsche Fabel bei Hans Sachs. Werke, herausgeg. v. A. Keller. V. 78.)

4. Der Löwe und der Fuchs.

Gleims sämtl. Schriften. Karlsruhe, 1780. II. 12. Ditto. Halberstadt, 1811. III. 212. Fabeln. Berlin, 1786. 20. — Lüben, Auswahl. I. 175.

Auslegung.

Der Esel ist hier das Bild eines neidischen und unwissenden Menschen. Urteilt ein solcher ungünstig über uns, so kann es uns gleichgültig sein; er versteht uns nicht zu beurteilen.

5. Die Gärtnerin und die Biene.

Ebendaselbst. Karlsruhe, 1780. II. 28. Ditto. Halberstadt, 1811. III. 227. Fabeln. Berlin, 1786. 34. — Lüben, Auswahl. I. 176.

Auslegung.

Die Biene zeigt uns einen klugen Menschen, der aus den Gesprächen anderer oder aus Büchern, die er liest, nur das wahrhaft Gute sich aneignet, alles Schädliche, wie z. B. unsittliche Äußerungen, auf sich beruhen, unbeachtet läßt.

II. Erzählungen.

6. Die Milchfrau.

Ebendaselbst. Karlsruhe, 1780. II. 59. Ditto. Halberstadt, 1811. III. 419. Fabeln. Berlin, 1786. 157. — Lüben, Auswahl. I. 176.

1. Erläuterungen.

V. 4. „Stübchen“, ein Maß flüssiger sowohl als trockener Dinge, welches gewöhnlich 4 Maß oder Kannen enthält.

12. „Die werden herrlich da sich letzen“, sich erfreuen, ergötzen, erquicken, laben.

31 u. 32. „Bau' nur ein andermal nicht Schlösser in die Luft“, mache keine hochgehenden Pläne, ohne schon die zur Ausführung erforderlichen Mittel zu besitzen.

2. Auslegung.

„Luftschlösser“ bauen die meisten Menschen gern, d. h. sie

machen gern allerlei Pläne, ihre gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse möglichst glänzend zu gestalten. Darüber vergessen sie aber oft die rechte Ausnutzung dessen, was sie haben oder sicher erlangen könnten; schlagen dann ihre Pläne fehl, so fühlen sie sich unglücklich, werden unzufrieden. Die Erzählung von der „Milchfrau" soll davor warnen.

III. Lieder.

a. Vaterlandslieder.

7. An Lobredner des Auslandes.

Gleims Zeitgedichte. Lpzg., 1841. 100. — Lüben, Auswahl. I. 177.

Das Gedicht zerfällt in 2 Teile, von denen der erste die 4 ersten, der zweite die beiden letzten Strophen umfaßt.

Wenn wir der Aufforderung: „Laßt uns Deutsche sein und bleiben!" die Frage: „Warum?" hinzufügen, so antwortet das Gedicht darauf: der Deutsche ist:

1. treu („und beteuert das durch einen Handschlag"),
2. redlich,
3. bescheiden,
4. erfüllt mit Vaterlandsliebe,
5. gemessen oder maßvoll („bleibt in den Schranken unserer guten Menschlichkeit"),
6. ein Freund des Lichts, d. h. klarer Erkenntnis,
7. ein Feind der Dunkelheit im Denken.

Der 2. Teil gilt denen, die das Vaterland verlassen. Sie kennen dasselbe nicht und sind daher zu bedauern. Von dem deutschen Geiste hätten sie durch Klopstocks Oden eine Vorstellung erhalten können. Zum Schluß wünscht der Verfasser diesen Abtrünnigen Glück auf den Weg, bittet sie aber, nicht wieder zurückzukehren.

8. Hermann.

(Auf dem Kolonnenwege zwischen Glatz und Silberberg, den 4. Julius 1778.)

Gleims sämtl. Wke. Halberst., 1811. IV. 111. — Lüben, Auswahl. I. 177.

Das Gedicht, das bei Gleim die oben eingeklammerte Überschrift führt, gliedert sich in ähnlicher Weise wie das vorige.

I. Wir betrachten uns als Nachkommen Hermanns, als seine „Grenadiere", und singen (preisen) ihn,
   1. weil er in einer berühmten Schlacht die Römer geschlagen und dadurch die Ketten Roms gebrochen hat;

2. wir thun das so lange, bis wir die Ungarn durch eine ähnliche That vernichtet haben.

II. Wer das nicht thut, wer ihn nämlich nicht durch solche Thaten verherrlicht, der ist
1. nicht deutschen Bluts, kein freier Mann, kein guter Christ, der verdient
2. die größte Schande, trägt mit Ehren nicht sein Schwert, soll darum Sklave der Ungarn sein.

b. Kriegslieder.

9. Bei Eröffnung des Feldzuges.

1756.

Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 u. 1757 von einem Grenadier. Berlin, 1758. 3. Gleims sämtl. Wke. Halberst., 1811. IV. 1. — Lüben, Auswahl. I. 178.

In diesem Liede bilden die 6 ersten Str. den ersten Teil, die 3 letzten den zweiten. Der 1. Teil handelt von dem Kriegsruhm, der 2. von dem im Frieden zu erwerbenden Dichterruhm.

I. Der Dichter will Friedrichs Krieg führen helfen, im Kriegslärm mit den Helden Schlachtgesang anstimmen, im stärksten Kanonendonner tapfer streiten, selbst sterbend noch. Durch den Tod fürs Vaterland erwirbt man sich einen Ehrenplatz im Himmel.

II. Bleibt der Dichter nicht im Kriege: so will er hinfort dem Gesange (Apollo) leben, und auf diese Weise, also als Dichter der Ruhm des Vaterlandes werden; Gott und Friedrich, das Höchste, was er kennt, sollen die Gegenstände seines Liedes sein.

Die 2. Str. deutet die beiden Hauptteile des Gedichts an, falls nicht etwa das „Ruhen der Waffen“ nur auf die Zeiten zwischen den Schlachten bezogen werden soll.

Leben und Charakteristik Gleims.

I.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim wurde am 2. April 1719 zu Ermsleben, einem kleinen Städtchen am Fuße des Unterharzes, geboren. Seine Eltern waren sehr rechtschaffene Leute, starben aber für ihre zwölf Kinder zu früh. Wilhelm, der seines Ernstes wegen der Liebling des Vaters und der Mutter war, erhielt seine Vorbildung hauptsächlich in Wernigerode. 1738 bezog er unter sehr dürftigen Verhältnissen die Universität zu Halle, um die Rechte zu studieren. Hier lernte er Uz kennen und schloß innige Freundschaft mit ihm. Mit einigen anderen Freunden, die sich ihnen zugesellten, lasen sie zusammen die Dichter der Alten und Neueren, unter jenen namentlich den Griechen

Anakreon (er lebte zur Zeit des Cyrus), und wurden hierdurch zu ähnlichen scherzhaften Gedichten (Gesellschaftsliedern) angeregt. 1740 trennte sich diese poetische Gesellschaft. Gleim ward Hauslehrer in Potsdam. Er genoß dort den Umgang geistreicher Männer und lernte den vortrefflichen Ewald von Kleist kennen. Beide wurden bald unzertrennliche Freunde und wirkten anregend aufeinander ein. 1744 kam Gleim als Staatssekretär in die Dienste des Prinzen Wilhelm von Schwedt, wurde nach dessen Tode Privatsekretär des Fürsten Leopold von Dessau — bekannt unter dem Namen des „Dessauers" — und 1747 Domsekretär, später noch Kanonikus in Halberstadt. Beide Ämter gewährten ihm ein reichliches Einkommen und volle Muße, um der Dichtkunst leben zu können. Es währte nicht lange, so war Gleims Haus der Mittelpunkt der deutschen Litteratur und des vaterländischen Kunstverkehrs. Mit den bedeutendsten Männern jener Zeit, namentlich mit Kleist, Spalding, Bodmer, Klopstock, Cramer, Rabener, Lessing, Jean Paul, Herder und anderen unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel, und mehrere derselben besuchten ihn infolge seiner dringenden Einladungen oft auf längere Zeit. Durch seine persönliche Liebenswürdigkeit gewann er die verschiedensten Charaktere für sich. Junge talentvolle Männer unterstützte er mit seltener Uneigennützigkeit, und erwarb sich dadurch den Namen „Vater Gleim", mit dem er später allgemein bezeichnet ward. Ein Zimmer in seiner Wohnung, das er seinen Musen- und Freundschaftstempel nannte, war mit mehr als hundert Bildnissen seiner Freunde und Wohlthäter, die er alle auf eigne Kosten hatte malen lassen, geschmückt.

Friedrich den Großen verehrte Gleim fast bis zur Anbetung. Seine Siege begeisterten ihn und wurden Veranlassung zu seinen „Liedern eines Grenadiers". 1785 wurde sein heißester Wunsch, dem Könige persönlich vorgestellt zu werden, erfüllt. Merkwürdiger Weise hat er aber über diese Unterredung auch seinen vertrautesten Freunden jede Mitteilung vorenthalten. Friedrich starb im folgenden Jahre. Die damals eben gestiftete litterarische Gesellschaft zu Halberstadt feierte das Andenken des großen Mannes. Gleim sprach dabei folgendes Gedicht: („An unsre Dichter". Gleims sämtl. Werke. Halberstadt, 1811. IV. 158), das seinen tiefen Schmerz um den Einzigen und seine Verehrung desselben seelenvoll ausdrückt:

Singt Ihn, den Einzigen!
Den Unersetzlichsten!
Den Nichtgestorbenen!
Um welchen bang uns ward, und bang und immer bänger!

Singt Ihn, ihr edelsten der Sänger,
Daß Er, wie in den Seinigen,

In Euren Liedern lebt,
So lang ein Leben lebet! Hebt
Euch hoch auf Eures Geistes Schwingen! —
Ich kann nicht singen!

In den spätern Jahren seines Lebens hatte Gleim das Unglück, fast ganz zu erblinden, genoß aber dafür die Freude, bis zu seiner letzten Stunde nicht von der Muse verlassen zu werden. Sein Tod erfolgte am 18. Febr. 1803, im fast vollendeten 84. Lebensjahre.

II.

Gleim hat sich in den verschiedenartigsten Dichtungsarten versucht; in scherzhaften Liedern, in Schäfergedichten, tändelnden Minneliedern, in Romanzen, Fabeln, in Kriegsliedern, Volksliedern und in ernsten Lehrgedichten. Dichter im wahren Sinne des Wortes kann er aber darum doch nicht genannt werden. Den Ruhm, welchen er erlangt, verdankt er mehr seinem wohlthätigen Leben, als seinem Talente. Von seinen Fabeln kann der größere Teil als gelungen bezeichnet werden. Es macht sich in ihnen der heitere, scherzhafte, epigrammatische Ton vor dem moralisierenden geltend. Seine Tiere sind, wie Johannes v. Müller sagt, Epigrammatisten, wie Gellerts Professoren der Moral. Die schon erwähnten Kriegslieder sind in begeisterter Stimmung geschrieben und haben seinerzeit den preußischen Patriotismus und die kriegerische Begeisterung für Friedrich II. bedeutend genährt; Volkslied ist jedoch davon kein einziges geworden. Die meisten dieser Lieder leiden an zu großer Breite.

Litteratur.

A. Gleims Schriften.

J. W. L. Gleims sämtl. Wke. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch W. Körte. 7 Bde. Halberst., 1811. 8. Bd.: Zeitgedichte v. 1789—1803 aus dem Nachlaß herausgeg. durch W. Körte. Lpzg., 1841. (8 Bde. 14 M.)
Fabeln von Gleim. Berlin, 1756. Zweites Buch, 1757, dann 1786.

B. Schriften über Gleim.

Gleims Leben von W. Körte. Halberstadt, 1811. 3,75 M.
Gleims Leben in: Lebensbeschreibung berühmter u. merkwürdiger Personen. Von C. Nicolai, Chr. Niemeyer, J. F. Krüger. Quedlinburg, 1823. III. 273.

XXIX. Justus Möser.

I. Historisches.

1. Die Bauernhäuser im Osnabrückischen.

Möser, Patriotische Phantasieen. Berlin, 1778. III. 144. Osnabrückische Geschichte. 3. Aufl. Berlin, 1819. I. 122. Mösers Wke., neu geordnet durch Abeken. Berlin, 1842. III. 143. Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 60. Lüben, Auswahl. I. 179.

1. Erläuterungen.

1. „Diele“, Tenne. Möser schreibt „Deele“, wie das Wort in manchen norddeutschen Gegenden gesprochen wird.

2. „Mistfahl“ (Möser schreibt Mistpfuhl), Miststätte; Fahl = Stelle, Ort.

3. „Vitruv“. Vitruv (Vitruvius) war ein berühmter römischer Baukünstler, der zu den Zeiten des Augustus und Tiberius lebte, und ein ausgezeichnetes, zehnteiliges Werk über Baukunst hinterlassen hat.

2. Plan und Inhalt.

Dieser Aufsatz giebt nicht eine umständliche Beschreibung der osnabrückischen Bauernhäuser, sondern sucht aus der Angabe der Hauptbeschaffenheit derselben ihre Zweckmäßigkeit nachzuweisen. Diese Aufgabe hatte sich Möser gestellt, wie aus der Überschrift, welche der Aufsatz in seinen Werken hat, hervorgeht: sie lautet dort: „Die Häuser des Landmanns im Osnabrückischen sind in ihrem Plan die besten.“

Es lassen sich zwei Teile der Beschreibung unterscheiden; der eine hebt die Vorteile hervor, welche die Bauart der Häuser darbietet, der andere weist nach, welche Nachteile aus einer andern Bauart hervorgehen. Als Hauptvorteil wird hervorgehoben, daß die Hausfrau imstande ist, von dem schönsten Platze des Hauses aus, vom Herde nämlich, alles zu übersehen und zu beaufsichtigen, ohne dadurch in ihren Hauptbeschäftigungen, dem Kochen und Spinnen, gestört zu werden. Daneben wird noch auf den Nutzen hingewiesen, den das niedrige Strohdach und das große Vordach nach Westen hin dem Hause selbst gewähren, und endlich bemerkt, daß auch die Miststätte den passendsten Platz habe. Als Nachteil der gewöhnlichen Bauart, nach welcher Haus, Ställe und Scheunen nicht unter einem Dache vereinigt sind, werden hervorgehoben, daß so oft Versäumnis entstehe, als jemand die Hausthür öffne; daß das Gesinde die Gelegenheit habe, unbemerkt zum Nachteil der Herrschaft unredlich zu sein; daß man zehnmal so viel Wände und Dächer unterhalten müsse, und daß man den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsichthalten zubringe.

Um die Hauptnachteile möglichst stark hervorzuheben, folgen sie unmittelbar nach Ausführung der Hauptvorteile, stehen also vor einem Abschnitte, der seiner Natur nach zum ersten gehört. Unter andern Umständen würde man ein solches Zerreißen des Gleichartigen tadeln, hier verdient es Lob.

2. Die Urbewohner im Osnabrückischen.

Möser, Osnabrückische Geschichte. 3. Aufl. Berlin, 1819. I. 3. Abschn. §§ 4—6, S. 135—42. Mösers sämtl. Wke. v. Abeken. Berlin, 1843. I. 113. Lüben, Auswahl. I. 180.

Dieser Abschnitt ist ohne Erklärung verständlich.

Mösers „Osnabrückische Geschichte", aus der die vorstehend genannten Proben entlehnt sind, gehört noch jetzt zu den vorzüglichsten Werken der deutschen Geschichtsschreibung. Der Verfasser bemühte sich, alle Anforderungen zu erfüllen, die man an einen Geschichtsschreiber stellen kann, indem er auf die Anordnung und Darstellung des Stoffes eben so viel, ja wenn man will, noch mehr Gewicht legte, als auf die Sammlung desselben. Denn er machte nicht, wie er selbst in der Vorrede sagt, mit dem Sammeln den Anfang, wie so viele andere Historiker, „welche dann mit ermüdetem Geist die Feder ansetzten", sondern er ging von der lebendigen Anschauung der Verhältnisse aus, die er in seinem vielseitigen Geschäftsleben gewonnen hatte, ordnete diese zu einem Gesamtbilde, in welchem alle einzelnen Erscheinungen ihren organischen Platz einnahmen und begann dann erst diese Erscheinungen auf dem Wege der Forschung bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen. So hatte er eine sichere Grundlage gewonnen, die ihn vor dem Fehler so mancher Geschichtsschreiber bewahrte, auf einzelne Urkunden allzugroßes Gewicht zu legen, wodurch die historische Wahrheit oft eher verdunkelt als aufgehellt wird. Übrigens konnte ihm die aus dem Staube der Archive gezogene Gelehrsamkeit bei der eigentlichen Absicht seiner Geschichte in der That nur von untergeordnetem Werte sein: er wollte nämlich eine Geschichte des Volkes und nicht der Regenten schreiben. „Ich habe mich," sagt er, „die Geschichte unserer Rechte, Sitten und Gewohnheiten zu entwickeln bemüht, und die Begebenheiten ziemlich nach dieser Absicht geordnet. Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigentümer als die wahren Bestandteile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte

nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopöe geben, worin die Territorialeinheit oder der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältnis des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit größerer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Ärzte beschrieben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler der Regenten, falsche oder gute Maßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meinungen, Kriege und Verbindungen auf seinen Körper und auf dessen Ehre und Eigentum gehabt; die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bei diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen; die Art, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmählich danach gebildet; die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialhoheit empor getrieben; und die glückliche Mäßigung, welche das Christentum, das deutsche Herz und eine der Freiheit günstige Sittenlehre gewirkt hat, würde sich, wie ich glaube, solchergestalt in ein vollkommenes, fortgehendes Gemälde bringen lassen und diesem eine Füllung geben, daß der Historienmaler alle überflüssigen Gruppen entbehren könnte."

Ein solches Gemälde hat Möser gegeben. Im Gegensatz zu anderen Historikern gelten ihm die Fürsten und ihre Beamten nur als „Bedienten" der Nation, auf die er sein Hauptaugenmerk unverwandt richtet.

Seine Sprache lehnt sich an die Volkssprache an, ist einfach und schlicht, aber höchst gewandt, kräftig und voll Leben.

II. Sociales.

3. Wozu der Putz diene?

Ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter.

Möser, Patriot. Phantasieen. Berlin, 1786. IV. 49. — Mösers sämtl. Wke. v. Abeken. Berlin, 1843. IV. 49. — Lüben, Auswahl. I. 181.

1. Erläuterungen.

„Diesen (der) Vorst", auseinandergebrochene Stelle, jetzt ebenso gebräuchlich die Vorste.

„Zitz", bei Möser, „Chitz", feiner bunter Kattun, eigentlich ein ostindisches feines Baumwollenzeug.

„Börste", Mehrzahl von Vorst, richtiger: Vorste.

2. Zweck des Gesprächs.

Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die einen großen

Wert auf Putz in Kleidern, Wohnungen und Hausgeräten legten; am meisten pflegen sich die Frauen in dieser Beziehung auszuzeichnen, im allgemeinen aber diejenigen, welche den Wert geistiger Vorzüge nicht kennen und zu würdigen wissen, denen „irgend wo etwas fehlt", nämlich Sinn für Höheres, für geistige Vorzüge. Diese tadelt Möser in seinem Dialog, hoffend, daß sie seinen Tadel zu Herzen nehmen und sich bessern werden. Sein Tadel ist kurz aber kräftig. Nicht gern wird jemand den Satz auf sich wollen anwenden lassen: „Viel Putz ist immer ein Zeichen, daß irgendwo etwas fehlt, es sei nun im Kopfe, oder im Zeuge."

4. Johann konnte nicht leben.

Eine alltägliche Geschichte.

Möser, Patriot. Phantasieen. Berlin, 1778. I. 171. Mösers sämtl. Wke., neu geordnet durch Abeken. Berlin, 1842. I. 253. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 29. Lüben, Auswahl. I. 182.

1. Erläuterungen.

1. **Abschn.** „Lügen unter Gottes Geleite" werden die Frachtbriefe der Kaufleute genannt, weil sie ungeachtet der frommen Sprüche und Redensarten, die sie an der Spitze trugen, doch nicht wahrheitsgemäß angaben, worin die Fracht bestehe. Sie fingen gewöhnlich mit den Worten an: „Unter Gottes gnädigem Geleit sende ich Ihnen" u. s. w.

3. „Gestempeltes A-B-CBuch", Kalender.

„Kammeretat", Regierungsetat. Etat (sprich: Etah), Überschlag der Einnahmen und Ausgaben des Staates. Sprichwörter werden im Kammeretat nicht gut gethan", werden nicht beachtet, dienen nicht zur Richtschnur.

4. „Die Augen zu weit aufthun", alles genau untersuchen, was zum Thore eingeht. „Thun die Kaufleute den Beutel zu", machen keine Geschenke.

5. „Sentenz", Sinn- oder Denkspruch.

6. „Meine fünf Sinne zu gebrauchen", hätte Gelegenheit, mir dadurch, daß ich manches, was zum Thore eingeht, nicht sehe, etwas zu verdienen.

7. „Intendant", Oberaufseher.

8. „Visitator", Durchsucher, Besichtiger.

9. „Kollern", den Koller haben, d. h. rasen, zürnen; kollerte, zorn-, wuterfüllt unsinnig zankte, lärmte.

12. „— dem gemeinen Wesen in die Futterung gegeben", von der Gemeinde erhalten, ernährt.

plus, mehr; hier so viel als: die Einnahmen vergrößert; „plus über plus wieder wegnehmen", die Mehreinnahme wieder verringern.

„Spintisieren", grübeln, nachsinnen.

„Knötchen zu Knoten machen wollen", aus kleinen Veranlassungen Großes zu machen.

2. Inhaltsangabe.

Ein Kriegsrat fragt seinen Diener Johann, ob er den Auftrag an den Thorschreiber, besser auf seinen Dienst zu achten, ausgerichtet habe. Johann bejahet die Frage und sucht dabei aus Sprichwörtern die Gewissenlosigkeit des Thorschreibers zu entschuldigen, während der Kriegsrat auf die bekannte Erfahrung hinweist, daß vom Fürsten bis zum Thorschreiber hinunter jeder behauptet, er könne mit seinen Einnahmen nicht auskommen, müsse deshalb mit Betrug das Fehlende noch zu erwerben suchen. Auf Johanns Erwiderung, daß er sich als Thorschreiber doch besser stehen würde als jetzt, beweist der Kriegsrat seinen eben ausgesprochenen Satz durch Mitteilung des Schicksals eines gewissen Bob, der sich vom Gartenjungen bis zum Oberaufseher aller königlichen Gärten und Lustschlösser hinaufgeschwungen und endlich im Zuchthaus die Thorheit, sich stets die größten Narren zum Muster genommen zu haben, büßte. Johann fürchtet einen solchen Ausgang für sich nicht und fügt hinzu, daß die Billigkeit, Gerechtigkeit und das eigene Interesse es fordere, daß der König jedem, dem er ein Amt verleihe, auch ausreichend zu leben gebe. Auf die Entgegnung des Kriegsrates, daß es nicht billig sei, wenn man für geringe Amtsarbeit so viel Gehalt fordere, daß man davon leben könne, teilt Johann die Ansicht seines vorigen Herrn, eines Bürgermeisters, mit, nach welcher die vornehmsten Gemeindeämter als Ehrenämter unentgeltlich übernommen, die Unterbedienten aber gering besoldet werden sollen. Nach demselben sei es gar nicht gut, daß die großen Herren zu allen allgemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen hätten. Er bekenne sich zu den Grundsätzen des Bürgermeisters, und habe deshalb immer gewünscht, ein bemittelter Mann zu sein. Nachdem Johann die Thorschreiberstelle erhalten hat, heiratet er, macht unverhältnismäßigen Aufwand, läßt sich deshalb Betrügereien im Amte zu schulden kommen, wird seines Dienstes entsetzt und mit seiner Frau ins Zuchthaus gebracht, wo sie nun endlich leben können.

3. Grundgedanke.

Die meisten Menschen stürzen sich dadurch ins Unglück, daß sie größeren Aufwand machen, als ihre Einnahmen es gestatten.

„Strecke dich daher nach der Decke", wie das Sprichwort sagt.

Außerdem empfiehlt der Verfasser noch, die hervorragenden Gemeindeämter zu unbesoldeten Ehrenämtern zu erheben, den

Unterbeamten aber ein geringes Gehalt auszusetzen, „damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum Spintisieren haben, sondern beim Graben, Spinnen und Arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger scheren können, wenn sie alles aufs schärfste suchen und Knötchen zu Knoten machen wollen."

4. Die Personen des Stückes.

Der **Kriegsrat** ist ein Mann, der durch Beobachtung und Erfahrung genaue Menschenkenntnis erworben hat und es liebt, seine Belehrungen an passende Beispiele aus dem Leben zu knüpfen, um sie desto eindringlicher zu machen. **Johann** hält es dagegen mit Sprichwörtern und Sentenzen, namentlich solchen, durch die er kleine Veruntreuungen glaubt entschuldigen zu können. Letztere erscheinen ihm weder strafbar, noch als die Anfänge zu größeren Betrügereien. Des wohlgemeinten Rates seines Herrn ungeachtet erfährt er daher auch an sich selbst, daß Untreue im Kleinen stets zur Untreue im Großen führt.

5. Form der Darstellung.

Der Aufsatz ist (wie der vorige) in Gesprächsform dargestellt, also ein Dialog. Diese Darstellungsform ist nicht ganz leicht, macht aber, gut gehandhabt, einen Aufsatz lebendiger und darum anziehender, gewährt auch den Vorteil, eine Sache ungezwungen von allen Seiten beleuchten, Gründe und Gegengründe einander entgegenstellen zu können. Zur Veranschaulichung des Hauptgedankens bedient der Verfasser sich passender, gut erzählter Beispiele aus dem Leben und beweist dadurch, daß er die Mittel, durch die ein Schriftsteller noch am erfolgreichsten auf das Volk einwirken kann, wohl kennt. Der Inhalt des 12. Abschnittes („Hören Sie, Herr Kriegsrat, mein voriger Herr" 2c.) hängt zwar mit dem eigentlichen Thema zusammen, erscheint jedoch in sofern als Nebenteil, als er sich über die Zweckmäßigkeit unbesoldeter Ämter in Gemeinden, sogenannter Ehrenämter verbreitet.

Die Darstellung ist übrigens klar und schön.

6. Schriftliche Aufgaben.

1. Strecke dich nach der Decke. 2. Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt. 3. Kleider machen Leute. 4. Ein jeder ist seines Glückes Schmied. 5. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht. 6. Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.

III. Rechtsverhältnisse.

5. Die Abmeierung, eine Erzählung.

Möser, Patriot. Phantasieen. Berlin, 1778. II. 142. Mösers sämtl. Wke. v. Abeken. Berlin, 1842. II. 114. Lüben, Auswahl. I. 185.

1. Erläuterungen.

1. Ein „Meier" ist ein leibeigener Landmann.

2. „Abmeierung" bedeutet die Vertreibung des Meiers von Haus und Hof.

3. Der Gutsherr hatte das Recht, bei eintretendem Tod des Meiers dessen Hinterlassenschaft sich anzueignen, falls sie nicht schon früher durch eine Summe von 20—25 Thlrn. „gelöset" worden war. „Der Sterbefall nach Ritterrecht," sagt Möser im 2. Bde. der Phantasieen (Über die Abmeierungsursachen), „ist ein allezeit trauriges Recht. Denn was kann trauriger sein, als Witwen und Waisen sofort in der größten Betrübnis zu überfallen, alles, was sie im Hause und im Vermögen haben aufzuschreiben und wegzunehmen, und ihnen von den Empfindungen der Vornehmen die allerunanständigsten Begriffe beizubringen? — Es giebt daher nur wenige Gutsherren, welche sich dieses traurigen Rechtes nach der Strenge bedienen. — Es arbeiten Religion, Sitte, Mode, Ton, Satire und, was noch kräftiger ist, das Interesse aller Landesherren gegen ein strenges Leibeigentum, sowie gegen alles, was Privatgutsherren von steuerbaren Unterthanen und Gründen ohne feste Bestimmung zu genießen haben. Diesem jetzigen Hange der menschlichen Sachen widersteht am Ende eines künftigen Jahrhunderts nichts, als ein fester Satz."

4. Der Stoff dazu liegt in „The man of feeling", Titel eines englischen Romans von Henry Mackenzie, erschienen 1771.

2. Zweck der Erzählung.

Möser zeigt in dieser Erzählung, in wie traurige Verhältnisse ein Meier gerät, wenn der Gutsherr bei einem Sterbefall von seinem Rechte Gebrauch macht. Ohne Zweifel wollte er durch offene Darlegung dieser Übelstände wenigstens eine Reform derselben herbeiführen. Denn eine Aufhebung dieser Leibeigenschaft lag wohl nicht in seinem Plane. Er war durch das Studium der westfälischen Geschichte zu der Überzeugung gekommen, daß jenes Verhältnis in seiner Heimat nicht gewaltsamer Unterdrückung entstamme, sondern freiwilligen Verträgen zwischen großen Grundbesitzern und besitzlosen Leuten, die froh sein mußten, auf irgend eine Art zu einem eigenen Herde und irgend einer Scholle Landes zu kommen. Schon die Thatsache mußte solcher Annahme das Wort reden, daß jährlich Tausende solcher Urbewohner, noch in

Mösers Zeiten, zu sauerster Arbeit nach Holland gingen, mit dem Lebensplan, für das dort Ersparte sich einst in das Leibeigentum zu kaufen. Im allgemeinen war der westfälische Hörige auch keine rechtlose Person. Seine Leistungen waren meist gemessene, d. h. fest bestimmte (mit Ausnahme des Sterbefalls und des Weinkaufs [Auffahrt]); er genoß den Schutz der Gerichte, fast wie jeder Freie. Die Strafgewalt des gutsherrlichen Gerichts erstreckte sich nicht weiter, als auf 24 Stunden Gefängnis. Selbst jene traurigen Abgaben wurden fast nie in natura erhoben, sondern bei Übernahme des Gutes vertragsmäßig bestimmt, der Sterbefall in der Regel auf die Hälfte des Mobiliars und des Viehes. Die Kinder konnten nach einjähriger Dienstzeit auf dem Hofe für 20—25 Thlr. sich freikaufen. Nur wenn dies unterblieb, gehörte ihre Verlassenschaft unter allen Umständen dem Gutsherrn.

IV. Pädagogisches.

6. Die Erziehung mag wohl sklavisch sein.

Möser, Patriot. Phantasieen. Berlin, 1778. III. 134. Mösers sämtl. Wke. v. Abeken. Berlin, 1842. III. 133. Lüben, Auswahl. I. 187.

Es sind zwei Generationen dahin gegangen, seit Möser diese goldenen Worte schrieb. Sie umfassen auf dem Gebiete der Volkserziehung eine Zeit tief greifender Reformen und vielfach ehrlichen und begeisterten Strebens, hoch gespanntester Erwartungen für die Resultate der Zukunft. Wenn Möser aber heut aufstände, er würde keinen Grund finden, jene Worte zurückzunehmen. Noch immer verlangt das Haus vielfach, daß die Kinder nicht angestrengt lernen, sich vielmehr alles Wissen spielend aneignen sollen. Der Lehrer soll die Schüler angenehm unterhalten, den Gegenstand anregend behandeln, von den Schülern aber nicht verlangen, daß sie das Erkannte sich auch fest und für die Dauer einprägen, damit sie es für immer besitzen. Die wohlbegründete Klage über das schnelle Vergessen der Schulkenntnisse würde bald verstummen, wenn Haus und Schule in gleicher Strenge tüchtiges Lernen von den Schülern forderten. Die Jugend muß es frühzeitig einsehen lernen, daß hohe Ziele niemals ohne Anstrengung erreicht werden.

V. Poetisches.

Möser hat sich auch in der Poesie versucht, und außer kleinen Gelegenheitsgedichten 1748 auch ein Trauerspiel unter dem Titel „Arminius“ verfaßt. Die Idee der Dichtung, Arminius unbefangene Großmut zu einer tragischen Schuld zu stempeln, ist an und für sich gut, die Ausführung jedoch steif und matt. Möser war kein Dichter. Dagegen ist es außer Zweifel, daß er als Prosaist Bedeutendes geleistet hat.

Leben und Charakteristik Mösers.

I.

Unter den nachgelassenen Schriften Mösers haben sich zwei Aufsätze gefunden, worin er versucht hat, sein eigenes Leben zu beschreiben. Der längere derselben berichtet über die Zeit seiner Kindheit und Schuljahre, und zwar in der Art, daß er einen andern von sich reden läßt. Da dieser Aufsatz nach Inhalt und Form interessant ist, so möge er hier eine Stelle finden.

„Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß er mir einige Umstände seines Lebens, um sie zu seinem Andenken aufzuschreiben, mitteilen möchte, so verwies er auf seines Vaters, des um sein Vaterland wohlverdienten Kanzleidirektors und Konsistorialpräsidenten Johann Zacharias Möser, große Bibel, worin derselbe eigenhändig bekundet hätte, daß ihm am 14. Dez. 1720 ein Söhnlein geboren worden, welches in der Taufe den Namen Justus empfangen habe; und wenn ich ihn um die Art seiner Erziehung befragte, antwortete er insgemein, daß er sie so gut und nicht besser als andere seinesgleichen empfangen hätte. Sein Fleiß verdiene keinen besondern Ruhm; er hätte vieles geschwinder als andere gelernt, und das wenige, was er gewußt, glücklicher gebraucht als andere; übrigens glaube er, daß seine beiden Freunde von der ersten Kindheit an, der nachherige helmstädtische Professor Lodtmann und der Superintendent Bertling, weit mehreren Fleiß angewandt hätten. Er wäre der Liebling seiner Mutter und ihr guter Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obstlese lieber auf einem Baum als hinter einem Buche gesessen hätte. Das Merkwürdigste, was ihm in seinen jüngeren Jahren begegnet wäre, bestände darin, daß er, als er kaum das fünfzehnte Jahr erreicht gehabt, aus seines Vaters Geldschranke eine Kleinigkeit entwandt und, als sein Informator solches gemerkt und seinem Vater hinterbracht, die Flucht genommen hätte, da er sich dann zum Thore hinaus gemacht, und in Gesellschaft einiger preußischer Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen wäre, die Stadt Münster erreicht hätte. Hier wäre er, weil er kein Geld bei sich gehabt, einen ganzen Tag die Gassen auf und nieder gegangen. Hundertmal hätte er sich gegen eine Thür gewandt und um ein Almosen bitten wollen; allein wenn er den Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergangen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und gezwungen hätte, eine Bitte zu wagen; worauf ihm ein Mann sechs Pfennige gegeben hätte. Damit wäre er in voller Freude zum Bäcker und mit dem Brote zum Thore, worin er hereingekommen, hinausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen, was er thun wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brot verzehrt hätte. So weit ging seine Erzählung von seinen Schuljahren;

dem ich jedoch nach dem Berichte von andern hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalkhaft und wild, jedoch alles mit guter Art, und bei einem jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf und besonders als ein trefflicher Redner bewundert worden, der Stoff genug zu finden gewußt, um eine Deklamation von zwei Stunden zu halten. Hierin hätte er alle von seinem Alter übertroffen. In seinem zwölften Jahre hätte er und vorgedachte seine beiden Freunde mit andern eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen erfundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser Sprache ihre besondere Grammatik gemacht; Bertling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalender verfertigt und das Siegel der Gesellschaft gestochen. Sie hätten sich zusammen dieser Thorheit so sehr überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlägen nicht davon zurückbringen können."

Möser studierte 1740 und 1741 in Jena, 1742 in Göttingen die Rechtswissenschaft. Schon damals wußte er (wie sein Biograph Nicolai bemerkt), „daß man auf Universitäten, wenn man da nur höre, eigentlich nicht studiere, sondern daß man alsdann eigentlich zu studieren anfangen sollte, wenn man die Hörsäle verließe, und daß das menschliche Leben mit seiner großen Mannigfaltigkeit ein höchst studierenswürdiges, aber nur für den hellen und beobachtenden Kopf offenes Buch wäre." Nach Beendung der Universitätsstudien ließ er sich in seiner Vaterstadt als Sachwalter nieder. 1746 verheiratete er sich. Seine Frau zeichnete sich durch Geist und Herz höchst vorteilhaft aus, und trug in Gemeinschaft mit den vertrautesten Freunden der Familie, zu denen namentlich der Domherr von Bär und dessen geistreiche Tochter gehörten, viel zu seiner Weiterbildung bei. 1747 wurde ihm die Stelle eines Advocatus Patriae zu teil, als welcher ihm die Führung der Rechtshändel oblag, welche der ganze Staat mit Auswärtigen und Einheimischen hatte. Bald darauf erhielt er noch die Stelle eines Sekretärs und nachher die eines Syndikus der Ritterschaft. In dieser Zeit versuchte er sich auch schon als Schriftsteller in Poesie und Prosa; indes sind diese Versuche noch ganz im Geiste der Gottschedisch französischen Schule geschrieben. Eine andere Richtung erhielten seine Geistesbildung und sein Geschmack zunächst durch das Studium der besten englischen und italienischen Schriftsteller, auf die ihn ein anderer Freund hinleitete; sodann aber auch durch seine Beschäftigung mit Diplomatik und Geschichte. Während des siebenjährigen Krieges erwarb er sich in seiner amtlichen Stellung durch Einsicht, Uneigennützigkeit und weises Benehmen gegen diejenigen, welche die Macht in Händen hatten, um das Bistum Osnabrück die größten Verdienste. Als er von den Ständen in Landesangelegenheiten 1763 nach London gesandt wurde,

benutzte er seinen achtmonatlichen Aufenthalt in England dazu, sich mit dessen Verfassung, Politik, Gewerbfleiß, Handel, Litteratur, Theater ꝛc. bekannt zu machen und vorzüglich seine Menschenkenntnis zu erweitern. Unterdes war dem zweiten, erst einige Monate alten Sohne Georgs III. das erledigte Bistum Osnabrück verliehen worden. Möser hatte sich das Vertrauen des Königs in so hohem Grade erworben, daß dieser ihm eine Stellung anwies, in welcher er während der zwanzig Jahre bis zur Mündigkeit des jungen Prinz-Bischofs, wenn auch nicht dem Titel und Range nach, doch in der That der erste Ratgeber des Regenten war und unmittelbaren Einfluß auf die wichtigsten Regierungsangelegenheiten ausübte. Er wirkte in diesem Verhältnis so segensreich für das Wohl des kleinen Staates, daß er sich der Achtung, des Danks und der Liebe durch alle Klassen versicherte.

Von 1762 an war Möser sechs Jahre lang Justitiarius beim Kriminalgericht in Osnabrück, und nachdem er diese Stelle niedergelegt, geheimer Referendar bei der Regierung bis an seinen Tod. Nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung nahm er 1783 den Titel eines geheimen Justizrats an. Überall geachtet, bekennt er selbst mit Rührung, daß er während seines langen Lebens durch vieles erfreut, durch weniges betrübt, durch nichts gekränkt worden sei.

Im J. 1766 beteiligte sich Möser bei der Herausgabe der „Osnabrückischen Intelligenzblätter“. Sein Streben ging hierbei dahin, den Einwohnern des Landes von den Landtagsverhandlungen, von den Gesetzen und der Verfassung des Landes Nachricht zu geben, verkannten Wahrheiten unter einer angenehmen Hülle unvermerkt Eingang zu verschaffen, menschlichere Gesinnungen zu verbreiten, häusliche Genügsamkeit zu befördern und den Geschmack zu veredeln. Dies schöne Ziel hat er in hohem Maße erreicht. Seine Aufsätze wurden gern gelesen und beherzigt und verdienen beides noch heute. In allen bestrebt er sich, die Gründe und Gegengründe des in Rede stehenden Gegenstandes aufzusuchen und einander entgegen zu stellen, also auch solche, die nicht eigentlich die seinigen waren. Diese Manier giebt seiner Schreibart einen besonderen Reiz und bewirkt, daß der Leser zu weiterem Nachdenken über die Sache veranlaßt wird.

Möser starb den 8. Jan. 1794, im 74. Lebensjahre, tief betrauert in weiten Kreisen. In seiner Vaterstadt ist ihm in dankbarer Anerkennung 1832 ein Bronze-Denkmal gesetzt worden.

II.

Wir schließen die Mitteilungen über Mösers Leben und Verdienste mit einem Urteile Goethes über ihn. Er sagt: „Man

müßte eben alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubrizieren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewunderungswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine umsichtige Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen. Keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß im besten Sinne für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben. Bald hinter dieser, bald hinter jener Maske versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen und wohlmeinend, und dies alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und den Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Übersicht, gründliche Behandlung, so gründlichen als frommen Humor, wußte ich ihn niemand als Franklin zu vergleichen."

Litteratur.

A. Mösers Schriften.

Möser, sämtl. Wke. Berlin u. Stettin, 1798.

— —. Neu geordnet u. aus d. Nachlasse desselben gemehrt durch L. R. Abeken. Berlin, 1842—44. 10 Bde. — I—IV enth. d. Einleitung u. d. patriot. Phantasieen, V eine Reihe kleinerer, den Phantasieen verwandter Stücke, VI—VII die Osnabrückische Geschichte, VIII—IX das dazu gehörige Urkundenbuch, X das Leben Mösers von Nicolai. cpt. 25 M.

B. Schriften über Möser.

F. Kreyßig, Justus Möser. Berlin, 1857. 2,50 M. Enth. d. Hauptbegebenheiten aus Mösers Leben und führt zweckmäßig in seine Schriften ein.

R. Zöllner, Justus Mösers patriot. Phantasieen. Mit Einleitung u. Anmerkungen. Lpzg., 1871. 2 Bde. 2,40 M.

XXX. Klopstock.

I. Poesie.

A. Lyrische Poesie.

a. Geistliche Lieder.

1. Die Auferstehung.

Klopstocks sämtl. Wke. Lpzg., 1854. V. 103. — Lüben u. N., Leseb. V. Nr. 137b. Lüben, Auswahl. I. 189.

„Auferstehn, ja auferstehn wirst du" 2c.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 1. Durch die Wiederholung des Wortes „auferstehn" wird die feste Gewißheit und Zuversicht ausgedrückt, welche der Verfasser in Bezug auf die Auferstehung vom Tode hat.

V. 2. „Mein Staub", mein Leib, der im Tode zu Staub zerfällt. — „nach kurzer Ruh" — kurz im Verhältnis zum Leben nach dem Tode; Ruh' — im Grabe, in welchem der Leib von den Mühseligkeiten des Lebens gleichsam ausruht. Daher gebraucht man häufig als Grabschrift die Worte: „Ruhe sanft!"

V. 3. „Unsterblich's Leben", ewiges Leben, im Gegensatz zu dem sterblichen, irdischen. —

2. V. 1. „Wieder aufzublühn, werd ich gesä't!" Tod und Auferstehung werden hier unter dem schönen Bilde von Saat und Ernte dargestellt. „Wieder aufzublüh'n", durch Aufblühen in den vorigen Zustand zurückkehren. „Gesät", in die Erde gelegt, wenn wir sterben.

V. 2. „Der Herr der Ernte", Gott, der die Saat ausgestreut hat, und dem darum auch die Ernte, nämlich der unverwesliche, verklärte Leib, gehört; „geht", geht aus am Tage der Auferstehung.

V. 3. „Sammelt Garben", bildlich nach Matth. 13, 24—30 in Bezug auf die Ernte.

3. Die ganze Strophe ist eine freudig-erregte Anrede an den Tag der Auferstehung. Er heißt a) Tag des Danks, weil wir an ihm Gott danken für die Auferweckung und das ewige Leben; b) der Freudenthränen Tag, weil wir an ihm über Gottes Gnade, über das Schauen seiner Herrlichkeit, über das Wiedersehen unserer Angehörigen und Freunde Thränen seliger Freude vergießen werden; c) du meines Gottes Tag, weil Gott ihn durch jene große Thatsache, die Auferweckung, besonders ausgezeichnet und durch das Einsammeln der Seligen zu dem seinen macht.

V. 4. „Genug geschlummert habe." Der Tod wird oft unter dem Bilde des Schlummers oder Schlafes dargestellt. „Genug", so lange als es Gott bestimmt hat.

V. 5. „Erweckst (vom Todesschlafe) du (Tag) mich." Die Gegenwart „erweckst" statt der Zukunft drückt das Bestimmte, Gewisse des Gedankens aus.

4. V. 1. „Wie dem Träumenden wird's dann uns sein", so leicht, so freudig, wie einem, der von einem quälenden Traume zur bessern Wirklichkeit erwacht.

V. 2 u. 3. „Mit Jesu gehn wir ein zu seinen Freuden", mit Jesu vereinigt werden wir ins Himmelreich kommen und an den Freuden teilhaben, die er schon genießt.

V. 4 u. 5. „Der müden Pilger Leiden sind dann nicht mehr!" Pilger werden wir genannt, weil wir auf der Erde zum Himmel gleichsam wallfahren. Die Lebensreise macht uns müde. Die körperlichen und geistigen Leiden hören auf, wenn wir mit Jesu eingegangen sind.

5. V. 1. Das „Allerheiligste" war in der Stiftshütte und im Tempel zu Jerusalem der Ort, wo die Bundeslade stand, deren Deckel, die Kapporeth, als Thron Jehovahs galt. Hier bedeutet es die innigste Verbindung mit Gott im Himmel.

V. 2. „Mittler", Jesus, so genannt, weil wir durch seine Vermittlung zu Gott kommen.

V. 3. Das „Heiligtum" war im Tempel der Platz vor dem Allerheiligsten. Hier bedeutet es das Reich Gottes auf Erden. Der letzte Satz spricht danach den Wunsch aus: Möchte ich auf Erden so leben, daß es zu seines (des Mittlers) Namens Ruhme gereichte.

2. Angabe des Inhalts.

Das Lied zerfällt in 2 Teile, von denen der erste (Str. 1—3) die Zuversicht der Auferstehung ausspricht, der zweite (Str. 4 u. 5) die Herrlichkeit des ewigen Lebens schildert.

Der Schüler ist anzuhalten, den Inhalt jeder einzelnen Str. anzugeben.

3. Form der Darstellung.

Dies Gedicht gehört zu den geistlichen Liedern. Klopstock dichtete es im J. 1758 auf die Inschrift („Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen." U. s. w.), welche er seiner in demselben Jahre verstorbenen Gattin hatte setzen lassen. Unstreitig gehört es zu den besten Liedern Klopstocks, ist jedoch nicht eigentliches Kirchenlied geworden, und wohl aus dem Grunde, weil es nicht einfach genug ist. Vielfach wird es dagegen nach der schönen Komposition von Graun an Gräbern gesungen, ist auch dem Dichter selbst nachgesungen worden.

In der 3. Str. steht in den beiden ersten Versen statt des Reimes ein Gleichklang (Tag — Tag), der für das Ohr nichts Angenehmes hat. Klopstock wendet ihn aber in seinen Liedern häufig an und ermüdet dadurch, statt zu erfreuen.

2. Morgenlied.

Klopstocks sämtl. Wke. Lpzg., 1854. V. 255. — Lüben u. N., Leseb., VI. Nr. 33. Lüben, Auswahl. I. 190.

„Wenn ich einst von jenem Schlummer" ꝛc.

Das Erwachen am Morgen erinnert den Dichter an den Auferstehungsmorgen. Er stellt diesen weit höher als den irdischen, weil dann das Ziel erreicht sein werde, dem er hier nachstrebe. Lebhaft regt sich der Wunsch in ihm, jeden Tag würdig zu verleben, so, daß er dadurch zu Gott geführt werde und einst auf alle Lebenstage freudig zurückblicken könne. Hieran reihet sich dann noch die Bitte, Gott möge ihm einst die Todespein erleichtern und dazu ihm Kraft verleihen, damit er den Freund zum Himmel weisen und Gott preisen könne.

Wie in diesem und dem vorigen, so herrscht in allen besseren Liedern Klopstocks die Richtung auf die Zukunft, auf Grab und Tod, Auferstehung und Unsterblichkeit vor; in diesen „Aussichten in die Ewigkeit" (wie Lavater sie nennt), also in der christlichen Hoffnung wurzelt das Innerste seiner Religiosität.

In der zweiten Strophe hat der 5. und 6. Vers statt des Reimes einen Gleichklang.

Klopstock hat im ganzen 65 geistliche Lieder gedichtet und 29 ältere Kernlieder verändert. Sie erschienen 1758 u. 69 in zwei Sammlungen und befinden sich in der Ausgabe seiner sämtlichen Werke von 1854 im 5. Bande.

In einem Briefe an seinen Vater (X. 420) schreibt er in Bezug auf seine Lieder: „Ich habe eine Sache angefangen, die ich für meinen zweiten Beruf halte. Ich habe Lieder für den öffentlichen Gottesdienst gemacht. Ich halte dies für eine der schwersten Sachen, die man nur unternehmen kann. Man soll wo nicht dem gemeinen Haufen, doch den meisten verständlich sein und doch der Religion würdig bleiben. Indes scheint es mir, daß mir Gott die Gnade gegeben und mir diese Arbeit hat gelingen lassen. Ich habe schon Lieder auf alle hohe Feste (Weihnachten ausgenommen) in der Melodie: Herr Gott, dich loben wir. Ich habe noch mehrere von unsern besten und am häufigsten gesungenen Liedern verändert, nur verändert, nicht umgearbeitet."

In der Einleitung zu den geistlichen Liedern spricht er seine Ansichten über das Wesen derselben ausführlicher aus. Nachahmung der Psalmen bezeichnet er als das höchste, was sich der Dichter zu erreichen vorsetzen soll; doch verlangt er eine Nachahmung, die Original bleibt, „bei der sich der Dichter, der sie unternähme, viel öfter die Frage zu beantworten hätte: Würde David, wenn er ein Christ des neuen Testaments gewesen wäre, so geschrieben haben?“ Die Psalmen unterscheidet er in „erhabenere“ und „sanftere“, und nennt die ersteren Gesänge, die letzteren Lieder. In seiner Untersuchung kommt er dann dahin, daß des Dichters Aufgabe sei, Lieder zu dichten, und daß das Kirchenlied in die Reihe der Volkslieder gehört.

Die Regeln, welche der Dichter sich für den Gesang und das Lied gebildet hat, verdienen Beifall. Er sagt: „Ihre Anlage muß niemals eine Abhandlung von einer Lehre der Religion sein.... Ich meine nicht, daß sie nicht hier und da kurze Sätze, die Lehren die Religion enthalten, einstreuen sollten. Es ist dies eine von ihren vornehmsten Regeln. Vor allem müssen sie das Herz bewegen. Fast alle Menschen sind mehr zur Empfindung, als zum tiefsinnigen Nachdenken gemacht. Auch ist die wahre Andacht mehr Herz als Betrachtung. Klage über unser Elend sollte nicht so oft ihr Inhalt als Dank sein. Sie sollen die Thaten Jesu besingen.... Die Werke Gottes sind auch einer ihrer vornehmsten Gegenstände.“

Aber trotz dieser guten Grundsätze ist es Klopstock doch nicht gelungen, wahre Kirchenlieder zu dichten. Die meisten derselben haben nicht Einfalt und Unmittelbarkeit genug, bewegen sich zu sehr in Ausrufungen und Reflexionen und sind dabei schwerfällig im Ausdruck.

Hillebrand sagt in seiner „Deutschen Nationallitteratur“: „Die Klopstockschen Lieder ermangeln der religiösen Einfachheit und Freudigkeit, der idealen Klarheit und Ruhe. Es sind Töne, die aus der Höhe herablauten und über den Häuptern dahin schweben, ohne in die stillen Räume der gläubigen Seele zu dringen, und das nach Trost und Beruhigung strebende Herz freundlich zu beschwichtigen. Darum bleibt auch, um mit Herder zu reden, nichts von ihnen, als Dämmerungston dunkler Empfindung in der Seele.“

Auch Lessing weiß nicht viel zum Lobe der Klopstockschen Lieder vorzubringen. In den Litteraturbriefen (V. 125) sagt er: „Klopstocks Lieder sind alle so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet.“

b. Oden, Hymnen und Elegieen.

3. Psalm.

Klopstocks sämtl. Wke. Lpzg., 1854. IV. 307. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 30. Lüben, Auswahl. I. 190.

„Um Erden wandeln Monde" 2c.

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Um Erden", Planeten, bewegen sich Monde; die Planeten bewegen sich um Fixsterne, und alle Fixsterne, auch unsere Sonne, umkreisen, wie die Astronomen vermuten, eine große Centralsonne. Die an diese Gedanken sich anschließende Anrede: „Vater unser, der du bist im Himmel!" wird von dem Dichter in dem Sinne genommen: Du aber, Vater im Himmel, bist ihr Urheber und Erhalter und weit über sie alle erhaben.

2. „Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten" — Fixsternen und Planeten mit ihren Trabanten — „Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern." Wie die Himmelskörper des Weltalls unter sich verschieden sind, so sind es auch deren Bewohner, und zwar sowohl nach ihren Kräften, als nach ihren Körpern. „Aber alle denken Gott", alle sind imstande, Gott zu erkennen, haben eine Vorstellung von Gott. Darum sollen alle seinen „Namen heiligen".

3. „Machte den tiefen Entwurf zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner." Er entwarf einen ewigen Plan, nach welchem nicht bloß die Menschen, sondern alle Weltbewohner vollkommen und glückselig werden sollen. Je mehr dieser Plan verwirklicht wird, desto mehr breitet sich das Reich Gottes aus. In der Ode Klopstocks: „Die Glückseligkeit aller" heißt es in dieser Beziehung:

Gott, du bist Vater der Wesen
Nicht nur, daß sie wären;
Du bist es, daß sie auf ewig
Glückselig wären.

4. „Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges", ihr irdisches und ihr ewiges Wohl.

5. „— zerschmettert es", nämlich das, was am Halme, am Zweige u. s. w. ist; „es" ist also unpersönlich aufzufassen.

6. „— über des Donners Bahn", bei den Bewohnern anderer Welten. — „Sünder" und „Sterbliche" sind Bezeichnungen des gleichen Subjektes; denn eben, weil sie Sünder sind, sind sie auch Sterbliche.

7. „Gesonderte Pfade", verschiedene Wege. — „Einöden", Leiden und Prüfungen, überhaupt Bild eines unglücklichen, mühseligen Lebens. — „— labet den Durstenden", läßt uns nicht erliegen.

2. Angabe des Inhalts.

Die Inhaltsangabe erfolgt am passendsten nach den acht Abschnitten des Psalmes.

1. Der Dichter weist auf die Einrichtung des Weltalls hin und bezeichnet mit den Anfangsworten des Vaterunsers Gott als den Urheber und Erhalter desselben.

2. Alle Weltkörper sind bewohnt. So verschieden die darauf lebenden Geschöpfe aber auch nach Körper und Geist sind, so stimmen sie doch darin überein, daß sie Gott erkennen und sich desselben erfreuen können.

3. Gott, dessen Wesen und Seligkeit niemand ganz ergründen kann, entwarf einen ewigen, die Seligkeit aller Geschöpfe bezweckenden Plan, dessen volle Verwirklichung die Erfüllung der zweiten Bitte ist.

4. Es ist sehr gut, daß er (in seiner Weisheit und Güte) das irdische und ewige Los aller geschaffenen Wesen, auch das des Menschen, ordnete. Möge sein darauf zielender Wille von allen befolgt werden.

5. Er läßt alles gedeihen, was zu unserer Nahrung dient, kann jedoch durch zerstörende Naturerscheinungen auch wieder vernichten, was er gab; daher bitten wir: Gieb uns, was wir zur irdischen Nahrung bedürfen („Unser täglich Brot gieb uns heute").

6. Ob die Bewohner anderer Weltkörper auch sündigen? Ob bei ihnen auch die Bande der Freundschaft zerrissen werden? fragt der Dichter und knüpft daran die fünfte Bitte: Vergieb uns, wie wir denen vergeben, die uns beleidigen.

7. Auf verschiedenen Wegen gelangen die Geschöpfe zu ihrer Bestimmung, einige selbst durch Leiden und Prüfungen, neben denen ihnen indes die göttliche Liebe doch auch Freuden zu teil werden läßt. Möchte Gott uns die Prüfungen (Versuchungen) nicht zu schwer machen.

8. Zum Schluß faßt der Dichter das Ganze nochmals zusammen und fügt hinzu, daß Gott Anbetung gebühre und er allein Herr in seinem Reiche sei, Macht und Hoheit besitze.

3. Grundgedanke.

Gott gebührt Lob als Schöpfer des Weltalls und als Vater der Erschaffenen.

4. Form der Darstellung.

Klopstock nennt dies Gedicht Psalm, was so viel bedeutet als Lobgesang auf Gott, und auch mit dem Worte Hymnus oder Hymne bezeichnet wird. Wie es scheint, ist er gleich mit Rücksicht auf eine kantatenmäßige Komposition gedichtet worden, und

hat eine solche auch von Schwenke und Neumann erhalten. Die Gliederung des Ganzen gehört Klopstock ganz an und ist später von verschiedenen Dichtern mit mehr oder weniger Glück nachgeahmt worden, so von Mahlmann in seinem „Gebet der Kinder zu ihrem himmlischen Vater“ („Du hast deine Säulen dir aufgebaut und deine Tempel gegründet!“ u. s. w., von Witschel u. a. Jeder Bitte steht eine kurze, aus ihr genommene oder auf sie hinleitende Betrachtung voran, wodurch der Ton der Betrachtung vorherrschend geworden ist. Eine Umschreibung des Vaterunsers ist nicht Absicht des Dichters gewesen. Das überall sichtliche Streben nach Kürze hat dem Ganzen den Schein einer gewissen oratorischen (rednerischen) Kälte angehaucht. Die Sprache ist durchweg eben so edel und schön, als die ganze Auffassung hoch und wahrhaft erhaben ist.

Die im 7. Abschnitte vorkommende unpersönliche Ausdrucksweise („Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf“) ist der späteren Periode Klopstocks eigentümlich.

5. Historisches.

Klopstock hat diesen Psalm 1789 gedichtet und ursprünglich „Vater unser“ überschrieben. Bei der am 22. März 1803 erfolgten Totenfeier des Dichters wurde er in der Kirche zu Ottensen nach Schwenkes Komposition und unter dessen Leitung gesungen. Mehr als hundert Musiker und viele Sängerinnen aus Hamburg hatten sich dazu vereinigt, während drei Jungfrauen aus Altona Blumenkränze an den Sarg hefteten, der vor dem Altar niedergesetzt war.

Lesen.

Die Betrachtungen werden im Tone des ruhigen Fortschreitens, die Bitten jedoch mit etwas gehobener Stimme vorgetragen. Die im 1. Abschnitte enthaltene Steigerung ist auch durch die Stimme auszudrücken. Der 4. Abschnitt muß im Tone beglückender Zufriedenheit wiedergegeben werden. In der ersten Zeile des 6. Abschnittes ist das Wort „über“ zu betonen.

4. Die Frühlingsfeier.

Klopstocks sämtl. Wke. Lpzg., 1854. VI. 116. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 31. Lüben, Auswahl. I. 192.

„Nicht in den Ozean der Welten alle will ich mich stürzen.“

1. Erläuterungen.

Str. 1. „Nicht in den Ozean der Welten“ ꝛc. Nicht in Betrachtung des Weltalls will ich mich versenken, noch in Be-

trachtung des Himmels, wo die Engel („ersten Erschaffenen") anbeten und Gott preisen. Man kann diesen Anfang auch auf die Ausarbeitung des Messias beziehen und sich vorstellen, daß der Dichter sagen wollte: „Nicht vom Himmel, wie in der Messiade, will ich singen, sondern von der Erde."

2. „— Tropfen am Eimer", die Erde. Jes. 40, 15.

3. „Die größeren Erden", die größeren Planeten, wie z. B. Saturn und Jupiter. — „Die Ströme des Lichts", der Stoff, woraus die Sonnen entstanden. — „Siebengestirne", Gruppen von Fixsternen. Das Siebengestirn, auch die Gluckhenne, von den Alten die Plejaden genannt, sind sieben Sterne im Stier. Hiob 38, 31 heißt es: „Kannst du die Bande des Siebengestirns zusammenbinden?" Die neuere Forschung hat das Siebengestirn als den Schwerpunkt erkannt, um welchen sich unser Fixsternkomplex dreht. (Vergl. Schütte, der Sternhimmel. S. 528 ff.) Auch der große und kleine Bär sind Siebengestirne.

4. „Ein Wogensturz", d. h. ein ungeheurer Strom des Lichts, ein Katarakt von Lichtwogen, stürzte sich herab von den Felsen des Himmels und bildete den Gürtel des „Orion" (Name einer Fixsterngruppe).

5. „Myriaden", eigentlich Zahl von 100 000; dann Unzahl überhaupt — „— mehr wie die Erden" ꝛc., denn ich bin unsterblich. . .

6. „Frühlingswürmchen", Goldkäfer. — „— grünlichgolden neben mir spielt", schillert, im Sonnenlichte glänzt.

9. „— gebildeter Staub", organisierte Materie. — „Sohn des Mais", d. h. der im Frühling, im Mai entsteht.

10. Die „Harfe" ist das Symbol der heiligen Poesie. An festlichen Tagen pflegen die Sänger ihre Instrumente zu schmücken, die Leier mit Lorbeer-, die Harfe mit Palmzweigen und die Telyn (Lyra der altnordischen Sänger) mit Eichenlaub.

11. „Ist alles Allmacht", alles Geschöpfe und Zeugen deiner Allmacht.

17. „Zürnest du, Herr, weil Nacht dein Gewand ist?" Weil Nacht dein Gewand ist: soll ich daraus schließen, daß du zürnest?

20. „— wie ich dürste", mit heißem Eifer verlange. Der Ausdruck ist biblisch. Ps. 63, 2 heißt es: „Es dürstet meine Seele nach dir."

25. Anspielung auf den Würgengel, der vor den Hütten der Israeliten vorüberging. 2. Mos. 12, 23.

27. „— Bogen des Friedens", Regenbogen.

2. Angabe des Gedankenganges.

Der Dichter stellt an einem schönen Frühlingsmorgen auf einem einsamen Spaziergange fromme Betrachtungen an. „Die Erde, die uns in dem unermeßlichen Weltall zur Wohnung an-

gewiesen ist, und die jetzt der Frühling schmückt, erscheint ihm, so klein sie gegen das Universum ist, groß und ehrwürdig, weil sie ein Werk des Allmächtigen und der Wohnsitz des Geschlechts der Menschen ist, welchen Gott eine vernünftige und unsterbliche Seele gegeben hat. Er hängt diesem trostvollen Gedanken, der frohen Hoffnung ewiger Fortdauer, nach, bis er zufällig einen Goldkäfer erblickt, welchen er in dieser Stimmung mitleidig bedauert, weil er vielleicht nicht unsterblich ist; doch er entschlägt sich dieser anwandelnden Wehmut und betrachtet von neuem mit freudigem Herzen die Natur als das große und schöne Werk Gottes. Unterdes hat sich im Osten ein Gewitter gebildet; es zieht herauf; der Dichter betrachtet und beschreibt es nach Anfang und Fortgang in eben der Stimmung, in welcher er in den Erscheinungen der Natur die heilige Hand des Schöpfers gewahr wird." (Vetterlein.)

3. Grundgedanke.

Die höchste Freude (des Landlebens) ist die: durch den Anblick der Natur zur Betrachtung über Gott erhoben zu werden.

In dem Vorworte, mit welchem die „Frühlingsfeier" zuerst erschien, teilt der Dichter den Grundgedanken derselben in folgenden Worten etwas umständlicher selbst mit: „Mich deucht, es soll sich niemand rühmen, daß er die Freuden des Landlebens kenne, wer sich der höchsten derselben nicht überläßt: ich meine, wer nicht durch den Anblick der Natur, er sehe ihre Schönheit in einem kleinen Blatte oder in einer weit ausgebreiteten Gegend, wer nicht oft durch diesen Anblick zu Betrachtungen über den, der dies alles und wie viel mehr noch! gemacht hat, erhoben wird. Dann erst ist der Schatten recht kühl, der Wald grün, die Luft erfrischend und wohlthätig, der Mondabend recht still, wenn die ruhige und schönere Seele als jenes alles ist,*) auf diesen Stufen zu dem allgütigen Vater der Schöpfung emporsteigt."

4. Form der Darstellung.

1. „Die „Frühlingsfeier" stimmt in zwei wesentlichen Stücken mit dem oben besprochenen „Psalm" überein. Wie dort, so giebt auch hier der Dichter seiner innern Gefühlswelt Ausdruck und zwar in der Absicht, Gott zu loben. Wir müssen daher dies Gedicht ebenfalls als Hymne bezeichnen, ungeachtet Klopstock selbst es Ode nennt; Hymnen und Oden unterscheiden sich übrigens auch nur dem Inhalte, nicht der Form nach. Während nämlich die Ode der Ausdruck des aufgeregten, zur Begeisterung, selbst sogar

*) Soll heißen: Wenn die ruhige Seele, die etwas Schöneres ist als jenes alles.

zur Leidenschaft gesteigerten Gefühls ist, hat die Hymne den besonderen Zweck, durch Mitteilung der innern Gefühle die Allmacht und Größe Gottes zu verherrlichen, ihn zu loben. Die Hymne verhält sich demnach etwa zur Ode, wie das geistliche Lied zum weltlichen. Vergleiche übrigens die nachstehende Ode: „Die frühen Gräber".

2. Sprache und Anschauungsweise sind ausgezeichnet und erinnern lebhaft an die des alten Testaments, die Klopstock auch in vielen andern Fällen nachzuahmen strebt. Zu dem erhabenen Bilde der 2. Str.: „Nur um den Tropfen am Eimer, um die Erde nur will ich schweben und anbeten!" gab wohl Jesaias 40, 15 Anlaß, wo es heißt: „Die Heiden (Nationen) sind (vor Gott) geachtet wie ein Tropfen, so im Eimer bleibet." Str. 7, 4: „O du, der sein wird," erinnert an 2. Mos. 3, 14: „Ich werde sein, der ich sein werde;" Str. 8, 2: „O du, der mich durch das dunkle Thal des Todes führen wird!" an Ps. 23, 4: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück: denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich." Str. 10, 3: „Du, meine Harfe, preise den Herrn," an Ps. 57, 9: „Wache auf, Psalter und Harfe!" und Ps. 108, 3: „Wohlauf, Psalter und Harfen! Ich will frühe auf sein;" Str. 11, 1 u. 2: „Umwunden wieder, mit Palmen ist meine Harf' umwunden! ich singe dem Herrn!" an 3. Mos. 23, 40: „Und sollt' am ersten Tage Früchte nehmen von schönen Bäumen, Palmenzweige und Maien von dichten Bäumen," und an Ps. 13, 6: „Ich will dem Herrn singen, daß er so wohl an mir thut;" Str. 16, 3: „Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!" an 2. Mos. 34, 6, wo dieselben Worte stehen; Str. 20, 1: „wie ich dürste, zu preisen!" an Ps. 63, 2: „es dürstet meine Seele nach dir;" Str. 21 an die Worte Moses, als auf Sinai der Herr in einer Wolke vor ihm vorübergeht, 2. Mos. 34, 6; Str. 25: „Aber nicht unsere Hütte! Unser Vater gebot seinem Verderber, vor unserer Hütte vorüberzugehen!" an 2. Mos. 12, 23: Denn der Herr wird umhergehen und die Ägypter plagen. Und wenn er das Blut sehen wird an der Überschwelle und an den zween Pfosten: wird er vor der Thür übergehen und den Verderber nicht in eure Häuser kommen lassen zu plagen;" Str. 27: „Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter: in stillem, sanftem Säuseln kommt Jehovah, und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!" an 1. Kön. 19, 12: „Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen."

Das großartigste Bild enthält unstreitg die 4. Str. in der 2. u. 3. Zeile. Man muß sich anstrengen, um dies Bild ganz im Sinne des Dichters denken zu können.

Musterhaft und ganz aus der Natur geschöpft ist die mit der 13. Str. beginnende Schilderung des Gewitters. Doch tritt

auch hierin die alttestamentliche Anschauungsweise, wonach das Gewitter als sichtbare Erscheinung Gottes betrachtet wird, hervor.

Am wenigsten gelungen ist wohl die 6. u. 7. Str. Abgesehen davon, daß das Heranziehen des Frühlingswürmchens als überflüssig und im Vergleich zu dem übrigen Inhalt als unpoetisch erscheint, so ist auch eine Anschauung der Natur, die Thränen des Bedauerns erregt, statt mit Dank, Freude und Begeisterung zu erfüllen, nicht die rechte. Der Dichter hat die Aufgabe, durch seine Schöpferkraft dem Leblosen Leben einzuhauchen, nicht aber wehmütig auf das Seelenlose zu blicken.

3. In der Wahl der Ausdrücke ist der Dichter äußerst sorgfältig. Man vergleiche namentlich die 3. u. 4. Str. Die Ströme des Lichtes rauschen und werden Sonnen; die größern Planeten entquellen; die Erde, die im Verhältnis zu den übrigen Weltkörpern ein Tropfen genannt wird, entrinnt der Hand des Allmächtigen. — Sehr bedeutungsvoll ist auch der Gebrauch von Herr und Vater in der 17. Str. Mit „Herr" wird der Allmächtige, mit „Vater" der Allgütige bezeichnet, und zwar in beiden Fällen dem Sinne des Vorangehenden ganz entsprechend. — Str. 21 wird der Blitzstrahl zückend, Str. 24 dagegen fliegend genannt; ersterer verlor sich im Zickzack in der Wolke und hinterließ nur den „erschütternden Donner"; letzterer zündete, daher der „geschmetterte Wald" dampfte.

4. Während in den meisten Gedichten das Silbenmaß für alle Strophen ein ganz bestimmtes, vorher festgestelltes ist, ist es in dieser Hymne frei. Der Grund hiefür ist leicht zu erkennen, wenn man einzelne Strophen näher betrachtet. Liest man z. B. den 2. V. der 15. Str. mit Aufmerksamkeit, so sieht man sogleich, daß der Dichter das wellenartige Beugen und Wiederemporstreben der Baumwipfel, so wie das Ab- und Aufsteigen der Wellen auf eine in die Sinne fallende Weise hat nachahmen wollen. Dazu eignete sich nun kein Versmaß so gut, als der vom Dichter gebrauchte Choriambus (— ◡ ◡ —), der ganz fällt und steigt, wie die Welle. In der 21. Str. ist vom zuckenden Blitz und vom Rollen des Donners die Rede. Beides hat der Dichter glücklich durch den Rhythmus nachgeahmt, indem er zuerst lauter Daktylen (— ◡ ◡), im letzten Vers lauter Anapästen (◡ ◡ —) anwandte. Dieselbe Übereinstimmung zwischen Rhythmus und Inhalt zeigt die 24. Str. Und in ähnlicher Weise erkennt man aus jeder einzelnen Strophe, daß der Dichter durch die Bewegung der Worte den Gedanken auf eine sinnliche Weise hat malen wollen. Das Silbenmaß gestaltet sich nach dem augenblicklichen Bedürfnis des Gedankens; es ist dem Worte untergeordnet, während bei einem schon im voraus geschaffenen Metrum das Wort nach Einklang

mit der gegebenen Form streben muß. „Ein auf solche Weise sich frei entwickelndes Metrum ist in der Poesie ungefähr das, was in der Musik das Phantasieren. Der Dichter überläßt sich ganz dem Strome seiner Gefühle und wählt für jede einzelne Empfindung, jeden einzelnen Gedanken eine gerade diesem anpassende Form. Aber diesen einzelnen rhythmischen Bewegungen fehlt die Einheit, und sie lösen sich am Ende gegenseitig auf. Allerdings wird der große Dichter auch in solcher Formlosigkeit gefallen; er wird vielleicht sogar auf diese Weise eine größere Masse von poetischen Mitteln entfalten und gerade dadurch den Leser gewinnen, ihn durch äußern Glanz bestechen: allein bei näherer Betrachtung kann sie nicht befriedigen, und der wahre Künstler wird sich ihr nicht hingeben, eben weil sie den vollständigen Gegensatz zur Kunst bildet, die vor allem eine vollendete, in sich harmonische Form verlangt; eine Form, die, wie das altgriechische Kleid, nicht nur den Bewegungen des Körpers den freiesten Spielraum gewährt, sondern auch die Schönheit der einzelnen Glieder erblicken läßt, während unsere modernen Kleider für jeden einzelnen Teil des Körpers passen, für den sie bestimmt sind, und gerade dadurch die harmonische Erscheinung aller Formen hindern." (Kurz.)

5. Mehrfach hat der Dichter auch die Allitteration angewandt; so Str. 8: „Thal des Todes"; Str. 15: „wirbeln die Winde"; Str. 23: „Woge den Wald".

5. Historisches.

Die „Frühlingsfeier" ist 1758 in Kopenhagen gedichtet worden, und zwar nach einem einsamen Spaziergange an einem schönen Frühlingsmorgen. Sie hatte damals die Überschrift: „Über die ernsthaften Vergnügungen des Landlebens". Als sie mit der jetzigen Überschrift erschien, hatte sie manche Verbesserungen erhalten, und darf als eine der gelungensten Hymnen angesehen werden. Gegenstand und Form erinnern übrigens an ein in jener Zeit noch sehr berühmtes Gedicht von Barthold Brockes: „Die auf ein starkes Ungewitter erfolgte Stille", und es unterliegt keinem Zweifel, daß Klopstock mit Brockes, der überhaupt viel Einfluß auf ihn hatte, in einen Wettkampf eingehen wollte.

Zumsteeg hat die „Frühlingsfeier" in Musik gesetzt.

5. Die frühen Gräber.

Klopstocks sämtl. Wke. Lpzg., 1854. IV. 162. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 32. Lüben, Auswahl. I. 194.

„Willkommen, o silberner Mond" 2c.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 4. „Du entfliehst? Wenn eine etwas große

Wolke dem Monde entgegen zieht, so scheint es, als ob der Mond der Wolke zufliege. Auf diese bekannte Erscheinung, optische Täuschung, weist der Dichter mit dieser Frage hin.

Gedankenfreund!" wird der Mond hier genannt, weil der Denkende, d. h. hier der in Gefühlen und Ideeen Versunkene, ihn gern zum Genossen wählt, da er Gedanken der Unendlichkeit weckt.

2. „Des Maies Erwachen", ein schöner Frühlingsmorgen. Der Mai wird hier als Person, als Genius gedacht.

„Und zu dem Hügel herauf rötlich er kommt" bezeichnet hier das Röten der Gipfel der Berge und Hügel durch die ersten Sonnenstrahlen.

3. V. 2. „ernstes Moos", d. h. zu ernster Betrachtung aufforderndes Moos.

2. Inhalts-Angabe.

1. Der Dichter betrachtet in schöner Sommernacht den Mond und fordert ihn zum Verbleiben auf, da er sein Fliehen zu bemerken glaubt.

2. Schöner noch, als die Sommernacht, erscheint dem Dichter ein schöner Frühlingsmorgen mit seinem hell leuchtenden Tau und seiner lieblichen Beleuchtung der Hügelspitzen.

3. Mitten im Genuß der schönen heiteren Sommernacht wird im Dichter das Andenken an seine verstorbenen Freunde und seine Sehnsucht nach ihnen rege. Er war höchst glücklich, als er noch mit ihnen solche Naturschönheiten genoß.

3. Grundgedanke.

Der in den beiden letzten Versen enthaltene Gedanke: „O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht!" kann als Hauptgedanke betrachtet werden.

4. Form der Darstellung.

Eine schöne Sommernacht, die Vergegenwärtigung eines noch schöneren Frühlingsmorgens und das sehnsüchtige Andenken an längst verstorbene Freunde haben die Gefühle des Dichters stark aufgeregt. Das Gedicht, was er in dieser Stimmung schreibt, in dem er seinen innigsten Gefühlen Worte giebt, wird daher zur Elegie. Die Gefühle werden darin ganz in der Folge ausgedrückt, in der sie nach und nach erwachten. Es ist übrigens dem Dichter eigen, von der Betrachtung des nächtlichen, gestirnten Himmels zu Gedanken an Tod und Grab überzugehen. Die kleine Ode „Die Sommernacht" drückt dieselbe Seelenstimmung aus.

Das Versmaß ist lieblich und schmiegt sich den sanften Em-

pfindungen auf das innigste an. Der Dichter giebt es folgendermaßen an:

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —,
— ◡ — ◡ ◡ — ◡ —,
◡ ◡ —, — ◡ —, — ◡ — ◡ —,
— ◡ ◡ — ◡ ◡ —, — ◡ ◡ —.

5. Historisches

„Die frühen Gräber“ sind 1764 gedichtet. Reichardt und Neumann haben diese Ode in Musik gesetzt.

Die unter Nr. 3, 4 u. 5 besprochenen Dichtungen gehören zu den *Oden*, *Hymnen* und *Elegieen*, also zur höheren Lyrik. Die Dichtungen dieser Art gehören zu dem besten, was Klopstock überhaupt geliefert hat; manche derselben sind überhaupt noch heut unübertroffene Muster in ihrer Art.*) Außer den aufgeführten gehört hierher der treffliche Odenkranz mit der Überschrift *Wingolf*, *Die Elegie an Ebert*, *Bardale*, *Die Sommernacht*, *Der Zürichersee* u. a. Klopstocks ganze Persönlichkeit war zur lyrischen Poesie angelegt, fand daher in den genannten Dichtungsarten ihren vollkommensten Ausdruck.

Klopstock hat über 200 Oden (Hymnen und Elegieen) gedichtet. So mannigfach auch der *Inhalt* derselben ist, so lassen sie sich doch teils nach dem äußern Lebensgange des Dichters, teils nach den verwaltenden Richtungen seines Denkens und Dichtens in fünf Gruppen bringen. Die *erste* Gruppe umfaßt diejenigen Oden, welche den Jahren 1748—52, also der Jugendzeit des Dichters, angehören. Der Aufenthalt in Leipzig (1746—48) hatte ihm manchen treuen Freund erworben, der in Langensalza (1748—50) sein Herz mit Liebe zu der Schwester seines Freundes Schmidt, die „Fanny“ seiner Oden, erfüllt. Die Oden dieser Zeit sind daher der *Freundschaft* und *Liebe* gewidmet. Es gehören hierzu: *Wingolf*, *Die künftige Geliebte*, *An Fanny* u. a. Zur *zweiten* Gruppe sind die aus den Jahren 1752—58 zu zählen. In diese Zeit fallen Klopstocks Verlobung (Juni 1752) und Verheiratung (10. Juni 1754) mit Meta Moller aus Ham-

---

*) „Die Oden sind Klopstocks bleibendste poetische That und die besten derselben (An Fanny — der Zürichersee — Die tote Clarissa — An Cidli — Die beiden Musen — Der Rheinwein — Das neue Jahrhundert — Thuiskon — Der Eislauf — Die frühen Gräber — Schlachtgesang — Bardale — Unsere Sprache — Mein Vaterland) werden durch ihren kühnen Schwung, ihren patriotischen Herzschlag, ihre Glut und Tiefe der Empfindung auch künftigen Geschlechtern noch beweisen, daß Platen berechtigt war zu sagen, Klopstock habe „die Welt fortgerissen in erhabener Odenbeflügelung.“ (Joh. Scherr, Allg. Geschichte d. Litteratur. 2. Aufl. Stuttg., 1861. S. 426.)

burg, zwei Begebenheiten, welche fast sein ganzes Dichten und Denken erfüllen und ganz geeignet sind, ihn lyrisch zu stimmen. Der Grundton in seinen hierher gehörigen Oden ist daher, wie in denen der ersten Gruppe, Liebe. Diesen beiden Perioden verdanken wir die schönsten Gedichte, ausgezeichnet durch Innigkeit der Empfindung und Schwung der Gedanken und Darstellung. Den Seelenzuständen des Dichters angemessen, zeichnen sich manche Oden der ersten Periode durch Schwermut, die der zweiten dagegen durch Frohsinn aus. Die Ode „Der Zürichersee" die ganz Frohsinn ist, gehört jedoch der ersten Periode an. Bezeichnend für die zweite Gruppe sind außer andern: An Cidli, Das Rosenband. Zur dritten Odengruppe, zu der die aus den Jahren 1758—66 gehören, lieferte das religiöse Leben des Dichters ihm die dichterischen Motive, nächst diesem der vaterländische Sinn, der ihm in hohem Grade eigen war. Es gehören außer andern hierher: Die Frühlingsfeier, Der Erbarmer, Die Glückseligkeit aller, Die frühen Gräber, Unsere Fürsten. Auch diese Gruppe enthält Treffliches; doch macht schon hier und da das rhetorische Pathos der warmen Empfindung den Sieg streitig. In den Oden der vierten Gruppe, aus der Zeit von 1766—89 stammend, tritt die patriotische Gesinnung in den Vordergrund, die sich namentlich in dem Streben nach einer litterarischen Selbständigkeit der Deutschen kund giebt. Die der Sprache dienende Schrift: „Die deutsche Gelehrtenrepublik" fällt in diese Zeit; von charakteristischen Oden: Die Barden, Unsere Sprache, Die deutsche Sprache, Mein Vaterland, Vaterlandslied. Neben dem patriotischen Elemente macht sich hier und da auch das damit verwandte politische geltend. Mit aller Entschiedenheit tritt dasselbe jedoch erst in der fünften Odengruppe hervor, die in die Zeit von 1789—1802 fällt. Die französische Revolution regte den Dichter mächtig an, daß er in würdigem, edelbegeistertem Stile die nächsten und größten Zeitereignisse in unsterblichen Oden feierte oder verdammte und schöne Hoffnungen für das eigene Vaterland wachrief. Nicht alle sind von der Muse diktiert, auch nicht alle frei von Härten im Ausdruck und in der Konstruktion; aber durch kühne Gedankensprünge und grandiose Bilder kennzeichnen sie Klopstock als einen großen Odendichter.

Liebe und Freundschaft waren auch schon vor Klopstock Gegenstand der Ode, wenn dieselben auch nicht so erhabenen Ausdruck fanden, wie durch ihn; neu eingeführt aber wurden durch ihn die Ideeen von Vaterland und Freiheit und zwar gleich in würdigster Weise. Diese Stofferweiterung in diesem Gebiete ist ein wesentliches Verdienst Klopstocks.

Die Sprache in Klopstocks Oden zeichnet sich durch Kürze, Gedrängtheit, Kraft und Kühnheit aus. Viele Ausdrücke darin

sind geradezu neu oder doch in anderer Bedeutung gebraucht, als vor ihm. Die Sprache seiner Zeit war noch ziemlich steif und nicht fähig, eine große Mannigfaltigkeit von Ideeen und Gefühlen in entsprechender Weise darzustellen; es fehlte ihr namentlich an sinnlich anschaulicher Kraft, und die Sprache der Poesie unterschied sich von der Prosa nur äußerlich durch Silbenmaß und Reim. Klopstock fühlte, daß eine erhöhtere Stimmung auch eine erhöhtere Darstellungsweise verlange, daß die poetische Sprache sich durch einen ungewöhnlichen Ausdruck von der prosaischen unterscheiden müsse, daß eine erhöhte leidenschaftliche Stimmung nur in einer ungewöhnlichen Wortstellung ihren natürlichen Ausdruck finden könne. Natürliche Anlage und fleißiges Sprachstudium befähigten ihn, dieser Erkenntnis gemäß die Sprache zu handhaben. Sein Verdienst um die poetische, wie überhaupt um die Sprache ist ein außerordentliches, sehr hoch anzuschlagendes. Er erkannte das selbst an und sprach es in den letzten Strophen der Ode „An Freund und Feind" (1781), in der er die Wahl des Messias rechtfertigt, in kernhafter Weise aus, indem er sagt:

„Die Erhebung der Sprache,
Ihr gewählter Schall,
Bewegterer edlerer Gang,
Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst,

Und sie, und sie, die Religion,
Heilig und erhaben,
Furchtbar und lieblich, und groß und hehr,
Von Gott gesandt,

Haben mein Mal errichtet."

Scherr sagt in seiner Geschichte der Litteratur (Stuttgart, 1861, S. 425): „Der poetische Stil seiner Jugend ist blank, körnig, gedrängt, originell und besonders in den Oden voll genialer Wendungen und Würfe."

Die kräftige, schwungreiche Sprache paßte zu den zu Klopstocks Zeiten gangbaren Formen der poetischen Darstellung nicht; er mußte sich daher neue schaffen. Schon beim Messias war sein Blick auf die antiken Versmaße, d. h. auf die der Griechen und Römer, gelenkt worden; er forschte ihnen weiter nach und versuchte sich in Nachbildungen. Die ersten Versuche fielen unbeholfen aus; durch unermüdliches Studium gelangte er aber bald zu der nötigen Sicherheit und Gewandtheit. Später schuf er neue Versmaße, ließ sich aber dabei immer von den Grundsätzen der Alten leiten. Hier und da widerstreben diese Verse unserer Sprache und sind häufig nur für ein feines Ohr faß- und genießbar. Kommen zu den ungewöhnlichen Versen auch noch ungewöhnliche, verschränkte Wortstellungen, so wird das Verständnis des Gedichts sehr erschwert, und hierin hat es mit seinen Grund, daß Klopstocks Oden öfter genannt als gelesen werden.

Die Einführung der antiken Versmaße hatte zur Folge, daß Klopstock auch den Reim aufgab, und nur für das Kirchenlied gelten ließ. Für die Oden und Hymnen ist dagegen nicht viel einzuwenden, da deren Charakter über die ruhige Beschaulichkeit, für die der Reim als sehr angemessen erscheint, hinausgeht. Aber es heißt das Wesen des Reimes, namentlich auch seine musikalische Natur verkennen, wenn man ihn ganz für die Poesie verwirft, wie Klopstock es that. In der „Ode an J. H. Voß" (1782) eifert er ganz gewaltig gegen denselben. An die Stelle des Wohlklanges und des Silbenmaßes der Alten ist nach seiner Ansicht in die späteren Sprachen „ein böser Geist mit plumpem Wörtergepolter, der Reim, gefahren", dessen „schmetternder Trommelschlag", dessen „Gewirbel, lärmend und lärmend mit Gleichgetöne" leer und nichtssagend sei. So falsch diese Ansicht war, so hatte sie doch gute Wirkung, da die Dichter sich nun bemühten, den Mangel des musikalischen Reizes, welchen der Reim unzweifelhaft gewährt, durch größere Kraft und Mannigfaltigkeit der Gedanken und des Ausdruckes zu ersetzen, und das poetische Leben einer Dichtung mehr in deren Inhalt, als in ihre Form zu legen. Allgemeine Zustimmung fand Klopstocks Ansicht über den Reim natürlich nicht; vielmehr trat man ihr sehr entschieden entgegen, und namentlich wies Fr. Schlegel überzeugend nach, daß das Bestreben, den Reim abzuschaffen, gegen die Natur und den Geist der deutschen Sprache sei.

Schiller arbeitete anfangs seinen Wallenstein in Prosa, gewann aber bald die Überzeugung, daß in der Poesie Stoff und Form zusammen gehören, und wandte sich zum Rhythmus. Goethe billigte diesen Vorsatz lebhaft und meinte, überhaupt sollte alles Poetische rhythmisch behandelt werden, und wenn man in Deutschland eine sogenannte poetische Prosa eingeführt habe, so sei das gerade, als wenn sich jemand in seinem Park einen trockenen See bestellte, und der Gartenkünstler die Aufgabe durch Anlegung eines Sumpfes zu lösen suchte.

c. Epigramme.

6. Unsere Sprache.

Klopstocks sämtl. Wke. Lpzg., 1854. V. 325. 68. — Lüben Auswahl. I. 195.

„Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich" ꝛc.

7. Vergebliche Warnung.

Ebendaselbst. Lpzg., 1854. V. 333. 85. — Lüben, Auswahl. I. 195.

„Jedes Wort, das ihr von dem Fremden, Deutsche, nehmt" ꝛc.

Beide Epigramme haben das Lob der deutschen Sprache zum Gegenstand und geben Zeugnis von dem Patriotismus, von dem der Dichter durchdrungen war, und der sich so vielfältig in seinen Oden kund giebt. Die Liebe zur Muttersprache erfüllte ihn schon früh. Bereits in seiner Abschiedsrede in Schulpforte erklärte er, ein deutscher Dichter werden zu wollen, und er hat festgehalten an diesem löblichen Vorsatze und durch seine Dichtungen die deutsche Sprache erbaut, wie keiner vor ihm.

In der „Gelehrtenrepublik" (IX. 99) sagt Klopstock: Freue du dich, daß du eine Sprache hast, die der griechischen nicht nur frei unter die Augen treten, sondern die ihr auch wohl diese und jene Frage thun darf."

Die Epigramme, von denen sich 110 in dem V. B. seiner Werke finden, gehören im ganzen den späteren Lebensjahren des Dichters an. Eine kleine Anzahl abgerechnet, zu denen die vorstehend genannten gehören, sind die meisten von mäßigem Werte. Klopstock war zu subjektiv und in späteren Jahren zu einseitig, als daß er ein guter Epigrammatiker hätte sein können. Dazu kommt noch, daß es seinem Ausdruck an der schlagenden Kürze fehlte, die das Epigramm fordert. Er strebt wohl nach Präzision des Ausdrucks, aber in diesem Streben wird er gekünstelt und fast unverständlich.

B. Epische Poesie.

8. Der Messias.

I. Das letzte Ostermahl.

Klopstocks sämtl. Wke. Lpzg., 1854. I. Vierter Gesang. 148 ff. — Lüben, Auswahl. I. 195.

„Jesus eilte nunmehr, mit seinen Jüngern das letzte festliche Mahl zu halten" ꝛc.

1. Inhalts-Angabe.

Jesus ging mit seinen Jüngern nach Jerusalem, um mit ihnen das letzte Osterlamm zu feiern. Er benutzte dazu die Wohnung eines redlichen Mannes. Schweigend legten sich alle um das bereitete Bundeslamm. Jesus erschien heiterer als seine Jünger. Er unterbrach das Schweigen mit den Worten, daß er herzlich verlangt habe, dies Mahl mit ihnen zu feiern, und wies dann hin, auf den Propheten Jesaias, der gewürdigt worden sei, die Erscheinung der Gottheit zu sehen und das Geheimnis des Erlösungswerkes zu erkennen. Wiederum trat Schweigen ein, das nur unterweilen durch ein kurzes Gebet eines Jüngers unterbrochen

wurde. Lebbäus erkannte zuerst, daß Jesus sterben würde, und teilte dies Judas Ischariot mit. Nun erklärt Jesus offen, daß einer der Jünger ihn verraten werde. Voll bangen Erstaunens fragen alle: „Herr, bin ich's?" erhalten aber nur unbestimmte Auskunft; des Judas Frage bejahet er jedoch. Darauf setzt Jesus das Abendmahl ein, wobei Johannes gewürdigt wird, die Versammlung der Seraphim zu sehen und die Gottheit des Messias zu erkennen, der ihn umarmt. Als auch Judas den Kelch empfängt, weist Jesus auf den Lohn hin, den seine treuen Jünger einst empfangen werden, aber auch auf das traurige Los des Verräters. Johannes erhält die Gewißheit, daß Judas der Verräter ist, schweigt aber darüber gegen die übrigen Jünger. Judas verließ nun die Versammlung und ging zum Hohenpriester. Gedanken des Neides, hervorgerufen durch den bevorzugten Johannes, und Zweifel an der Gottheit Jesu durchkreuzten sich in ihm. Nachdem nun so die Versammlung gereinigt ist, ergreift Jesus wieder das Wort, redet von seiner und Gottes bevorstehenden Verherrlichung, tröstet die weinenden Jünger und ermahnt zu gegenseitiger Liebe. Petrus erklärt sich bereit, mit Jesus in den Tod zu gehen; aber Jesus kennt ihn besser und sagt ihm, daß er ihn verleugnen werde. Nun kniete er mit den Jüngern nieder, betete inbrünstig und ging dann in Begleitung seiner Getreuen über den Kidron, um sich im Garten Gethsemane dem Gerichte Gottes zu stellen.

II. Das ganze Gedicht.

1. Inhalt des ganzen Gedichtes.

1. Gesang. Der Messias zieht sich vom Volke auf den Ölberg zurück und legt noch einmal feierlich vor Gott das Gelübde der Erlösung ab. In seiner Seele beginnen schon die Leiden der Erlösung. Sein Engel Gabriel wird von ihm in den Himmel gesandt, sein Gebet vor Gott zu bringen. Der Weg zum Himmel und dieser selbst wird beschrieben. Eloa, der erhabenste der Engel, kommt dem Gabriel entgegen und führt ihn zum Altar des Messias, an dem Gabriel opfert und das Gebet des Messias singt. Alles erwartet still die Antwort des Allerhöchsten. Unter einem Gewitter erschließt sich das Allerheiligste des Himmels, und Gott enthüllt durch den Mund Eloas seinen Willen und die Zukunft. Auch empfängt Gabriel Befehle an den Engel der Sonne und die Engel der Erde, und steigt dann wieder zur Erde herab. Hier findet er den Messias schlummernd, redet ihn aber, als den Allwissenden, an. Von da geht er durch eine Öffnung am Nordpol in das Innere der Erde, zu den Schutzengeln der Erdbewohner, die hier auf einer kleinen Sonne wohnen. Hier werden auch die Seelen früh verstorbener Kinder für den Himmel vorbereitet. Von

dort erhebt Gabriel sich zur Sonne und findet daselbst die Seelen des ersten Menschenpaares und der heiligen Väter. — 2. Gesang. Die Seelen der Väter sehen den Messias bei anbrechendem Tage erwachen, und Adams und Evas Seele begrüßen ihn mit einem heiligen Liede. Jesus erfährt von Raphael, dem Schutzengel des Johannes, daß dieser Jünger in den Gräbern am Ölberge einen Besessenen betrachte. Er geht hin und findet Samma, vom Satan gequält. Der Messias nötigt durch verborgene Gewalt den Satan zur Flucht und befreit Samma von seiner Qual. Während Jesus mit Johannes allein in den Gräbern bleibt, eilt Satan zur Hölle, berichtet, was er vom Messias weiß, und beschließt dessen Tod. Abbadona widerspricht. Statt des vor Wut schweigenden Satans antwortet ihm Adramelech und billigt Satans Entschluß. Seinem Beispiel folgt die ganze Hölle. Satan und Adramelech kehren zur Erde zurück. Abbadona folgt ihnen von fern, beklagt beim Eintritt in Gottes prächtige Schöpfung seine verlorene Herrlichkeit, macht vergebliche Versuche, sich selbst zu vernichten und gelangt zur Erde. Satan und Adramelech nähern sich gleichfalls der Erde und lassen sich auf den Ölberg nieder. — 3. Gesang. Der Messias ist noch in den Gräbern. Die Leiden seiner Seele wachsen. Eloa steigt hernieder und zählt seine Thränen. Die Seelen der Väter senden den Seraph Selia herab, um des Messias Erlösungswerk zu beobachten. Jesus schläft zum letzten Male ein. Selia wird durch die Schutzengel der Jünger von den Charakteren derselben unterrichtet. Satan erscheint dem Judas unter der Gestalt seines Vaters im Traume. Der Messias erwacht und redet zu den Jüngern von ihrer nahen Trennung. Judas hält sich seitwärts verborgen; er hört den Messias und beginnt die Wirkung Satans und seiner eigenen Bosheit zu empfinden. — 4. Gesang. Kaiphas, der auch einen Traum vom Satan gehabt, versammelt den Rat der Priester und Ältesten, um Jesu Tod zu beschließen. Nachdem er und Philo für die Verurteilung und Gamaliel und Nikodemus dagegen gesprochen, verläßt letzterer mit Joseph die Versammlung. Judas kommt und eröffnet dem Kaiphas insgeheim seine Absicht. Kaiphas teilt sie der Versammlung mit und belohnt den Verräter. Der Messias sendet Petrus und Johannes in die Stadt zur Bereitung des letzten Abendmahls. Dort versammeln sich die Freunde Jesu: seine Mutter, Lazarus, der Auferweckte, der Jüngling von Nain und seine Geliebte Cidli u. a. Die fromme Liebe der beiden Letztgenannten. Jesus verweilt indes in Betrachtungen auf Golgatha. Auf seinem Gange nach der Stadt gesellt sich Judas zu den Jüngern. Sein Schutzengel Ithuriel verläßt ihn und wird von Jesu zu Petrus' zweitem Engel bestimmt. Jesus kommt in der Stadt an und begeht mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl. Hierauf begiebt er sich nach

dem Ölberge. — 5. Gesang. Gott steigt auf Tabor hernieder, Gericht über den Messias zu halten; Eloa folgt von ferne. Ein Seraph führt die Seelen von sechs eben gestorbenen morgenländischen Weisen vorüber. Gott nimmt seinen Weg an einem Stern vorbei, auf dem ein unschuldig und unsterblich gebliebenes Geschlecht von Menschen wohnt. Gott ist auf Tabor angelangt; Eloa ruft feierlich den Messias zu Gericht. Das Leiden Jesu beginnt. In der ersten Leidensstunde spottet seiner Adramelech; in der zweiten redet Abbadona ihn an und ergießt sich in klagende Betrachtungen; vor der dritten, schwersten Leidensstunde singt ihm Eloa ein Triumphlied von seiner künftigen Herrlichkeit. Jede der überstandenen Leidensstunden wird von dem Himmel besungen. Das Gericht ist gehalten, und Gott kehrt zu seinem Throne zurück. — 6. Gesang. Jesus wird von der von Judas angeführten Schar gefangen genommen und gebunden. Unterdes harrt die Versammlung der Priester voll Ungeduld des Ausganges. Drei Boten nach einander melden die nähern Umstände der Gefangennehmung und das Herannahen Jesu. Da der Messias jedoch, bei Hannas aufgehalten, noch nicht erscheint, so eilt ihm Philo entgegen, um seine Verurteilung zu beschleunigen. Jesus erscheint vor dem Synedrium. Portia, des Pilatus Gemahlin, ist heimlich gekommen, um Jesus zu sehen, und bewundert die Art, wie Jesus die Anklage Philos anhört. Die Anklagrede des Kaiphas. Falsche Zeugen treten auf. Kaiphas' Wut, daß der Messias nichts erwidert. Zuletzt erklärt der Messias, daß er der Sohn Gottes und der Richter der Welt sei. Er wird zum Tode verurteilt und von der Wache roh behandelt. Unterredung Gabriels und Eloas hierüber. Portia entfernt sich voll Wehmut und wendet sich an den höchsten der Götter. Petrus verleugnet den Herrn und bereut seine Sünde. — 7. Gesang. Der Todestag des Messias bricht an. Eloa besingt ihn. Jesus vor Pilatus, bei dem er von Kaiphas und Philo angeklagt wird. Pilatus nimmt ihn in ein besonderes Verhör. Judas' Tod. Pilatus kehrt zurück mit der Erklärung, daß er Jesus dem Herodes senden wolle. Maria kommt, sieht ihren Sohn und wendet sich in ihrem Schmerz an Portia. Unterredung zwischen Maria und Portia. Der Messias vor Herodes. Dieser verlangt ein Wunder von Jesus, bleibt jedoch ohne Antwort. Durch Kaiphas noch mehr gegen ihn aufgereizt, sendet ihn Herodes zu Pilatus zurück, Philo reizt durch seine Vertrauten das zum Fest gekommene Volk wider Jesus auf. Versuch des Pilatus, ihn zu retten (Barrabas), durch Philo vereitelt. Der Messias zur Geißelung geführt. Wiederholte Bemühungen des Pilatus zu seinen Gunsten. Zuletzt übergiebt er auf den Vorwurf, daß er sich nicht als Freund des Kaisers zeige, Jesus in die Gewalt der Priester, die ihn zum Tode führen. —

8. Gesang. Eloa verkündet den Himmeln, daß der Versöhner zum Tode geführt werde, läßt die Engel der Erde einen Kreis über Golgatha schließen und weiht den Hügel zum Tode des unter seinem Kreuze herannahenden Mittlers ein. Gabriel führt die Seelen der Väter auf den Ölberg herab. Anrede Adams an die Erde. Satan und Adramelech erscheinen, werden von Eloa zurückgewiesen und ins tote Meer gestürzt. Jesus ist auf Golgatha angekommen und wird ans Kreuz geschlagen. Erdbeben. Stillstand der ganzen Schöpfung. Der Gottmensch bittet den Vater um Gnade für das Volk. Bekehrung des mitgekreuzigten Missethäters. Finsternis. Die Seelen des zukünftigen Menschengeschlechts werden von Uriel zur Erde heruntergeführt; der Mittler sieht sie mit liebevollem Blicke an. Leiden am Kreuze. Erderschütterung, Sturm, Donner. Todesengel schweben hernieder. Eindruck derselben auf die Seelen der Väter, besonders auf Eva, deren Teilnahme ausführlicher dargestellt ist. — 9. Gesang. Weitere Leiden des Messias am Kreuze. Johannes und Maria unter demselben. Petrus sucht bei seinen Freunden (Lebbäus, Andreas, Joseph, Nikodemus) Trost, und kehrt dann nach Golgatha zurück. Unterredung der Väter, besonders Abrahams, Moses' und Isaaks. Ein Cherub führt Seelen eben gestorbener frommer Heiden gegen das Kreuz herauf. Der Versöhner redet Maria und Johannes an. Seine Leiden. Erneuertes Erdbeben. Es dringt bis in eine tiefe Höhle, in die sich Abbadona geflüchtet. Er wagt sich wieder in die Nähe des Messias; seine Empfindungen beim Anblick desselben. Er sieht seinen ehemaligen Freund Abdiel und entflieht. Ein Todesengel führt Judas' Seele zum Kreuze, zeigt ihr den sterbenden Messias, dann die Seligkeit der Himmel von ferne und stürzt sie zuletzt in die Hölle. — 10. Gesang. Der Vater blickt von seinem Throne auf den Sohn herab. Dieser empfindet den nahenden Tod, betet insgeheim für die Sterbenden, blickt dann nach dem toten Meere hin, wo Satan und Adramelech sein Gericht empfinden, wendet dann sein Antlitz auf die Scharen der umgebenden Heiligen, besonders auf die Seelen künftiger Menschengeschlechter, und segnet sie, indem sie von ihren Engeln fortgeführt werden. Charakteristik dieser Seelen. Auch die Seelen der Väter segnen die Vorüberschwebenden. Mirjam und Debora klagen den Tod des Versöhners in einem Liede. Empfindungen des Lazarus. Uriel verkündigt den Heiligen, daß er den ersten Todesengel sich der Erde nähern gesehen habe. Der Eindruck dieser Nachricht auf die Seelen der Väter, besonders auf Adam und Eva. Gebete Adams, in welche Eva im Herzen einstimmt. Eloa ruft von der Zinne des Tempels: Der Todesengel kommt! Dieser tritt auf den Sinai, fleht zum Messias um Stärke, den Befehl Gottes zu vollbringen, und verkündet dann Jehovahs Gebot. Der Messias stirbt. — 11. Ge-

sang. Die Herrlichkeit des Messias schwebt über dem Leichnam und dann von Golgatha ins Allerheiligste, dessen Vorhang unter einem Erdbeben zerreißt. Gabriel gebietet den Heiligen, sich jeder zu einem Grabe zu begeben. Der Messias verläßt den Tempel und erweckt die Heiligen vom Tode: Adam, Eva, Abel, Seth, Enos u. s. w. bis auf Simeon und Johannes den Täufer herab (mehr als siebenzig werden einzeln aufgeführt). — 12. Gesang. Joseph erhält von Pilatus die Erlaubnis, den Leichnam Jesu zu begraben. Er und Nikodemus salben und begraben ihn. Chöre der Auferstandenen und Engel bei dem Begräbnis. Versammlung der Freunde Jesu im Hause des Johannes. Tod Marias, der Schwester des Lazarus. Lazarus, der bei ihrem Tode zugegen gewesen, kommt in die Versammlung der Frommen und bemüht sich, sie zu trösten. Salem, des Johannes Engel, stärkt ihn durch einen Traum. — 13. Gesang. Gabriel versammelt die Engel und die Auferstandenen um das Grab, wo sie betend der Auferstehung des Messias harren. Zweifel des wachehaltenden römischen Hauptmanns Eneus. Die Seele der Maria, der Schwester des Lazarus, kommt in die Versammlung der Heiligen. Verschiedenes Verhalten Satans und Adramelechs, die vom Todesengel Obaddon aus dem toten Meere hervorgerufen werden, und Abbadonas. Die Herrlichkeit des Messias naht sich vom Himmel; Adam und Eloa beten ihn an. Der Messias steht vom Tode auf. Triumphgesänge der Engel, der Auferstandenen, der Söhne Thirzas u. s. w. Die Seele eines Heiden wird vor den Messias gebracht; er richtet den Toten und verschwindet. Nachricht von der Auferstehung in der Versammlung der Priester. Philo bringt sich um. Obaddon führt seine Seele zur Hölle. — 14. Gesang. Die Frauen am Grabe. Jesus erscheint der Maria Magdalena, neun andern frommen Frauen und dem Petrus. Diese melden es der Versammlung der Jünger. Des Thomas Zweifel. Jesus in Emmaus. Thomas geht zum Ölberge und klagt und betet dort. Ein Auferstandener, den er nicht kennt, redet mit ihm. Jesus erscheint in der Versammlung der Jünger. — 15. Gesang. Einige der Auferstandenen erscheinen. Solche Erscheinungen zu sehen, werden gewürdigt: Nephthra, einer der Knaben, die Jesus unter das Volk stellte; Tabitha, die Petrus auferweckte; Eidli; Stephanus; Barnabas Joses, der Levit aus Cypern; Portia u. s. w. — 16. Gesang. Jesus offenbart sich auf Tabor den dort versammelten Auferstandenen und Engeln als Richter der Toten und Beherrscher der Welt. Er hält Gericht über die Seelen der Jüngstverstorbenen. Dazwischen erscheint der Schutzengel eines Sterns, der verwandelt werden soll, und bittet, die Verwandlung beschleunigen zu dürfen. Fortsetzung des Gerichts. Dann steigt der Messias zur Hölle hinab und bestraft die gefallenen Geister. — 17. Gesang. Der Messias erscheint dem Thomas.

Er steigt mit Gabriel zu den Geistern der in der Sündflut Umgekommenen hinab und entscheidet ihr Schicksal. Dann folgen wieder vielfältige Erscheinungen der Auferstandenen bei dem Grabe des Erlösers, bei einem Mahle in Lazarus' Garten, zu dem dieser Freunde und zum Fest gekommene Pilger eingeladen hat. Fernere Erscheinungen im einzelnen aufgezählt. — 18. Gesang. Adam wird auf seinen Wunsch, einige Folgen der Versöhnung zu sehen, eines Blickes in das Weltgericht gewürdigt. Er erzählt den Auferstandenen und Engeln, wie er Gericht halten sah: über die Christenverfolger, die Religionsverächter, die Unterdrücker des Guten, die Stifter des Götzendienstes und die bösen Könige. — 19. Gesang. Adam berichtet weiteres von seinem Gesichte, insbesondere von der Begnadigung Abbadonas. Fernere Erscheinungen Jesu vor den Jüngern und andern. Johannes hat eine Offenbarung von der Ausgießung des heiligen Geistes. Die Zeit der Himmelfahrt ist gekommen. Jesus geht mit den Jüngern auf den Ölberg, wo unsichtbar die Scharen der Heiligen versammelt sind. Er segnet die Jünger und fährt gen Himmel. Eloa redet zu den Jüngern, die nach Jerusalem zurückkehren, um die Ausgießung des heiligen Geistes zu erwarten. — 20. Gesang. Triumphzug des Messias zum Himmel. Triumphgesänge der Engel, Auferstandenen und Seelen. Seelen jüngstverstorbener Frommen schließen sich, von Engeln geführt, dem Zuge an; desgleichen die Bewohner eines Sterns. Das Triumphheer schwebt nahe bei dem Wohnsitz der schuldlos gebliebenen Menschen vorüber. Zuruf derselben. Loblied zweier künftigen Christen. Unterdes dauern die Gesänge der Scharen zum Preise des Messias fort, bis er den Himmel erreicht und sich zur Rechten des Vaters setzt.

2. Der Stoff des Gedichtes.

Wie jener sagenhafte sächsische Bauer und der Mönch Otfried das Leben Jesu zum Gegenstande poetischer Bearbeitung machen (im „Heliand" und „Krist"), so hat Klopstock, wie wir bereits gesehen haben, das Leiden Jesu dichterisch darzustellen und jenen alten Evangelienharmonieen gewissermaßen die weihevolle Vollendung zu geben versucht. Dieser Stoff ist allerdings ein erhabener; doch liegt seine Erhabenheit nicht in einer Reihe großartiger Begebenheiten, sondern in ihrer göttlichen Einfachheit. Es sind nur wenige Thatsachen, welche uns die Evangelisten berichten, und der Dichter durfte diese nicht poetisch erweitern, ohne den gläubigen Christen zu nahe zu treten.*) Als Protestant mußte er sich's sogar versagen, den ganzen Reichtum der Heiligengeschichte und der Legende

*) „Ich wußte, daß die Geschichte zu heilig sei, als daß der Dichter den geringsten Umstand ändern dürfte." Lessing, in der Beurteilung des Messias.

zur weiteren Ausmalung zu benutzen. Dieser Mangel an Thatsachen und die durch die Umstände gebotene Beschränkung auf dieselben, außerdem auch das Festhalten an dem streng kirchlichen Gesichtspunkte der Versöhnung Gottes, nötigten den Dichter, eine andere Art von Personen und Begebenheiten zu erfinden und mit den gegebenen in Verbindung zu setzen, um die epische Ausführung möglich zu machen: er führte Gott und die Engel ein und verlegte die Handlung zum Teil in den Himmel, d. h. auf einen unsichtbaren überirdischen Schauplatz. Daraus ist ihm kein großer Gewinn erwachsen. Gott, der auf diese Weise der Mittelpunkt und Hebel aller Begebenheiten wurde, widerstrebt der himmlisch anschaulichen Darstellung, wenigstens wie sie der epische Dichter verlangt; die gewaltigsten Bilder werden kleinlich, wie sie nur in Zeit und Raum zu fassen sind, jede Beschränkung aber mit dem Begriff der Gottheit in Widerspruch steht. Ähnlich verhält es sich mit der höheren Geisterwelt, welche der Dichter zur Vermittlung zwischen Gott und den Menschen einführte. Die Christen glauben zwar der Mehrzahl nach an Engel, und die Kirche hat diesen Glauben mit allen möglichen Mitteln festzusetzen und zu verbreiten gesucht, die bildende Kunst hat ihn zu ihren Schöpfungen vielseitig benutzt: aber dessenungeachtet sind diese Wesen nicht zu einer bestimmten Individualität gelangt. Das Wort Engel bezeichnet einen ganz allgemeinen Begriff; denn so viele wir uns hier auch denken, so oft auch versucht worden ist, dieselben nach ihren Eigentümlichkeiten zu gruppieren,*) wir stellen uns dennoch alle in der nämlichen äußern Erscheinung und mit dem nämlichen Charakter vor, selbst die unter besonderen Namen aufgeführten. Die Engel sind daher in der That eben so wesenlos, wie die Sylphen und andere geisterhafte Wesen der komischen Dichter, und werden, wie diese, zu bloßen Abstraktionen oder zu allegorischen Figuren, da ihnen der Stoff zur persönlichen Gestaltung fehlt. Dieser Übereinstimmung entsprechen auch die Handlungen, welche der Dichter den Engeln anweist; sie sind so allgemeiner Art, daß sich ein bestimmter Charakter nicht entwickeln kann. Die Engel erscheinen insgemein nur als Boten des Ewigen, und der Dichter gebraucht sie in diesem Sinne auf eine so übermäßige Weise, daß ganze Gesänge fast aus lauter Gesandtschaften

*) „Diese große Menge der Engel bilden aber nicht eine untergeordnete Masse, sondern stehen unter Fürsten (Joh. 5, 14. 15) und bilden verschiedene Gruppen und Abteilungen. Es werden unterschieden Cherubim und Seraphim (z. B. 1. Mose 3, 24; Jes. 6, 2), Engel und Erzengel (1. Thess. 4, 16), auserwählte Engel (1. Tim. 5, 21), Throne und Herrschaften, Fürstentümer und Obrigkeiten (Col. 1, 16) und Gewaltige (1. Petri 3, 22).“ (Dr. Wangemann, Biblisches Hand- und Hilfsbuch zu Luthers kleinem Katechismus. Berlin, 1857.) Schade, daß Klopstock die ausführliche Abhandlung des Verfassers über die Engel nicht benutzen konnte!

bestehen. Die Engel treten daher nirgends im Gedicht als bestimmte Individuen, als leicht unterscheidbare Gestalten vor uns auf. „Was Klopstock zur Anschauung bringen möchte," sagt Gelzer, „entzieht sich bei ihm eigentlich aller Anschauung: himmlische Erscheinungen treten auf; sie reden, handeln; aber nie vermag seine Darstellung uns ein Bild von ihnen einzuprägen." — „In der Messiade lernen wir zwar, wie jene Himmlischen denken und fühlen, wir hören sie sprechen; aber als Individuen, als unterscheidbare Gestalten stehen sie nie vor uns." (Deutsche Nationallitteratur. I. 158.)

Man kann sonach nicht sagen, daß der Dichter in der Wahl des Stoffes und in der von ihm versuchten Erweiterung desselben besonders glücklich gewesen wäre.

3. Idee der Dichtung.

Der Dichter wollte die Erlösung der Menschheit durch Christus poetisch darstellen, wie er es in den ersten Versen der Messiade ausspricht:

„Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getötet und verherrlichet, wieder erhöht hat! —
— Er that's und vollbrachte die große Versöhnung."

Das Erlösungswerk liegt teils in der Lehre, die Christus den Menschen mitgeteilt hat, teils in seinem Opfertode, durch welchen er die Versöhnung Gottes mit dem menschlichen Geschlecht vollendete. Der Kernpunkt der Dichtung ist der Opfertod, und hiermit hätte dieselbe abschließen sollen. Der Dichter fügt demselben aber noch die Auferstehung und die Himmelfahrt hinzu, die beide nur insofern mit dem Erlösungswerke zusammenhängen, als sie die Göttlichkeit Jesu beurkunden sollen. Die Evangelisten thun das auch, aber nur gedrängt. Klopstock hat den Leiden und dem Opfertode Jesu elf Gesänge gewidmet, der Auferstehung und Himmelfahrt neun, die nach der Anzahl der Verse die volle Hälfte des Ganzen ausmachen. Der Dichter hat sonach auf Begebenheiten, die mit der Idee der Dichtung nur locker zusammenhängen, ein unverhältnismäßiges Gewicht gelegt, und hierdurch die höhere Einheit wesentlich gestört; es fehlt der Dichtung das Ebenmaß der Teile.

4. Dichtungsart. Mängel und Wert der Dichtung.

Der Messias ist ein Epos oder sollte es wenigstens werden. In einem Epos fügt sich, wie wir bereits im Nibelungenliede und bei der Gudrun gesehen haben, eine Begebenheit, eine Handlung an die andere; Reflexionen werden nirgends darin angestellt,

es fehlt die Zeit dazu. In der Messiade ist das anders. Das wahrhaft Epische, die Handlung, ist das schwächste im Gedicht. Statt Begebenheiten mitzuteilen und handelnde Personen mit hellenischer Plastik vorzuführen, entwickelt der Dichter beständig Ideeen, oder schildert überschwengliche Empfindungen, wobei er von der realen Grundlage nur die Anlässe entlehnt und ihr kein Recht der Selbständigkeit zusteht, sondern alle Menschen wie Engel oder ossianische Nebelschatten verschweben läßt. Schiller hat ganz richtig die Darstellung in der Messiade musikalisch genannt, da sie nicht die Gegenstände und durch Gegenstände schildert, sondern wie die Musik das Auge umgeht und unmittelbar von dem Herzen zum Herzen spricht. „Klopstock zieht allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden.“ Schiller „Über naive und sentimentalische Dichtung.“ *) Es sind im Grunde fast nur die Gleichnisse, die im „Messias“ an episches Leben erinnern. Am reichsten ist hieran die erste Hälfte, während sie in der zweiten immer seltener erschienen und zugleich an Leben und Anschaulichkeit verlieren, indem sie meist nicht sowohl innere Gemütszustände durch äußere, der Natur und der Körperwelt entnommene Bilder versinnlichen, als vielmehr die Erscheinungen des innern, ja selbst des äußern Lebens durch Abstraktionen zu erklären suchen. Zu den Partieen, welche in epischer Beziehung am meisten befriedigen, ja zum Teil ganz trefflich und studierenswert sind, gehören: das Ostermahl, der Verrat, die Vorgänge bei dem Prozesse, der Anteil des Pilatus und der Portia, der Sturm des Volkes, der Heimgang der Maria von Bethanien, die Erscheinung nach der Auferstehung. Aber diese Scenen reichen nicht aus, das Gedicht zu einem Epos zu machen. In der That ist der „Messias“ nichts weiter, als eine Reihe von lyrischen Gedichten, „ein elegisch-schildernder Hymnus auf den Stifter des Christentums“, wie Joh. Scherr sagt.

Wir reihen hier noch das etwas scharfe, im ganzen aber zutreffende Urteil, welches Hillebrand in seiner deutschen Nationallitteratur über den „Messias“ als Kunstwerk fällt. „Die Messiade,“ sagt er, „wurde der eigentliche Sammelplatz seiner tiefsten Empfindungen und Gedanken, seiner innigsten Lebenszüge und heiligsten Stimmungen, und die schönsten Jahre seines Lebens (1748—73) hat er ihm gewidmet. Was Wunder, wenn daher alle seine übrigen Dichtungen nicht viel anderes sind, als Varia-

*) Schillers Ansicht über den Messias läßt sich sehr deutlich aus folgendem Epigramm erkennen:

Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

tionen über Motive der Messiade. Sehen wir davon ab, daß das Werk, welches in seinen zwanzig Gesängen gleichsam die ungefähren zwanzig Jahre seiner Geburt an sich darstellt, in seinen zwei poetisch sehr ungleichen Hälften notwendig die Spuren dieser langen und langsamen Ausbildung tragen und uns daher in seiner Gesamtheit wohl mit verschiedenen Tönen entgegenklingen muß; fragen wir dagegen nach seinen eigentlich ästhetischen Ansprüchen überhaupt, so ist nicht zu verkennen, daß diese nicht sowohl in der klassischen Haltung des Ganzen, als vielmehr nur in gelungenen Einzelnheiten gegründet sind. Das Werk bietet poetische Schönheiten, ohne in seiner Gesamtheit poetisch-schön zu sein. Wo des Dichters Herz redet, ist seine Sprache die reinste Dichtung, mag sie Freude oder Schmerz, Liebe oder edeln Zorn besingen. Mit ergreifenden Tönen versteht er die elegische Wehmut wie das mächtig erschütternde Pathos tiefster Empfindung auszusprechen; allein wie aus den leeren Hallen eines hohen und weiten Gebäudes klingen uns jene vereinzelten Töne entgegen aus dem großen Ganzen der Dichtung, in welcher die religiös moralische Tendenz und die dogmatische Befangenheit den freien Gang der epischen Muse fast bei jedem Schritte hemmen. Wenden wir uns daher von solchen lyrischen und elegischen Sonderheiten ab, um, wie es das Werk verlangt, den Maßstab der Epopöe*) anzulegen, so bleibt dasselbe fast selbst hinter den billigsten Forderungen, die man an diese Dichtart zu stellen hat, zu sehr zurück, als daß ihm der Ruhm eines nationalklassischen Epos, oder gar dem Dichter der Name eines deutschen Homer zugestanden werden dürfte, womit er seiner Zeit vielfach begrüßt wurde. Vor allem fehlt ihm die epische Substanz, die inhaltliche Entwickelung der Handlung, die angemessene Benutzung und Bewältigung der gegebenen Beziehungen in Geschichte und Leben, kurz, die freie Hingabe an die gegenständliche Welt und Wahrheit, an die Mannigfaltigkeit sinnlicher Anschauung und Lebensverhältnisse, woraus denn notwendig eine höchst unpoetische Einförmigkeit für das Ganze hervorgehen mußte. Die Dogmatik bietet für jenen Mangel ebensowenig Ersatz, als die nordische Mythologie in den Bardengesängen des Dichters die nationale Wesenheit ersetzen kann; vielmehr hat gerade die Herrschaft der Theologie über die freie religiöse Weltanschauung das Gedicht in seiner episch-objektiven Bewegung vielfach behindert und gehemmt. Ebensowenig vermag die subjektive Begeisterung, welche ohnedies nicht selten den Schein der Anstrengung verrät, uns über die Dürftigkeit des Gehalts zu trösten. Das erhabene Verstummen der Bewunderung vor dem Unendlichen, die oft er-

*) Ernstes Heldengedicht, heroisches oder historisches Epos.

zwungenen Situationen der Anbetung und stillen Betrachtung, die verschleierten Reflexionen und maskierten Allgemeinheiten, die Kühnheit der Gleichnisse wie der Schimmer wiederkehrender Bilder täuschen uns ebensowenig hinsichts der Leerheit und Bewegungslosigkeit der Handlung, als der vordringliche Ton einer nicht selten gesuchten Erhabenheit oder die Ueberschwänglichkeit der ideellen Anschauung und Gefühlsverstiegenheit dem Ganzen epische Hoheit und Würde, die vielen Thränen aber, das Jauchzen und stille Beten der Seraphim, dazwischen die interjektiven Seufzer und Apostrophen, der Dichtung selbst Leben zu erteilen geeignet sind. Zu oft erinnert uns der Dichter ausdrücklich an das Unaussprechliche, und doch fordert gerade die epische Poesie Klarheit des Aussprechlichen und des Aussprechens zugleich in hohem Grade." (I. 85. 86.)

Solche Urteile über den „Messias" dürfen aber niemand abhalten, das Werk selbst zu lesen. Es ist, wie schon gesagt, durchaus nicht arm an Schönheiten, was auch Schiller bezeugt. Die große Mehrzahl von Litteraturfreunden verurteilt jetzt nach dem Vorgange von Litteraturhistorikern den „Messias", ohne auch nur einen einzigen Gesang gelesen zu haben. „Wir raisonnieren uns," sagt Cholevius (I. 438), „immer hartnäckiger in das Vorurteil hinein, daß niemand die Messiade lesen könne, und machen einen kleinen Versuch vielleicht nur in der Absicht, um unsere Trägheit zu rechtfertigen." Lessing nennt Klopstock in seiner Kritik des „Messias" „einen Dichter ersten Ranges". Ebendaselbst sagt er: „Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie (nämlich die Feinde des „Messias") es kaum von der Schönheit ihrer eigenen Poesie sein können. Das selbst, was ich daran aussetzen will, soll es ihnen beweisen." Um seine zersetzende Kritik zu rechtfertigen und nicht im falschen Lichte zu erscheinen, sagt er an demselben Ort: „Man schätzt jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich." Lessing hat aber mit seiner Prophetengabe das Schicksal des „Messias" schon vorher verkündet. In einem Epigramm sagt er:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

5. Sprache. Metrum.

Von der Sprache des Gedichtes gilt ohne Beschränkung, was wir oben von Klopstocks Sprache überhaupt gesagt haben. Friedr. Schlegel sagt in dieser Beziehung in seiner „Geschichte der alten

und neuen Litteratur" (II. 262) ganz richtig: „Mit der Messiade beginnt eigentlich der höhere Aufschwung der neueren deutschen Litteratur; so unermeßlich ist das Verdienst desselben besonders in Sprache und Ausdruck." Fleißiges Lesen der gelungenen Scenen wird sich daher für Sprachbildung sicher vorteilhaft erweisen.

Die ersten Gesänge der Messiade schrieb Klopstock in Prosa. Es sollte diese Bearbeitung nicht bloß als Grundlage einer spätern metrischen dienen, sondern er beabsichtigte eine solche, nur durch gewähltere Sprache sich auszeichnende Darstellung. Den damals gebräuchlichen Versarten war er von Grund aus abgeneigt. Der Alexandriner, der in jener Zeit häufig angewandt, aber schon von Herder als ein „hölzernes Hackebrett" bezeichnet wurde, war ihm zu eintönig; ebenso konnte er dem Jambus und Trochäus keinen Geschmack abgewinnen. Nachdem er lange vergebens nach einer passenden poetischen Form gesucht hatte, kam ihm endlich in Leipzig eines Tages der Gedanke, einen Versuch mit dem Hexameter, dem epischen Vers der Griechen und Römer, dessen Anmut und Würde er so oft bei der Lektüre des Homer und Virgil bewundert hatte, zu machen. Der Versuch glückte über alles Erwarten, und in kurzer Zeit war ein beträchtlicher Teil des Fertigen umgearbeitet.

Klopstocks Hexameter sind übrigens nicht alle tadellos, was schon Gottsched nachgewiesen hat, und liefern vielleicht den Beweis, daß das daktylische Versmaß unserer Sprache überhaupt nicht recht angemessen ist.

6. Geschichte des Messias.

Klopstock hatte sich schon während seines Aufenthaltes in Schulpforte vielfach mit der Poesie beschäftigt und sich mit Glück in Schäfergedichten und Oden versucht, wie wir aus einer 1745 von Janozky herausgegebenen Sammlung von Briefen, von denen die Mehrzahl aus Pforte geschrieben ist, ersehen. Aber auch auf epische Gegenstände richtete er bereits das Augenmerk, zuerst auf Heinrich den Vogler, mit dessen Geschichte er unstreitig schon als Knabe in seiner Vaterstadt Quedlinburg, in deren Gebiet sich einst des Kaisers Vogelherd befand, vertraut worden war, dann aber auf den Messias, der ihn bald so erfüllte, daß alle übrigen dichterischen Pläne zurückgedrängt wurden. Die Veranlassung hierzu ist nicht bekannt. Der religiöse Ernst, die fromme Ehrfurcht vor Gott und seinem Sohne, dem Heiland der Welt, die im elterlichen Hause herrschten, hatten offenbar den hierzu erforderlichen Sinn in seinem Herzen geweckt und genährt. Außerdem lernte er in Pforte des Engländers Milton „Verlornes Paradies" kennen, und vertiefte sich so sehr in diese Dichtung, daß der Rektor Freytag sich veranlaßt sah, die Lektüre und Nachahmung des Milton zu

verbieten. Bei dieser Gelegenheit war Klopstock mutig genug, den englischen Dichter in einer öffentlichen Schulrede zu verteidigen.

Der Plan zur Messiade wurde schon in Pforte entworfen, die Ausführung aber einer späteren Zeit vorbehalten, der Zeit nämlich, wo er imstande sein werde, die Objekte mit klarem Bewußtsein und in bestimmten Umrissen hinzustellen, ohne sich selbst, seine eigenen Gefühle, mit einzumischen, wie er in der Ode „An Freund und Feind", in der 16. Str. sagt:

„Strenges Gesetz grub ich mir ein in Erz: Erst müsse das Herz
Herrscher der Bilder sein; beginnen dürf' ich erst,
Wäre das dritte Zehent des Lebens entflohn:
Aber ich hielt es nicht aus, übertrat und begann."

Diese Ansicht war gewiß richtig; da Klopstock nicht zum epischen Dichter geschaffen war, was er damals jedoch nicht wußte, so hielt er's nicht aus, und fing 8 Jahre früher an, als er sich vorgenommen hatte. Schon in Jena, wohin er sich 1745 begab, um Theologie zu studieren, vollendete er die ersten drei Gesänge der Messiade in Prosa, und in Leipzig setzte er die Arbeit in Hexametern fort, ohne jedoch schon an eine Veröffentlichung der fertigen Gesänge zu denken; diese sollte erst nach Vollendung des Ganzen erfolgen. Von seinen gleichgesinnten Freunden wußte nur sein Zimmergenosse Schmidt um den Plan. Ein Zufall entriß aber beiden das bisher sorglich gehütete Geheimnis und eröffnete dem Dichter seine große Laufbahn.

Klopstock wurde nämlich mit Cramer, einem der Hauptarbeiter an der in Bremen erscheinenden Zeitschrift „Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (oft genannt mit der kürzeren Bezeichnung „Bremer Beiträge") bekannt. Eines Tages entspann sich zwischen beiden und Schmidt ein Streit über die Vorzüge der englischen Dichter vor den deutschen, und um den „Beiträger" aus dem Felde zu schlagen, riß letzterer das Manuskript der ersteren Gesänge des Messias aus dem Wäschkoffer heraus und fing trotz Klopstocks Widerstreben an daraus zu lesen. Da Schmidt in der Absicht, Cramer irre zu führen, hier und da geflissentlich falsch betonte, so ergriff Klopstock das Manuskript selbst und las den ganzen ersten Gesang vor. Der Eindruck war ein gewaltiger. Cramer bat um die Erlaubnis, das Gedicht seinen Freunden mitteilen zu dürfen, und erhielt sie. Die Folge der Mitteilung war, daß die Dichter der „Bremer Beiträge" an Klopstock einmütig die Einladung ergehen ließen, sich ihnen zuzugesellen. Er folgte der Aufforderung und ward freudig begrüßt.

Zu den hervorragenderen Mitgliedern des Bundes gehörten außer Joh. Andr. Cramer noch Adolf Schlegel, Rabener, Conr. Arn. Schmidt, Ebert, Zachariä, Giseke

und Gellert, Männer, die sich alle um die Förderung der poetischen Litteratur verdient gemacht haben.

Um dem neuen, hochverehrten Bundesgliede Muße zur Vollendung seines großen Werkes zu verschaffen, versuchte man, ihn in eine unabhängige äußere Lage zu versetzen. Gärtner wandte sich zunächst an Hagedorn, unter dessen Schutz und Leitung sich die Verbündeten gestellt hatten, damit derselbe durch seine amtliche Verbindung mit England dem jungen Dichter zu einer Unterstützung von Seiten des Königs verhelfe. Allein Hagedorn fand, zufolge eines Briefes an Bodmer im Frühling 1747, die Proben des ihm mitgeteilten Gedichtes zu fremdartig und sonderbar; der Inhalt war ihm zu schwer; er fürchtete noch größere Anfechtungen als bei Milton und namentlich die Anschuldigung der Ketzerei. Er wagte also nicht, zum Gedichte zu stehen und daher auch nicht, den Dichter zu empfehlen; dagegen gab er Gärtner den Rat, sich an Bodmer in Zürich zu wenden, und verhieß bei diesem Fürsprache. Das Urteil dieses verehrten Mannes mußte Klopstocks Freunde herabstimmen und entmutigen. Erst nach längerem Zögern ließen sie daher die drei ersten Gesänge des Messias im J. 1748 der „Bremer Beiträge“ erscheinen. Der Erfolg blieb noch hinter den herabgestimmten Erwartungen zurück; die neue Gattung von Poesie blieb völlig unbeachtet, und die Kritik beobachtete darüber ein tiefes Stillschweigen. Aus der Verlegenheit, in die Klopstocks Freunde und Bewunderer hierüber kamen, befreite sie Bodmer, an den Gärtner eine handschriftliche Probe des „Messias“ gesandt hatte. Bodmer geriet in das höchste Entzücken und verkündete seinen Jubel alsobald seinen Freunden, um ihnen den Triumph mitzuteilen, daß „ein Dichter lebe, auf dem Miltons Geist ruhe“. Er ist namentlich von dem Inhalte des Gedichtes erfüllt und „danket dem Himmel für den Ruhm, welchen er der deutschen Muse zugedacht, indem der Dichter das Werk der Erlösung besinge“. In einem Briefe aus jener Zeit spricht er unter anderem seine Freude also aus: „Vor allem wird die Menschenliebe des Erlösers auf dem höchsten Grade der Liebenswürdigkeit hervorleuchten. Die Menschheit wird in einer Würde vorgestellt werden, welche den Rat der Erschaffung rechtfertigt und den Leser in eine so hohe Gemütsverfassung setzet, die ihn vor das Angesicht Gottes nähert. Die Stunden sind vorhanden, in welchen alle diese Dinge in die Erfüllung kommen sollen. Die große Seele, die sie empfangen und an das Licht bringen soll, ist wirklich mit einem Leibe bekleidet, sie arbeitet wirklich an dem großen Werke. Ich könnte Ihnen den Namen melden, der jetzt noch so dunkel und so schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er, den Großen, den Glücklichen und dem

Pöbel unbemerkt, auf Verse von einem Inhalt sinnt, der weit über die Großen, über die Glücklichen und über den Pöbel weg ist.“ (Archiv der schweizerischen Kritik. 1768.)

Bei solcher Begeisterung für den Dichter der Messiade war es nicht zweifelhaft, daß Bodmer etwas für Verbesserung der Lage desselben thun werde. Als alle Pläne fehl schlugen, lud er ihn zu sich ein. Klopstock folgte dieser Einladung 1750 von Langensalza aus, wo er Hauslehrer und durch unerwiderte Liebe seiner „Fanny“ in eine trübe Stimmung geraten war. Bodmer unterließ nichts, um die Aufmerksamkeit auf den „Messias“ zu lenken; er wandte sich an Haller in Göttingen, forderte Tscharner von Bern, den Übersetzer von Hallers Gedichten, auf, durch eine Übersetzung den Messias bei den Franzosen einzuführen, veranlaßte den Professor Meier in Halle und Pfarrer Heß in Altstetten zu einer Beurteilung, lieferte auch selbst in verschiedener Weise Beiträge zur Kundmachung der Dichtung. Das alles verdroß die Gottschedianer gewaltig, und sie eröffneten daher einen völligen Feldzug gegen Klopstock, um das größere Publikum in seinem Urteil irre zu führen. Ihr Unternehmen blieb aber erfolglos, ja es nützte der Dichtung, statt ihr zu schaden. Man wurde aufmerksam auf sie und begrüßte sie endlich mit Jubel. Der Jubel hatte indessen seinen Grund keineswegs allein in dem alles Bisherige überstrahlenden Schwung, in den erhabenen Tönen dieser Poesie; er galt eben so sehr dem Beginn des epischen Gedichtes als der Gattung. Denn die damaligen Stimmführer setzten den höchsten litterarischen Stolz der Deutschen darein, den berühmtesten Repräsentanten für jede poetische Gattung, vorzüglich des klassischen Altertums, einheimische an die Seite setzen zu können. Wie die Römer einst entzückt waren, die Äneis erhalten zu haben, und die Griechen nicht mehr um die Ilias beneiden zu dürfen glaubten, so freuten sich die litterarisch gebildeten Deutschen jener Tage der ihnen zu teil gewordenen klassischen Epopöe. Klopstock stand im Gipfelpunkte seines Ruhmes; er wurde gefeiert, wie kein Dichter vor ihm. Die ausländischen Litteraturen wetteiferten in Nachdichtungen und Übersetzungen des „Messias“; auch Künstler wurden durch die Messiasdichtung angeregt, wie z. B. die bekannte Malerin Angelika Kaufmann, von der Klopstock ein Gemälde aus London erhielt.

Für den Dichter hatte dieser Ruhm den Erfolg, daß er vom Könige von Dänemark eine Pension von 400 Thalern erhielt, um ungestört an seinem Werke fortarbeiten zu können. Klopstock übersiedelte sich zu diesem Zwecke 1751 nach Kopenhagen.

Die Vollendung des Gedichtes erfolgte erst ein volles Vierteljahrhundert nach der Erscheinung der ersten Gesänge, 1773. Bis dahin war die erste Begeisterung bei den meisten verraucht und verflogen. Schon früher hatte man das Gedicht mehr bewundert

als gelesen, jetzt war dies vollends der Fall. Abgesehen von der Länge desselben, schreckten die letzten Gesänge teils durch ihre Formlosigkeit, teils durch ihre Wiederholung und ihren Mangel an epischem Leben ab. Klopstock hatte zu lange an dem Gedicht gearbeit; es war nicht aus einem Gusse. Es ist Klopstock mit den letzten Gesängen des „Messias" gegangen, wie Goethe mit dem zweiten Teile des „Faust", und zwar nicht bloß in Bezug auf den Ausfall des Gedichtes selbst, sondern auch insofern, als sich das Publikum in seinem günstigen Urteile über das früher Erschienene durch den matteren Rest nicht beirren ließ.

C. Dramatische Poesie.

Klopstock hatte als lyrischer und epischer Dichter durch Bearbeitung religiöser und vaterländischer Stoffe große Anerkennung gefunden. Dieser Erfolg ermutigte ihn, ähnliche Ideeen auch in dramatischen Dichtungen auszuführen; er schrieb daher biblische und vaterländische Dramen. Zu den ersteren gehören: „Der Tod Adams" (1764), „Salomo" (1764) und „David" (1772), zu den letzteren: „Hermanns Schlacht" (1769), „Hermann und die Fürsten" (1784) und „Hermanns Tod" (1787).

Alle diese Dichtungen sind unvollkommen ausgefallen, wie zu erwarten stand. Denn wenn Klopstocks Begabung, lebendige Gestalten zu schaffen, schon für die epische Gattung nicht ausreichte, so war sie der dramatischen, welche diese Fähigkeit im höchsten Maße fordert, noch weit weniger gewachsen. Es fehlt der Anlage wie der Ausführung das Verständnis des Eigentümlichen der theatralischen Dichtung. Was man vom Drama vor allem fordern muß, Anschaulichkeit und Fortschreiten der Handlung, Lebendigkeit der Entwickelung und der Situationen, Individualisierung der auftretenden Personen, sucht man vergebens, Hauptsache ist wieder der Austausch von Betrachtungen, Gedanken und Empfindungen ganz allgemeiner Art, was hier noch viel unangenehmer wirkt als im „Messias", weil es mit der Gattung und mit der Wahrheit der Natur in noch auffallenderem Widerspruch steht.

Die vaterländischen Dichtungen nannte Klopstock Bardiête, weil ihr Inhalt aus der Zeit der Barden (altkeltische Dichter) genommen sei. Sie fanden im Volke, das gern für das Entfernte, Dunkle, Mystische schwärmt, günstige Aufnahme, konnten sich aber natürlich neben Lessings „Minna von Barnhelm", die ihnen (1763) vorangegangen war, nicht halten. Über „Hermanns Schlacht" schrieb Schiller am 30. Mai 1803 an Goethe: „Die Hermannsschlacht habe ich gelesen und mich zu meiner großen Betrübnis überzeugt, daß sie für unsern Zweck völlig unbrauchbar ist. Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Produkt, ohne

Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die sie enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indigniert wird." (Briefwechsel zwischen Schiller u. Goethe. VI. 194.)

So übereinstimmend die Urteile über Klopstocks dramatische Arbeiten auch lauten, so darf sich doch niemand abhalten lassen, einige derselben zu lesen, da es keiner dieser Dichtungen an einzelnen schönen Stellen fehlt.

II. Prosa.

9. Klopstock an seinen Vater.

Klopstocks sämtl. Wke. Lpzg., 1854. X. 420. — Lüben, Auswahl. I. 203.

Dieser Brief ist ein schöner Ausdruck aufrichtiger Kindesliebe. Was darin über Klopstocks Vorhaben, „Lieder für den öffentlichen Gottesdienst" zu dichten, gesagt wird, hat schon oben bei der Besprechung der Lieder eine Stelle gefunden.

10. Guter Rat der Aldermänner.

Klopstocks sämtl. Wke. Lpzg., 1854. VIII. — Lüben, Auswahl. I. 204.

(„Aldermann" bezeichnet einen Ältesten in seiner Würde als Ratsherr [Senator] oder überhaupt als Vorstand.)

Von der Nachahmung. Seite 94.
Die Vorlesung. Seite 95.
Woran die Schuld liege. Seite 102.
Die ekle Nase. Seite 109.
Inhalt und Ausführung. Seite 111.
Aus dem goldenen Abece der Dichter. Seite 116.

Die kleinen Aufsätze mit den vorstehenden Überschriften sind aus Klopstocks „Gelehrtenrepublik" entlehnt. In diesem 1774 erschienenen Werke wird die deutsche Gelehrtenrepublik als Druidenstaat*) mit Meistern und Gesellen, Ober- und Unterzünften u. s. w. dargestellt, die sich nach festgestellten Gesetzen richten. Das Ganze ist ein wunderliches Gemisch von Allegorie, das den meisten Lesern unverständlich bleibt, natürlich aber auch manches Gute enthält. Die ganze Schrift ist gegen die ästhetische Kritik gerichtet, wurde daher von der jüngeren Generation, welche in der Kritik nur eine lähmende Krücke erblickte, und für das Genie die schrankenloseste Freiheit verlangte, mit Jubel aufgenommen, während die gesetzteren Männer vieles an ihr auszusetzen hatten. Am deutlichsten tritt der Gedanke der poetischen Freiheit den beengenden Regeln gegenüber in dem letzten der gewählten Stücke entgegen.

*) Druide, besser Drude, bezeichnet einen altkeltischen Priester.

Klopstock scheint ernstlich an die Verwirklichung der ganzen Idee seiner „Gelehrtenrepublik“ geglaubt zu haben, und hoffte durch dieselbe eine bestimmte und angenehme Stellung in der litterarischen Welt zu erlangen. Eine Zeitlang überließ er sich der Hoffnung, den ganzen Plan in Wien zur Ausführung bringen zu können. Der hochbegabte Joseph II. hatte 1765 den Kaiserthron (als Mitregent seiner Mutter Maria Theresia) bestiegen und sich einer Förderung der deutschen Nationallitteratur günstig gezeigt. Der österreichische Gesandte am dänischen Hofe, Graf Wellsperg, ein persönlicher Verehrer Klopstocks, hatte diesen aufgefordert, einen Plan auszuarbeiten, wie sich eine Förderung der deutschen Litteratur bewirken lasse. Freudig ging Klopstock darauf ein. Nach seinem Plane sollte in Wien eine Akademie gegründet werden, welche die Leitung der Litteratur in die Hand nähme, indem sie über die litterarischen Leistungen der Schriftsteller entschiede, Schriftsteller belohnte und junge Genies ermunterte. Ein kaiserliches Nationaltheater sollte die Aufgabe übernehmen, den Geschmack des Publikums zu bilden; Lessing und Gerstenberg sollten die Dramaturgen desselben werden. Über seine eigene Stellung in der Akademie sprach er sich nicht aus; doch lag es nahe, anzunehmen, daß ihm die Leitung derselben würde übergeben werden. Von dem Gelingen des Planes war er so sehr überzeugt, daß er in einem Briefe (vom 4. Okt. 1768) an seine Mutter sagt: „Preisen Sie, meine geliebte Mutter, Gott mit mir, daß er die Sache hat gelingen lassen, und bitten Sie ihn, daß er sie ferner in seinen Schutz nehme.“ Klopstock weihete die Hermannsschlacht dem Kaiser, und erhielt als Anerkennung 1769 eine goldene, mit Brillanten besetzte Medaille mit dem Brustbilde des Monarchen. Aber seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung, man hatte in Wien nicht Lust, den guten Willen zur That werden zu lassen. 1770 wurden alle Verhandlungen über diese Angelegenheit vom Dichter abgebrochen.

„Die Gelehrtenrepublik“ erschien auf Subskription. Der Preis betrug einen Louisdor. Die bedeutendsten Männer interessierten sich lebhaft für das Unternehmen und forderten persönlich zur Unterzeichnung auf; es sollte dem Publikum Gelegenheit zu einer äußeren Anerkennung seines hochverehrten Dichters gegeben werden. Der Erfolg war günstig; nahezu drittehalb Tausend unterzeichneten auf das Buch. Wie viele dasselbe nach Empfang mögen gelesen haben, ist nicht bekannt geworden. Viele verschenkten es an Personen, von denen sie glaubten, daß sie ein größeres Interesse dafür hätten, als sie selbst. Goethe erhielt auf diese Weise mehrere Exemplare. Das Buch war auf zwei Teile berechnet; der 2. Teil ist aber gar nicht erschienen.

Klopstocks prosaische Schreibart wurde seiner Zeit von A. W. Schlegel, einem feinen Kenner der Eigenschaften und Eigentümlichkeiten des Stils, sehr hochgestellt; er erklärte sie für gediegen, klar, nachdrücklich und mannigfaltig. Am mustergültigsten erschien ihm die Prosa in den „Grammatischen Gesprächen" (B. IX), während er die in der „Gelehrtenrepublik" und in den Bardiêten nicht freispricht von Ziererei. Es liegt in diesen Urteilen etwas Wahres, aber sie sind nicht frei von Übertreibung. Der Stil in den Abhandlungen aus der Jugendzeit ist nicht entfernt mustergültig, vielmehr ohne alle Energie, zuweilen ganz matt und schleppend. In den mittleren Jahren suchte Klopstock diese Fehler abzulegen, wurde aber dabei nicht selten zu gedrängt und konnte sich nicht ganz von Künstelei, von „eigentümlicher Gezwungenheit und zugespitzter Vornehmheit" (wie Hillebrand sich ausdrückt) freimachen. Mit Lessings klassischer Prosa hält die Klopstocksche keinen Vergleich aus. Um aber gerecht zu bleiben, müssen wir uns erinnern, daß man von einem Mann nicht alles verlangen darf.

Leben und Charakteristik Klopstocks.

I.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren. Sein Vater war ein biederer Mann von starkem, unbiegsamem Charakter. Anfangs Kommissionsrat, wurde er später Pächter des preußischen Amtes Friedeburg. Hier verlebte der junge Klopstock an den lieblichen Saalufern seine glücklichen Knabenjahre; gleichmäßig entwickelte er die körperlichen und geistigen Kräfte, und noch in den spätesten Jahren erinnerte er sich dieses ländlichen Aufenthaltes in Friedeburg (1735—37). Nachdem der Vater nach Quedlinburg zurückgekehrt war, besuchte Klopstock das Gymnasium, verwandte jedoch mehr Zeit auf Übung seiner Körperkräfte, als auf die Erlernung alter Sprachen. Im 16. Lebensjahre (6. Nov. 1739) kam er nach Schulpforte (bei Naumburg). Die alten Sprachen waren hier sein Hauptstudium. Doch übte er sich daneben auch vielfach im Anfertigen von schriftlichen Aufsätzen und versuchte sich in Schäfergedichten und Oden, entwarf sogar den Plan zu einem großen Heldengedichte. Er schwankte zwischen Heinrich dem Vogler und dem Messias, also zwischen einem vaterländischen und einem christlichen Stoffe, bis er sich endlich für den Messias entschied. Mit einer lateinischen Abschiedsrede, in welcher er über den hohen Endzweck der Poesie sprach, verließ er im Herbst 1745 Schulpforte und bezog die Universität Jena, um Theologie zu studieren. Hier bearbeitete er, da er ein dafür geeignetes Versmaß nicht fand, die drei ersten

Gesänge des Messias in Prosa. Da ihm das damals rohe Studentenleben in Jena nicht zusagte, und er das Bedürfnis nach gleichgesinnten Freunden nicht befriedigt sah, so ging er im Frühjahr 1746 nach Leipzig und bezog mit seinem Vetter Schmidt aus Langensalza dasselbe Zimmer. Hier schloß sich der junge Dichter dem litterarischen Vereine an, welcher damals, unter Professor Schwabes Leitung, von Cramer, Gärtner, Schlegel, Giseke, Zachariä, Rabener, Ebert, Gellert u. a. gebildet, zu Leipzigs Zierden gehörte. Ein glücklicher Versuch, welchen er hier machte, den Hexameter der Alten nachzubilden, bestimmte ihn, dies Versmaß für seinen Messias zu wählen. Veranlaßt durch seine Freunde, ließ er 1748 die drei ersten Gesänge desselben in den Bremer Beiträgen erscheinen. Das Publikum verhielt sich anfangs gleichgültig gegen diese Dichtungsart, sprach aber bald seine vollste Anerkennung darüber aus, als Bodmer begeistert darauf aufmerksam machte. Die Gottschedianer stellten sich als Gegner der Schweizer feindlich gegen die Dichtung, vermochten aber die gute Aufnahme derselben nicht zu verhindern.

Klopstocks Freunde zerstreuten sich allmählich, und er fühlte sich deshalb in Leipzig unbehaglich und einsam. Er ging deshalb 1748 nach Langensalza, um im Hause eines Onkels, des Kaufmanns und Bürgermeisters Weiß, die Aufsicht über dessen beide Söhne zu übernehmen. Hier lernte er die Schwester seines Universitätsfreundes Schmidt kennen und glaubte in ihr diejenige zu finden, welche die Leere seines sehnsüchtigen Herzens ausfüllen könne. Doch seine Liebe blieb unerwidert, und er versenkte sich darüber ganz in seinen Schmerz. Die Oden, welche er in dieser Zeit dichtete (Fanny, Bardale, der Abschied, die Stunden der Weihe, an Gott), so wie einzelne Teile des vierten und fünften Gesanges seines „Messias" (Semida und Cidli) haben die damalige Gemütsstimmung des Dichters verewigt. Gern folgte er 1750 (13. Juli) einem Rufe Bodmers nach Zürich, und erlangte hier im Umgange mit lieben, ihn hochehrenden Menschen seine frühere Jugendfrische wieder, wie seine Ode „Der Züricherſee" am besten beweist.

Im J. 1751 erhielt Klopstock durch Vermittelung des Grafen von Bernstorff vom König Friedrich V. einen Ruf nach Kopenhagen und ein Jahrgehalt von 400 Thlrn., um ungestört an seinem „Messias" fortarbeiten zu können. Auf der Reise dahin lernte er in Hamburg eine begeisterte Verehrerin seiner Dichtungen kennen, die Tochter eines begüterten Kaufmanns, Margareta (Meta) Moller, die 1754 (10. Juni) seine Gattin wurde, aber bereits nach vier Jahren der glücklichsten Ehe starb (28. Nov. 1758). Er ließ sie auf dem Gottesacker zu Ottensen, einem

Dorfe unweit Hamburg begraben, und setzte ihr die einfache, gefühlvolle und erhebende Grabschrift:

Metas Grab.
Saat von Gott gesäet dem Tage der Garben zu reifen.
Margareta Klopstock
Erwartet da, wo der Tod nicht ist,
Ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann,
Den sie so sehr liebt
Und von dem sie so sehr geliebt wird.
Aber hier aus diesem Grabe
Wollen wir mit einander auferstehn,
Du mein Klopstock und ich
Und unser Sohn,
Den ich dir nicht gebären konnte.
Betet den an,
Der auch gestorben, begraben und auferstanden ist!
Sie ward geboren den 16. März 1728
Verheiratet den 10. Juni 1754
Und starb den 28. November 1758.
Ihr Sohn schlummert in ihrem Arme.

Ihre beiden Schwestern pflanzten eine Linde auf ihr Grab, die zum mächtigen Baum emporgewachsen ist.

Sein Schmerz war stumm und blieb stumm; sein Gefühl hat er durch keine Ode ausgedrückt: er hatte zu viel verloren, Meta war die Glückseligkeit seines Lebens.

Im J. 1774 folgte Klopstock einer Einladung des Markgrafen Friedrich von Baden nach Karlsruhe. Man überhäufte ihn dort mit Zeichen fürstlicher Gnade und allgemeiner Verehrung. Dennoch gefiel ihm der Aufenthalt in Karlsruhe nicht; sein Herz trieb ihn zurück nach dem Norden, und Markgraf Friedrich entließ ihn in edler Gesinnung mit dem Prädikate eines Hofrats und einem lebenslänglichen Gehalte. Von 1776 an lebte er ausschließlich in Hamburg im Kreise weniger Verehrer und Freunde, und arbeitete an verschiedenen Werken.

1791 verheiratete er sich wieder mit seiner langjährigen Freundin, der verwitweten Frau von Winthem (Windeme), die nicht bloß Metas Nichte, sondern derselben im Charakter auch vollkommen ähnlich war.

Die französische Revolution, welche in den letzten Jahren seines Lebens ausbrach, erfüllte ihn wie viele andere edle deutsche Männer mit großen Hoffnungen für die Entwickelung des eigenen Vaterlandes; er begrüßte sie mit hymnenartigen Oden, und wurde deshalb zum französischen Bürger ernannt. Als indes die Greuelscenen des Jakobinismus eintraten (1792), da wandte er sich mit Abscheu ab, übergab im heiligen Unwillen eine Menge Gedichte, die er auf Frankreichs Freiheit gedichtet hatte, den verzehrenden Flammen, und ließ dafür ernste Strafgesänge ertönen.

Die letzten Jahre widmete er der neuen Herausgabe seiner Werke, erlebte aber nur den Abdruck der Oden und des Messias. Er starb den 14. März 1803. Würdig, glänzend und höchst feierlich war das Leichenbegängnis des Dichters. Nicht nur die Glieder aller gebildeten Stände Hamburgs, sondern auch alle daselbst anwesenden Gesandten und Geschäftsträger fremder Staaten vereinigten sich freiwillig zur würdigen Totenfeier des Verewigten. 124 Kutschen folgten seiner Bahre, während das volle Geläute von den sechs Haupttürmen ertönte. Eine Ehrenwache begleitete den Zug, welche an der Grenze zwischen Hamburg und Altona von einer andern Ehrenwache der letztern Stadt abgelöst wurde. Am Thore Altonas ward die Leiche von den Gliedern der dänischen Regierung und anderen Personen vornehmen Standes empfangen, Jungfrauen trugen Kränze und Blumen voran. Auf dem Friedhofe zu Ottensen empfing ein Musikchor den Sarg unter der Linde des Grabes, und während er in der Kirche vor dem Altar niedergesetzt wurde, ertönten sanft und feierlich Wechselchöre aus den Dichtungen des Vollendeten. Nachdem hierauf der Freund des Geschiedenen, Domherr Meyer, nach einer kurzen Rede die Schilderung des Todes der Maria aus dem zwölften Gesange der Messiade — die erhabene Beschreibung des Todes des Gerechten, den der Sänger selbst gestorben war — gelesen hatte, ward der Sarg aufgehoben und, während ein Chor junger Mädchen in der Kirche das schöne Lied des abgeschiedenen Barden sang:

Auferstehn, ja auferstehn wirst du ꝛc.

zum Grabe unter die Linde getragen und neben seiner Meta versenkt.

Nie ist der Asche eines deutschen Dichters eine so feierliche, so ehrenvolle Grablegung geworden, und nie war ihrer auch einer so würdig.

Ein weißer Marmorstein deckt das Grab und trägt folgende, angeblich von Stolberg verfaßte Inschrift: „Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen. — Bei seiner Meta und bei seinem Kinde ruhet Friedrich Gottlieb Klopstock. Er ward geboren den 2. Juli 1724. Er starb den 14. März 1803. — Deutsche, nahet mit Ehrfurcht und mit Liebe der Hülle eures größten Dichters. Nahet, ihr Christen, mit Wehmut und mit Wonne der Ruhestätte des heiligen Sängers, dessen Gesang, Leben und Tod Jesum Christum pries. Er sang den Menschen menschlich den Ewigen, den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt sein großer Lohn ihm: eine goldne heilige Schale voll Christenthränen. Seine zweite liebende und geliebte Gattin Johanna Elisabetha setzte diesen Stein, anbetend den, der für uns lebte, starb, begraben und auferstanden ist.“

Dem steinernen Denkmal hat Rückert ein geistiges hinzugefügt, das vorzugsweise dem patriotischen Dichter, dem

Dichter der „Hermannsschlacht“ gewidmet ist. Siehe die „Gräber zu Ottensen“ in Rückerts „Gedichten“, S. 164.

II.

Zwei Freunde Klopstocks haben uns eine genaue Charakteristik desselben hinterlassen: Bodmer, bei dem er in der Schweiz wohnte, und Sturz, der in Kopenhagen sich seines nähern Umganges erfreute. Für unseren Zweck genügt die nachstehende Schilderung des letzteren. Er sagt: „Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließt über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichtum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, ist bescheiden und erträgt auch Widerspruch gern. Ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höheren einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück; nicht, daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet, wie eine Beschimpfung, die kalte beschützende Herablassung der Großen. Darum muß, nach dem Verhältnis des Ranges, immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn es ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist. Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft abgeschliffener Leute. Dafür zog er lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Örter, finstre schauervolle Gebüsche, einsame unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns darein. Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wenn er so mit einer Reihe von Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt bei dem Mahl der Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk atmet, ist die Kunst seiner Huldigung wert; aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck fesseln seine Beobachtung nicht. So auch Musik; sie durchströmt ihn, wenn sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne seufzt wie ihre Hoffnung, stolz dahertönt wie das Jauchzen der Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, die Stimme folgsam begleiten, nie das Lied verhüllen, sondern

leicht umschweben wie der Schleier die griechische Tänzerin. — Gleich nach Erfindung der Schiffahrt verdient ihm die Kunst Tialfs ihre Stelle. Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentiert..... Ihm waren um Kopenhagen alle kleinen Wassersammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab. Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Fastnacht der Götter. In dem Eislauf entdeckt sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarths Schwebungen, wie des pythischen Apolls. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und — die besten Eisläufer sind. In seiner schwersten Geistesarbeit wird er durch keinen Eindruck, keine Überraschung gestört. Ich hab' ihn, als er manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tages und der Nacht überfallen. Nie ward er mürrisch, ja es schien, als wenn er sich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte."

Hieran reihen wir noch eine kurze Mitteilung aus einem Briefe seiner ersten Frau an den englischen Schriftsteller Richardson. „Es ist ein entzückendes Vergnügen für mich, — so lautet die Mitteilung vom 6. Mai 1758 — Sie mit dem Gedichte meines Mannes bekannt zu machen. Niemand kann es besser als ich, da ich diejenige bin, welche das meiste von dem kennt, was noch nicht bekannt ist, indem ich bei der Geburt der jungen Verse zugegen bin, welche in Fragmenten beginnen, hier und da, bei Gegenständen, mit denen seine Seele erfüllt ist. Er hat verschiedene große Fragmente des ganzen Werkes fertig. Sie werden denken, daß zwei Personen, die sich so lieben wie wir, nicht zwei Zimmer nötig haben; wir sind immer in demselben. Ich still, still mit meiner kleinen Arbeit, sehe nur manchmal das liebliche Antlitz meines Mannes, welches so ehrwürdig ist in Thränen der Andacht bei dem Erhabenen seines Gegenstandes."

Über Klopstocks Verdienst um die Poesie und Sprache ist schon oben das Nötigste gesagt und dabei auch auf seine Mängel hingewiesen worden. Daher beschränken wir uns hier zum Schluß auf eine gedrängte Zusammenfassung desselben.

Die deutsche Poesie war vor Klopstock vielfach sehr inhaltslos, bestand oft nur aus gelegentlichen Versuchen, durch gefällige Einkleidung irgend eines beliebigen Gegenstandes und durch rhetorischen Schmuck auf den Verstand, wohl auch durch einige Phantasie auf das Gemüt einzuwirken. Dabei konnte das Streben des Dichters und das des Menschen sehr auseinanderfallen. In Klopstock schmolzen der Dichter und der strebende Mensch zusammen, gingen

in einander auf. So wurde es ihm bei seiner hohen Begabung möglich, der deutschen Dichtung einen wahrhaften Inhalt zu geben, ihr die Seele einzuhauchen.

Die Religion als das geoffenbarte Christentum, und das Vaterland als das Land des deutschen Volkes sind die beiden großen Ideeen, welche Klopstock erfüllen, und die er in allen seinen Poesieen mit allem Ernst der Gesinnung und Schwung der Begeisterung verkündet und der Nation als ihre heiligsten Angelegenheiten ans Herz gelegt hat. Damit hat er eine That gethan, die ihm auf immer eine denkwürdige, hohe Stelle unter den Dichtern und in der Litteraturgeschichte sichert. — Der faden, tändelnden sächsischen Schule gegenüber charakterisierte Klopstock seine Poesie ganz treffend als stark und gedankenvoll.

Zu dem erhabenen volkstümlichen Inhalte seiner Dichtungen, für die er (leider) von der antiken Dichtung eine unvolkstümliche Form erborgte, schuf Klopstock sich auch eine erhabene, wahrhaft poetische Sprache, und hat durch diese höchst vorteilhaft auf die Poesie im ganzen eingewirkt.

Klopstocks wahres Element ist das Ernste, Erhabene, Gedankenvolle, nicht der Witz und gefällige Scherz. Seine Stärke liegt in der lyrischen Poesie, zur epischen und dramatischen fehlt ihm die innere Begabung.

Klopstocks hohen Empfindungen gebricht die Unmittelbarkeit; sie gehen meistens nicht von einer bestimmten Wahrnehmung, sondern von der Reflexion aus, oder das Wahrgenommene geht sofort ganz auf in der Empfindung und Betrachtung. Ganz treffend sagt Schiller: „Beinahe jeder Genuß, den Klopstocks Dichtungen gewähren, muß durch eine Übung der Denkkraft errungen werden; er führt uns immer nur aus dem Leben heraus, ruft immer nur den Geist unter die Waffen, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken." (Über naive und sentimentalische Dichtung.)

Schriftliche Aufgaben.

1. Über Klopstocks litteraturgeschichtliche Bedeutung. 2. An Klopstocks Grabe. Eine Rede.

Litteratur.

A. Klopstocks Schriften.

Klopstocks sämtl. Wke. Lpzg., 1823—26. 12 Bde. in Sedez. 12,40 M.

Klopstocks sämtl. sprachwissenschaftliche u. ästhet. Schriften, nebst d. übrigen bis jetzt noch ungesammelten Abhandlungen, Gedichten, Briefen. Herausgeg. v. A. L. Back u. A. R. K. Spindler. Lpzg., 1830. 6 Bände in Sedez. 8 M.

Klopstocks sämtl. Wke. in einem Bde. Lpzg., 1839—40. Lex.-8. 13,50 M.

— —. Stereotypausg. Lpzg., 1839. 9 Bde. in Sedez. 10 M.

— —. Erste vollst. Ausg. Lpzg., 1844—45. 10 Bde. in Sedez. 10 M.

Klopstocks sämtl. Wke. ergänzt in 3 Bdn. durch s. Briefwechsel, lebensgeschichtliche u. andere Beiträge v. Herm. Schmidlin. Stuttg., 1839 bis 40. I. 4,50 M.
— —. Leipzig, Göschen, 1854—55. 10 Bde. gr. 16. 10 M. (I.—III. Nachrichten v. Klopstocks Leben. Der Messias. IV. u. V. Oden. Geistliche Lieder. VI. u. VII. Dramat. Wke. VIII. Die deutsche Gelehrtenrepublik. IX. Sprachwissenschaftliche Schriften. X. Vermischte Schriften.)
Klopstocks Werke mit Anmerkungen von A. L. Back. Stuttg., 1876. 1. Abtl. poetische Schriften. 6 Bde. 8 M.
H. Düntzer, Hermanns Schlacht. Ein Bardiet für die Schaubühne. Mit Einleitung u. Anmerkungen. Lpzg., 1878. 1,20 M.
Lappenberg, Briefe von u. an Klopstock. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte s. Zeit. Mit erläut. Anmerkungen. Mit Klopstocks Porträt. Braunschw., 1867.

B. Schriften über Klopstock.

Vetterlein, Klopstocks Oden u. Elegieen mit erklärenden Anmerkungen u. einer Einleitung v. d. Leben u. d. Schriften des Dichters. 3 Bde. Lpzg., 1833. 6 M.
H. Düntzer, Klopstocks Oden. Erläutert. 6 Hefte. Wenigen-Jena, 1860 u. 61. 3 M.
Derselbe, Oden von Klopstock. Auswahl. Mit Einleitung u. Anmerkgn. Lpzg., 1868. 1,20 M.
C. F. Cramer, Klopstock. Er und über ihn. 5 Tle. gr. 8. Hambg., 1779—92. 16,50 M.
Fr. Joh. Lor. v. Meyer, Klopstocks Gedächtnisfeier 1803. Hambg., 1803. 1,50 M.
Joh. Fr. Sachse, Klopstock u. sein Verdienst. Eine Vorlesung. Hambg., 1803. Klopstocks Totenfeier. Hambg., 1804. 75 ₰.
Joh. Otto Thieß, Klopstock, wie er seit einem halben Jahrh. als Dichter auf d. Nation u. als Schriftsteller auf d. Litteratur gewirkt hat. Altona, 1805. 3 M.
Klamer Schmidt, Briefw. Klopstocks u. seiner Freunde. 2 Bde. Halberstadt, 1810. 3,75 M.
Morgenstern, Klopstock als vaterländischer Dichter. Lpzg., 1814. 2,25 M.
Döring, Klopstocks Leben. Weimar, 1825. 2 M.
J. G. Gruber, Klopstocks Leben. 1832. 2,25 M.
Aug. Koberstein, Rede, gehalten bei d. am 6. Nov. 1839 zu Pforta veranstalteten Säkularfeier d. Aufnahme Klopstocks in d. dasige Landesschule. Lpzg., 1840. 75 ₰.
Freim. Pfeiffer, Goethe u. Klopstock. Lpzg., 1842. 3 M.
F. C. Mörikofer, Klopstock in Zürich 1750—51. Zürich, 1851. 1,50 M.
In Mörikofers neuester Schrift: Die Schweizerische Litteratur des 18. Jahrh. Lpzg., 1861, ist ebenfalls einiges über Klopstocks Aufenthalt in Zürich enthalten.
Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen, XIV. (1853) enthält eine ausführliche Charakteristik Klopstocks.
Brunier, Klopstock u. Meta. Hambg., 1860. 4 M.
Fr. Breier, Klopstock. Vorlesung. Lübeck, 1861. 60 ₰.
Paldamus, Deutsche Dichter u. Prosaisten. 2. Abteilung. I. Leipzig, 1858. Enth. e. gute Biographie u. Charakteristik Klopstocks.
Bosse, Vorarbeiten zu einer kritischen Ausg. v. Klopstocks Oden. Programm d. Hauptschule in Köthen. 1866 u. 67.
H. Gutbier, Klopstocks Beziehungen zu Langensalza. Praktischer Schulmann. Lpzg., 1875. 6. Heft.

XXXI. Lessing.

I. Poesie.

A. Sinngedichte.

1. Sinngedichte über sich selbst.

Lessings sämtl. Schriften. Herausgeg. v. Lachmann, vermehrt v. Maltzahn. Lpzg., 1853. I. 34. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 38. Lüben, Auswahl. I. 206.

Dieses Epigramm giebt in „Kürze“ die wesentliche Eigentümlichkeit der Sinngedichte an. Selbstverständlich muß der Gedanke, den ein Epigramm möglichst kurz ausspricht, gleichzeitig ein sinnreicher sein, was die deutsche Bezeichnung „Sinngedicht“ andeutet. „Vielheit“ bezieht sich auf die Menge der von Lessing dargebotenen Epigramme, die indes nicht übergroß ist.

2. Die Sinngedichte an den Leser.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. I. 3. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 3. — Lüben, Auswahl. I. 206.

Hierüber vergleiche man, was bei der Besprechung von Klopstocks „Messias“ im vorigen Abschnitt gesagt worden ist.

3. Der Schuster Franz.

Ebendaselbst. 1853. I. 21. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 23. — Lüben, Auswahl. I. 206.

Den „Schuster“ darf man natürlich nicht wörtlich nehmen; denn Hans Sachs war ja bekanntlich auch ein Schuster. Im Sinne des Epigramms ist jeder ein „Schuster Franz“, der es unternimmt zu dichten, ohne die Befähigung dazu zu besitzen.

4. In ein Stammbuch,
in welchem die bereits Verstorbenen mit einem † bezeichnet waren.

Ebendaselbst. 1853. I. 238. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 39. — Lüben, Auswahl. I. 206.

5. Das schlimmste Tier.

Ebendaselbst. 1853. I. 26. Lessings gesammelte Wke Lpzg., 1853. I. 30. — Lüben, Auswahl. I. 206.

„— —: von wilden“, unter den wilden Tieren u. s. w.

6. Die Wohlthaten.

Ebendaselbst. 1853. I. 10. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 11. — Lüben, Auswahl. I. 206.

Lessing hat etwa 200 Epigramme gedichtet, von denen die meisten aus der Zeit seines Aufenthaltes in Wittenberg (Dezbr. 1751—Nov. 1752) stammen. Die Anregung zum Epigramm erhielt er vorzugsweise durch den berühmten römischen Epigrammendichter Martial (44—101 n. Chr.), den er in jener Zeit fleißig scheint studiert zu haben; die Neigung dazu war aber in der Natur seines Geistes begründet, wie man aus seiner ganzen Schreibart erkennt, die sich durch treffenden Witz und schlagende Kürze auszeichnet. Der Stil litt zu Lessings Zeit im allgemeinen an großer Breite; seine Epigramme und epigrammatische Schreibart haben in hohem Maße auf die Beseitigung dieses Fehlers hingewirkt.

Lessings Epigramme sind meistens witzig, oft anmutig und gehaltvoll, vielfach lehrreich, mit Auswahl daher auch neben seinen Fabeln im Jugendunterricht zu verwenden. Im Vergleich zu seinen großen Dichterwerken sind dieselben natürlich nichts weiter als Spiele seines Geistes, und Lessing hat wohl selbst keinen großen Wert darauf gelegt.

In litteraturhistorischer Beziehung sind diese kleinen Dichtungen insofern von Bedeutung, als seit Wernicke (1660—1710) in dieser Dichtungsart von deutschen Dichtern nichts geleistet worden war.

Unter dem Titel „Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten" hat Lessing später (1771) eine wertvolle Abhandlung über das Epigramm erscheinen lassen, die Herder treffend selbst „Epigramm" nennt. Siehe VI. der gesammelten Werke.

B. Fabeln.

7. Der Tanzbär.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. I. 130. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 106. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 23. Lüben, Auswahl. I. 206.

1. Erläuterungen.

V. 3. „seiner Schar", bezeichnet die wilden Bären des Waldes, mit denen er früher zusammengelebt hatte. Eigentlich lebt der Bär einsam; nur die Jungen bleiben eine Zeitlang bei ihrer Mutter und begleiten sie auf ihren Streifereien. Der Ausdruck „Schar" läßt sich indes doch rechtfertigen. Man kann nämlich annehmen, daß der Dichter von der Vorstellung ausgegangen ist, daß die Rückkehr eines alten Bekannten aus „der Welt" viel Aufsehen bei den wilden Bären des Waldes erregt, und die Neugier, ihren kultivierten Kameraden zu sehen, viele herbeigelockt habe.

4. „gewohnten Hinterfüßen" ist ein etwas unge-

wöhnlicher Ausdruck, der so viel heißt als: Hinterfüße, die das Tanzen gewohnt oder im Tanzen geübt sind.

5. „das lernt man in der Welt“ heißt: solche Kunst lernt man bei gebildeten Menschen. Welt, in diesem Sinne gebraucht, bildet hier den Gegensatz von Natur oder natürlichen Verhältnissen, stellt die Menschheit als solche dar, die sich durch mancherlei künstliche Einrichtungen von den von der Natur gegebenen entfernt. Die großen Gastmähler, welche die Vornehmeren zuweilen einander geben, die ausgedehnten Tanzvergnügungen zur Nacht, die so beliebten Bälle und anderes sind solche unnatürliche Einrichtungen der sogenannten gebildeten Welt.

10. „niedern Geist“, niedrige, gemeine Gesinnung.

„Sklaverei“ ist aus Sklav gebildet. Ein Sklav ist ein Mensch, der seiner Freiheit beraubt und ganz und gar das Eigentum eines andern geworden ist. Die schwersten Arbeiten muß er für ihn verrichten, ohne etwas anders zu erhalten, als die nötigste Nahrung und die dürftigste Kleidung. Ist der Herr roh und tyrannisch, so züchtigt er außerdem den Sklaven bei dem geringsten Versehen in unmenschlicher Weise, ohne daß dieser sich irgendwo beschweren darf. Das Verabscheuungswürdige und Strafbare der Sklaverei fühlt und erkennt jeder sittlich gute Mensch. In unserer Fabel ist hier das Wort Sklaverei nicht ganz in diesem Sinne genommen; hier bezeichnet es vielmehr nur diejenige Abhängigkeit von andern, infolge welcher jemand stets bereit ist, alles zu thun, was man von ihm begehrt, selbst Unwürdiges, wo man seinen Willen jederzeit dem anderer unterordnet, also streng genommen gar keinen eigenen Willen hat.

2. Inhaltsangabe.

Ein gezähmter Tanzbär hat sich von der Kette losgerissen und ist wieder in den Wald zurückgekehrt. Hier tanzt er großthuerisch seinen früheren Kameraden etwas vor, und fordert sie in verächtlicher Weise auf, ihm dieses Kunststück nachzumachen, wenn sie es könnten. Statt seine Kunst als schwer und selten bewundert zu sehen, sagt ein alter Bär ihm, daß sie ein Zeichen seines niedern Geistes und seiner Sklaverei sei.

3. Grundgedanke.

Was Lessing durch seine Fabel vom Tanzbär hat sagen wollen, ist in folgenden, von uns im Lesebuche weggelassenen Zeilen enthalten:

Ein großer Hofmann sein,
Ein Mann, dem Schmeichelei und List
Statt Witz und Tugend ist;
Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten spielt,
Ein solcher Mann, ein großer Hofmann sein,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

Für zehn- bis zwölfjährige Kinder ist diese Anwendung etwas schwierig, da es bei ihrem Mangel an Erfahrung nicht leicht werden dürfte, ihnen das Leben eines Hofmanns, dem jedes Mittel erlaubt erscheint, wenn er dadurch nur die Gunst seines Fürsten erlangt, zu schildern. Folgendes wird für dieses Alter genügen: Es ist tadelnswert, sich die Gunst hochstehender Personen dadurch zu erwerben, daß man ihnen schmeichelt und seinen Willen ganz und gar von dem ihrigen abhängig macht.

Für Charakterbildung ist es von größter Wichtigkeit, daß die Kinder mit bleibendem Abscheu gegen diese niedrige Denk- und Handlungsweise erfüllt werden.

Die Anwendung ist übrigens ein späterer Zusatz des Dichters.

4. Lesen.

Die Worte, welche der Tanzbär spricht, müssen in prahlerischem Tone gesprochen werden, die des alten Bären dagegen mit dem Tone der Geringschätzung und Verachtung.

8. Zeus und das Pferd.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. I. 165. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 135. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 122. — Lüben, Auswahl. I. 207.

1. Erläuterungen.

1. Abschn. „Zeus" bezeichnet den höchsten Gott der alten Griechen. Er wird hier als Schöpfer dargestellt und darum „Vater der Tiere und Menschen" genannt.

3. „Ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen", würde mich nicht verunstalten, oder in bejahender Form: würde zu meiner Verschönerung beitragen. Eigentlich bedeutet verstellen nur so viel, als durch Veränderung seine Gestalt unkenntlich machen, wobei gar nicht in Betracht kommt, ob man dadurch häßlich geworden ist. Entstellen dagegen drückt aus, daß die ursprüngliche Wohlgestalt verloren gegangen ist. Kain „verstellete seine Gebärden". Es würde hiernach passender gewesen sein, wenn Lessing statt „verstellen" entstellen gebraucht hätte.

4. „Da quoll Leben in den Staub" heißt: da kam Leben in den Staub (Erde), da wurde der Staub lebendig.

„Organisierter Stoff" ist lebendiger Stoff. Tiere und Pflanzen sind organisierte oder organische Körper; denn in ihnen herrscht Leben und Thätigkeit: der Saft cirkuliert in den Zellen der Gewächse, das Blut strömt in den Adern der Tiere, und beide zeigen außerdem während ihrer ganzen Lebensdauer die unaufhörliche Bewegung des Wachstums. Den Gegensatz von den orga-

nischen Körpern bilden die unorganischen, zu denen sämtliche Mineralien gehören. In ihnen herrscht kein Leben in diesem Sinne. Wenn das Felsstück oder der Krystall einmal gebildet sind, so verändern sie sich nicht mehr; ihre Bestandteile behalten unabänderlich die Lage, welche sie einmal zu einander eingenommen haben.

5. Abscheu. Entsetzen. Schaudern. Zittern. Der Abscheu, den das Pferd beim Anblick des Kamels empfindet, entsteht aus der Häßlichkeit dieses Tieres. Alles Häßliche oder Garstige ist unsern Sinnen unangenehm und erregt deshalb Abscheu, der sich mit dem Grade der Häßlichkeit steigert. Beim Pferde ist die Empfindung, welche das Häßliche des Kamels hervorruft, zugleich mit Schrecken verbunden; daher entsetzt es sich. Um dies auszudrücken, macht der Dichter aus dem Zeitworte entsetzen ein Eigenschaftswort (Partizip) und verbindet es mit dem Hauptworte entsetzender Abscheu, d. h. Entsetzen erregender Abscheu. Findet bei dem Entsetzen eine heftige Erschütterung des ganzen Körpers statt, so sagt man, wie der Dichter es hier thut: Er schaudert vor Entsetzen. Wird hierbei der Körper hin und her bewegt, so drückt man durch das Zittern aus, wie es in der Fabel geschehen ist.

2. Inhaltsangabe.

Das Pferd tritt vor den Thron des Zeus und wünscht, obgleich es sich bereits für das schönste Tier der Erde hält, daß derselbe noch mancherlei Verbesserungen an seinem Körper vornehmen möge. Zeus läßt sich die Wünsche vortragen, geht gütig darauf ein und schafft sofort ein Wesen nach seinen Angaben, nämlich das Kamel. Das Pferd schaudert und zittert vor dieser häßlichen Gestalt, und damit es sich dann und wann seiner Vermessenheit erinnern möge, läßt Zeus das Kamel fortbestehen.

3. Grundgedanke.

Wer den Schöpfer tadelt, handelt vermessen. — Gottes Strafen haben Besserung zum Zweck.

4. Lesen.

Der 1. u. 3. Abschnitt müssen in einem Tone gelesen werden, der Selbstgefälligkeit und Eigenliebe ausdrückt. Man kann, um sich hiervon eine Vorstellung zu verschaffen, auf das Benehmen und die Sprache von Personen aufmerksam machen, die ihre wohlgebildete Gestalt und ihre schönen Kleider gern im Spiegel betrachten. Leider fehlt es auch unter der Jugend nicht an solchen Beispielen. Die Worte, welche Zeus spricht, werden im ernsten Tone vorgetragen. In dem Abschnitte: „Hier sind höhere und schmächtigere Beine" u. s. w., darf der Ton etwas ironisch werden, im letzten dagegen sanft verweisend.

9. Zeus und das Schaf.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. I. 181. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 157. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 124. — Lüben, Auswahl. I. 208.

1. Erläuterungen.

1. Abschn. Statt: „Das Schaf mußte von allen Tieren vieles leiden", kann man auch sagen: Das Schaf mußte von allen Tieren viel Widerwärtigkeiten ertragen. Die fast ununterbrochene Fortdauer dieser Widerwärtigkeiten ist in der Fabel mit dem Worte „Elend" bezeichnet.

2. Wenn Zeus sagt: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen" u. s. w., so ist das natürlich nicht zu verstehen, als gäbe er damit zu, seiner Zeit das Schaf mangelhaft geschaffen zu haben; er geht vielmehr nur auf die beschränkten Vorstellungen desselben ein, um es im Gespräch zu überzeugen, daß Waffen, wie sie andere Tiere besitzen, zu seiner Denkweise, seinem Gemüt nicht passen, daß es sich also mit Unrecht über seine Wehrlosigkeit beklagt. Dies gelingt ihm, wie der weitere Verlauf der Fabel zeigt, vollständig, weshalb das Schaf auch beruhigt und zufrieden seinen Thron verläßt. Hätte Zeus zum klagenden Schafe gesagt: Geh, du bist ein dummes Tier, du weißt viel, was dir gut ist, ich muß das besser verstehen; so würde er seinen Zweck nicht erreicht haben; das Schaf hätte sich unzufrieden entfernt und stets unglücklich gefühlt. Ein beachtenswerter Wink für Eltern, Lehrer und manchen andern! Auch Sokrates und Jesus befolgten dies naturgemäße Verfahren, welches der Dichter den Zeus beobachten läßt.

3. „Reißende Tiere" sind solche, die ihre aus lebenden, warmblütigen Tieren bestehende Nahrung mit ihren scharfen Krallen packen und mit ihren spitzigen Zähnen zerreißen. Katze, Löwe, Tiger, Fuchs und Wolf sind solche Tiere.

6. Hörner auf der Stirn bedingen einen starken Nacken, sind ohne einen solchen nicht brauchbar.

9. Warum begehrt das Schaf nicht die Zähne und Krallen der Raubtiere, das Gift der Schlangen, die Hörner des Bockes? Um nicht durch diese Waffen zu Handlungen verleitet zu werden, die nach seiner Vorstellung verdammenswert sind oder, wie es in der Fabel heißt: um nicht andern schaden zu müssen. Es traut sich nicht zu, daß es von diesen Waffen immer nur den erlaubten Gebrauch machen werde, fürchtet vielmehr, daß Leidenschaft es zum Mißbrauch verleiten könnte. Der Mensch mißbraucht seine Kräfte auch zuweilen, der stärkere Knabe z. B., wenn er seinen schwächern Kameraden schlägt, oder wenn er den angebundenen Hund mißhandelt, quält, ebenso der Dieb, der Mörder, der Lügner, der

Betrüger. Deshalb dürfen wir aber freilich nicht wünschen, ohne Körperkraft und ohne Vernunft und Sprache zu sein. Die gebildete Vernunft, die dem Tiere fehlt, soll uns bewahren, Mißbrauch von diesen Gottesgaben zu machen.

2. Inhaltsangabe.

Das Schaf tritt vor Zeus, klagt ihm sein Elend und bittet um Verringerung desselben. Zeus geht auf seine Klagen ein, macht ihm verschiedene Vorschläge zur Abhilfe und überläßt ihm, daraus zu wählen, was ihm am geeignetsten erscheint. Das Schaf lehnt die ihm angebotenen Zähne und Krallen der reißenden Tiere, das Gift der Schlangen und die Hörner und Nackenstärke des Bockes ab, um nie in den Fall zu kommen, andern schaden zu müssen. Es will lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun. Für die gute Gesinnung segnet Zeus das Schaf, und dieses hört auf zu klagen.

3. Grundgedanke.

Lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun. — Was Gott geschaffen hat, ist gut, bedarf also nicht der Verbesserung.

4. Vergleichungen.

Diese Fabel stimmt in mehreren Stücken mit der vorigen überein.

1. Gemeinsames. In beiden Fabeln tritt ein Tier vor den Thron des Schöpfers Zeus und bittet ihn, es anders zu gestalten. Zeus geht auf ihre Bitten ein, zeigt ihnen aber dabei, daß ihre Körperbeschaffenheit ganz zweckmäßig sei und Veränderungen ihnen nur Nachteil bringen würden. Pferd und Schaf kehrten belehrt und zufrieden mit ihrem Zustande zurück.

2. Unterscheidendes. Das Pferd hält sich aus Eigenliebe für das schönste Tier der Welt und wird von Eitelkeit zur Bitte um Änderung seines Körpers getrieben; das Schaf ist frei von Eigenliebe und Eitelkeit, legt die edelsten Gesinnungen an den Tag und begehrt eine Änderung nur in der Absicht, sein Elend dadurch gemindert zu sehen.

Das Pferd schlägt in seiner eingebildeten Weisheit die mit ihm vorzunehmenden Änderungen selbst vor, das Schaf überläßt sie dem Zeus.

In der ersten Fabel schafft Zeus ein Geschöpf nach den Verbesserungsvorschlägen des Pferdes, in der zweiten kommt es hierzu nicht.

Das Pferd kehrt mit einem Vorwurf für seine Vermessenheit zurück, der sich bei jedem spätern Anblick des Kamels wiederholt; das Schaf wird gesegnet entlassen.

5. Lesen.

Alles, was das Schaf sagt, muß mit sanftem, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit ausdrückendem Tone vorgetragen werden. In

dem vorletzten Abschnitte sind die Zeitwörter „können", „wollen", „leiden" und „thun" zu betonen.

6. Schriftliche Aufgaben.

Umbildung der Fabel. (Zusammenhangende Rede.)

10. Der Hamster und die Ameise.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. I. 164. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 134. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 99. — Lüben, Auswahl. I. 208.

1. Erläuterungen.

1. **Abschn.** Die Ameisen gehören zu den Insekten. Von den kleineren Arten leben einige unter Steinen, von den größeren führen die meisten halbkugelige Gebäude von bedeutendem Umfange auf, die im Innern mit unzähligen zusammenhängenden Gängen und Kammern versehen sind. Letztere dienen ihnen, so wie den Larven und Puppen, zum Aufenthalt. Ihre Nahrung besteht in allerlei Süßigkeiten, wie z. B. in dem Honigsafte der Blatt- und Schildläuse, in Obst, in Regenwürmern und Raupen, selbst im Fleische kleiner Säugetiere und Vögel. Da sie am Tage fortwährend aus- und eingehen, so bringen sie nur selten Mundvorrat mit nach ihrer Wohnung, und für den Winter tragen sie niemals etwas ein. Lessing scheint das Gegenteil angenommen zu haben, denn er läßt den Hamster sagen: „Verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so Weniges einzusammeln?"

Der Hamster nennt die Ameisen wegen ihres geringen Vorrates „armselig". Dies Wort ist zusammengesetzt aus arm und selig. Arm nennt man den, der am Notwendigen Mangel leidet und sich dasselbe mit Mühe und Anstrengung verschaffen muß. In etwas weiterer Bedeutung nennt man auch denjenigen arm, der nicht seinem Stande gemäß leben kann. Selig bedeutet so viel als reich. Armselig ist hiernach als eine Verstärkung von arm zu betrachten, bezeichnet also, daß jemand reich an Armut ist, die Leiden der Armut fühlt.

2. „Geiz" ist die unmäßige Begierde nach zeitlichen Gütern, nicht um sie zu benutzen, sondern bloß um sie zu besitzen. Der Geizige scharrt immer nur zusammen, scheut sich aber, seine Schätze durch die geringsten Ausgaben zu vermindern. Die Ameise nennt den Hamster geizig, weil er, wie es auch öfters geschieht, mehr einsammelt, als er braucht, auch über diese unnütze Größe des Vorrats sich freut. „Wenn ihr meinen Vorrat sehen solltet!" spricht er in prahlerischem Tone. „Räuberisch" wird der Geiz genannt, um auszudrücken, daß der Hamster die Vorräte sich unrechtmäßiger Weise angeeignet hat.

2. Inhaltsangabe.

Ein Hamster unterhält sich mit Ameisen und nennt sie armselig, weil sie, im Vergleich zu ihm und aller Mühe und Arbeit ungeachtet, nur geringe Vorräte eingesammelt haben. Eine Ameise erwidert darauf, daß er Tadel verdiene, wenn er mehr einsammele, als er brauche, und es deshalb recht sei, daß die Menschen seine Vorratskammern ausleerten und ihn töteten.

3. Grundgedanke.

Hütet euch vor dem Geiz; denn niemand lebet davon, daß er viele Güter hat. Luk. 12, 15.

4. Lesen.

Die Worte des Hamsters werden im Tone der Verachtung, die der Ameise dagegen im Tone ernster Zurückweisung gelesen.

11. Das Roß und der Stier.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. I. 166. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 138. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 100. — Lüben, Auswahl. I. 209.

1. Erläuterungen.

1. Abschn. „Auf einem feurigen Rosse“. Feurig ist abgeleitet von Feuer. Das Wort ist hier natürlich nicht im gewöhnlichen Sinne, wo es die Erscheinung des Verbrennens bezeichnet, gebraucht, sondern im bildlichen. Ein Roß, das feurig genannt wird, zeigt nicht bloß einen hohen Grad von Lebhaftigkeit in seinem Gange, sondern vorzugsweise in seinem Blick. Wir sagen deshalb auch wohl: es hat einen feurigen Blick oder ein feuriges Auge. Eben so schreibt man einem Menschen, dessen Gedanken und Begierden mit der Schnelligkeit des Blitzes von einem Gegenstande zu dem andern übergehen, einen feurigen Geist zu. Das Gegenteil hiervon ist ein träger, schläfriger Geist und, insofern dieser sich vorzugsweise durch den Blick der Augen ausspricht, ein schläfriger Blick. Kinder mit trägem Geiste müssen vielfach zum Beobachten und Denken aufgestachelt werden, wenn sie etwas lernen sollen.

„— flog“ heißt hier: lief sehr schnell, lief fast so schnell, wie ein Vogel fliegt.

Stolz. Der Knabe bildet sich etwas darauf ein, daß er schon auf einem so feurigen Rosse reiten kann, schlägt diese Fertigkeit hoch an, und verdient deshalb stolz genannt zu werden.

Dreist. Kühn. Der Knabe wird dreist genannt, weil er beim Reiten auf einem feurigen Rosse keine Furcht verrät.

Solche Dreistigkeit sieht man an Knaben nicht ungern; es entsteht daraus später die Kühnheit, womit man einen noch höhern Grad von Mut, als mit Dreistigkeit, bezeichnet.

Der Ausdruck „wilder Stier“ kann zweierlei bezeichnen, nämlich einen in der Wildnis lebenden, noch nicht gezähmten Stier, oder auch einen gezähmten, der in seinem Verhalten große Ähnlichkeit mit einem ungezähmten hat, sich also z. B. dem Willen seines Aufsehers oder Lenkers ungern fügt, bei Zurechtweisungen und nötigen Züchtigungen einen drohenden Blick annimmt, und wirklich zu stoßen sucht. Der Dichter scheint das Wort in dem ersten Sinne genommen zu haben: die Äußerung des Stieres spricht wenigstens etwas dafür.

„Schande“ ist als verkürzter Satz zu betrachten. Man würde dafür sagen können: Es ist eine Schande für dich, oder: Es macht dir Schande, gereicht dir zur Schande.

Das Pferd „regieren“ heißt: seinen Gang leiten.

2. Grundgedanke.

Einem Schwachen (Wehrlosen) wehethun, ist unwürdig.

12. Die Gans.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. I. 168. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 140. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 101. — Lüben, Auswahl. I. 209.

1. Erläuterungen.

1. „Blenden“ bedeutet blind machen, namentlich durch zu starkes Licht, das man deshalb auch blendend nennt. Blendende Farben, zu denen auch das reine Weiß gehört, wirken nachteilig auf das Sehvermögen und machen, daß wir wenigstens vorübergehend nicht gut sehen können. Das Sonnenlicht blendet so sehr, daß wir nicht geradezu in die Sonne sehen können. Die weißen Federn der Gans können in doppelter Beziehung als ein „blendendes Geschenk“ betrachtet werden, nämlich im eigentlichen, eben angegebenen Sinne, und dann auch insofern, als sie ihre Besitzerin, die Gans, geistig blind machen für ihre wahre Beschaffenheit, ihre Gänsenatur nämlich. Mancher Mensch läßt sich von andern durch äußern Tand und Reichtum blenden, und hat dann kein offenes Auge für ihre wirklichen, oft schlechten Eigenschaften, für ihre Unsittlichkeit.

2. Schwamm „majestätisch“ heißt: schwamm, wie wenn sie der prächtigste, erhabenste aller Vögel gewesen wäre.

3. „— verräterische Kürze“. Die Kürze des Halses verriet, daß sie eine Gans war, machte sie leicht erkennbar.

4. „Apoll“ ist der Name eines mächtigen griechischen Gottes.

Er war der bedeutendste Sohn des schon erwähnten Zeus. Als Gott der Prophezeihung stand ihm ein Schwan, oder ein Rabe zur Seite, weil man glaubte, diese Vögel könnten die Zukunft verkünden. Dichter nennen den Schwan deshalb „Vogel des Apollo“.

5. „Lächerliche Gans“, eine Gans, die sich durch ihr eitles Bestreben, ein Schwan zu werden, also mehr zu werden, als wozu die Natur sie bestimmt hatte, lächerlich machte.

2. Inhaltsangabe.

Eine Gans wurde durch das schöne Weiß ihres Gefieders verleitet, sich einzubilden, sie sei zu etwas Höherem, zu einem Schwan bestimmt. Infolge dieser Einbildung sonderte sie sich von den übrigen Gänsen ab und suchte sich in ihrer ganzen Haltung das Ansehen eines Schwans zu geben. Alle Bemühungen waren übrigens vergebens; statt sich zum Schwane zu erheben, machte sie sich nur lächerlich.

3. Grundgedanke.

Strebe nicht nach einer Stellung im Leben, zu der dir die Befähigung fehlt.

Dieser Gedanke verdient es, den Kindern recht veranschaulicht und fest eingeprägt zu werden. Viele Menschen machen sich durch Nichtbeachtung desselben unglücklich für ihre Lebenszeit. Der Fall, daß Knaben, die ein gutes Gedächtnis, aber keinen scharfen Verstand haben, sich den Studien widmen, gehört namentlich hierher.

13. Der Stier und der Hirsch.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. I. 172. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 146. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 102.

1. Erläuterungen.

1. Abschn. Schwerfällig. Flüchtig. Ein Stier tritt infolge seiner Körpergröße schwer auf; sein Gang sieht daher in höherem Maße einem fortwährenden Fallen (schwer fallen) ähnlich, als bei anderen Tieren, z. B. bei dem schnell wie ein Vogel dahin eilenden und deshalb „flüchtig“ genannten Hirsch; man nennt den Gang des Stiers aus diesem Grunde „schwerfällig“.

2. Anfallen. Angreifen. Der Löwe lauert seiner Beute auf und liegt dabei ruhend auf dem Bauche, die Vorderbeine nach vorn gestreckt. Nähert sich ihm ein geeignetes Tier, so sucht er sich desselben mit einem ungeheuren Sprunge zu bemächtigen. Entgeht ihm hierbei das Tier, so scheint er sich zu schämen und läßt ab vom Angriff. Ein solches unerwartetes, schnelles und hef-

tiges Angreifen wird mit „*anfallen*“ bezeichnet. Daher sagt man auch stets: Der Löwe *fällt* die Beute *an*. Ebenso sagt man: von Räubern *angefallen* werden, wenn der Angriff heftig und unerwartet geschieht. Will der Löwe dagegen einen Kampf mit der Riesenschlange aufnehmen, so beweist er mehr Vorsicht als Gewalt; man sagt daher in solchem Falle: Der Löwe *greift* die Riesenschlange *an*. Ebenso sagt man: Den Feind *angreifen*.

„— laß uns für *einen Mann* stehen“ heißt: Laß uns so für einander kämpfen, wie jeder für sich allein kämpfen würde.

Zumuten. Ansinnen. Verlangen. Der Stier erwartet vom Hirsch eine Hilfe, die dieser als nachteilig für sich betrachtet. Dies Erwarten des Stiers wird passend durch „*zumuten*“ ausgedrückt. Fast gleichbedeutend mit zumuten ist „*ansinnen*“. Begehren wir geradezu etwas von jemand, so gebrauchen wir „*verlangen*“. So sagt man z. B.: Ich *verlange* das Versprochene.

„— *ungleiches Gefecht*“ heißt: mit ungleich wirksamen Waffen kämpfen. Der Löwe hatte weit größere Körperstärke als der Hirsch, außerdem noch starke Krallen und spitzige Zähne. Auch der Stier war im Nachteil gegen den Löwen, und es blieb deshalb zweifelhaft, ob beide vereint ihn besiegen würden. Daher zieht der Hirsch die eigene sichere Rettung durch schnelles Entlaufen vor.

2. *Grundgedanke.*

Gieb dich nicht in eine Gefahr, der du nicht gewachsen bist.

14. Der Besitzer des Bogens.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. I. 186. *Lessings* gesammelte Wke. Lpzg., 1853. I. 164. — *Lüben* u. N., Leseb. IV. Nr. 103. — *Lüben*, Auswahl. I. 209.

1. *Erläuterungen.*

1. „*Ebenholz*“ ist ein sehr hartes, durch und durch schwarzes Holz. Das beste Ebenholz kommt aus Ostindien von Arten, die der Gattung Dattelpflaume und Maba angehören.

2. „*Plump*“, wird der Bogen genannt, weil er zu viel Holz (Masse) hat. Das Gegenteil von *plump* ist *fein*. *Plump* ist mit *schwerfällig* verwandt; denn wie dies aus *schwer fallen* gebildet ist, so ahmt jenes den Schall nach, den eine in tiefes Wasser stürzende schwere Masse verursacht.

3. „*Zierde*“ kommt her von *zieren*, was so viel bedeutet als verschönern. Zierde ist also das, womit etwas geziert oder verschönert wird. Zierde und Zweckmäßigkeit lassen sich nicht immer mit einander vereinigen, wie das Beispiel vom Bogen zeigt. Was ist vorzuziehen, wenn man nicht beides vereint haben kann?

2. Inhaltsangabe.

Ein Mann hatte einen vortrefflichen, aber etwas plumpen Bogen. Um ihm die letztere Eigenschaft zu nehmen, läßt er ihn durch Einschnitzen von Jagdstücken verzieren. Dadurch wird der Bogen aber zu schwach und zerbricht, als sein über die neue Zierde erfreuter Besitzer, ihn zu spannen versucht.

3. Grundgedanke.

Zweckmäßigkeit geht vor Schönheit.

4. Schriftliche Aufgaben.

Vergl. die Fabeln eines Haller, Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Kleist, Gleim und Pfeffel mit denen von Luther und Lessing.

Lessing hat circa 100 Fabeln gedichtet, die meisten davon während seines Aufenthaltes in Berlin (1758 u. 59). Sie erschienen 1759 mit einer Abhandlung über die Fabel.

Anregung zur Beschäftigung mit der Fabel erhielt Lessing teils durch Prof. Christ in Leipzig, der die lateinische metrische Bearbeitung der Äsopischen Fabeln durch Phädrus einer Kritik unterworfen, teils durch Hagedorn, der die Fabeln in jener Zeit sehr beliebt gemacht hatte. Lessings Versuche in der Fabel haben gleichzeitig den Zweck, diese Dichtungsart aus den Abwegen neuerer Bearbeiter, besonders Lafontaines und dessen Nachahmer (Gellert), auf die Bahn des klassischen Altmeisters Äsop*) zurückzuführen. Die sehr beachtenswerte, mit großer Schärfe abgefaßte Abhandlung über die Fabel benutzte Lessing zugleich, um allgemeinere Gesichtspunkte in der Poesie zur Geltung zu bringen.

Die ältesten aus den Jahren 1751—53 stammenden Fabeln, zu denen „Der Tanzbär" (von 1751) gehört, sind den Lafontaineschen in der Form ähnlich; sie sind namentlich auch in Versen geschrieben, die Begebenheit möglichst ausführlich, und fügen derselben die Moral hinzu. Später fand Lessing, daß er in der Nachahmung Lafontaines weniger glücklich sei als Gellert, und ging deshalb seine eigenen Wege. So gab er namentlich die Verse auf und befleißigte sich der möglichsten Kürze, indem er die Handlung vereinfachte, auf das Allernotwendigste beschränkte, und die Moral nicht abgesondert hinstellte. Die Absicht des Fabeldichters soll nach ihm keine andere sein, als uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit zu überzeugen; den Selbstzweck der Dichtung erkennt er

*) Ein aus Phrygien stammender, im 6. Jahrh. v. Chr. lebender Sklave, dem der Sage nach die Fabel ihre Ausbildung verdankt. Nähere Auskunft giebt Simrocks Schrift: Äsops Leben und Fabeln. Frankf. a. M.' Winter. (Vergl. auch Luther über die Äsopische Fabel. S. 196 ff.)

sonach bei der Fabel nicht an, worin man ihm nicht unbedingt beistimmen kann. In diesem Sinne sagt Lessing in der Abhandlung über die Fabel: „Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können, und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein als möglich. Alle Zieraten aber sind dieser Kürze entgegen, denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können; folglich streiten alle Zieraten, insofern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.“ Aus dieser Anführung ersieht man zugleich, daß die Abhandlung über die Fabel und die Fabel selbst in inniger Beziehung zu einander stehen; doch dürften die Fabeln etwas früher entstanden sein als die Abhandlung, da zwischen beiden nicht völliger Einklang stattfindet.

In stilistischer Beziehung sind Lessings Fabeln im höchsten Grad mustergiltig, für mittelmäßige Schriftsteller daher unnachahmbar; im Volke haben sie aber ihrer Kürze und Schärfe wegen nicht so viel Anklang gefunden, als die breiteren, durch Scherze, Satiren und allerlei Zwischenreden ausgezeichneten Gellertschen.

C. Dramen.

15. Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Verfertigt im Jahre 1763, gedruckt 1767.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. I. 549. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. II. 147. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 35. — Lüben, Auswahl. I. 209.

I. Justs beabsichtigte Verabschiedung.

Erster Aufzug. Achter Auftritt.

1. Historische Einleitung.

Im J. 1760 nahm Lessing die Stelle eines Gouvernements-Sekretär beim General Tauentzien an und folgte ihm nach Breslau, wo er 5 Jahre lang lebte. Friedrich der Große führte damals den siebenjährigen Krieg gegen Österreich wegen Schlesien. Lessing hatte daher Gelegenheit, den größten Teil der Offiziere des preußischen Heeres und durch sie das bewegte Soldatenleben kennen zu lernen. Die mannigfachen Eindrücke, die er hier empfing, veranlaßten ihn, „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück“, ein echt nationales Drama, zu schreiben und auf die Bühne zu bringen. Ein preußischer Major, ein Herr von Tellheim, spielt eine Hauptrolle darin. Er gehörte zu der sogenannten „Freipartei“ und wurde, wie viele andere Helden dieses Krieges, nach dem Friedensschlusse verabschiedet, ohne die Gelder, welche er den sächsischen Ständen in der bedrängten Zeit vorgeschossen, zurück erhalten zu können. Dadurch gerät er in Not, entläßt seine Diener-

schaft und steht im Begriff, auch dem letzten derselben, Just genannt, den Dienst zu kündigen. Diesen Vorgang nun teilt der in unserm Lesebuche enthaltene achte Auftritt des ersten Aufzugs mit.

2. Fragen zur Erleichterung des Verständnisses.

1. Wie zeigt sich Just bei seinem ersten Auftreten? Er ist traurig über seine Verabschiedung, sucht aber seine Trauer durch das Vorgeben, die verlangte Rechnung in der Küche geschrieben zu haben, zu verbergen. 2. Woraus ersehen wir, daß diese letztere Äußerung nur ein Vorwand ist? Er hält seine Verabschiedung für ein Unglück, was daraus ersichtlich ist, daß er sagt: „Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr!“ 3. Was ersehen wir aus der Äußerung: „Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abschied vermutet?“ Daß die Verabschiedung ihm ganz unerwartet kam. 4. Zu welchem Zwecke hat Just die Forderung seines Herrn an ihn aufgeschrieben? Er hat dazu einen doppelten Zweck. Er will nämlich erstens seinem Herrn die Verlegenheit ersparen, die ihm erwachsen würde, wenn er sagen müßte, daß er ihn jetzt nicht bezahlen könne, und zweitens rechnet er darauf, ihn dadurch zur Abänderung seines Entschlusses, ihn zu entlassen, zu bewegen. 5. Aus welcher Stelle erkennen wir, daß es nicht Eigennutz war, welcher in Just den Wunsch erregte, noch länger bei seinem Herrn zu bleiben? „Ich bin Ihnen unentbehrlich.“ 6. Welches Gefühl legt Just durch Aufstellung der Gegenrechnung seines Herrn an den Tag? Das Gefühl der Dankbarkeit. 7. Wofür erklärt er sich durch diese Gegenrechnung? Für den Schuldner seines Herrn. 8. Warum thut er das vorzüglich? Um in seinem Herrn die Vorstellung hervorzurufen, daß er berechtigt sei, ihn auch ohne Lohn noch eine Zeitlang behalten zu können. — Dieser schöne Zug verrät ein feines Gefühl und eine wahrhaft rührende treue Anhänglichkeit.

9. Welchen schönen Zug giebt der Major von Tellheim dadurch zu erkennen, daß er seinen letzten Diener verabschieden will? Andere nicht unbezahlt für sich arbeiten zu lassen. 10. Was erkennen wir in betreff des Majors von Tellheim aus seiner von Just aufgestellten Gegenrechnung? Daß er die oft verkannte Pflicht der Herrschaften, für ihre kranken Dienstboten zu sorgen, in vollstem Maße übte und sich gern Hilfsbedürftiger annahm. 11. Wodurch wird der Wert dieser Tugenden noch bei ihm erhöht? Dadurch, daß er erklärt, Just sei ihm nichts schuldig. 12. Zu welchem Zwecke hält Tellheim dem Just seine schlechten Eigenschaften („Und deine Hartnäckigkeit rc.“) bei dieser Gelegenheit vor? Um sich in dem in bester Absicht gefaßten Vorsatz, ihn zu verabschieden, nicht wankend machen zu lassen, um noch Anlaß dafür zu haben, nachdem ihm Just durch seine Erklärung, daß er (Tellheim) ihm gar nichts

schuldig werden könne, den Hauptgrund zu nichte gemacht hat. 13. Warum erzählt Just die Geschichte von seinem Pudel? Um seinem Herrn in guter Manier, d. h. ohne die Bescheidenheit gar zu sehr zu verletzen, zu zeigen, daß er auch neben den schlechten Eigenschaften gute habe. Zum Schluß sagt er geradezu, daß seine Bedientreue so groß sei, daß er, wenn das Schlimmste zum Schlimmen komme, für seinen Herrn selbst betteln und stehlen könne.

3. Inhaltsangabe.

Der Bediente Just hat auf Verlangen seines Herrn seine Rechnung aufgeschrieben, nicht aber, weil er gesollt, bloß seine Forderungen, sondern auch das, was er seinem Herrn für ärztliche Behandlung und Krankenpflege, sowie durch Vorschüsse, die er seinem im Kriege verarmten Vater gemacht, schuldig geworden ist. Der Major von Tellheim erkennt diese an, sagt aber dem Diener dabei, daß er ihn eben aus dem Grunde entlasse, um ihm nichts schuldig zu werden. Just bekennt sich von neuem als Schuldner seines Herrn und bringt denselben durch Mitteilung des Verhaltens seines Pudels dahin, ihn auch ferner zu behalten, zumal da er ja ohne Bedienten sich gar nicht behelfen könne.

4. Grundgedanken.

Edle Behandlung erzeugt auch in rohen Menschen aufrichtige Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit. — Auch im schlechtesten Menschen findet sich noch etwas Gutes.

5. Charakterzüge der Personen.

Der Major von Tellheim handelt pflichttreu, großmütig und wohlwollend gegen seinen Diener, ist wohlthätig gegen Hilfsbedürftige und legt auch unter schwierigen äußern Verhältnissen die ehrenhafteste Gesinnung an den Tag.

Just hat eine rauhe Außenseite, ist namentlich sehr derb, hartnäckig, trotzig, wild und ungestüm gegen alle, die ihm nichts zu befehlen haben, tückisch, schadenfroh, rachsüchtig, beweist seinem Herrn aber die treuste Anhänglichkeit und aufrichtigste Dankbarkeit, und erklärt sich bereit, dieselbe durch Aufopferung erheischende Thaten zu beweisen.

6. Form der Darstellung.

Das ganze Gespräch macht einen angenehmen, befriedigenden Eindruck, was seinen Grund offenbar in der gelungenen Charakterisierung beider Personen hat. Um den mitgeteilten Rechnungen das Trockene zu nehmen, sind sie in ungezwungenster Weise zur Darlegung der Denk- und Handlungsweise des Majors benutzt worden. Ganz besonders schön ist die Schilderung der aus Dank-

barkeit entsprungenen Anhänglichkeit des Pudels, auch deshalb, weil darin dem Diener in einem wichtigen Augenblicke Gelegenheit gegeben wird, seine guten Eigenschaften hervorzuheben, ohne direkt von sich sprechen zu müssen. Die kurzen Sätze entsprechen ganz dem Charakter des Just.

Anmerkung. Es scheint, als wenn Lessing aus einem ganz besonderen Grunde dem Pudel eine Stelle in diesem Lustspiel angewiesen hätte. Während seines Aufenthalts in Breslau spielte er nämlich mit den Offizieren leidenschaftlich das Faro und zwar weniger aus Gewinnsucht, als um sich durch die damit verbundene Aufregung von der ihm zuweilen anhaftenden Angst und Beklommenheit zu befreien. — Einst hatte er hier einen merkwürdigen Traum, den er später oft erzählte. In wilder Gesellschaft und bei hohem Spiele hatte er seinen letzten Heller zugesetzt und kam heftig erregt und doch erschöpft gegen Morgen auf sein Zimmer. Es war zu spät, um sich noch zu entkleiden, und müde warf er sich auf einen Sessel vor seinem Bette und entschlief. Da träumte ihm, sein geliebter Hund legte ihm sanft eine der Pfoten auf die Hand und spreche mit freundlich verweisendem Blick: „Wohin soll das? Du verschwendest Kraft, Gesundheit, Geld und die Achtung der Menschen. Die Erwartung derer, die deine Jugend pflegten, verwandelst du in Gram, und die Hoffnung deiner Geschwister in Beschämung. Du machst, daß Gönner und Freunde an dir irre werden, und vermengst dich mit Gesindel, das dich nicht einmal für seinesgleichen hält, weil der Betrüger immer auf den Betrogenen herabsieht. Was wird dir bleiben? Nicht die Teilnahme redlicher Seelen, die du zurückweisest, nicht einmal die wenigen, welche die Natur an dich gebunden hat; denn ich werde mich niederlegen und sterben, wenn ich dich leiden sehe. Weil ich noch das einzige Wesen bin, an dessen Treue und Unterwürfigkeit du nicht zweifelst, so löset dein Schutzgeist das Band meiner Zunge. Unser Geschlecht versteht die Sprache des eurigen; aber ihm ist nicht vergönnt, sie zu reden, so lange ihr wacht. Dadurch zerrisse ein Band, das euch zusammenhält, und euer Eigensinn wählte seine Vertrauten nur aus uns. Wer soll dir zeugen, daß ich wirklich zu dir gesprochen habe? Nicht dein eigener Sinn: die Bibel.“ Hier nannte er eine Stelle, und der Schläfer erwachte. Sein Hund stand wirklich vor ihm, eine Pfote auf sein Knie gestützt, die andere fast rednerisch erhoben, sah ihm liebevoll ins Auge und leckte ihm die Hand. Der bezeichnete Vers der Bibel enthält die Worte: „Ich will meine Worte in seinen Mund legen.“ (Mitternachtsblatt, 1827. Nr. 12. Daraus in der Erläuterung von Lessings Dramen von Nodnagel.)

Seine Freunde waren mit seinem Leben in Breslau so wenig

zufrieden, daß Mendelssohn die Schlußworte der Lichtwerschen Fabel: „Die seltsamen Menschen“, an ihn richtete:

Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
Noch sieht, was thut er denn? er spielt.

II. Das ganze Gedicht.

1. Vorfabel und Inhaltsangabe der Dichtung.

Lessing sagt zu Anfang seiner Abhandlung über die Fabel: „Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopöe, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopöe, die Fabel seines Drama.“ Außer der Fabel einer Dichtung kann man auch noch die Vorfabel derselben unterscheiden, die alle die Begebenheiten enthält, welche in die Zeit vor dem Beginn des Schauspiels fallen. Nicht in allen Dramen giebt es Vorfabeln; bei Shakespeare z. B. fehlen sie ganz, da er ohne jeden vorgeschichtlichen Rückhalt alle Handlung vor den Augen des Zuschauers geschehen läßt. Dagegen findet sie sich bei den bedeutendsten deutschen Dramatikern, bei Lessing, Goethe, Schiller, fast immer. Nachstehend geben wir zunächst die Vorfabel: dann den Inhalt des ganzen Gedichtes nach der Bearbeitung von C. Gude: Erläuterungen deutscher Dichtungen. Zweite Reihe.

a. Vorfabel.

Der preußische Major v. Tellheim hatte in dem siebenjährigen Kriege, den er ein Jahr nach dem Beginn des Feldzuges an der Spitze eines Freibataillons mitzumachen anfing, Ordre, in den sächsischen Ämtern einer thüringschen Gegend die Kontribution mit der äußersten Strenge beizutreiben. Er wollte sich die Strenge ersparen und schoß den Ständen die fehlende Summe (2000 Pistolen) selbst vor. Um dieser edelmütigen That willen hatte ihn Minna von Barnhelm, ein Fräulein in Thüringen, wo damals v. Tellheim im Winterquartiere stand, liebgewonnen, ohne ihn noch gesehen zu haben. Sie kam uneingeladen in die erste Gesellschaft, wo sie den Major zu finden glaubte; sie kam bloß seinetwegen und mit dem festen Vorsatze, ihn zu lieben, ja sie liebte ihn schon. Hieraus entwickelte sich ein Verlöbnis zwischen beiden: sie wechselten Ringe. Diese Verlobung schloß Minna ohne Wissen ihres Oheims und Vormundes, des Grafen von Bruchsall (welchen die Unruhen des Krieges nach Italien verscheucht hatten), trotzdem sie von seiner Seite das stärkste Hindernis ihrer Verbindung zu besorgen hatte, weil er den preußischen Offizieren abhold war. Desto mehr war mit dem Verlöbnis einverstanden Franziska Willig, die Kammerjungfer Minnas, Tochter eines

Müllers auf Klein-Kammsdorf, einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins, welche schon sehr jung auf den Hof gekommen war und mit Minna, der sie an Alter gleichstand, dieselbe Erziehung und denselben Unterricht erhalten hatte. Paul Werner, der Wachtmeister Tellheims, lernte Franziska in jener Zeit noch nicht kennen, denn er war in Leipzig, Montierungsstücke zu besorgen.

Der Major befand sich damals in glänzenden Verhältnissen: er hatte einen Kammerdiener, einen Jäger, einen Kutscher, einen Läufer und einen Reit- oder Packknecht, Namens Just, der aber damals im Lazarette lag. Er war imstande, für diesen 25 Thlr. Kur- und 39 Thlr. Wartungskosten zu bezahlen; er konnte Justs abgebranntem und geplündertem Vater 50 Thlr. vorstrecken, ohne die zwei Beutepferde, die er ihm schenkte. Er besaß so viel, daß er seinem Freunde und Stabsrittmeister Marloff, der mit ihm 6 Jahre lang Glück und Unglück, Ehre und Gefahr teilte, gegen Ausstellung eines Schuldscheines 400 Thlr. vorschießen konnte. Doch der Edelmut Tellheims beschränkte sich hierauf nicht: er zeigte sich auch darin, daß er hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, das Leben wagte. Mit seinen Soldaten stand er auf dem kameradschaftlichen Fuße, und manchmal nahm er von seinem biedern Wachtmeister während des Krieges die Feldflasche. Paul Werner benutzte aber auch jede Gelegenheit, um ihm dies zu vergelten: er fing einmal den Hieb auf, der seinem Herzensmajor den Kopf spalten sollte, und hieb ein andermal den Arm vom Rumpfe, der eben losdrücken und Tellheim die Kugel durch den Kopf jagen wollte. Auch Tellheim hätte gern für Paul Werner das Leben gefährdet, wenn ihm Gelegenheit dazu gekommen wäre.

Endlich wurde der Krieg beendigt, aus welchem Tellheim mehrere Blessuren davon trug, wie denn z. B. der rechte Arm durch einen Schuß gelähmt war, so daß er, nur des linken Armes mächtig, sich nicht allein ankleiden konnte. Infolge des Friedens (15. Febr. 1763) wurden die Freibataillone entlassen und Tellheim verabschiedet, was für ihn eine empfindliche Kränkung war, obgleich er selbst seinen Abschied gefordert haben würde. Denn er war Soldat geworden aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen und Kälte und Entschlossenheit zu lernen; aber nur die äußerste Not hätte ihn zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen. Das war noch nicht alles. Er wollte nämlich den Wechsel, den ihm die sächsischen Stände gegeben hatten, bei Zeichnung des Friedens unter die ratihabierenden (zu genehmigenden) Schulden eintragen lassen. Der Wechsel ward für gültig erkannt; aber ihm

wurde das Eigentum desselben streitig gemacht. Man erklärte ihn für eine Bestechung, für ein Gratial der Stände, weil Tellheim so bald mit ihnen auf die niedrigste Summe einig geworden war, mit der er sich nur im äußersten Notfall zu begnügen Vollmacht hatte. - So kam der Wechsel aus Tellheims Händen und er mußte fürchten, daß der Wechsel, wenn er bezahlt würde, sicherlich nicht an ihn bezahlt würde. Hierdurch mußte er seine Ehre für gekränkt halten. Zwar hatte er an Minna geschrieben, daß nun Friede wäre, und daß er sich der Erfüllung seiner Wünsche näherte; aber da sich der Geldhandel so ungünstig wandte, schrieb er nicht mehr an Minna, wollte sie vergessen und trug sogar ihren Ring nicht mehr am Finger; denn sie sollte nur einem unbescholtenen Manne die Hand reichen. Auch seine äußere Lage fing an bedenklich zu werden. Er hatte sich in dem Gasthof „zum König von Spanien" in der Hauptstadt Logis gemietet, und bei dem Wirte manchen schönen Thaler aufgehen lassen; aber seine Dienerschaft war nunmehr bloß auf Just beschränkt, der nun alles in allem, Kammerdiener und Jäger, Läufer und Reitknecht sein mußte; denn der Kammerdiener war ihm mit der Garderobe durchgegangen, der Jäger nach Spandau abgeführt worden, weil er unter Tellheims Kompanie ein Komplott machte; der Kutscher sprengte mit seines Herrn einzigem und letztem Reitpferde davon, und der Läufer mußte auf guten Weg gebracht werden, weil er auf seines Herrn Namen überall Schulden machte. Es scheint, daß Tellheim genötigt war, vom Hause Unterstützung zu suchen; denn er schickte seinen Bedienten Just in sechs Wochen zweimal, nicht an seinen Vater, denn dieser war gestorben, aber doch an seine Familie in Kurland. Er hatte zwar noch einen Freund, der ihm unter die Arme greifen konnte, Paul Werner. Dieser hatte im Kriege viel Beute gemacht, sich ein Freischulzengut drei Meilen von der Hauptstadt gekauft, und schoß nun, als er von Just hörte, wie man Tellheim mit seinen Forderungen an die Generalkriegskasse hinzog, dem Major 500 Thlr. Louisdor (100 Pistolen) vor; allein Tellheim wollte dies nur als eine Summe betrachten, die ihm aufzuheben gegeben wäre. Freilich hatte er von der Witwe Marloff, deren Mann unlängst gestorben war, 400 Thlr. zu fordern, und der Sterbende hatte auch seiner Frau eingeschärft, daß sie die Schuld mit der ersten Barschaft tilgen sollte: aber das arme Weib lag krank und jammerte, weil sie nicht wußte, wie sie die Schuld bezahlen sollte; wie hätte auch Tellheim das Geld von einer armen Witwe angenommen? Ebensowenig durfte Paul Werner, welcher sein Freischulzengericht verkauft hatte, weil er es auf dem Dorfe nicht gewohnt werden konnte und lieber gegen die Türken fechten wollte, darauf rechnen, daß er die 100 Dukaten, welche er auf den Kauf empfing, dem Major würde aufnötigen können.

Man kann denken, in welcher Besorgnis Minna unterdessen lebte, da sie gar nichts wieder von Tellheim erfuhr. Sie faßte deshalb den Entschluß, ihn selbst aufzusuchen, und reiste von ihren Gütern in Begleitung ihres Oheims, den der Friede aus Italien zurückgebracht hatte, mit Franziska und zwei Bedienten, deren einen sie in Dresden auf ihrer Durchreise engagiert, nach der preußischen Hauptstadt. Ihr Oheim verunglückte zwei Meilen von Berlin mit seinem Wagen, wollte aber durchaus nicht, daß sie, die ungeduldig Sehnende, dieser Zufall eine Nacht mehr kosten sollte. Sie mußte also voran und traf am 22. Aug. zu Berlin in demselben Gasthofe ein, wo Tellheim nun Jahr und Tag gewohnt hatte; sie bezog sogar dessen Zimmer, ohne zu wissen, daß sie von ihrem Bräutigam bewohnt waren. Tellheim nämlich hatte ein paar Monate her nicht prompt bei dem Wirte bezahlt und ließ nicht mehr so viel aufgehen, ja er hatte keinen Heller bares Geld mehr, und war auch seinem Bedienten den Lohn für $3^1/_2$ Monat schuldig. Als nun das gnädige Fräulein aus Sachsen bei dem Wirte vorfuhr, glaubte dieser, daß er bei Leibe nicht einem andern Wirte einen solchen Verdienst in die Taschen jagen dürfte, und ließ, da es ihm an Raum fehlte und Tellheim nicht hatte bezahlen können, dessen Zimmer in seiner Abwesenheit ausräumen und für die fremde Herrschaft einrichten. Wie erstaunt war er aber, als er in dem Schreibpulte Tellheims ein versiegeltes Beutelchen mit der Aufschrift „500 Thlr. Louisdors" (Eigentum des Wachtmeisters) fand! Hätte er das bare Geld vorher vermuten können, so wäre er gewiß säuberlicher mit dem Major verfahren. Auch hätte sich im Kriege der Wirt so etwas nicht erlaubt; denn da waren die Wirte alle geschmeidig gegen die Offiziere und Soldaten; aber das bißchen Friede machte sie schon wieder übermütig. Genug, dem Major wurde hinten am Taubenschlage, die Aussicht zwischen des Nachbars Feuermauern, ein elendes Zimmer angewiesen, wovon nur noch die eine Wand tapeziert war, während dem Bedienten ein Stübchen daneben hergegeben wurde. Man wird sich nicht wundern, daß Tellheim nunmehr keine Lust bezeugte, länger in dem Gasthof zu wohnen, sondern gleich die Nacht über ausblieb; auch Just schwur dem vermaledeiten Wirte schreckliche Rache. (Hier beginnt das Stück.)

b. Inhalt der Dichtung.

1. **Aufzug.** Just, der Diener Tellheims, hat in der Wirtsstube des Gasthofs, in welchem sein Herr wohnt, auf die Ankunft desselben die ganze Nacht hindurch gewartet, ist dabei wiederholt eingeschlafen und jedesmal im bittersten Ärger über den Wirt erwacht, der in der Abwesenheit seines Herrn, welcher ein paar Monate nicht bezahlt hatte, die Stube desselben einer angekom-

menen Dame eingeräumt und seine Sachen ohne weiteres in ein schlechteres Zimmer gebracht hat.

Der Wirt tritt ein und erkennt auf der Stelle, daß Just im höchsten Grade über ihn aufgebracht ist, und daß der Major die Nacht hindurch sein Haus gemieden hat. Er möchte denselben gern behalten, da er, wie wir später erfahren, beim Ausräumen der Sachen einen Beutel mit Geld in dem Zimmer des Majors entdeckt hat. Um den Diener sich geneigter zu machen, nennt er ihn einmal über das andere „Herr Just“ und läßt einen „Danziger“ nach dem andern einschenken; aber trotz aller Danziger und trotz des wiederholten „Herr“ bleibt Just dabei: „Er sei doch ein Grobian“. Tellheim, welcher dazu kommt, verbietet seinem Bedienten das Zanken, ohne ein Wort des Mißmuts über den Wirt zu äußern. Dieser bittet um Verzeihung wegen seines Verhaltens, gedenkt des aufgefundenen, versiegelten Beutelchens und zeigt sich bereit, die Dame wieder ausziehen zu lassen. Ruhig und trocken weist Tellheim seine Entschuldigung und seine Bereitwilligkeit zurück und erklärt auf das bestimmteste, daß er ausziehen werde, was den Wirt in große Bestürzung und Verwirrung setzt. Tellheim giebt ihm zu verstehen, das Zimmer zu verlassen.

Kaum ist dieses geschehen, so eröffnet Tellheim seinem Bedienten, daß er genötigt sei, ihn zu entlassen. Er solle daher seine Rechnung machen. Das Gespräch wird durch den Eintritt einer Dame in Trauer unterbrochen. Es ist die Witwe des Stabsrittmeisters Marloff, welcher der intimste Freund Tellheims gewesen ist. Dieselbe ist gekommen, um an Tellheim 400 Thlr. zu bezahlen, die ihr verstorbener Mann einst von ihm geliehen hatte. Sie hat das Geld durch den Verkauf der Equipage zusammengebracht. Tellheim stellt seine Forderung in Abrede und bedauert, daß er die Treue des Freundes nicht habe vergelten können, will aber dafür einst dem hinterlassenen Sohne Vater sein. Tief ergriffen dankt die Witwe. Nachdem sie sich entfernt hat, vernichtet Tellheim den Schuldschein, „damit nicht eigener Mangel ihn einmal verleiten könne, Gebrauch davon zu machen“.

Just bringt seinem Herrn die geforderte Rechnung; er hat sie unter Thränen geschrieben. Seine Verabschiedung ist ihm ganz unerwartet gekommen, und gern würde er dem geliebten Herrn auch ohne Lohn weiter dienen. Um dies zu erreichen, hat er noch eine Gegenrechnung aufgesetzt, welche die Forderungen enthält, die er dem Major schuldet. Dennoch erklärt dieser, daß er ihn nicht behalten könne; er wolle ihn aber einem seiner Bekannten empfehlen, wo er es noch besser haben würde, als bei ihm. Just will davon nichts wissen, und als nun der Major ihm eine Reihe von Fehlern vorhält, um keine weitern Bitten mehr zu hören, da erzählt Just eine Geschichte von seinem Pudel, der ihm, nachdem

er ihn aus dem Wasser gerettet, nachgelaufen sei, den er geprügelt und mit den Füßen gestoßen, um ihn wieder loszuwerden, den er aber zuletzt doch seiner unveränderten Anhänglichkeit wegen behalten habe. Diese Erzählung stimmt den Major um.

Die fremde Dame, welche der Wirt aufgenommen hat, läßt jetzt durch einen ihrer Bedienten bei Tellheim ihr Bedauern ausdrücken, daß sie ihn verdrängt habe, was diesen noch mehr bestimmt, seinen Entschluß, den Gasthof zu verlassen, so bald als möglich auszuführen. Um in den Besitz der dazu notwendigen Geldmittel zu gelangen, sieht er sich genötigt, sein letztes Kleinod, einen kostbaren Ring, zu veräußern. Er übergiebt denselben Just mit dem Auftrage, ihn für 80 Friedrichsdor zu versetzen. Just nimmt sich vor, ihn dem Wirt zum Versatz zu geben, um diesen dadurch zu ärgern, daß sein Herr nicht den ganzen Wert desselben bei ihm verzehre. Tellheim hat inzwischen das Zimmer mit der Weisung verlassen, daß Just seine Sachen nach irgend einem billigen Gasthofe schaffen und ihn nebenan in dem Kaffeehause treffen solle.

Paul Werner tritt ein, um dem Major 100 Dukaten zu bringen, die er als erste Zahlung für sein verkauftes Gütchen erhalten hat. Der einförmige Aufenthalt auf dem Lande ist ihm unerträglich geworden, er sehnt sich nach dem Kriegsleben und will, da er aus den Zeitungen vernommen hat, daß von Persien aus der Prinz Heraklius einen Zug gegen die Türken beabsichtige, als guter Christ an diesem Zuge mit teilnehmen. Just bedeutet ihm, daß sie sein Geld nicht gebrauchen könnten, daß auch der Beutel mit den 100 Friedrichsdoren noch nicht angerührt sei, und kommt auf seinen Lieblingsgedanken zurück, an dem Wirte Rache zu nehmen. In Paul Werner glaubt er den Mann gefunden zu haben, der ihm dabei behilflich sein kann. Dieser jedoch hält die Vorschläge, welche Just ihm macht, für unverträglich mit seiner Soldatenehre und weist sie zurück. Als Werner zu wissen verlangt, was sich zugetragen habe, zieht Just ihn mit der Bemerkung fort, er solle es anderwärts erfahren.

2. Aufz. Minna von Barnhelm hat seit dem Frieden nur einmal einen Brief von ihrem Verlobten erhalten. Wie sehr sie vor Verlangen brennt, etwas über den Geliebten zu erfahren, zeigt sowohl die Langeweile, die sie empfindet, bevor sie ihre Nachforschungen anstellen kann, als auch die im vorigen Auftritte erwähnte Begrüßung des aus seiner Wohnung vertriebenen Offiziers. Sie hätte geglaubt, derselbe werde persönlich sich bedanken, und sie hätte dann dadurch vielleicht Gelegenheit gehabt, etwas über Tellheims Verbleiben zu hören. Franziska sucht die Langeweile durch allerlei Geplauder zu vertreiben; Minna kommt aber fort und fort auf Tellheim zurück, in dem sie alle Tugenden vereint

findet, hebt besonders seine Tapferkeit und Rechtschaffenheit hervor und ist von seiner Treue trotz seines Schweigens, wofür sie allerlei Entschuldigungen vorbringt, fest überzeugt.

Der Wirt kommt, um nach den Anordnungen der Polizei die Namen der Angekommenen, sowie auch ihre Heimat, die Dauer ihres Aufenthaltes rc. zu erfragen, damit er dies gehörigen Ortes schriftlich einreichen könne. Im Laufe des Gesprächs zeigt er der Minna den von Just ihm übergebenen Ring zur Schätzung seines Wertes. Jene erkennt staunend ihren Verlobungsring. Hastig drängt jetzt eine Frage die andere. Der verdutzte Wirt kann zu keiner rechten Antwort kommen. Scharf rügt Minna die unhöfliche Behandlung Tellheims und fordert vom Wirte, ihr auf der Stelle den Major oder seinen Bedienten, dessen Anwesenheit der Wirt gedacht hat, zu schaffen. Um ihn zur Eile anzuspornen, erhält er aus ihrer Schatulle eine Summe Geld.

Beseligt von ihrem Glücke, möchte Minna die ganze Welt glücklich sehen, am liebsten glücklich machen. Sie bietet ihrer Gespielin Franziska, da diese ihre trunkene Fröhlichkeit nicht teilt, Geld über Geld, damit dieselbe ebenfalls jubele. In ihrem Liebesglück denkt sie gar nicht daran, daß der zum Versatz gegebene Ring auf schlimme Umstände schließen läßt, in welchen Tellheim sich befinden muß. Erst Franziska, die immer noch kalt bleibt, erinnert sie daran. Minna wird durch diesen Anteil des lieben Mädchens ganz entzückt. Just, den der Wirt erst nach langem Widerstreben zum Kommen hat bewegen können, tritt barsch gegen die Damen auf. Er ist trotz angebotenen Geldes nicht zu bewegen, seinen Herrn zu rufen, hat aber im Laufe des Gesprächs verraten, wo derselbe sich aufhält, so daß nun der Wirt den Auftrag übernimmt, vorher aber unterthänigst bittet, ihn ja bei dem Major zu entschuldigen. Als er eben sich entfernt hat, wird ihm durch die nacheilende Franziska noch anbefohlen, den Namen der Schickenden zu verschweigen. Minna, die auf einen Augenblick allein ist, wendet sich mit einem innigen Dankgebete zu Gott, der nichts lieber sehen könne, als fröhliche Geschöpfe, und der vielleicht ihrem Verlobten nur darum alles genommen habe, um durch sie ihm alles wiederzugeben.

Das unerwartete und ganz unvorbereitete Zusammentreffen Tellheims mit Minna scheucht aus dem Herzen des ersteren auf einen Augenblick die trüben Wolken, welche seine Liebe verdüstert haben. Hingerissen von seiner Zuneigung, fliegt er auf die Verlobte zu und redet sie wie früher mit dem traulichen Worte: „Meine Minna“ an; aber bald faßt er sich wieder und, seines Entschlusses gedenkend, nennt er sie „Fräulein von Barnhelm“. Minna, welche den Grund dieser Befremdung nicht ahnet, scherzt darüber; sie ist so überglücklich, daß sie die Anwesenheit des Wirtes

gar nicht einmal merkt. Franziska weiß denselben, als Tellheim auf ihn aufmerksam gemacht hat, auf eine geschickte, halb komische, halb gewaltsame Weise zu entfernen, worauf dann Minna mit offenen Armen auf Tellheim zugeht. Dieser jedoch weicht zurück und gesteht, daß er ihrer Liebe nicht mehr würdig sei, denn sie finde jetzt in ihm einen Elenden. Er sei ein Unglücklicher, und ein Unglücklicher dürfe nicht lieben. Mit gewandter Feinheit und heiterem Scherze dringt Minna in ihn, ihr sein Unglück mitzuteilen. Tellheim erklärt, daß nicht mehr wie ehedem der blühende Mann, voller Ansprüche und Ruhmbegierde vor ihr stehe, sondern ein Verabschiedeter und an seiner Ehre Gekränkter, ein Krüppel und Bettler. Als Minna sich bereit zeigt, auch dem Bettler Tellheim die Hand zu reichen, sieht er keinen andern Ausweg als mit Gewalt sich loszureißen. Er scheidet in höchster Aufregung mit den Worten, daß er fest entschlossen sei, sie nie wieder zu sehen, wenigstens keine Niederträchtigkeit zu begehen.

3. Aufz. Just erscheint im Auftrage seines Herrn mit einem Briefe für Minna, welchen er der Franziska mit der Bemerkung übergiebt, daß Tellheim mit ihr eine Unterredung wünsche. Nachdem Just sich entfernt hat, erscheint der Wirt, den die Neugierde plagt, um von Franziska etwas Näheres über das Verhältnis Tellheims zur Minna zu erfahren. Franziska zieht ihn wiederum ergötzlich auf und giebt ihm zu verstehen, daß sie ihn gern los sein möchte. Der ebenso neugierige als habsüchtige Wirt erinnert nun an den Ring, welcher sich in den Händen des Fräuleins befindet. Er möchte gern daran mehr als 80 Pistolen, die ursprünglich bestimmt waren, verdienen und fragt, ob er 100 auf Rechnung des Fräuleins schreiben dürfe, was Franziska aber zurückweist. Da erscheint Paul Werner und findet den Wirt, den er infolge der Unterredung mit Just sucht, im Gespräch mit der ihm unbekannten Franziska. Dies dämpft anfangs seinen Zorn. Der Wirt empfängt den ihm bekannten, wohlhabenden Wachtmeister überfreundlich, wird aber so in die Enge getrieben, daß er sich mit Berufung auf Franziska davon macht. Diese entdeckt jedoch dem Wachtmeister das schurkische Betragen des Wirts, und da dieselbe zugleich die herzliche Achtung vor Tellheim ausspricht, so gewinnt Werner sie schon deshalb lieb. Ohne daß er es will, setzt er jedoch den Major in ein zweideutiges Licht, indem er versichert, derselbe habe viel Geld und habe den Ring gewiß nur deshalb versetzt, um ihn los zu werden. Franziska entfernt sich mit dem Vorsatze, der Sache auf den Grund zu gehen. Während ihrer Abwesenheit kommt der Major. Werner, der durch die Kunde von dem Versetzen des Ringes noch mehr überzeugt worden ist, daß Tellheim sich in großer Geldverlegenheit befindet, sucht jetzt

durch eine ersonnene List den Major zur Annahme seines Geldes zu bewegen, wird aber von diesem sogleich bei seiner Unwahrheit ertappt. Er versucht nun, dem Major einzureden, daß er das Geld ihm bloß der Zinsen wegen zu übergeben wünsche, ja er zeigt sich sogar bereit, seinen Lieblingswunsch nach Persien zu gehen, aufzugeben, wenn der Major das Geld nähme. Als auch dieses nichts hilft, erklärt er, wie sehr er sich in dem Glauben geirrt habe, auf den Major rechnen zu können, sollte er einmal in Not geraten. Tief gerührt giebt Tellheim ihm nun das Versprechen, daß er der erste und einzige sein solle, bei dem er borgen werde, wenn er kein Geld mehr besitze, womit sich Werner zufrieden erklärt.

Der Wachtmeister, welcher unwillkürlich dem Major seine Neigung zu Franziska, die auf einen Augenblick eingetreten war, verraten hat, kommt im weiteren Gespräch mit Tellheim auf die Vermutung, daß zwischen diesem und der Minna von Barnhelm ein ähnliches Verhältnis bestehe, wie zwischen ihm und Franziska und freuet sich darüber. Eine nähere Erklärung wird durch Franziskas Ankunft unterbrochen. Dieselbe bringt Tellheims Brief zurück, indem sie mit der ihr eignen, heitern Neckerei bemerkt, ihr Fräulein müsse alles, was der Major ihr zu sagen habe, von ihm selbst hören und lade ihn deshalb ein, mit ihr nachmittags um drei Uhr durch die Stadt zu fahren. In schalkhafter Weise gedenkt sie jetzt einer früheren Behauptung Werners, daß Tellheim, hätte derselbe auch zehn Finger an jeder Hand, alle zwanzig voll Ringe haben könne. Obschon diese Äußerung von dem Wachtmeister gethan war, um den Major herauszustreichen, so zieht sie ihm doch einen ernsten Verweis von letzterem zu. Tellheim bittet nun nochmals, obschon er sein Kommen zugesagt hat, daß Minna den Brief vorher lesen möge. Als er zu diesem Zwecke den Brief zurückgeben will, bemerkt er, daß derselbe erbrochen ist. Franziska versichert in schalkhafter Weise, daß Minna ihn nicht gelesen habe, auch nicht werde lesen wollen, da der Schreiber ja selbst erscheine. Tellheim verabschiedet sich mit den Worten, daß Franziska Minna vorbereiten möge, damit er weder in ihren noch in seinen Augen verächtlich erscheine.

In dem letzten Auftritte erfahren wir, daß Minna den Brief gelesen hat und aus demselben glaubt ersehen zu haben, weshalb Tellheim gegen eine Verbindung mit ihr ist. Sie meint, es sei sein Stolz, der sich sträube, der Geliebten sein Glück zu verdanken. Sollte er diesen nicht fahren lassen, so habe sie sich einen Streich ausgedacht, ihn mit ähnlichem Stolz ein wenig zu martern, wobei sie auf Franziskas Hilfe rechnet.

4. Aufz. Minna und Franziska stehen vom Mittagstische auf. Die Gedanken Minnas sind bei Tellheim und bei dem

Plane, den sie sich ausgedacht hat, gewesen. Sie ist ihrer Sache so gewiß, daß sie gegen Franziska äußert: „Du wirst sehen, daß der Mann, der mich jetzt mit allen Reichtümern verweigert, mich der ganzen Welt streitig machen wird, sobald er hört, daß ich unglücklich und verlassen bin."

Der verabschiedete Lieutenant Riccaut tritt ein. Derselbe will vom Kriegsminister erfahren haben, daß Tellheims Angelegenheiten günstig entschieden sind und möchte nun, um diesen sich zu verbinden, der erste sein, der ihm die angenehme Nachricht bringt. Da Minna durch ihn etwas über Tellheim zu erfahren hofft, zumal Riccaut sich als den besten Freund des Majors ausgiebt, so übersieht sie die Zudringlichkeit des Franzosen und giebt ihm unter dem Vorwande, daß er für sie spielen möge, zehn Pistolen, erkennt aber bald, mit wem sie es zu thun hat. Kaum hat sich Riccaut entfernt, so tritt Werner ein, um zu melden, daß Tellheim auf seinem Wege zu Minna durch den Kriegszahlmeister aufgehalten worden sei. Nachdem der Wachtmeister sich entfernt hat, übergiebt Minna ihren Brautring der Kammerjungfer zur Aufbewahrung und steckt den des Majors dafür an. Endlich erscheint Tellheim.

Heiter wird derselbe von Minna empfangen. Das Vorgefallene belächelnd, fragt sie ihn, ob sie nicht heute früh wie die Kinder gewesen wären und mahnt an die Spazierfahrt, wobei sie zugleich mitteilt, daß ihr Oheim heute noch eintreffen werde. Tellheim hat den Gedanken an die Notwendigkeit der Trennung nicht aufgegeben und beruft sich auf seinen Brief, in welchem er auseinander gesetzt habe, daß die Ehre ihm gebiete, zu entsagen, worauf Minna ihm erwidert, daß gerade die Ehre es ihm zur Pflicht machen müsse, ein ehrliches Mädchen, das ihn liebe, nicht sitzen zu lassen und dem schadenfrohen Spott ihrer Landsmänninnen preiszugeben, worauf Tellheim im bitteren Tone bemerkt, er kenne diese viel zu gut, als daß sie eine reiche Erbin um einen abgedankten, an seiner Ehre gekränkten Offizier, der obenein noch ein Krüppel und Bettler sei, beneiden sollten. Minna geht nun Punkt für Punkt die angegebenen Gründe seiner Weigerung durch und sucht sie zu entkräftigen, vermag aber nichts über ihn. Da giebt sie ihm den Verlobungsring zurück, erklärt mit herber Bitterkeit ihre Verbindung für aufgelöst und entfernt sich.

Auf geschickte Weise berichtet jetzt Franziska, daß Minna von ihrem Oheim enterbt worden sei, weil sie keinen Mann von seiner Hand habe nehmen wollen, und daß sie die Flucht ergriffen habe, um ihren Verlobten, auf den sie ihre ganze Hoffnung gesetzt, aufzusuchen. Er könne sich übrigens freuen, auf eine so gute Weise von einer mittellosen Braut losgekommen zu sein. Endlich bittet

sie ihn, sich jetzt zu entfernen, sie müsse nachsehen, ob Minna nichts zugestoßen sei. Er könne lieber wiederkommen. Tellheim will die Abgehende noch mit Bitten bestürmen, doch bald erkennt er, daß hier mit Worten nichts zu erreichen ist, sondern nur durch die That, wozu er aber Geld bedarf, das ihm Werner verschaffen soll. Er entfernt sich mit den Worten: „Nein, Minna, ich bin kein Verräter.“

5. Aufz. Tellheim verlangt jetzt dringend von Werner Geld und erhält von ihm, was derselbe in diesem Augenblicke besitzt. Da er entschlossen ist, sich sobald als möglich mit Minna zu verbinden, so bittet er den Wachtmeister, noch mehr Geld herbeizuschaffen, wozu dieser freudig bereit ist. Werners Mitteilung, daß die Hofstaatskasse endlich Befehl erhalten habe, seinen Forderungen gerecht zu werden, schenkt er keinen Glauben. In der Hast hört er kaum, was jener ihm mitteilt. Seine einzige Sorge ist jetzt, sogleich den versetzten Ring einzulösen.

In der kurzen Pause bis zum Erscheinen Minnas geht er mit sich zu Rate, wie er wohl am besten die Bedenken seiner Verlobten heben könnte. Die Eingetretene, welche auszufahren vorgiebt, erklärt ihm mit angenommener Kälte, daß er gewiß gekommen sei, auch ihr den Verlobungsring zurückzugeben. Tellheim will sie nicht fortlassen und beginnt seine Reue mit der Erwähnung ihrer großen Liebe zu ihm, die der Enterbung zum Trotz treu ausgehalten habe, was Minna veranlaßt, Franziska wegen ihrer Plauderei zu tadeln, damit Tellheim um so weniger an der Wahrheit des Gehörten zweifelt. Derselbe bittet nun um Verzeihung, sagt, er sei kein Verräter, ihr Unglück habe ihn über das seinige emporgehoben — aber Minna erklärt das Verhältnis mit ihm durch seine Annahme des Ringes für aufgelöst, was Tellheim nicht zugeben will. In beredten Worten schildert er, wie das Mitleid die Nebel zerstreuet und allen Zugängen seiner Seele die Eindrücke der Zärtlichkeit wieder geöffnet habe, wie er die Kraft in sich fühle, alles ihr zu ersetzen, was sie seinetwegen geopfert, und daß er von diesem Augenblicke an dem Unrechte, welches man ihm angethan, nur Verachtung entgegensetzen wolle. Als er eben hinzufügen will, daß für die nächste Zeit durch die Güte eines Freundes gesorgt sei, tritt der Feldjäger ein und überbringt ihm das königliche Handschreiben.

In gespannter Erwartung nimmt Tellheim den Brief. Er glaubt, Minna werde einen gleichen Anteil an dem Schreiben nehmen. Diese jedoch erwidert kalt, daß der Inhalt desselben ihr Verhältnis nicht ändern könne. Während der Major den Brief liest, tritt der Wirt ein, um den verpfändeten Ring zu holen. Minna bedeutet ihm, daß derselbe bereits eingelöst sei, und daß sie alles, was daraus folgen werde, auf sich nehme.

Nachdem der Wirt sich entfernt hat, bittet Franziska ihre Herrin leise, das Spiel mit Tellheim nicht weiter fortzusetzen. Diese erwidert jedoch, daß es bald ganz von selbst sein Ende erreichen werde. Der durch das königliche Schreiben beglückte Tellheim ergeht sich in bewundernden Lobpreisungen über den König, giebt dann Minna den Brief zum Lesen, die sich erst nach einigem Widerstreben dazu entschließt und dem Major Glück zu der sich ihm wieder eröffnenden Laufbahn der Ehre wünscht. Dieser erklärt, daß sein Leben fortan nur ihrem Dienste gewidmet sei. Mit ihr wolle er den stillsten, lachendsten Winkel der Erde aufsuchen, dem zum Paradiese nichts fehle, als ein glückliches Paar. Minna, obschon durch diese glühende Liebe tief gerührt, behält die angenommene Kälte bei. Das königliche Schreiben, sagte sie, habe die Gleichheit aufgehoben und mache darum die Verbindung unmöglich. Tellheim will den Brief zerreißen; Minna verhindert dies.

In dieser Aufregung erscheint Just und verkündet, daß durch Minna der versetzte Ring eingelöst sei, was den leidenschaftlich erregten Tellheim auf den Gedanken bringt, daß Minna ihn nur aufgesucht habe, um mit ihm zu brechen, und daß dabei der Zufall ihrer Treulosigkeit zu Hilfe gekommen sei, indem derselbe ihr den Ring in die Hände geführt habe. Voller Entrüstung will er ihren Namen nicht wieder nennen. Vergebens sucht Minna ihn zu beruhigen; er hört sie nicht an. Auch den eben eintretenden Werner, der voller Freude die glücklich aufgebrachten 1000 Pistolen bringt, würdigt er kaum eines Wortes. Barsch erwidert er demselben, er wolle sein Geld nicht; alle Güte sei Verstellung, alle Dienstfertigkeit Betrug; die Galle sei das Beste am Menschen. Minna, welche die Scene mit tiefem Schmerz ansieht, bedauert jetzt ernstlich, daß sie dem Rate Franziskas nicht gefolgt ist und den Scherz zu weit getrieben hat. Während Franziska zu ihrem lieben Wachtmeister tritt, um diesen zu trösten, versucht jene mit ihrem ganzen Liebesjammer noch einmal, den von Wut ergriffenen Tellheim aus seinem Irrtume zu reißen. Es ist vergebens. In diesem peinlichen Augenblicke wird höchst gelegen die Ankunft des Oheims angekündigt.

Die Kunde von der Ankunft Bruchsalls weckt Tellheim plötzlich aus seiner Betäubung. Noch hält er den Grafen für den Hauptwidersacher seiner Verbindung mit Minna, die derselbe seinetwegen enterbt habe. Dieses läßt ihn das eben Vorgefallene vergessen; er will Minna alles verzeihen, wenn sie Reue empfände. Diese entgegnet, indem sie ihn umarmt, daß sie gar nichts zu bereuen habe, denn sie habe durch ihre Weigerung sein ganzes schönes Herz offenbar werden sehen. Ihre Flucht, ihre Enterbung — alles sei eine bloße Erdichtung gewesen; Bruchsall sei sein bester

Freund. Auch in betreff des Ringes kann Minna Tellheim glücklich enttäuschen. Sie bittet ihn, denselben doch genau anzusehen und sich zu überzeugen, daß es sein eigner Ring sei, den sie nicht in den Händen des Wirts habe lassen wollen. Der überglückliche Tellheim fühlt sich wie aus einem schrecklichen Traume erwacht. Voll tiefer Bewegung kann er anfangs kein Wort aussprechen, als er von dem eingetretenen Bruchsall mit dem innigsten Wohlwollen empfangen wird. Minna möchte gleich das heute Erlebte dem Oheim erzählen, um demselben das edle Herz Tellheims in seinem ganzen Glanze zu enthüllen. Der eben Eingetretene wünscht jedoch, dieses auf seinem Zimmer zu vernehmen, wodurch auf eine geschickte Weise eine Wiederholung des Bekannten abgeschnitten wird.

Während Minna dem Oheim nacheilt, bleibt Tellheim zurück, um sein Unrecht an Werner wieder gut zu machen. Offen gesteht er diesem, niemand in der Welt habe einen bessern Freund, als er an Werner habe. Diese Worte bestärken Franziska in der guten Meinung, die sie ohnedies schon von Werner hat, um so mehr, und kaum hat sich Tellheim entfernt, so tritt sie schüchtern und verschämt an Werner heran, der vor Rührung Thränen im Auge hat, und fragt ihn, ob er keine Frau Wachtmeister gebrauche. Als jener erwidert, ob dies ihr Ernst sei, und ob sie ihm auch nach Persien folgen werde, da erklärt sie, mit ihm zu gehen wohin er wolle. Überglücklich ruft der Wackere aus, das er wenigstens ein ebenso gutes Mädchen und einen ebenso redlichen Freund habe, als der Major. Vertrauensvoll ergreift er Franziskas Hand und schließt mit der Versicherung, in zehn Jahren müsse er General oder im Kampf geblieben sein.

2. Die Personen des Gedichts.

Wie der Stoff zur Dichtung, so sind auch die Personen derselben unmittelbar aus dem Leben und aus der nächsten Umgebung des Dichters, aus seinen in Breslau gemachten Wahrnehmungen genommen. Daher sind denn auch alle Personen lebenswahr, und die Hauptpersonen von echt deutscher Gesinnung und nationalem Wesen, welche Eigenschaften durch den Gegensatz, den der Franzose Riccaut bildet, vorteilhaft gehoben werden. Der Held der Dichtung und also die Hauptperson ist Tellheim, an den Minna von Barnhelm, nach der das Stück benannt ist, sich würdig anreihet. Werner und Franziska entsprechen in mehr komischer Weise den Genannten. Von den Nebenpersonen bilden der Wirt und Riccaut durch ihr betrügerisches Wesen eine Gruppe, ebenso Bruchsall und die Witwe Marloff, als ältere biederdeutsche Personen. Just und die übrigen Diener gehören dem Stande nach zusammen; aber der erstere bildet einen befriedigenden Gegensatz zu dem übrigen Dienertroß.

Tellheim bildet insofern einen Gegensatz zu den übrigen Personen, als er sich zum Tragischen hinneigt, völlig frei von allem Komischen ist.

In der nachstehenden Charakteristik Tellheims ist absichtlich gezeigt worden, wie diese Übungen anzustellen sind, daß man namentlich zuerst das Material sammeln, dann ordnen und darauf frei zu einem Gesamtbilde verarbeiten muß. Es wird dabei am zweckmäßigsten mit den äußeren Verhältnissen begonnen.

a. Major von Tellheim.

*Material.

Tellheim sagt: „Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußere Not hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen." Gesammelte Werke. II. 255.)

Als Tellheim hört, daß Werner nach Persien gehen und sich für den Krieg anwerben lassen will, sagt er: „Man muß Soldat sein für sein Land, oder aus Liebe zur Sache, für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts." (S. 210.)

Zu Minna sagt Tellheim: „Die Großen haben sich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für sie ganz wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, aber alles seiner eigenen Ehre wegen thut." (233.)

Minna sagt in Bezug auf Tellheim: „Freund und Feind sagen, daß er der tapferste Mann von der Welt ist." (172.)

Werner sagt zu Tellheim: „Habe ich Sie nicht hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, Ihr Leben wagen sehen?" (209.)

Dafür gingen aber auch die Soldaten für ihn in den Tod. Als Tellheim sagt, daß es sich für ihn nicht zieme, sein Schuldner zu werden, entgegnet Werner: „Ziemt sich nicht?" — „Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, sich Ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte, und Sie zu mir kamen und sagten: „Werner hast Du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflasche reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemt sich das? — Bei meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Wasser damals nicht oft mehr wert war, als aller der Quark! Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie sich

ein, es ist Wasser. Auch das hat Gott für alle geschaffen." — — „Sie wollen mein Schuldner nicht sein? Wenn Sie es denn aber schon wären, Herr Major? Oder sind Sie dem Manne nichts schuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf spalten sollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Brust jagen wollte?" (208.)

Minna: Aber wer hat ihn von der Tapferkeit jemals reden hören?" (172.)

Tellheim: „Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen." Minna: „Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten nach dem Prahlen weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und seinem Unglück zu sprechen." Tellheim: „Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt ist." (190.)

Tellheims Ritterlichkeit giebt sich kund, als Minna sich ein „sächsisches verlaufenes Fräulein, das sich ihm an den Kopf geworfen", nennt. Auffahrend und wild um sich sehend erwidert er: „Wer darf so sprechen? — Ah, Minna, ich erschrecke vor mir selbst, wenn ich mir vorstelle, daß jemand anders dies gesagt hätte, als Sie. Meine Wut gegen ihn würde ohne Grenzen sein. (257.)

Von der Festigkeit in seinen Grundsätzen giebt unter anderem der 2. Aufzug im 8. und 9. Auftritt Kunde.

„Nein, Franziska, ich kann nicht die Ehre haben, das Fräulein zu begleiten." (237.)

„Eher soll mich hier das äußerste Elend vor den Augen meiner Verleumder verzehren." (238.)

Als Tellheim das Sachverhältnis mit dem Wechsel Minna auseinandergesetzt hat, sagt er: „Hierdurch halte ich meine Ehre für gekränkt." (236.)

„Es ist ein nichtswürdiger Mann, der sich nicht schämt, sein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, dessen blinde Zärtlichkeit —". (239.)

„Ich brauche keine Gnade, ich will Gerechtigkeit. Meine Ehre —". (239.)

„Nein, Fräulein, Sie werden von allen Dingen recht gut urteilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre ist nicht die Stimme unseres Gewissens, nicht das Zeugnis weniger Rechtschaffenen —". (239.)

Als Franziska versuchend sagt, daß er seinem guten Geschick danken solle, daß er so von dem enterbten Fräulein loskomme, muß sie den harten Ausdruck hinnehmen: „Elende! für wen hältst du mich?" (242.)

Graf Bruchsall! „Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim;

und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben." (265.)

Tellheim: „Ich brauche keine Gnade, ich will Gerechtigkeit." (239.)

Tellheim zum Wirt: „Ich bin Ihnen schuldig, Sie räumen mir in meiner Abwesenheit das Zimmer aus; Sie müssen bezahlt werden; ich muß wo anders unterzukommen suchen. Sehr natürlich!" (155.)

Minna: „Er (Tellheim) hat das rechtschaffenste Herz." (172.)

Tellheim: „Ich habe diese Bitterkeit schon vergessen." (162.)

Just: „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscher für mich bezahlt 25 Thlr. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thlr. Summa 114 Thlr. (162.)

Tellheim hat dem Rittmeister Marloff 400 Thlr. geborgt. Als dessen Witwe kommt, die Summe zurückzuzahlen, sagt er: „Marloff ist mir nichts schuldig geblieben." (159.) Als die Marloff ihn von neuem bittet, das Geld zu nehmen, erwidert er: „Wollen Sie, daß ich die unerzogene Waise meines Freundes bestehlen soll? Bestehlen, Madame; das würde es im eigentlichsten Verstande sein. Ihm gehört es, für ihn legen Sie es an." (160.) Zu derselben: „Ich werde es nicht vergessen, daß ein Sohn von ihm da ist. Er wird mein Sohn sein, sobald ich sein Vater sein kann." (159.)

Tellheim zu Just: „Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle." (162.)

Tellheim: „Ich wollte mir diese Strenge ersparen und schoß (den sächsischen Ständen) die fehlende Summe selbst vor." (235.)

Tellheim: „Mein eigenes Unglück schlug mich nieder, machte mich ärgerlich, kurzsichtig, schüchtern, lässig; ihr Unglück hebt mich empor, ich sehe wieder frei um mich und fühle mich willig und stark, alles für sie zu unternehmen." (245.)

Tellheim zu Minna: „Sie konnten nicht vermuten, wie sehr mich Ihr Unglück über das meinige hinaussetzen würde." (248.)

Tellheim: „Just, ich glaube du zankst" (mit dem groben Wirte)? (154.)

Tellheim zu Werner: „Um mir auf den Wirt des alten (Quartiers) die Ohren voll zu fluchen. Gedenke mir nicht daran." (205.)

Tellheim zur Marloff: „Ihr Gemahl war mein Freund; mein Freund, sage ich; ich war immer karg mit diesem Titel." Die Marloff: Wer weiß es besser als ich, wie wert Sie seiner Freundschaft waren, wie wert er der Ihrigen war?" (158.)

Minna: „Er (Riccaut) versicherte, daß er Ihr Freund sei." Tellheim: „Ich versichere, daß ich seiner nicht bin." (238.) Nur der Würdige konnte sein Freund sein.

Tellheim zu Werner: „Aber Freund, woran fehlte mir es, daß ich bei Gelegenheit nicht eben so viel für Dich würde gethan haben?" (209.)

Tellheim besitzt auch Freunde. (267.)

Tellheim, um Minna seine Liebe auszudrücken: „Ihrem Dienste allein sei mein ganzes Leben gewidmet!" — „Morgen verbinde uns das heiligste Band; und sodann wollen wir um uns sehen, und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den stillsten, heitersten, lachendsten Winkel suchen, dem zum Paradiese nichts fehlt, als ein glückliches Paar. (255.)

** Charakteristik.

Tellheim stammt aus Kurland, wo die Glieder der Familie, den Vater ausgenommen, zu der Zeit noch lebten, von der hier die Rede ist. Er diente im siebenjährigen Kriege in Friedrichs II. Heere als Major in einem Kavallerie-Freibataillon, und erhielt mit andern Offizieren nach dem Friedensschluß seinen Abschied ohne Pension. Wegen eines den sächsischen Ständen im Kriege gemachten Vorschusses von 2000 Pistolen wurde er bei seiner Entlassung in einen Prozeß verwickelt, der ihn in große Verlegenheit brachte, schließlich aber gerecht und zu seinen Gunsten entschieden wurde. Nachdem seine Ehre gerettet und sein Vorschuß ihm wieder zurückerstattet worden war, verheiratete er sich mit Minna von Barnhelm.

Tellheim ist das Bild eines edlen deutschen Mannes und musterhaften Offiziers.

Als er die gerechte Sache in Gefahr sieht, greift er freiwillig zu den Waffen und erweist sich im Kriege so mutig und tapfer, daß Freund und Feind das offen anerkennen. Aber nie prahlt er mit seinen Thaten, vermeidet jedes Gespräch darüber. Mit den Soldaten geht er kameradschaftlich um, gegen seine Diener ist er wohlwollend, gegen Unglückliche wohlthätig und edelmütig. In seinem Benehmen gegen andere waltet sittlicher Anstand, selbst dann, wenn er unwürdig behandelt wird. Seine Freundschaft kann nur der Würdige erlangen; solchen Freunden ist er aber treu im Glück und Unglück. Die Ehre ist sein höchstes Gut, und wer sie ihm antastet, der ist sein schlimmster Feind, der erbittert ihn; selbst die Liebe muß der Ehre weichen. Die volle Anerkennung seiner makellosen Ehre durch die Gerechtigkeit des Königs ist daher der höchste Lohn für ihn. Ebenso bestrebt er sich, gegen jedermann gerecht zu sein, fordert aber auch unerbittlich Gerechtig-

keit für sich. Not erträgt er ohne Klage, und würde lieber darin zu Grunde gehen, als sich auf Unkosten anderer aus derselben befreien.

Seine Liebe zu Minna entspringt aus Ehrfurcht und Hochachtung gegen die Frau und ist darum so tief und innig. Er will lieber die Treue brechen, als seine Braut unglücklich machen und erniedrigen. Stolz erfüllt ihn, wo er allein empfangen soll, Demut und Hingebung, wo er die Aussicht hat, leisten zu dürfen. Die Liebe trägt endlich auch den Sieg über die ruhmvolle Aussicht davon, die der König ihm eröffnet.

Das Original des Tellheim ist Ewald Christian von Kleist, dem der Freund hiermit ein ewiges Denkmal setzte. Vergl. oben S. 438.

b. Minna von Barnhelm

stammt aus Sachsen. Sie ist elternlos und hat ihren Oheim, den Grafen Bruchsall, zum Vormunde. Ihre ansehnlichen Güter liegen in Thüringen. Eine edelmütige, dem sächsischen Lande erwiesene That des preußischen Majors von Tellheim ist Veranlassung geworden, daß sie sich mit demselben verlobt hat. Nach dem Friedensschluß wird die eheliche Verbindung mit ihm vollzogen.

Tellheim selbst charakterisiert uns Minna als das süßeste, holdseligste, beste Geschöpf unter der Sonne, ganz Güte und Großmut, ganz Unschuld und Freude, vergißt dabei aber auch nicht ihre Neigung zu „kleinem Mutwillen“ und „ein wenig Eigensinn“. (256.)

Von der Sentimentalität, an welcher viele Frauen leiden, ist sie ganz frei, eben so frei aber auch von dem Streben, die Schranken abzuwerfen, welche den Wirkungskreis der Frau naturgemäß begrenzen und enger ziehen, als den des Mannes. Daher sucht sie Tellheim in einer Gesellschaft auf, um ihn ihre Hochachtung erkennen, ihre Liebe merken zu lassen. Tellheims edelmütige That hat ihr Herz zu gewaltig ergriffen, als daß die kleine Rücksicht auf die Etikette sie von diesem Schritte abhalten konnte. Das ist sittliche Verehrung männlicher Würde, edler Menschlichkeit. Diese That ist zugleich ein Beweis ihrer echt deutschen Gesinnung. Die Sächsin vergißt, was die Preußen ihr und ihrem Volke im Kriege zugefügt haben; das edle deutsche Wesen beider Bruderstämme wird für sie, und symbolisch für beide Völker, das Einigungsband. Von ihrer deutschen Gesinnung wird uns auch in ihrem Gespräch mit dem Franzosen Riccaut eine Probe gegeben. Auf dessen Frage: „Nit? Sie sprek nit Französisch, Ihro Gnad?“ antwortet sie: „Nein, Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen. Und ich werde Sie gewiß auch verstehen; sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt. (221.) In dem Gespräche mit Riccaut giebt sich zugleich auch ihr rechtlicher Sinn zu erkennen. Denn als er eine Andeutung von falsch spielen macht, da rückt sie ihm das Abscheuliche

solchen Verfahrens sogleich vor, und erklärt sich offen gegen die aus Artigkeit vorgeschobene Spielgemeinschaft.

In ihren Reden und Handlungen entwickelt sie eine hohe Verstandesschärfe. Aber der scharfe Verstand hat sie nicht um das Gemüt gebracht; der Anblick der Not erregt sofort ihr Mitleid, selbst bei einem Menschen wie Riccaut; Freude will sie nicht allein genießen, sie ruft sie nötigenfalls durch reiche Gaben in andern hervor; für glückliche Fügung ihres Schicksals dankt sie freudig Gott.

Endlich sind in Minna auch die frische Thatkraft und edle Selbständigkeit nicht zu übersehen und zu unterschätzen, wie sie sich bei ihrer Verlobung, ihrer Reise nach Berlin und in der konsequenten Durchführung ihrer Pläne, Tellheims Sinnesänderung betreffend, geltend machen; sie zeigt darin, daß sie Tellheims würdig ist.

Goethe sieht in dieser Minna den Dichter selbst. Nicht bloß Lessings Verstand, sondern auch sein großes, warmes edles Herz, sein Herz von Ehre und Liebe steckt in ihr, sagt er einmal.

c. Franziska Willig,

die Tochter eines Müllers auf einem der Güter Minnas, steht mit dieser im gleichen Alter (21 Jahre), und ist mit ihr erzogen und gleichmäßig unterrichtet worden. So vertraulich das Verhältnis dadurch zwischen beiden auch geworden ist, so weiß sie doch sich ihrer Herrin unterzuordnen, wenn es darauf ankommt. An Adel steht sie Minna nach, hat aber ein gutes, leicht erregtes Herz, klaren Verstand und eine treffliche Gabe Mutterwitz. Hier und da kann sie etwas schnippisch werden.

d. Der Wachtmeister Paul Werner

diente in Tellheims Bataillon. Er gehörte nach Bildung und Lebensstellung dem ehrenwerten Mittelstande an, ist aber so durch und durch Soldat, daß er sich zur Friedenszeit nicht behaglich fühlt, im einsamen Dorfe es selbst auf dem eigenen Gute nicht aushält. Durch ehrenhaftes Verhalten, Diensteifer, Mut und Tapferkeit im Kriege hat er sich Tellheims Achtung und Freundschaft erworben und ist diesem in einem Grade zugethan, daß er jeden Augenblick bereit ist, Gut und Blut für ihn hinzugeben. Seine Liebeserweisungen gegen seinen Herzensmajor sind oft wahrhaft großmütig und rührend, und man bedauert aufrichtig, daß er damit selten das Ziel erreicht. Von Tellheim nimmt er auch gern guten Rat für seine Privatverhältnisse an. Gemeiner Gesinnung, wie sie sich z. B. im Wirt kund giebt, tritt er überall entgegen, geht daher auch auf Justs Vorschlag, dem Wirt heimlich einen Possen zu spielen, nicht ein. Sein guter Humor verläßt ihn zu keiner Zeit und macht ihn in seinem Kreise zum angenehmen Gesellschafter.

e. Just,

Tellheims Diener, hat zwar eine rauhe Außenseite und ist nach seines Herrn Aussage sehr derb in seinen Ausdrücken, hartnäckig, wild und ungestüm gegen alle, die ihm nichts zu befehlen haben, tückisch, schadenfroh, rachsüchtig, beweist seinem Herrn aber die treueste Anhänglichkeit und aufrichtigste Dankbarkeit, und ist jeden Augenblick bereit, dieselbe durch Aufopferung erheischende Thaten zu beweisen.

f. Der Wirt „zum König von Spanien“

gehört zu den notorisch schlechten Personen, zu dem Menschenschlage, der nur seinen Vorteil im Auge hat und kein Mittel verschmäht, dazu zu gelangen; er ist ein Schelm von Profession, und als solcher trefflich gezeichnet. Im Umgange mit Gleichstehenden erweist er sich gemein, von niedrigster Gesinnnug, gegen vornehme Wohlhabende, die Gewinn versprechen, kriechend und gleißnerisch, gegen Ehrenmänner ohne Vermögen und Einfluß rücksichtslos und unverschämt, da sittliche Größe in seinen Augen keinen Wert verleiht. Das erfährt der treffliche Tellheim, ungeachtet er „Jahr und Tag bei ihm gewohnt und manchen schönen Thaler bei ihm verzehrt hat“. Zu seinen unliebenswürdigen Eigenschaften gehört auch die Neugierde, die sich namentlich bei ihm in dem widerlichen Streben, in Familiengeheimnisse einzudringen, zeigt, und ihm gerade als Wirt sehr schlecht ansteht.

g. Der Lieutenant Riccaut

ist eine heruntergekommene Person, ein schwindlerischer Industrieritter und Falschspieler, der bald kriechend, bald anmaßlich erscheint, und durch seine Charakterlosigkeit das verdorbene Franzosentum repräsentiert, das zu Friedrichs Zeiten im preußischen Heere stark vertreten war. Er dient trefflich dazu, die Würde der deutschen Offiziere, die Tellheim vertritt, in ihrer ganzen Hoheit erkennen zu lassen.

3. Der Stoff des Gedichts.

Zu Lessings Zeit benutzte man für größere dramatische Dichtungen noch vielfach fremdländische Stoffe, und beschränkte sich oft sogar auf Übersetzung und Nachahmung derselben, ungeachtet schon Klopstock durch seine Dramen stark genug auf deutsche Helden und Begebenheiten hingewiesen hatte. Lessing schloß sich in dieser Beziehung in Minna von Barnhelm nicht nur diesem Dichter an, sondern ging noch einen bedeutenden Schritt darin weiter. Denn während Klopstock seine Gegenstände aus entlegenen Zeiträumen entnahm, griff Lessing mitten in die bewegte Gegen=

wart des Vaterlandes hinein; er wählte einen deutschen Stoff und schuf deutsche Charaktere. Es ist die unmittelbare Anschauung der Eigentümlichkeiten des siebenjährigen Krieges, welche dem Dichter das Material liefert und ihn poetisch begeistert. Wer auch nur einen mäßigen Grad von Beobachtungsgabe besaß, der hatte damals Gelegenheit genug, die Personen der „Minna" durch eigene Anschauung kennen zu lernen und die Wünsche der deutschen Völker, namentlich der norddeutschen, zu vernehmen. Das alles nun sprach der Dichter in geläuterter Weise aus, und lieferte so das erste wahrhaft deutsche Drama, das erste volkstümliche deutsche Lustspiel, eine That, die allein hinreicht, um Lessings Ruhm zu begründen. Goethe bezeichnet Lessings Minna von Barnhelm als „die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von specifisch-temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung thut." (XXI. 80.) Der Erfolg war auch wirklich ein großartiger und hat sich bis diesen Tag erhalten. Nachdem man sich in Berlin über die Kühnheit des Dichters, den König, wenn auch nicht in eigner Person, so doch in einem eigenhändigen Schreiben, auf die Bühne zu bringen, beruhigt hatte, wurde das Lustspiel mit noch nie erlebtem Beifall bei immer vollem Hause vom 21. März 1768 bis zum 11. April zehnmal hinter einander gespielt und hätte noch öfter gegeben werden können, wenn nicht das letzte Mal der Prinz Heinrich, die Prinzessin Philippine und der Markgraf Heinrich zugegen gewesen wären. Aus Achtung gegen sie wurde das Stück nicht laut vom Parterre wieder verlangt (vergl. den Brief von Karl Lessing an seinen Bruder vom 11. April 1768); auch schied der Theaterdirektor Döbbelin bald darauf von Berlin. Lessing hatte, wie Devrient geistreich gesagt, „den Sieg bei Roßbach auf dem Felde der Dramatik wiederholt" (Geschichte der deutschen Schauspielkunst, II. 143), denn von nun an wurde das deutsche Theater auch von den gebildeten Ständen neben dem vom Hof bevorzugten französischen besucht, und durch das Drama wurden sie auch auf die übrigen Seiten der Litteratur aufmerksam gemacht, für welche sich ein täglich sich steigerndes Interesse kund gab. Lessing hat sich durch sein Nationaldrama für immer die Sympathieen des Volkes gesichert.

4. Idee der Dichtung.

Die Idee, welche Lessing in der Minna von Barnhelm verwirklichen wollte, liegt klar zu Tage, und ist auch schon von Goethe in seiner Selbstbiographie richtig bezeichnet worden. Es bestand in jener Zeit eine unangenehme Spannung zwischen einzelnen deutschen Völkern, die während des siebenjährigen Krieges in völ-

ligen Haß ausartete, so namentlich zwischen den Preußen und Sachsen. Durch Beendigung desselben konnte dieser Haß nicht gehoben werden, da Sachsen nur erst recht fühlte, welche Wunde ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Es mußte daher versucht werden, anschaulich zu zeigen, daß ein solcher Haß zwischen beiden Völkern unnatürlich und schädlich sei und nicht in den Völkern liege, sondern allein in den traurigen politischen Verhältnissen des Landes; es mußte dargethan werden, daß der deutsche Charakter überall derselbe sei, überall im Geiste der gemütlichen Rechtlichkeit beruhe. Das hat Lessing in Minna von Barnhelm gethan. Tellheim und Minna sind ihm die würdigen Repräsentanten der beiden Völker. Der ehrenwerte Preuße hält seine Anschauungen und Grundsätze für die allein richtigen und ist nicht geneigt, auch nur eine Haarbreite davon aufzugeben. Hätte Minna sich ebenso verhalten, so würde eine Vereinigung nun und nimmermehr zustande gekommen sein. Da kommt nun aber die feine, verständige Sächsin mit ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit, und ruhet trotz aller Zurückweisung, die sie anfänglich erfährt, nicht eher, als bis sie ihm das Einseitige seiner Ansichten, sein falsches Ehrgefühl, gezeigt, bis sie den Liebling ihres Herzens überwunden hat, bis sie unlöslich mit ihm verbunden ist. Und durch diesen Kampf und Gegenkampf zwischen Ehre und Liebe, den stärksten Triebfedern menschlicher Handlungen, werden nicht bloß die persönlichen Gegensätze ausgeglichen, sondern in der Verbindung zwischen Tellheim und Minna wird auch die national notwendige Eintracht zwischen friedlichen Stämmen, Preußen und Sachsen, symbolisch gefeiert. Auch in den untergeordneten Personen, namentlich im Wachtmeister und in Franziska, wird diese Vereinigung widerstrebender Personen glücklich durchgeführt, und auch hier thut die Sächsin die ersten Schritte, freilich erst, nachdem sie sich überzeugt hat, daß der Preuße ihr geneigt ist. Daher konnten auch in der That beide Völker mit dem Gedicht zufrieden sein, und der Beifall, den das Stück in Berlin davontrug, beeinträchtigte auch wirklich die gute Aufnahme nicht, die ihm in Leipzig zu teil wurde.

Lessing hatte aber recht, wenn er von sich sagte, daß er weder Sachse noch Preuße sein durfte, um das Stück schreiben zu können.

Zur Ergänzung fügen wir hier noch eine Stelle aus H. Langs „Religiöse Charaktere" (241) hinzu. „Das Stück ist, wie es schon zu seinem Hintergrunde den Ernst gewaltiger Zeitereignisse hat, ganz und durchaus auf die Lösung einer sittlichen Aufgabe gebaut. Menschenwert und Manneswert ist im allgemeinen der Kern der Dichtung, als unabhängig und rein in sich begründet im Verhältnis zu allen äußeren Gütern, selbst zur Liebe des Weibes, so weit dieses ein äußeres Gut ist und andere Glücksgüter mit

sich führt. Der echt bescheidene Mann von innerem, sittlichem Gehalt im Kampf mit Armut und Verkennung der schlimmsten Art von Seiten seiner Vorgesetzten kann sich nicht entschließen, von der geliebten Frau, je wahrer er liebt, Güter des Glückes und der Ehre lediglich zu empfangen. Aber die echte liebende Frau wähnt auch nicht, dem Manne erst verleihen zu müssen, was er in sich selbst besitzt; lieber will sie von seinem Edelmut und seiner Armut ihren gleichen Teil von ihm empfangen, als für seinen Wohlthäter gelten. Diese reine, echte Liebe siegt endlich über alle Mißverhältnisse, und wenn der Vorhang fällt, ist es nicht bloß die Befriedigung des ästhetischen Geschmackes, es ist die Befriedigung unseres ganzen sittlichen Wesens, es ist der höchste Friede eines heiteren mit sich und der Welt ausgesöhnten Gemütes, womit wir den Schauplatz verlassen."

5. Komposition der Dichtung.

Die künstlerische Anlage der Dichtung ist mustergültig und übertrifft alles, was in dieser Beziehung bis dahin geleistet worden war, auch Lessings eigene Dramen vor 1765 mit eingeschlossen. Der von Lessing im „Laokoon" selbst aufgestellte neue poetische Grundsatz, nach welchem die Dichtung es mit der successiven Handlung unter dem Prinzipe der Zeit zu thun habe, fand in dem Drama Minna von Barnhelm seine erste praktische Bewährung. Diesem Grundsatze gemäß strebt die Dichtung in freiem, raschem Drange fort und läßt dem leeren Pathos weder Zeit noch Raum, sich auf Kosten der Bewegung zu entfalten. „In den ersten zwei Akten hat er ein unerreichbares Muster aufgestellt." (Goethe.) Im 3. Aufzuge fängt allerdings die Handlung an etwas zu stocken durch Einlegung der Angelegenheit zwischen dem Wachtmeister und Franziska; aber Lessing hat gerade wieder an dieser Stelle so viele andere Schönheiten entwickelt, daß man diesen Mangel leicht und gern übersieht, derselbe überdies so glücklich verdeckt ist, daß schon das Auge eines Kunstkenners dazu gehört, um ihn aufzufinden. Die weitere Ausführung ist durchaus tadellos. Die Charaktere sind, wie wir schon gesehen haben, trefflich durchgeführt, reden immer ihrer Rolle gemäß und leiden vielleich nur an übertriebenem Wettstreit in der Großmut, was schon 1767 einem Recensenten (in den Göttinger gelehrt. Anz.) Anlaß zu der Bemerkung gab, daß man das Stück „die Großmütigen" hätte betiteln können. Claudius, der das Stück seines Freundes auf der Hamburger Bühne gesehen hatte, widmete der Komposition und der Darstellung der Minna in den Adreßkomtoirnachrichten 1769 einen originellen, humoristisch gehaltenen Briefwechsel, worin ein junger Mensch vom Lande an seinen Vater über das Gesehene berichtet. (Siehe Nachlese zu M. Claudius' Werken S. 2. ff.)

6. Entstehung der Dichtung.

Den Entwurf zur Minna von Barnhelm verdankte Lessing den heiteren Frühlingsstunden, die er in einem Garten zu Breslau verlebte; die Ausarbeitung blieb dagegen Berlin vorbehalten. Dort beendete er das erste preußische Drama, das in solcher Kunstvollendung bis jetzt auch das einzige geblieben, in dem Hause Nr. 10 am Königsgraben im J. 1765, wenngleich der erste Druck vom J. 1767 die Angabe enthält: „Verfertigt im Jahre 1763."

7. Form und Sprache der Dichtung.

„Minna von Barnhelm ist in Prosa abgefaßt. Der Ausdruck darin ist natürlich, bald edel, bald wieder einfach, ohne sich je in Schwulst oder Niedrigkeit zu verlieren, die Sprache überall leicht und gelenk, klar und kräftig, weit erhaben über die damalige Sprache der geselligen Unterhaltung. Lessing ist daher der Schöpfer dieser herrlichen Prosa.

8. Schriftliche Aufgaben.

1. In wiefern ist Lessings Minna von Barnhelm ein nationales Drama? 2. Der deutsche Soldat in Lessings Minna von Barnhelm. (Vergl. Kluge, Themata zu deutschen Aufsätzen.)

16. Nathan der Weise.

Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. 1779.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. II. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. III. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 36. — Lüben, Auswahl. I. 265.

I. Die Parabel von den drei Ringen.

Dritter Aufzug, fünfter bis siebenter Auftritt.

1. Erläuterungen.

5. **Auftritt.** „Sultan" heißt wörtlich „ein Mächtiger", und dient daher zur Bezeichnung der türkischen Machthaber, Beherrscher, ist also gleichbedeutend mit König oder Kaiser.

V. 10. Du glaubst doch nicht, daß ich verächtlich von des Volkes Stimme denke? Der Ausdruck: „des Volkes Stimme" (Volksstimme, Stimme des Volks) bezeichnet das Urteil einer Menge, z. B. der Bewohner eines Dorfes, einer Stadt, eines Staates. Das Wort „Volk" kann dabei in einem doppelten Sinne genommen werden, es kann damit entweder die Gesamtheit der Orts- oder Staatsangehörigen, im Gegensatz zum Fürsten, gemeint sein, oder nur die ungebildete Menge daraus, als Gegensatz zu den Gebildeten. In vielen Fällen ist es außer Zweifel, daß viele etwas besser erkennen, also auch richtiger darüber urteilen,

als ein einzelner; aber es ereignet sich auch nicht selten, daß sich unter einer großen Menge nur einer befindet, der die Wahrheit erkennt. Darum hört der Regent auf die Stimme des Volkes, denkt nicht „verächtlich" davon, prüft sie aber, und zwar, um möglichst sicher zu gehen, in Gemeinschaft mit anerkannt tüchtigen, dem Volke wahrhaft wohlgesinnten Männern. Der Ausdruck erinnert übrigens an das oft mißbrauchte Sprichwort: Volksstimme — Gottesstimme. Schiller läßt in seiner „Maria Stuart" den hochsinnigen Staatsmann Burleigh zur Königin sagen: „Gehorche der Stimme des Volks, sie ist die Stimme Gottes." (IV. 8.)

15. „Zum Spott", d. h. um damit zu sagen, daß er nicht weise sei. Eine solche Art des Spottes nennt man Ironie.

„Wenn dem Volke weise nichts weiter wär' als klug? und klug nur der, der sich auf seinen Vorteil recht versteht?" Nathan deutet hierdurch an, daß das Volk ihn vielleicht bloß wegen seines Reichtums den Weisen nenne. Das Volk, meint Nathan, schließt aus meinem Reichtum, daß ich mich auf meinen Vorteil gut verstehe; ein solcher erscheint ihm klug, und weise ist ihm nicht mehr als klug. — Klug nennen wir den, der die besten Mitttel zur Erreichung seiner Zwecke (gute oder böse) kennt und wählt. Die Zwecke, welche Menschen verfolgen, sind nicht immer gut; daher spricht man von erlaubten und unerlaubten Zwecken. Erlaubte Lebensklugheit zeigt sich darin, daß man aus allen Umständen und Verhältnissen den größten Vorteil zu ziehen versteht, und jeden Schaden von sich zu entfernen weiß, ohne dabei höhere Pflichten zu verletzen. Weise ist dagegen der, welcher die besten Zwecke kennt und wählt. Der weise Mensch hat bei seinen Handlungen immer sittlich gute Absichten: er steht also über den bloß klugen. Übrigens kann nur der verständige Mensch, d. h. derjenige, der viele Dinge nach ihrem Wesen und ihren Eigenschaften kennt oder richtige Begriffe von ihnen hat, klug und weise handeln.

32. „trockene Vernunft", reine, durch nichts getrübte Vernunft, Vernunftgründe.

34. „Aufrichtig, Jud', aufrichtig!" Der Sultan denkt an die Frage nach der besten Religion, die er dem Juden vorlegen will; Nathan aber glaubt, daß Saladin Redlichkeit in einem abzuschließenden Geschäft von ihm verlange.

39—41. „Du sollst das Beste haben von allem; sollst es um den billigsten Preis haben." Nathan nimmt an, daß Saladin Waren von ihm kaufen wolle, obgleich er im Grunde auf eine Anleihe gefaßt ist. Denn er wußte von Al-Hafi, daß der Sultan ihn nur habe kommen lassen, um Geld von ihm zu borgen.

43. „Schachern" ist ein verächtlicher Ausdruck für handeln. Es ist vom hebräischen sachar, umherziehen, insbesondere zu

Ein- und Verkauf, entlehnt, und wird häufig gebracht, um die vorherrschende Neigung der Juden zum Ein- und Verkauf, zum Kleinhandel zu bezeichnen.

50. „Auch darauf bin ich eben nicht mit dir gesteuert“ heißt: Auch darauf habe ich es nicht mit dir abgesehen; das erwarte ich nicht von dir zu hören.

54. Ich „heische“, verlange, fordere. Das Wort fängt an zu veralten und wird daher wenig mehr gebraucht.

58. „am meisten eingeleuchtet“, mit dem Verstande als wahr erkannt.

60. „Ich bin ein Jud'.“ Nathan will nur Jude scheinen, obgleich es ihm nach einer späteren Äußerung genügt, ein Mensch zu heißen.

61. „Muselmann“ oder Mohammedaner, Anhänger Mohammeds.

64. „Ein Mann, wie du, bleibt da nicht stehen, wo der Zufall der Geburt ihn hingeworfen.“ Eltern veranlassen in der Regel ihre Kinder zur Annahme der Religion, zu der sie selbst sich bekennen. In vielen Fällen sind die Kinder nicht imstande zu unterscheiden, ob diese Religion auch wirklich die beste sei. Sie werden daher nicht aus Überzeugung Jude, Christ oder Mohammedaner, sondern darum weil ihre Eltern es sind. Dies nun bezeichnet Lessing mit dem Ausdruck: „wo der Zufall der Geburt ihn hingeworfen.“

71. „Laß mich die Wahl, die diese Gründe bestimmt, wissen.“ Laß mich die Wahl der Religion wissen, zu welcher du durch Gründe bestimmt bist.

74. „Wägst mit den Augen mich“, siehst mich überrascht und fragend an.

76 „Grille“, seltsamer, auffallender Gedanke.

6. Auftr. V. 88. „so bar, so blank“, unverhüllt, ohne Irrtum.

V. 90. „Uralte Münze, die gewogen ward.“ Die Völker des Altertums wogen das edle Metall; daher sind auch die Namen der im alten Testament vorkommenden Münzen vom Gewicht entlehnt, z. B. Seckel. „Gewogen“, reiflich erwogen, geprüft und erforscht worden.

95. „In Sack“ und „in Kopf“ ist die Sprachweise des gemeinen Lebens. Durch Hinzufügung des Accusativs den würde der Ausdruck grammatisch genauer. Nathan will sagen, die Wahrheit lasse sich nicht so lange mühelos erwerben.

95. „Wer ist denn hier der Jude?“ Das ist Saladin, da er die mühelose Verrichtung des Geldeinstreichens auf den mühseligen geistigen Prozeß der Aneignung der Wahrheit überträgt.

97. „Die Wahrheit als Falle brauchen“, aus dem

Mitteilen der Wahrheit mir unvorhergesehenen Schaden bringen. Nach dem Anschlage Sittahs lag das allerdings anfangs im Plane.

105. „Stockjude“ bezeichnet einen Juden, der starr und steif an seinen jüdischen Vorurteilen hängt, sich auch von solchen nicht losmacht, die geradezu unvernünftig und schädlich sind. Das Wort stock verstärkt in Zusammensetzungen den Begriff, wie auch die Wörter stockblind, stocktaub, stockstill, stockdumm zeigen.

108. „Das war's! Das kann mich retten!“ Nathan hat endlich das Mittel gefunden, sich aus der Schlinge zu ziehen: das Märchen.

7. **Auftr.** V. 109. „Nicht die Kinder bloß speist man mit Märchen ab.“ Da Nathan erkannt hat, daß Saladin die Wahrheit nicht in Wahrheit fordert, sondern bloß als Falle gebraucht, so verdient er nicht, sie zu erfahren, soll daher mit einem Märchen abgefertigt werden.

111. „So ist das Feld hier rein!“ Sprichwörtliche Redensart. Sittah hatte vorher gehorcht, war aber nun von ihm entfernt worden.

112. „Du bist zu Rande“, fertig, zu Ende.

114. „Es hört uns keine Seele“. Damit will er dem Nathan Mut machen.

122. „wenn's nötig ist und nützt“. Nathan hatte sich zunächst vorgenommen, dem Sultan nicht die ganze Wahrheit zu sagen; er verwirft überhaupt das zwecklose Märtyrertum.

124. „einer meiner Titel“. Die Sultane der morgenländischen Reiche führen eine große Reihe von Titeln.

125. „des Gesetzes“, des Glaubens.

127. „Traun“, wahrlich, in Wahrheit, auf Treue, ohne Zweifel. „Der Rat ist, traun! nicht zu verachten“, heißt es bei Wieland.

134. „Ja, gut erzählen, das ist nun wohl eben meine Sache nicht.“ Lessing schreibt in diesem Sinne an Ramler: „Mich verlangt, wie Sie mit der Erzählung (des Märchens von den drei Ringen) zufrieden sein werden, die mir wirklich am sauersten geworden ist.“

137. „stolz bescheiden“, in der Bescheidenheit noch Stolz zeigen, der doch das Gegenteil von jener ist. Nathan hatte diese Bescheidenheit schon gegen den Sultan gezeigt, als er den Titel eines Weisen beharrlich ablehnte, weshalb ihm Saladin zurief: „Nun der Bescheidenheit genug!“

138. „Vor grauen Jahren“, vor langen Jahren, im Altertum.

140. „Aus lieber Hand“, von einer lieben Person.

141. „Ein Opal, der hundert schöne Farben

spielt." Der Opal, der als Ringstein verwandt wird, ist unter dem Namen edler Opal bekannt. Er findet sich in Ungarn, auf den Faröer und in Sachsen, ist halb durchsichtig, stark glänzend, wasserhell, milchweiß, weingelb, auch bräunlich, spielt lebhaft in grünen, roten, blauen und gelben Farben, und wird deshalb sehr geschätzt und teuer bezahlt. Zwei im Kronschatze des Kaisers von Österreich befindliche, von denen der eine so groß wie ein Hühnerei, der andere von der Größe einer Faust ist, haben einen Wert von über eine Million. Im Mittelalter schrieb man den Edelsteinen geheime Kräfte zu. In der Gral-Sage spielt besonders der Lapis Exillis eine geheimnisvolle Rolle. Im Parcival heißt es von ihm:

Dem Menschen kann kein Leid geschehen,
Am Tage, da er den Stein gesehen,
Und eine Woche nach der Zeit
Bleibt er vom Tode noch befreit.
Wer täglich ihn erblicken kann,
Dem, sei es Jungfrau oder Mann,
Bleibt unverändert Farb' und Haut,
Wie in schönster Blüte sie ward geschaut.
Und säh' er in zweihundert Jahre,
Ihm grauten dennoch nie die Haare;
Und solche Kraft verleiht der Stein
Dem Menschen, daß ihm Fleisch und Bein
In ungeschwächter Jugend bleiben.
Der Stein, des Wunder zu beschreiben
Ich versuchte, wird der Gral genannt.

Weil man den Edelsteinen solche geheimnisvolle Kräfte zuschrieb und zugleich annahm, daß die Natur in ihnen die edelsten Stoffe gleichsam zusammengedrängt und verkörpert habe, so dienten sie bisweilen zur Bereitung von Arzneimitteln, die Tausende von Dukaten kosteten. Lessing spricht also hier völlig im Charakter der Zeit, wenn er dem Opal geheime Kraft beilegt. Der beschränkende Zusatz: „wer in dieser Zuversicht ihn trug", ist eine rationale Deutung jenes Aberglaubens.

155. „Versteh mich, Sultan". Nathan will den Sultan auf die Symbolik des Märchens aufmerksam machen.

161. „sich nicht entbrechen", sich nicht enthalten.

164. „ergießend Herz". Dieser Ausdruck erinnert an die Bibelstelle: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Ein sich ergießendes Herz ist ein in so hohem Grade mit Liebe erfülltes, daß diese daraus von selbst fließt, wie das Wasser aus dem Quell.

169. „Es kam zum Sterben", die Zeit des Sterbens nahete. Die Redensart ist nicht sehr üblich; doch sagt Goethe auch im „König in Thule":

Und als es kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich.

173. „in geheim“, gebräuchlicher insgeheim, aber nicht richtiger.

183. „Du hörst doch, Sultan!“ Nathan betont nochmals die Symbolik des Märchens. Saladin hat dieselbe aber schon gefunden, und sich deshalb abgewandt.

203. „Ich dächte“. Nun fängt Saladin an, an der Sache selbst Interesse zu nehmen, und vergißt, daß er sie nur als Falle gebrauchen wollte.

206. „Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!“ Die jüdische und mohammedanische Religion beschränken sich nicht darauf, vorzuschreiben, was ihre Bekenner glauben, wie sie denken und handeln sollen, sondern geben ihnen auch Regeln für äußerliche Dinge, wie Kleidung, Speise und Trank. Man kann daher Juden und Mohammedaner schon äußerlich als solche erkennen.

209. „Überliefert“, von Geschlecht zu Geschlecht mündlich mitgeteilt. Der Ausdruck erinnert an die Tradition der katholischen Kirche.

221. „Lügen strafst“, der Lüge beschuldigst.

226. „Laß auf unsre Ring' uns wieder kommen.“ Nachdem Nathan die Zustimmung Saladins bemerkt hat, wagt er, das durch die theoretische Erörterung über die Ununterscheidbarkeit der drei Religionen und somit über die Unerweislichkeit des rechten Glaubens unterbrochene Märchen fortzusetzen und, die bisherige Ausflucht fallen lassend, die Unechtheit der drei Religionen zu behaupten.

239. „des falschen Spiels bezeihen“, des Betruges bezüchtigen.

258. „Betrogene Betrüger“. Betrüger waren sie, insofern jeder behauptete, den echten Ring zu haben, der vielleicht verloren gegangen war; betrogene, vom Vater betrogene, welcher, den Verlust des echten Ringes zu bergen, die drei für einen machen ließ.

269. „So glaube jeder sicher seinen Ring den echten“, halte ihn für den echten. Diese Konstruktion ist ungewöhnlich und darum nicht empfehlenswert. Lessing scheint sie geliebt zu haben; denn er sagt im Philotas: „Vielleicht wäre ich der, den du mich glaubst.“

319. „Al-Hafi“ ein Derwisch, war Großschatzmeister oder Defterdar des Sultans. Er hatte den Auftrag erhalten, die leeren Schatzkammern seines Herrn mit dem Reichtum Nathans zu füllen, d. h. eine Anleihe bei ihm zu machen, und war schon bei demselben gewesen.

322. „freierdings“ (nicht freier Dings), aus freien Stücken. Das Wort ist ganz so gebildet, wie schlechterdings, allerdings, platterdings.

327. „das Nämliche an mich zu suchen", das nämliche Ansuchen an mich zu stellen, das Nämliche mich anzusuchen. Der Dichter hat hier nicht das zusammengesetzte Verbum gebraucht, sondern den sonst von dem Verbum regierten Kasus von der Präposition regiert werden lassen, wie im Mittelhochdeutschen oft geschieht.

333. „Tempelherr." Die Tempelherren bildeten einen geistlichen Ritterorden, der zur Zeit der Kreuzzüge, nämlich 1118, durch den französischen Grafen Hugo von Payen zu Jerusalem gestiftet wurde. Sein Zweck war, den in Palästina wandernden Pilgern Schutz zu gewähren. Ritter- und Mönchtum jener Zeit waren in ihm vereinigt, indem er von ersterem die Ritterlichkeit und den Kampf gegen Ketzer und Nichtchristen, von letzterem die religiösen Gelübde und Lebensweise angenommen hatte. König Balduin II. gab ihnen neben dem alten Salomonischen Tempel eine Wohnung, von der sie den Namen Tempelherren oder Templer erhielten. Anfangs waren sie so arm, daß zwei Ritter immer nur ein Pferd besaßen, allein später wurden sie durch bedeutende Schenkungen von Fürsten und Privatleuten sehr reich. Dieser Reichtum wurde die Ursache ihres Untergangs. Der habsüchtige Philipp IV. von Frankreich ließ eine Menge der ungereimtesten Beschuldigungen gegen den Orden verbreiten, warf sich dann als Richter auf, ließ die Templer mittels geheimer Befehle an einem einzigen Tage gefangen nehmen, brachte es mit Hilfe des Papstes Clemens V. und seiner parteiischen Inquisition dahin, daß viele auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannt oder zum Lande hinausgejagt wurden, und nahm darauf alle Güter derselben für die Krone in Beschlag.

Die Tempelherren lebten mit den Sarazenen, den Bedrückern der Christen, in offener Feindschaft, und entgingen daher, gefangen genommen, niemals der Todesstrafe. Der Templer, dessen Nathan gedenkt, hatte von zwanzig Gefangenen allein das Glück gehabt, von Saladin begnadigt zu werden, weil er plötzlich große Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem verstorbenen Bruder Assad entdeckt.

Während Nathan sich auf einer Geschäftsreise befindet, bricht in seinem Hause Feuer aus, wobei seine Pflegetochter Recha in Gefahr kommt, zu verbrennen. Keiner der Umstehenden wagt, ihr Hilfe zu leisten. Da erscheint auf einmal der begnadigte junge Templer, stürzt in die Flammen, rettet Recha, und erwirbt sich dadurch große Ansprüche auf die Dankbarkeit Nathans.

Der Schluß des Gedichtes zeigt, daß Saladin sich nicht getäuscht hatte; der Tempelherr war sein Neffe, Assads Sohn, und Recha dessen Schwester.

334. „Ihm hab' ich eine große Post vorher noch zu bezahlen." Nathan hält sich für verpflichtet, dem Tempel-

herrn seine Dankbarkeit auch durch Geld zu erweisen. „Post" bezeichnet eine Geldsumme, die zu etwas ausgesetzt wird.

2. Inhaltsangabe.

5. **Auftr.** Nathan nahet sich ohne Furcht dem Saladin, beantwortet dessen Fragen mit großer Bestimmtheit und lehnt bescheiden den ihm vom Volke beigelegten Namen eines „Weisen" ab, als der Sultan darauf zu sprechen kommt, und entwickelt dabei zugleich in treffender Weise den Unterschied zwischen klug und weise. Der Sultan erkennt Nathans Weisheit, will sich aber nicht bei Erörterungen darüber aufhalten, sondern recht überzeugende Beweise derselben hören. Zu diesem Zwecke legt er ihm die Frage vor, welche Religion ihm die beste scheine. Nathan stutzt über die Frage und sucht durch die Antwort auszuweichen, daß er ein Jude sei, sich also zur jüdischen Religion bekenne. Saladin läßt sich dadurch nicht abweisen, meint vielmehr, daß ein Mann von Nathans Einsicht nichts ohne Gründe thue, und wünscht namentlich zu wissen, welche der drei Hauptreligionen er für die beste halte, die jüdische, die mohammedanische oder die christliche. Da er es Nathan ansieht, daß diese Frage ihn sehr überrascht, so giebt er ihm eine kurze Bedenkzeit, während welcher er sich in das Zimmer seiner Schwester begiebt, um zu hören, ob sie gehorcht, und ob er seine Sachen bis dahin recht gemacht habe.

6. **Auftr.** Nathan drückt in diesem Selbstgespräch zunächst seine Verwunderung über diese Frage des Sultans aus, vergleicht dabei Wahrheit und Münze mit einander und hebt besonders hervor, daß man erstere nicht so in den Kopf streichen könne, wie geprägtes und aufgezähltes Geld in den Sack. In dem weitern Gespräch giebt er zu verstehen, daß er die Falle, die ihm Saladin gestellt, erkennt, und namentlich aus seinem plumpen Verfahren ersehen hat. Er beschließt daher, behutsam zu Werke zu gehen, und den Sultan wo möglich mit einem Märchen abzuspeisen.

7. **Auftr.** Veranlaßt durch Fragen des Saladin, erklärt Nathan, daß er bereit sei, das, was er als Wahrheit anerkannt habe, vor aller Welt zu bekennen, selbst alles dafür aufs Spiel zu setzen, wenn es nötig sei und nütze. Saladin giebt seine Verwunderung über diesen Mut zu erkennen, und hofft durch Nathans Weisheit in seinem Berufe gefördert zu werden. Nathan erzählt hierauf dem Saladin folgende Parabel.

„Im Altertum lebte einst ein reicher Mann, der unter andern kostbaren Kleinodien, die sich in seinem Schatze befanden, einen sehr schönen Ring besaß, welchen er wegen seines Wertes und seiner Schönheit besonders auszeichnete, und ihn deswegen auf immer bei seiner Nachkommenschaft erhalten wollte; und darum befahl er, daß derjenige unter seinen Söhnen, welchem er diesen

Ring hinterlassen würde, als sein Erbe angesehen werden sollte; und alle seine andern Brüder sollten ihn als Haupt der Familie ehren und hochachten. Derjenige, der den Ring erbte, beobachtete gegen seine Nachkommen dasselbe Verfahren und folgte dem Beispiele seines Ahnherrn. So ward der Ring von Vater und Sohn auf viele Geschlechter vererbt, bis ihn endlich einer bekam, der drei liebenswürdige und tugendhafte Söhne hatte, welche dem Vater alle drei gleich gehorsam waren, und deswegen alle drei von ihm gleich geliebt wurden. Die Jünglinge, welchen das Herkommen mit dem Ringe bekannt war, und welche einer wie der andere wünschten, ein jeder vor den übrigen der geehrteste zu sein, bestrebten sich um die Wette, den Ring zu bekommen, und ein jeder von ihnen bat den Vater, der schon alt war, ihm denselben vor seinem Tode zu vermachen. Der gute Vater, der seine Söhne gleich lieb hatte, und selbst keine Wahl unter ihnen zu treffen wußte, versprach einem jeden, ihm den Ring zu geben, und ersann ein Mittel, sie alle drei zu befriedigen. Er ließ deswegen bei einem geschickten Meister heimlich zwei andere Ringe machen, die dem ersten so völlig ähnlich waren, daß er selbst, der sie hatte verfertigen lassen, kaum imstande war, den echten von den unechten zu unterscheiden. Auf seinem Sterbebette gab er jedem seiner Söhne insgeheim einen von den drei Ringen. Nach seinem Tode wollte nun ein jeder von den Söhnen der Erbe sein und den Vorrang vor seinen Brüdern behaupten, und um diesen den andern streitig zu machen, zog ein jeder, dem hergebrachten Gebrauche gemäß, seinen Ring hervor. Da war aber ein Ring dem andern so ähnlich, daß es nicht möglich war, den echten zu erkennen; und die Frage, wer der Erbe des Vaters wäre, blieb unentschieden und bleibt unentschieden bis auf diesen Tag. Und eben dieses sage ich Euch, o Herr, von den drei Religionen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben hat, über welche Ihr mich befraget. Ein jedes derselben glaubt, sein Erbteil, seine Ehre und seine Gesetze unmittelbar von ihm empfangen zu haben. Von welchem unter ihnen aber sich dieses mit Wahrheit behaupten lasse, das bleibt, so wie bei den drei Ringen, noch unausgemacht." *)

Saladin war durch diese Erzählung so ergriffen worden, daß er Nathan nicht um das gewünschte Geld, sondern um seine Freundschaft bat. Dieser bietet ihm in geschickter Weise sein Geld

*) Die vorstehend mitgeteilte Parabel hat Lessing den ersten Stoff zum Nathan gegeben. Er fand sie im Decamerone des italienischen Dichters Boccaccio (Giron. I. Nov. III). Hier ist sie nach der Übersetzung Soltaus wiedergegeben, der für unsern Zweck jedoch gleichgültige Anfang und Schluß weggeblieben. Der Jude darin heißt Melchisedech und wohnt in Alexandria. Eine andere Übersetzung findet sich in Simrocks italienischen Novellen. Heilbronn, 1877. S. 35.

an, und gedenkt dabei des jungen Tempelherrn, dem Saladin das Leben geschenkt hatte. Saladin erinnert sich desselben, freut sich innig, daß er mittelbar Veranlassung geworden zu einer guten That, beschließt, seiner Schwester den Tempelherrn vorzustellen, weil er große Ähnlichkeit mit ihrem verstorbenen, von ihr nicht gekannten Bruder habe, und bedauert schließlich, daß Sittah nicht Zeuge des ganzen Vorganges gewesen ist.

3. Grundgedanke.

Der Grundgedanke nicht bloß der mitgeteilten drei Auftritte, sondern des ganzen dramatischen Gedichtes ist in der Parabel von den drei Ringen und namentlich in den Worten enthalten:

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach.*)

„Nathan-Lessing sieht bei der Betrachtung der 3 monotheistischen Religionen von einer Wertbestimmung derselben hinsichtlich ihrer Glaubensgrundsätze ab. Alle 3 Religionen sind ihm nur natürliche Produkte menschlicher Entwickelung, alle 3 Ringe unecht, ohne selbständigen Wert. Aber jeder kann durch den Besitzer, der die Kraft des Steines weckt, in den echten Ring sich verwandeln, der vor Gott und Menschen angenehm macht, wenn er in dieser Zuversicht getragen wird, d. h. jede Religion verklärt sich zum wahren Glauben, wenn der Bekenner derselben nach seiner sittlichen Vervollkommnung durch die Liebe trachtet. (?!) (Pabst.)

4. Die Personen der drei Auftritte.

(Siehe weiter unten.)

II. Das ganze Gedicht.

1. Vorfabel.

Lessing hat die ganze Dichtung mit einer Vorfabel durchflochten. Nach den strengeren Regeln der Technik hätte sie auf den ersten Teil des Dramas beschränkt bleiben sollen, wenn sie hinzugezogen werden sollte. Doch ist sie im Nathan wenigstens großenteils in den Anfang des Gedichtes verflochten, der ohnehin von den Dichtern vorzugsweise zur Darlegung der Verhältnisse verwendet wird, welche die Handlung bedingen.

Vorfabel und Inhaltsangabe geben wir nach Niemeyer.

---

*) „In dem Johanneischen Evangelium: „Kindlein, liebet euch unter einander", fand Lessing das Wahre der christlichen Religion ausgeprägt, die so lange fortdauern werde, als es Menschen gebe, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glaubten, d. i. ewig." Bise, National-Litteratur.

Saladin schenkte unter seinen Geschwistern, die er überhaupt innig liebte, besonders seinem Bruder Assad die zärtlichste Zuneigung, welcher aber schon in der Jugend verschwand. Eines Morgens nämlich, als ihn seine Schwester Lilla wie im Vorgefühl des Nimmerwiedersehens gar nicht aus den Armen lassen wollte, gab er ihr sein kleines Porträt, unternahm einen Ausritt und kehrte nicht wieder zurück. Lilla konnte es Saladin nie vergeben, daß er ihn so allein reiten ließ, und grämte sich über den Verlust des geliebten Bruders zu Tode. Nur ein dunkles Gerücht über eine jugendliche Verirrung, die den Verschollenen fortgerissen hätte, drang zu Saladins Ohren. Assad vermählte sich nämlich unter dem angenommenen Namen Wolf von Filneck mit einer von den im Morgenlande lebenden Christinnen, einer deutschen Edeldame aus dem Geschlecht von Stauffen, und nahm das Christentum an. Aus dieser Verbindung entsprossen zwei Kinder, Leu von Filneck und Blanda von Filneck. Leu, das ältere Kind, wurde in Schwaben geboren, wohin Wolf-Assad seiner Gattin auf kurze Zeit gefolgt war. Denn bald wurden die Eltern von dem rauhen Himmel Deutschlands wieder vertrieben und kehrten nach dem Orient zurück, während ihr Sohn in den Händen seines Oheims Kurt von Stauffen, des Bruders seiner Mutter, blieb, der ihn an Kindesstatt annahm, und seine Erziehung leitete. Schon die Kindheit des Knaben wurde mit Träumen von hoher, geheimnisvoller Abstammung gewiegt. Nach dem Tode seines Oheims, der nie vermählt war und ehedem im Orient als Tempelherr gekämpft hatte, wo ihn der reiche Jude Nathan kennen lernte, zog auch Leu mit der letzten Verstärkung des Tempelordens nach Palästina, wo er unter dem Namen seines Pflegevaters Kurt von Stauffen auftrat. Er war mit dem Geheimnis seiner Herkunft nicht unbekannt und hatte überdies erfahren, daß sein Vater vor geraumer Zeit im Orient gefallen und begraben war, aber die Verwandtschaft desselben mit dem furchtbaren Feinde der Christenheit blieb ihm noch verborgen. Eine von den Waffenthaten, die der junge Tempelherr hier verrichtete, hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Während eines Waffenstillstandes nämlich, den die Kreuzfahrer mit Saladin geschlossen hatten, wurden über die Beilegung des Streites Unterhandlungen eröffnet. Saladins Bruder Melek sollte die Schwester Richards Löwenherz, und Saladins Schwester Sittah Richards Bruder heiraten. Aber die Tempelherren, welche Acco, das Richards Schwester zum Brautschatz hätte bringen müssen, nicht fahren lassen wollten, durchkreuzten den Plan, indem sie vor Ablauf des Waffenstillstandes einen Sturm auf die Burg Tebnin wagten, um sodann auf Sidon loszugehen. Bei diesem Handstreich wurde der junge Tempelherr

mit neunzehn Ordensbrüdern gefangen, nach Jerusalem gebracht, aber, während die andern alle vor Saladins Augen hingerichtet wurden, von dem Sultan begnadigt. Schon knieete er mit entblößtem Nacken, den Streich erwartend, auf seinem Mantel, als Saladin, der ihn schärfer ins Auge gefaßt hatte, plötzlich näher sprang und ihm die Ketten abnehmen ließ. Als der Tempelherr für die Gnade danken wollte, vermochte er es nicht, denn er sah seinen Retter stumm mit thränenden Augen sich entfernen. Auch später konnte er ihm nicht danken, so oft er ihm auch in den Weg trat. Die Begnadigung des Jünglings war in der That ein Wunder, denn noch nie hatte Saladin bisher einen Tempelherrn verschont; aber der Sultan schenkte ihm das Leben, weil er in ihm eine auffallende Ähnlichkeit mit seinem verstorbenen, zärtlich geliebten Bruder Assad entdeckte. Der Ritter blieb nun in Jerusalem, wo er frei umhergehen durfte, ohne zu ahnen, daß eine Schwester von ihm in derselben Stadt lebte, die bereits zu einer 18jährigen Jungfrau herangewachsen war.

Diese, welche in der Taufe den Namen Blanda von Filneck erhielt, war in Palästina geboren, verlor aber ihre Mutter schon bald nach der Geburt. Da nun Wolf-Assad, ihr Vater, das Töchterchen, welches erst wenige Wochen alt war, nicht bei sich behalten konnte, weil er sich plötzlich nach Gaza werfen mußte, so übersandte er es durch einen Reitknecht seinem Freunde Nathan, den er mehr als einmal dem Schwerte entrissen, aber über seine Abstammung im Dunkel gelassen hatte, wenn er ihm auch so viel gestand, daß er kein Abendländer war. Es waren tragische Umstände, unter welchen dem Juden das Christenkind anvertraut wurde. Denn wenige Tage zuvor hatten die Christen in Gath alle Juden mit Weib und Kind ermordet; unter diesen befand sich Nathans Frau mit sieben hoffnungsvollen Söhnen, die in dem Hause seines Bruders, wohin er sie geflüchtet hatte, insgesamt verbrennen mußten. Drei Tage und Nächte hatte der schwer geprüfte Gatte und Vater, welcher damals in Darun abwesend war, in Asche und Staub gelegen, mit Gottes Vorsehung gehadert, und der Christenheit den unversöhnlichsten Haß zugeschworen. In dem Augenblicke, wo er nach schwerem Seelenkampfe fromme Ergebung in den göttlichen Ratschluß gewonnen hatte, stieg der Reitknecht vom Pferde, welcher ihm das in seinen Mantel eingehüllte Kind überreichte. Da nahm der Jude das Kind seines christlichen Freundes, trug es auf sein Lager, küßte es, warf sich auf die Kniee und schluchzte: „Gott! auf sieben nun doch schon eines wieder!“

Bald darauf fiel auch Blandas Vater bei Askalon. Als der Reitknecht, der nur kurze Zeit seinem lieben Herrn diente, ihn mit andern Dienern verscharrte, zog er ihm ein Gebetbuch

aus dem Busen, welches, wie er glaubte, ein andrer Christenmensch wohl noch brauchen könnte, denn er selbst konnte nicht lesen. Als man ihm aber sagte, das auf der vorderen und hinteren Seite des Breviers sein Herr in arabischer Schrift (obgleich er am liebsten persisch sprach) die Angehörigen von sich und seiner Gattin mit selbsteigener Hand geschrieben hätte, verwahrte er das kostbare Dokument sorgfältig, welches späterhin die überraschendsten und folgenreichsten Aufschlüsse gewähren sollte.

So war nun Blanda ganz der Fürsorge ihres Pflegevaters überlassen. Aber Nathan nahm sich des frühe zur Waise gewordenen Mädchens, welchem er den Judennamen Recha erteilte, mit der zärtlichsten Liebe an und ließ ihre herrlichen Geistesgaben zur schönsten Blüte gedeihen, indem er sie von toter Buchgelehrsamkeit fern hielt, und ihr einen lebendigen Unterricht aus dem reichen Schatze seiner Weisheit gewährte. Er verhehlte seiner Pflegetochter ihre christliche Abkunft und streute den Samen der Vernunftreligion in ihre empfängliche Seele. Doch nahm er ihr eine verwitwete Christin, Namens Daja, als Gesellschafterin ins Haus, welche dadurch einem traurigen Lose entrissen wurde. Denn ihr Ehegemahl, ein Edelknecht in Kaiser Friedrichs Heere, von Geburt ein Schweizer, welchem sie auf dem dritten Kreuzzuge gefolgt war, hatte das Unglück, mit dem Kaiser in dem Flusse Seleph zu ertrinken. Daja pflegte das ihr anvertraute Mädchen in ihrer Kindheit mit liebevoller Sorgfalt, so daß Recha eine Mutter wenig vermißte. Aber der gläubigen Christin fiel es schwer aufs Herz, daß Recha nicht in der christlichen Religion erzogen wurde, weshalb sie sich, wiewohl vergeblich, bemühte, ihren Pflegling zum wahren Glauben zurückzuführen. Denn sie hatte das Geheimnis, daß Recha aus christlichem Geblüte und getauft war, aus dem Munde der Amme, die es sterbend ihr zu vertrauen sich verpflichtet fühlte. Doch durfte sie Recha nichts verraten, so daß diese sich für die leibliche Tochter Nathans hielt. Nicht minder wurde Nathan durch Dajas Gewissensskrupel gequält, welche sich niemals beruhigen konnte, weil der Jude ein Christenkind im Irrglauben erziehen zu wollen schien. Wie sehr ihn indessen die Zweifel Dajas belästigten, so war es ihm doch tröstlich, die alte Frau im Hause zu haben, unter deren Obhut Recha bleiben konnte, wenn er, was öfters geschah, große Handelsreisen unternahm. So mußte er auch jetzt eine weite Reise nach Babylon antreten, weil er Schulden einkassieren wollte.

Während Nathans Abwesenheit änderten sich manche Verhältnisse und traten Ereignisse ein, welche nachmals eingreifende Wendungen der Geschicke herbeiführen sollten. Man erinnerte sich jenes Reitknechts, welcher dem Juden das Töchterchen seines Herrn überbrachte. Er hatte sich später, nachdem er vielen braven

Herren gedient, von der Welt zurückgezogen, und als Eremit auf Quarantana unweit Jericho niedergelassen. Da kam arabisches Raubgesindel, brach sein Gotteshäuschen und seine Zelle ab und schleppte ihn mit fort. Dieser erscheint jetzt in Jerusalem. Denn zum Glück fand er Gelegenheit, den Räubern zu entkommen und floh nach der heiligen Stadt zum Patriarchen, um sich ein anderes Plätzchen auszubitten, wo er seinem Gotte in Einsamkeit bis an sein seliges Ende dienen könnte. Der Patriarch versprach ihm eine Siedelei auf Tabor, sobald als eine leer wäre, und hielt ihn inzwischen im Kloster zurück, wo er unter dem Namen Bonafides als Laienbruder lebte. — Saladin geriet durch die ewigen Kämpfe mit den Christen und durch seine unmäßige Freigebigkeit in große Geldnot. Der Krieg stand wieder vor der Thür; denn der Waffenstillstand war durch die Templer so eben gebrochen, und der längst aus Ägypten erwartete Tribut wollte immer noch nicht erscheinen, so daß der Vater des Sultans, welcher in einer Feste auf dem Libanon den Schatz hütete, in nicht geringe Verlegenheit kam. Dessenungeachtet ermüdete Saladin in der Freigebigkeit nicht: ja er übertrug, nachdem der Verwalter seines Hausschatzes, welcher ihm zu rauh gegen die Dürftigen schien, abgetreten war, das Amt eines Defterdars einem Freunde und Schachgesellen Nathans, dem Derwisch Al-Hafi, von welchem er eine mildere Verteilung der milden Gaben an die Armen erwarten durfte. Freilich kannte Saladin die Erschöpfung seiner Kasse nicht in ihrem ganzen Umfange. Dafür hatte Sittah gesorgt; diese, eine jüngere Schwester Saladins, welche weder ihre ältere Schwester Lilla, noch ihren verstorbenen Bruder Assad gekannt hatte, zeigte sich so edelmütig, daß sie die Posten, welche sie im Schachspiel Saladin abgewann, so wie das ihr ausgeworfene Gehalt stehen ließ, und sogar, seitdem das Geld aus Ägypten erwartet wurde, bedeutende Summen zur Bestreitnng des fürstlichen Aufwandes vorschoß. — Recha, welche ihren Pflegevater inbrünstig liebte, zitterte oftmals, daß der Abwesende in irgend einem der Ströme, welche er auf seiner Reise passieren mußte, könnte ertrunken sein. Sie ahnte nicht, daß sie jetzt auch für ihr eigenes Leben erzittern sollte.

Denn plötzlich brach in Nathans Hause während seiner Abwesenheit Feuer aus, in welchem Recha ohne Zweifel umgekommen wäre, wenn sie nicht der junge Tempelherr, der wenig Tage zuvor gefangen nach Jerusalem eingebracht war, gerettet hätte. Er wußte nicht, daß die, welche er rettete, seine Schwester war; auch sollte er es sobald noch nicht erfahren. Ohne sich weiter zu besinnen oder erst Erkundigungen über die Bedrängte einzuziehen, drang er, obgleich er die Gelegenheit des Hauses nicht kannte, nur von seinem Ohr geleitet, mit vorgespreiztem Mantel kühn durch Flamme und Rauch der Stimme nach, welche um Hilfe

rief. Schon hielt man ihn für verloren, als er plötzlich, die Gerettete auf starkem Arm tragend, aus dem brennenden Hause erschien. Doch der jauchzende Dank, welcher ihm dargebracht wurde, rührte ihn nicht; kalt setzte er seine Beute nieder, drängte sich unter das Volk und — verschwand. Während der ersten Tage nach dieser That sahen ihn Recha und Daja unter den das Grab des Auferstandenen umschattenden Palmen auf- und niedergehen. Daja näherte sich ihm mit Entzücken, pries seinen Edelmut und beschwor ihn inständig, nur einmal noch die Gerettete zu sehen, um den innigsten Dank von ihr zu empfangen. Aber umsonst, er war taub gegen alle Bitten, wollte nicht in das Haus eines Juden kommen und überschüttete besonders Daja mit den bittersten Spottreden. Daja wurde dadurch nichts weniger als abgeschreckt; sie traf ihn jeden Tag von neuem an und ertrug seine Verhöhnungen mit der größten Geduld. Gern hätte sie noch mehr ertragen, aber lange Zeit ließ sich der Tempelherr nicht mehr unter den Palmen sehen; denn er hatte neugierige Pilger auf den Sinai geleitet, von wo er erst einen Tag vor Nathans Wiederkunft zurückkehrte. Niemand aber wußte, wo er geblieben war; er schien verschwunden. Dies machte auf Recha die Wirkung, daß sie den Worten Dajas, welche ihr den Tempelherrn unter dem Bilde eines Engels vorstellte, Glauben schenkte, besonders da sie sich selbst von Kindheit auf dem Schutze eines solchen anvertraut glaubte. Sie hegte diese Schwärmerei und war überhaupt in einem fieberhaften Zustande. Denn der Schreck, den sie erlitten hatte, als ihr Leben in Gefahr schwebte, zitterte ihr noch durch jeden Nerv, und die aufgeregte Phantasie spiegelte ihr immer das Feuer vor, dessen gräßliches Bild ihr einen Tod im Wasser als Labsal erscheinen ließ, während ihr Geist im Schlafe wachte und im Wachen schlief. An dem Morgen des Tages, da Nathan zurückkam, lag sie lange mit verschlossenem Auge und war wie tot. Plötzlich fuhr sie auf und rief: „Horch! Horch! Da kommen die Kamele meines Vaters! Horch, seine sanfte Stimme selbst!“ Dann brachen ihre Augen wieder und ihr Kopf, dem die Stütze seines Armes sich entzog, sank auf das Kissen zurück. Daja, welche nicht zweifelte, daß Recha wahrgesprochen, stürzte zur Pforte hinaus. Sie täuschte sich nicht. Nathan, welcher unterwegs schon den Brand seines Hauses, nicht aber die Gefahr seiner Tochter erfahren hatte, kehrte eben mit zwanzig hochbeladenen Kamelen, unter deren kostbaren Lasten sich auch die reichen Geschenke für Recha und Daja befanden, von der Reise zurück. (Hier beginnt das Drama.)

2. Inhalt des Dramas.

1. Aufzug. Die Lebensgefahr Rechas bei dem Brande des Hauses, das sonderbare Benehmen ihres Retters und die

daraus entstandene Schwärmerei der Geretteten bilden die nächsten interessanten Ausgangspunkte der dramatischen Handlung, welche Nathan aus dem Munde Dajas erfährt. Er beschließt, den Tempelherrn aufzusuchen, und heilt seine Pflegetochter von ihrem krankhaften Wahne. Da kommt Al-Hafi, um für den allzufreigebigen Sultan von dem reichen Juden Geld zu borgen; aber Nathan will sein Vermögen nicht aufs Spiel setzen. Jetzt meldet Daja die Rückkunft des Tempelherrn: sie soll ihn anhalten, bis Nathan kommt. Der Klosterbruder erscheint mit dem fanatischen Auftrage des Patriarchen an den Ritter, den Sultan zu verraten und zu ermorden. Der Tempelherr weist dies Ansinnen mit Entrüstung zurück, so wie er die dankbare Annäherung des Juden, welche ihm Daja verkündet, schnöde abwehrt.

2. Im 2. Aufz. werden wir zunächst an den Hof Saladins versetzt, welcher sich in drückender Geldverlegenheit befindet. Al-Hafi soll von Nathan borgen; aber er entläuft der Zumutung. Da faßt Sittah einen Anschlag auf den Juden, welcher später zur Reife kommt. Unterdessen wird Nathan, welcher sich erst hat umkleiden müssen, von Recha wiederum gedrängt, den Tempelherrn anzuhalten. Er hält die Ungeduld ihres dankbegierigen Herzens für ein Symptom aufkeimender Liebe, und nimmt ihr das Versprechen ab, ihm keinen Wunsch ihrer Seele verbergen zu wollen. Nunmehr stellt er sich dem stolzen Temelherrn dar. Er zerbricht die bittere Schale seines Wesens und trifft auf den echten gesinnungsverwandten Kern, wobei die Grundempfindung des Dramas noch stärker hervortritt als zuvor. Beide schließen Freundschaft. Nathan deutet sogar die Möglichkeit einer innigen Gemeinschaft des Ritters mit seiner Tochter an und macht ihn auf ihre Bekanntschaft gespannt. Der Tempelherr „brennt vor Verlangen", die Tochter des edlen Menschen kennen zu lernen. Ihr Gespräch wird durch die Meldung Dajas unterbrochen, daß der Sultan den Juden zu sich rufen läßt. Nathan will ihm um des Tempelherrn willen aus der Not helfen. Bevor sie sich trennen, verspricht der feurige Jüngling, noch heute Recha zu besuchen. Hierdurch wird sein „verhängnisvoller" Gang in das Haus der Geretteten vorbereitet, so wie das Mißtrauen, welches er durch Verschweigung seines wahren Namens gegen den Vater beweist, den Keim der „Verwickelung" in sich trägt, während Nathan sonst in ihm den Bruder Rechas erkannt und seiner „Leidenschaft" für die Schwester vorgebeugt haben würde. Doch wird Nathan durch Betrachtung des Tempelherrn an seinen verstorbenen Freund Wolf erinnert. Nachdem er noch der Gesellschafterin seiner Tochter eingeschärft hat, bei dem Besuche des Jünglings auf ihrer Hut zu sein, erscheint der Defterdar Saladins wieder, welcher sich vergebens bemüht, den reichen Juden von dem Gange zum Sultan abzuhalten. Al-Hafi kann

es in seiner sklavischen Stellung nicht mehr aushalten, nimmt Abschied von Nathan und kehrt in seine Wüste zurück, so daß diese Person des Dramas hinfort gänzlich aus dem Spiele bleibt.

Dies ist die Exposition des Stücks, vermittelst welcher der Dichter zu dem zweiten Teile, der „Verwickelung", übergeht, welcher mit dem dritten Aufzuge beginnt.

3. Aufz. Wir werden zunächst in das Haus Nathans versetzt, wo Recha mit Unruhe dem ihr von Daja angemeldeten Besuche entgegenharrt. Der Retter thut wirklich den verhängnisvollen Schritt, sucht sich aber bald dem hinreißenden Eindrucke des Mädchens durch Flucht zu entziehen. Hierdurch hat der Dichter das erregende Motiv des Dramas, die Leidenschaft, gewonnen, welche aber von Recha nicht erwidert wird; denn ihre Schwärmerei für den Retter hat sich nach der Bekanntschaft zu einer ruhigen Zuneigung verflacht. Unterdessen bereitet sich Saladin mit Sittah auf die Schlinge vor, in welche er den reichen Juden verwickeln will, um von ihm Geld zu erhalten. Als Nathan kommt, legte er ihm verfängliche Fragen nach der besten Religion vor. Nathan sammelt sich in einem Monologe. Die nun folgende Scene bildet den Mittelpunkt des Dramas. Nathan antwortet mit der bekannten Parabel von den drei Ringen, welche der Dichter benutzt, die Grundidee des Stücks mit erschütterndem Nachdruck hervortreten zu lassen. Saladin ist besiegt: der Jude hat die Kollision überwunden, schließt Freundschaft mit dem Sultan und bietet ihm sein Geld an. Als Nathan von dem Retter seiner Tochter erzählt, will Saladin den von ihm Begnadigten kennen lernen, und schickt seinen Freund ab, um ihn zu holen. Kaum hat das Drama in der berühmtesten Scene des Stückes seinen Höhepunkt erstiegen, so läßt der Dichter das neue, an Verwickelungen reiche Moment, welches schon im Anfange des mittelsten Aktes angebahnt war, in den Vordergrund der dramatischen Handlung treten: es ist die Leidenschaft des Tempelherrn für Recha, welche in einem Monologe zum feurigsten Ausdrucke gelangt, und ein unwiderstehliches Begehren entzündet. Sie erregt die Spannung des Zuschauers, welche eben durch die herrlich beigelegte Kollision Nathans mit Saladin befriedigt war, von neuem, und konzentriert von jetzt an das Interesse auf sich, so daß mit ihr die zweite Hälfte des Schauspiels anfängt. Sie reißt den Liebenden zu unsinnigen Handlungen, wo sie Widerstand findet, ohne jedoch lichte Augenblicke auszuschließen, und wirkt als Verhängnis auf die Mithandelnden fort. Sie wühlt alle Tiefen seines Gemüts auf, spannt die Energie seiner Natur auf den einen Punkt und setzt sein ganzes Wesen in die lebhafteste Aktion. Denn während in der ersten Hälfte des Stückes vorzugsweise Nathan als ein aggressiv handelnder Charakter erscheint, indem

er besonders auf Recha, den Tempelherrn und Saladin eindringt, hat jetzt der Jüngling, welcher sich vorher den Zumutungen der Frauen, des Patriarchen und Nathans gegenüber mehr abwehrend verhalten hatte, die Rolle des Vordringers übernommen, aber mit dem Unterschiede, daß er eben so viele Niederlagen erleidet, als Nathan Siege erkämpft. Die Leidenschaft treibt ihn zu einer ungestümen Werbung um die Hand der Geliebten bei dem Vater, welche dieser ausweichend beantwortet, weil er die Herkunft des Bewerbers noch nicht kennt. Die Erbitterung, in welche der Ritter hierüber gerät, wird zwar durch eine nähere Erklärung Nathans beschwichtigt: ja, wir sehen ihn in einem Monologe bemüht, die hochgehenden Wogen der Liebe zu ebnen. Doch Daja weiß ihm das Geheimnis seiner inbrünstigen Leidenschaft zu entlocken, worauf sie in ihrem unzeitigen Eifer einen neuen Samen der Verwickelung aussäet, indem sie ihm ihr eigenes Geheimnis von der christlichen Abkunft und jüdischen Erziehung Rechas mitteilt. Dies steigert die Erbitterung des Tempelherrn auf Nathan, welcher, wie er glaubt, nur deshalb Recha nicht hergeben will, um nicht seinen Raub wieder an einen Christen zu verlieren. So entläßt uns der dritte Akt mit der Spannung, was nun der empörte Christ und entflammte Liebhaber thun werde.

4. Im 4. Aufz. sehen wir den Tempelherrn im Sturm der Leidenschaft auf dem verhängnisvollen Gange zum Patriarchen, durch welchen er dem Juden die Geliebte entreißen will. Er läßt sich zwar durch den Klosterbruder wieder zur Besinnung bringen; aber in diesem Augenblicke tritt ihm durch eine sonderbare Fügung der Patriarch in den Weg. Er teilt ihm den Fall mit, wird aber durch den Blutdurst des Priesters wieder zu sich selbst gebracht, so daß er wenigstens den Namen verschweigt. Trotzdem beging er durch die Anklage einen Fehltritt; denn er kannte ja den Patriarchen schon als einen Schurken, hätte lieber Nathan gleich selbst zur Rede stellen sollen, und durfte das arme Mädchen nicht der Gefahr, solch einen Vater zu verlieren, aufopfern. Der Klosterbruder wird auch gleich beauftragt, dem frevlerischen Juden nachzuspüren. Der Tempelherr eilt nun zu Saladin, welcher sich eben im Gespräch mit Sittah des verstorbenen Bruders erinnert hatte. Saladin ist hocherfreut, in ihm das leibhaftige Ebenbild seines Assad wieder zu finden, und schließt mit ihm Freundschaft. Der Ritter gesteht ihm seine Liebe zu Recha, teilt ihre christliche Geburt mit und läßt seinem Zorne über Nathan freien Lauf. Saladin beschwichtigt seine Hitze, welche der Tempelherr nun selbst bereut, übernimmt die Verständigung der Entzweiten, und verspricht ihm die Hand der Geliebten. Auch Sittah will die ungestüme Sehnsucht des Tempelherrn nach seiner Verbindung mit Recha erfüllen helfen, indem sie beschließt, sie

dem unrechtmäßigen Besitzer zu entziehen. Saladin erlaubt seiner Schwester, sie holen zu lassen. Dadurch scheint die Möglichkeit einer befriedigenden Lösung gegeben, aber Nathan kann den Zweifel über die Abstammung des Tempelherrn nicht aufgeben, so daß Daja vergebens den Juden bestürmt, seine Sünde durch Verlobung Rechas mit dem Christen wieder gut zu machen. Da erscheint der Klosterbruder, welcher ihn von der bei dem Patriarchen angebrachten Anklage benachrichtigt, und vor dem Fanatismus des Priesters warnt. Er war durch den Auftrag des Patriarchen an das dem Juden vor 18 Jahren anvertraute Mädchen gemahnt worden, und bringt nun dem Pflegevater die näheren Umstände in Erinnerung, wodurch Nathan bewogen wird, seine eigene, Mitleid erregende Geschichte zu erzählen. Glücklicherweise besitzt der Klosterbruder noch das Brevier seines ehemaligen Herrn, in welchem derselbe mit eigener Hand die Namen der Seinigen verzeichnet hat. Nathan ist hierüber hocherfreut und fordert ihn auf, es zu holen. So schlägt die böse Absicht des Patriarchen zum Glück aus, weil sie den Klosterbruder an das Buch erinnert, welches alle Wirrnisse lösen soll. Unterdessen hat die Prinzessin wirklich nach Recha geschickt. Als dies Daja meldet, muß der Pflegevater befürchten, daß dahinter eine böse Falle des Patriarchen stecke; aber er muß die Tochter mit ihrer Gesellschafterin zu Saladins Schwester entlassen. Daja beschließt, weil sie fürchtet, daß Recha an einen Muselmann verheiratet werden soll, ihrer Pflegetochter das Geheimnis ihrer Abkunft nicht länger zu verhehlen. Mit diesem Vorsatze, dessen Ausführung nur eine neue Verwirrung stiften kann, läßt sie der Dichter ganz von der Bühne verschwinden.

5. Mit dem 5. **Aufzuge** beginnt der 3. Teil des Dramas, die Entwickelung, ohne daß jedoch neue Verwickelungen ganz ausbleiben, welche erst am Ende eine allseitig versöhnende Erledigung finden. Alles gewinnt zunächst ein tröstlicheres Ansehen. Saladin wird von seiner drückenden Verbindlichkeit gegen Nathan, seinen Gläubiger, durch die endliche Ankunft des Tributs erlöst; seine Finanzen sind nun wieder in Ordnung; er bekommt Luft gegen die Christen und kann seinem Vater Geld schicken. Zwar ist die Leidenschaft des Tempelherrn für Recha noch in ungeschwächter Kraft, doch ruft er sich selbst von der Erbitterung gegen Nathan zurück, indem es ihm plötzlich zum Bewußtsein kommt, daß Nathan selbst gesagt hatte, noch schlüge er ihm die Tochter nicht ab. Auch hatte es Saladin über sich genommen, den Vater zu stimmen. Der Ritter erkennt nun seinen christlichen Eifer und macht sich Vorwürfe, daß er gegen den Ärger hegt, welcher seine Recha erst zu einer göttlichen Gestalt gemacht hatte. Ja, er stellt sich die Möglichkeit vor, daß Dajas Geheimnis eine

Erfindung sei. Man sieht also, daß der Templer wieder einlenkt; aber man ahnt auch, daß die Leidenschaft für die Geliebte noch manche Kollisionen in ihrem Schoße trägt, welche der Liebende nicht voraussah. Als er nun Nathan im Gespräch mit dem Klosterbruder aus seinem Hause kommen sieht, erschrickt er vor den Folgen seiner Leidenschaft, die teils ihn selbst angehen, indem ihn der unedle Gang zu dem Patriarchen bei dem Juden herabsetzen muß, teils Nathan zu betreffen scheinen, welcher dem Priester schon verraten sein kann. Er bereut seine Handlungsweise und kommt wieder einmal zur Selbsterkenntnis. „Was hab' ich Querkopf nun gestiftet! daß ein einziger Funken dieser Leidenschaft doch unsers Hirns so viel verbrennen kann!" Nathan wird zwar durch die Nachricht betrübt, daß es der Tempelherr war, welcher den Patriarchen aufhetzte; doch hegt er eine innige Freude, in dem Buche, das ihm der Klosterbruder gebracht, die gewünschten Aufschlüsse zu finden. Mit diesem kann er allen Trotz bieten, wenn er es dem Sultan vorlegt, wozu er sich sogleich entschließt. Getrost blickt er nun den Machinationen des Patriarchen entgegen: von der Seite des Priesters droht weder ihm, noch seiner Tochter, welche bei Sittah in sicherer Hut sich befindet, eine Gefahr mehr. Er ist von innigem Danke gegen Gott bewegt und möchte gern gleich unter freiem Himmel auf die Kniee sinken. „Wie sich der Knoten, der so oft mir bange machte, nun von sich selber löset!" (Hier hat der Dichter sogar selbst den technischen Ausdruck „Lösung des Knotens" gebraucht.) Es wird ihm ganz leicht ums Herz, da er nun weiter auf der Welt nichts zu verbergen hat. Der Templer erleichtert sich nun das schwerbeladene Gewissen durch eine vor Nathan abgelegte Beichte, wodurch er sich die Verzeihung des durch den Fehltritt des Ritters bekümmerten Juden erwirbt. Aber die Werbung, mit welcher er den Vater gleich wieder bestürmt, um dadurch Recha vor dem gefürchteten Raube des Patriarchen sicher zu stellen, läßt die Liebesleidenschaft aufs neue in vollen Flammen hervortreten. Ja, er will sogar, als er erfährt, daß ein Bruder sich gefunden, bei dem er um Recha werben müsse, die Geliebte entführen. Doch Recha ist bei der Schwester des Sultans; dorthin führt ihn Nathan, weil er auch dort den Bruder treffen könne. So weist alles auf den Ort hin, wo die letzte Entwickelungsphase der dramatischen Handlung vorgehen soll. Dort sehen wir zunächst Recha in leidenschaftlichem Schmerze, weil sie ihren Vater zu verlieren fürchtet, nachdem ihr Daja auf dem Heimwege verraten hatte, daß sie von christlichen Eltern abstamme. Vergebens bemühen sich Sittah und Saladin, ihre Aufregung zu beschwichtigen. Erst in der letzten Scene wird die Katastrophe erzeugt und zum Abschluß gebracht. Recha erhält von Nathan den Trost, daß sie ihren Vater behalten

wird. Ihrem Herzen droht sonst kein Verlust, denn sie liebt den Ritter nicht. Der Tempelherr wird dadurch schmerzlich enttäuscht und kann sich nicht enthalten, in Erbitterung auszubrechen. Wie soll er befriedigt werden? Die Versöhnung, welche Saladin und seine Schwester beabsichtigen, nämlich eine Verbindung Rechas mit dem Tempelherrn, wird zunächst durch die Erklärung Nathans gehindert, daß noch ein Bruder um Einwilligung gebeten werden müsse. Dies ruft in dem erbitterten Ritter den niedrigen Verdacht hervor, daß Nathan seiner Pflegetochter einen Bruder aufbinden wolle. Die von dem Sultan und der Prinzessin bezweckte Art der Versöhnung schlägt aber vollständig fehl, als Nathan mit der Enthüllung aus dem Buche des Klosterbruders hervortritt, daß der Tempelherr Rechas Bruder ist. Dadurch wird indessen die wahre Versöhnung bewirkt. Recha gerät in entzückte Freude: die Waise hat ihren geistigen Vater nicht verloren, und nur noch einen leiblichen Bruder bekommen. Der Templer kann sich freilich in die überraschende Auflösung des Zwiespalts noch nicht finden: mit Schmerz entsagt er der Leidenschaft für Recha; aber er entsagt ihr doch, so daß endlich die Hauptquelle des Unheils verschwindet. Er überträgt nun die Liebe, welche er für das Mädchen empfand, auf die teure Verwandte, und ist über den unendlich größeren Gewinn einer Schwester im höchsten Grade beglückt. Ja, er erhält in Nathan einen geliebten Pflegevater, wie Nathan in ihm einen Sohn erhält, auf den er nicht minder stolz sein kann, als auf die angenommene Tochter. Eine weitere Enthüllung Nathans ergiebt die Verwandtschaft seiner Pflegekinder mit Saladin und Sittah, welche in ihnen die Kinder ihres verstorbenen Bruders erkennen. Dadurch wird die Katastrophe vollständig: alle Hauptpersonen des Dramas werden von ihr ergriffen. Es folgt nun rasch der die Seele des Zuschauers aufs höchste befriedigende Schluß, wo die in der Mitte des Stückes ausgesprochene Grundidee der Humanität praktisch zur Geltung kommt, indem alle Vertreter der verschiedenen Religionen, durch welche die Menschheit selbst repräsentiert wird, sich in inniger Liebe umschlungen halten.

3. Die Personen des Gedichtes.

a. Mohammedaner.

1. Saladin (= Heil des Glaubens), dessen vollständiger Name Sala-Eddin Jusuf Ebn Egub heißt, ist eine geschichtliche Person. Er war von 1171—93 Sultan von Ägypten, und hat sich in dieser Zeit durch seine Kämpfe gegen die Kreuzfahrer einen Ruhm erworben, der das ganze Abendland mit Bewunderung erfüllte.

Aber nicht bloß seine Tapferkeit und Ritterlichkeit verschaffte ihm Ruhm; er stand auch sonst in gutem Ruf.

„Der allgemeine Ruf sprach viel zu gut
Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte,
Als sehn,“ (II, 7.)

sagt Nathan von ihm zum Tempelherrn. Als Hauptursache hiervon darf sein gutes Herz bezeichnet werden. Die Not anderer macht ihn so weichherzig, daß er gleich zu jeder Hilfe bereit ist. Als er Recha vor Sittah in Thränen erblickt, ruft er gleich: „Steh auf! Komm! ich verspreche, sei es, was es will!“ Seine Wohlthätigkeit gegen Arme kennt keine Grenzen, „jeder Bettler ist von seinem Hause“, sagt der Derwisch; er leidet lieber selber Not, ehe er jemand ohne Hilfe läßt. Sein Schatzmeister mußte mit vollen Händen geben, wenn er ihm gefallen wollte.*) Zu Al-Hafi sagt er daher bei dessen Amtsantritt:

„Dein Vorfahr, sprach er, war mir viel zu kalt,
Zu rauh. Er gab so unhold, wenn er gab;
Erkundigte so ungestüm sich erst
Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
Des Mangels Ursach wissen, um die Gabe
Nach dieser Ursach filzig abzuwägen.
Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
Wird Saladin im Hafi nicht erscheinen!
Al-Hafi gleicht verstopften Röhren nicht,
Die ihre klar und still empfangnen Wasser
So unrein und so sprudelnd wieder geben.
Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt wie ich!“ (I, 3.)

Bei solcher Gesinnung konnte es aber nicht fehlen, daß er oft Unwürdigen gab, zum Verschwender wurde und zuletzt selbst in ungerechtfertigter Weise Mangel litt. Bei seinem Tode fand man in seinem Schatze nur 47 Drachmen Silber und ein Goldstück. Mit etwas Schärfe sagt der Derwisch von ihm:

„Ei was! — Es wär' nicht Geckerei,
Bei Hunderttausenden die Menschen drücken,
Ausmergeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menschenfreund an einzeln scheinen wollen!
Es wär' nicht Geckerei des Höchsten Milde,
Die sonder Auswahl über Bös' und Gute
Und Flur und Wüstenei, in Sonnenschein
Und Regen sich verbreitet, — nachzuäffen,
Und nicht des Höchsten immer volle Hand
Zu haben? Was? es wär' nicht Geckerei . . .“ (I, 3.)

Ungeachtet Saladin gern allen helfen, gern der liebe Vater seines Volkes sein möchte, so bekümmert er sich doch im Grunde nicht in angemessener Weise um dasselbe. Daraus ist es erklär-

---

*) Walther von der Vogelweide ermahnt Philipp von Schwaben, sich Saladins Milde, d. h. Freigebigkeit zum Muster zu nehmen, indem er sagt:
„Fällt dir denn Saladin nicht ein;
Der sprach, durchlöchert müßten Königshände sein,
So würden sie gefürchtet und geminnet.“ (Vergl. oben S. 158.)

lich, daß ihm selbst eine Persönlichkeit wie Nathan unbekannt geblieben war. „Ich höre von eurem Juden, eurem Nathan, heut zum ersten Male“, antwortet er seiner Schwester.

Krumme Wege einzuschlagen, um zu einem erwünschten Ziele zu gelangen, widerstrebt seinem sittlichen Gefühl. Das giebt er zu erkennen, als Sittah ihm ihren Plan zur Überlistung Nathans mitteilt.

Sittah.

Thust du doch,
Als stünde dir ein Treffen vor.

Saladin.

Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen.
Ich soll mich stellen; soll besorgen lassen;
Soll Fallen legen, soll auf Glatteis führen.
Wann hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das
Gelernt? — Und soll das alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu fischen! Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzubangen? Geld!
Zu solchen kleinen Listen wär' ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinste mir
Zu schaffen? (III, 4.)

Aber trotz dieses richtigen Gefühls läßt er sich doch von der listigen Schwester berücken, da er nicht Stärke genug besitzt, demselben unter allen Umständen Rechnung zu tragen. Dieser Zug allein stellt ihn tiefer als Nathan, durch den der wahre Weise repräsentiert werden soll.

Saladin hält sich aber auch nicht für vollkommen, für weise. Auf Nathans Frage:

„Wenn du dich fühlest, dieser weisere,
Versprochene Mann zu sein — — —“,

ruft er in vollem Bewußtsein seiner Schwäche aus: „Ich Staub? Ich nichts? O Gott!“

Nathans Größe erkennt er freudig an. Er bittet ihn, sein Freund zu sein.

In religiöser Beziehung steht Saladin höher als sein Volk; ja er hat sich völlig von den Vorurteilen desselben losgemacht. Wie Nathan, so strebt auch er ernstlich, ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes sein zu wollen.

Bezeichnend für seine Denkweise sind die Worte, welche er kurz vor seinem Tode an seinen Sohn richtet. „Verehre,“ sagt er, „den höchsten Gott und befolge seine Gebote, das wird dir Heil bringen. Hüte dich, Blut zu vergießen; vergossenes Blut schläft nicht. Gewinne die Herzen deines Volkes und sorge für sein Wohl; es ist dir von Gott und mir vertraut. Gewinne die Herzen der Emire; ich bin nur durch Milde zur Herrschaft gelangt. Be-

leidige niemand: Menschen versöhnen sich erst nach vollbrachter Rache; nur Gott, welcher gnädig ist, verzeiht der Reue allein."

Dieser Lessingsche Saladin ist aber, trotz seiner Ritterlichkeit und Milde, nicht der große Sultan der Geschichte, sondern ein aufgeklärter, ein aus dem Geiste des Christentums, ein aus Lessings Herzen geborner und genährter deutsch-christlicher Charakter, der keine Veranlassung zu den Kreuzzügen gegeben hätte.

2. Von dem Leben und dem Charakter der Sittah, Saladins Schwester, hat die Geschichte nichts aufbewahrt; sie ist daher eine freie Schöpfung des Dichters. Im allgemeinen ist sie ihres Bruders würdig, übertrifft ihn fast an Verstandesschärfe,*) an List, nicht aber an Herzensgüte, da sie in ihren Mitteln nicht so wählerisch ist wie dieser. In religiöser Beziehung stimmt sie völlig mit Saladin überein, was sich aus den Worten ergiebt, die sie ihm entgegnet:

„Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen." (II, 1.)

3. Ali-Hafi ist Derwisch, d. h. mohammedanischer Bettelmönch. Er hat sich verleiten lassen, Defterdar oder Großschatzmeister des Sultans zu werden, kann es aber in dieser Stellung nicht aushalten, da der Sultan sich nicht entschloß, seine Ausgaben nach seinen Einnahmen abzumessen, entsagt derselben daher freiwillig und begiebt sich nach dem Ganges, um wieder als wahrer Mensch leben zu können. „Am Ganges nur giebt's Menschen", sagt er zu Nathan.

Nathan ist der einzige, den er hochschätzt, seinen Freund nennt.

„. . Hier seid Ihr
Der einzige, der noch würdig wäre,
Daß er am Ganges lebte. — Wollt Ihr mit?" (II, 9.)

Sittah hat Nathan durch ihn als edlen, weisen und reichen Mann kennen gelernt. Als sie aber von Nathans Reichtum für ihren Bruder Gebrauch machen will, da thut ihm seine Offenherzigkeit über diesen Punkt leid, und da er das Gesprochene nicht ganz zurücknehmen kann, so möchte er ihm gern eine andere Deutung geben. Den Freund durch seine Unvorsichtigkeit beeinträchtigt zu sehen, drückt ihn, und dieser Umstand trägt wesentlich dazu bei, daß er seine Stelle verläßt.

„Ich soll es wohl
Mit ansehn, wie er Euch von Tag zu Tag
Aushöhlen wird bis auf die Zehen?" (II, 9.)

entgegnete er Nathan vor seinem Scheiden.

---

*) „— — Ich hätt' ihr Hirn wohl lieber selbst;
Wär' lieber selbst so gut, als sie." (Al-Hafi, II, 2.)

Auch seine Liebe zur persönlichen Freiheit wirkt hierzu mit. Er fühlt, daß er nicht nach eigener Einsicht handeln kann, sich vielmehr den Launen des Sultans unterwerfen soll. Das läßt seine Freiheitsliebe nicht zu, und da das Wohlleben ihm nicht Bedürfnis ist, so tritt er freiwillig in die schon früher erwählte Armut zurück.

Nathan charakterisiert den Al-Hafi treffend mit den Worten:

„Die bürg' ich! — Wilder, guter, edler —
Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!" (II, 9.)

b. Juden.

4. Nathan ist ein reicher Jude, der zu Jerusalem wohnt, Handel treibt und sich zu diesem Zwecke viel auf Reisen befindet. In der italienischen Quelle des Dichters heißt er Melchisedech, wohnt in Alexandrien und treibt dort Wuchergeschäfte. Lessing wählt wohl den Namen Nathan, um das schleppende viersilbige Wort los zu werden, vielleicht auch, um durch den berühmten Prophetennamen von vorn herein für seinen Helden einzunehmen.

Von Nathans Reichtum giebt das Gedicht mehrfach Kunde. In dem Gespräch mit Saladin sagt er selbst: „Fast hab' ich des baren Gelds zu viel." Sittah sagt zu Al-Hafi:

„Den Reichen nennt es ihn
Jetzt mehr als je. Die ganze Stadt erschallt,
Was er für Kostbarkeiten, was für Schätze
Er mitgebracht." (II, 2.)

Nathan ist in hohem Grade wohlthätig. Al-Hafi sagt von ihm:

„Den Armen giebt
Er zwar, und giebt vielleicht trotz Saladin.
Wenn schon nicht ganz so viel, doch ganz so gern;
Doch ganz so sonder Ansehn. Jud' und Christ
Und Muselmann und Parsi, alles ist
Ihm eins." (II, 2.)

Aber an Unwürdige wird Nathan seine Gaben selten verschwendet haben; denn er ist ein feiner Menschenkenner.

Von seiner genauen Menschenkenntnis liefern alle seine Gespräche und Handlungen Beweise. Daja, die sein Geheimnis kennt, bringt er lange Zeit durch Geschenke, die ihrer Haueneitelkeit Nahrung geben, zum Schweigen. Rechas Herz hat er ganz ergründet; daher macht es ihm auch wenig Mühe, sie von der Schwärmerei, in die Daja sie versetzt, zu heilen. Dajas kurzsichtige Bitten, Recha zu schonen, finden kein Gehör bei ihm; wie der besonnene Arzt die Sonde in die Wunde senkt, so tritt er mit der ungetrübten Vernunft in die aufgeregte, falsch geleitete Phantasie ein und erreicht seinen Zweck. Den guten Kern im Tem-

pelherrn erkennt er schon aus dessen Blick und Gang, und weiß ihm in kurzer Frist die Anerkennung abzunötigen: „Ich muß gestehn, Ihr wißt, wie Tempelherren denken sollten.“ Nathan selbst giebt diesem Worte gleich eine weitere Ausdehnung, indem er sagt:

„Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen.“ (II, 5.)

Was Daja im Verlauf von Wochen und durch lange Gespräche nicht hat gelingen wollen, erreicht Nathan in Minuten, ja er erlangt zugleich, daß der Tempelherr, der ihn anfangs verächtlich, wegwerfend behandelt, sich gedrungen fühlt zu sprechen: „Nathan, wir müssen Freunde werden.“ Des Sultans Absicht durchschaut er sofort und weiß auch nach kurzem Besinnen das Mittel zu finden, die ihm gelegte Schlinge glücklich zu umgehen. Nathans Weisheit imponiert dem Sultan in einem Grade, daß dieser ganz überwältigt wird, seine kleinliche Absicht vergißt, fallen läßt, und nichts weiter von ihm begehrt, als seine Freundschaft.

So vereinigt sich in Nathan mit der Herzensgüte die Weisheit und beides zusammen macht, daß das Volk, das sich nicht leicht und auf die Dauer durch Schein trügen läßt, ihn den Weisen nennt.

Daß ein solcher Mann auch über die Religion klar wird gedacht und Wesentliches darin von Unwesentlichem wird zu unterscheiden verstanden haben, kann ohne weiteres angenommen werden. Aus seiner Parabel von den drei Ringen geht deutlich hervor, daß er auf die Geschichte und die von Menschen festgestellten Glaubenssätze der verschiedenen Religionsbekenntnisse keinen Wert legt, sondern die wahre Religion in der thätigen Bruderliebe findet, in dem Johanneischen Evangelium: „Kindlein, liebet euch unter einander!“

Nathan ist nach jeder Richtung hin das Bild eines vollendeten Mannes, des wahren Weisen. Lessing hat uns in ihm ein unvergleichliches, ihm selbst zu höchster Ehre gereichendes Vorbild aufgestellt, für welches er aber die Züge und Farben dem Christentume entlehnt hat.

c. Christen.

5. Daja ist eine Abendländerin, Witwe eines mit Kaiser Friedrich im Seleph ertrunkenen Edelknechtes. Nathan hatte sie in sein Haus genommen und sie dadurch vor Not gesichert, seiner Recha aber zugleich eine sorgsame Pflegerin und ältere Gesellschafterin gegeben. Daja bedeutet Erzieherin, ist also Gemeinname.

Daja gehört zwar nicht gerade zu den ganz ungebildeten Frauen, ist aber in religiöser Beziehung sehr befangen. Der Buchstabe des Christentums ist es, an den sie sich klammert, und

den sie durch Phantasie und Tradition noch weiter ausmalt. Wer sich nicht zum Buchstaben des Christentums bekennt, ist nach ihrer Ansicht verloren, kann nicht selig werden. Mit diesem Gedanken peinigt sie alle, die ihr nahe stehen: Recha, Nathan, den Tempelherrn, ja sich selbst. Recha charakterisiert sie der Sittah mit den Worten:

„Ach! die arme Frau — ich sag' dir's ja —
Ist eine Christin; — muß aus Liebe quälen; —
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen!" (V, 6.)

Ihre Gewissensskrupel erlangen nach und nach eine Höhe, daß sie Nathans Geheimnis an den Tempelherrn und Recha verrät, um nur endlich Ruhe zu bekommen. Der längere Umgang mit Nathan und Recha hat nicht vermocht, sie von ihren eingewurzelten Vorurteilen zu befreien. Sonst ist sie herzensgut. Recha nennt sie ihre „gute böse Daja", und legt ihr die zweite Eigenschaft nur in Bezug auf ihre engherzige Christenheit bei.

6. Der Tempelherr ist ein Sohn Assads, eines Bruders von Saladin. Er wurde in Schwaben geboren und dort von einem Bruder seiner Mutter, Kurt von Stauffen, erzogen, nachdem seine Eltern wieder nach dem Orient zurückgekehrt waren, und dort ihren Tod gefunden hatten. Als er zum Jüngling herangereift, und sich, wie früher sein Oheim, dem Tempelherrndienst gewidmet hatte, ging er nach dem Morgenlande, wurde dort bei einem Sturme auf die Burg Tebnin gefangen genommen, und mit neunzehn andern Tempelherren zum Tode verurteilt, von Saladin aber wegen der Ähnlichkeit mit seinem verschollenen Bruder Assad begnadigt. Bei einer in Nathans Hause ausgebrochenen Feuersbrunst rettet er Recha aus den Flammen, ohne zu ahnen, daß er seiner einzigen Schwester durch diese kühne That das Leben erhielt. Hierdurch, so wie durch das Gefecht bei Tebnin hat er sich als tapferer Ritter bekundet. Nathan zeichnet seine äußere Erscheinung mit den Worten treffend:

„Bei Gott!
Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl,
Den guten trotz'gen Blick! den drallen Gang!
Die Schale nur kann bitter sein: der Kern
Ist's sicher nicht." (II, 5.)

Mit den letzteren Worten deutet Nathan die Anlage zu allem Guten im Tempelherrn an. Mehr aber, als die Anlage zum Guten, findet sich auch anfangs kaum im Tempelherrn, und diese Anlage wird noch dazu stark verhüllt durch allerlei Ungehörigkeiten.

Der Tempelherr ist stolz auf seinen Beruf und sein Christentum. Seine befangene Ansicht von letzterem treibt ihn nach dem Orient und läßt ihn die Bekenner anderer Religionen verächtlich behandeln, namentlich die Juden.

„Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze
Zu schlagen: für ein andres — wenn's auch nur
Das Leben einer Jüdin wäre." (II, 5.)

Als seine Leidenschaft für Recha erwacht ist, und Nathan sich nicht geneigt zeigt, seinem ungestümen Verlangen sofort nachzukommen, da treibt seine beschränkte Christlichkeit ihn zum Verrat. Doch kommt es nicht zur Vollendung desselben. Der Fanatismus des Patriarchen und der gute Kern in ihm verhüten den Frevel. Daß er überhaupt nicht zur Ausführung von Bubenstücken fähig ist, beweist die Art, wie er die Anträge des Patriarchen, den Sultan zu verraten und zu ermorden, zurückweist. Zu diesem guten Kern in ihm kommt aber noch die Bildungsfähigkeit, die seinem Alter eigen ist; er lernt von allen, mit denen er in Beziehung kommt, von Guten wie Schlechten. Nathan erschüttert durch seine dankbare Liebe und seine Weisheit sein Vorurteil gegen die Juden, und Saladin macht ihn durch seine Toleranz völlig frei davon. Den Kern des Christentums lernt er durch den schlichten Klosterbruder kennen und den Fanatismus in Dajas, vor allem in des Patriarchen Denk- und Handlungsweise verabscheuen. So legt er, ein zweifelhafter Christ, nach und nach alle religiösen Vorurteile ab, bricht sogar mit seinem Glauben und sucht seine Gesinnung zu läutern und seinen Charakter zu kräftigen.

Der Tempelherr ist die einzige Persönlichkeit im Gedicht, deren vollständige Entwickelung der Dichter uns zeigt, die den ganzen sittlichen Läuterungsprozeß vor unsern Augen durchmacht. Darum durfte er aber auch dessen mannigfache Rückfälle, extreme Schwankungen und schwere Verirrungen nicht verschweigen. Lessing hat es verstanden, den Tempelherrn uns trotz derselben lieb und wert zu machen.

7. Der Klosterbruder diente früher als Reitknecht im Heere der Kreuzfahrer, zuletzt dem Assad, und zwar in aller Treue. Nachdem er des Kriegs müde war, zog er sich aus der Welt zurück und wurde Eremit auf Quarantana, nach Zerstörung der Siedelei Laienbruder im Kloster zu Jerusalem.

Treu seinem Gelöbnis, gehorcht er seinem Obern blindlings, ohne viel zu klügeln, ist aber ungeachtet seiner mangelhaften Bildung nicht so beschränkt, daß er nicht bald die Ränke und schlechten Unternehmungen desselben erkennete. Sehr ungern sieht er sich als Werkzeug des Patriarchen gebrauchen, thut zur Vereitelung derselben, was er vermag, und hat große Freude darüber, wenn es ihm gelingt, Schlimmes zu verhüten.

„Der liebe Gott, der weiß,
Wie sauer mir der Antrag ward, den ich
Dem Herrn zu thun verbunden war. Er weiß,

Ob ich gewünscht, ein offnes Ohr bei Euch
Zu finden; weiß, wie sehr ich mich gefreut,
Im Innersten gefreut, daß ihr so rund
Das alles, ohne viel Bedenken, von
Euch wies't, was einem Ritter nicht geziemt." (IV, 1.)

Aus den Grenzen seines engen Berufes heraus zu treten, liegt nicht in seinem Sinn. Darum drängt er sich nirgends neugierig ein, weist die Mitteilungen, welche ihm der Tempelherr über sein Anliegen beim Patriarchen machen will, ganz entschieden zurück. Es ist die wahre christliche Demut, die ihn auf seinen Beruf sich beschränken heißt. Seine religiösen Kenntnisse sind ohne Zweifel beschränkt; aber er weiß, daß die Thaten, die aus wahrer Liebe zu Gott und den Mitmenschen vollbracht werden, den Kern des Christentums ausmachen. Als Nathan ihm erzählt, waser an seinen Feinden gethan, ruft er aus:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — „Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bess'rer Christ war nie!" (IV, 7.)

Edle Einfalt, ungeheuchelte, sich immer gleichbleibende Demut und unverbrüchliche Treue im Berufe zeichnen den Klosterbruder vorteilhaft aus, und lassen ihn als guten Christen, „in Knechtsgestalt" erscheinen.

8. Der Patriarch in Jerusalem, „ein dicker, roter, freundlicher Prälat", der selbst am Krankenbette nur im höchsten Prunke erscheint, ist die schlimmste Persönlichkeit im ganzen Gedicht. Die Herrschaft der Kirche, d. h. die unbedingte Beherrschung der Christengemeinden durch die Geistlichkeit, ist das Ziel seines Christentums, seiner „allerheiligsten Religion". Zur Erreichung dieses Zweckes verschmäht er kein Mittel, erscheint ihm das schlechteste erlaubt; selbst zum nichtswürdigsten Verrat und Fürstenmord sucht er zu verleiten, wenn er sich Nutzen für die Kirche davon verspricht. Und an Entschuldigung fehlt es ihm natürlich nicht.

„Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm. — Das wolle
Doch ja der Herr erwägen!"

Von seinen Untergebenen — und darunter versteht er im Grunde die ganze Christenheit — fordert er blinden Gehorsam, wohl wissend, daß nur mit solchen Werkzeugen sich Pläne durchführen lassen. Denken, die Vernunft gebrauchen, darf ein Christ nur so weit, als es nicht die Kirche betrifft, als es der Kirche überhaupt genehm ist; erstreckt es sich auf diese selbst, so ist es strafbarer Frevel. Als der Tempelherr fragt, ob er des Patriarchen Rat „blindlings" annehmen und befolgen müsse, entgegnet er:

„Wer sagt denn das? — Ei freilich
Muß niemand die Vernunft, die Gott ihm gab,
Zu brauchen unterlassen, — wo sie hin
Gehört. Gehört sie aber überall

Denn hin? — O nein! — Zum Beispiel: wenn uns Gott
Durch einen seiner Engel, — ist zu sagen,
Durch einen Diener seines Wortes — ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Christenheit, das Heil der Kirche,
Auf irgend eine ganz besondre Weise
Zu fördern, zu befestigen: wer darf
Sich da noch unterstehn, die Willkür des,
Der die Vernunft erschaffen, nach Vernunft
Zu untersuchen? und das ewige
Gesetz der Herrlichkeit des Himmels nach
Den kleinen Regeln einer eiteln Ehre
Zu prüfen? —" (IV, 2.)

Statt zu denken, soll der Christ „glauben", auch das Unmögliche, wenn's die Kirche verlangt. Ein Mensch ohne den Kirchenglauben ist ihm undenkbar. Als der Tempelherr andeutet, daß Nathan das Christenkind in „keinem Glauben auferzogen" habe, fragt er in höchstem Erstaunen:

„Was? ein Kind ohn' allen Glauben
Erwachsen lassen? — Wie? die große Pflicht,
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren?
Das ist zu arg!" (IV, 2.)

Eingriffe in die Kirche erregen natürlich seinen höchsten Zorn und werden auf das härteste von ihm geahndet. „Der Jude wird verbrannt! ruft er unaufhörlich, als ihm der Tempelherr Nathans That andeutet. Auch der Einwand des Tempelherrn, daß das Kind vielleicht im Elend umgekommen wäre, wenn der Jude sich desselben nicht erbarmt hätte, macht keinen Eindruck auf ihn.

„Thut nichts! der Jude wird verbrannt. Denn besser,
Es wäre hier im Elend umgekommen,
Als daß zu seinem ewigen Verderben
Es so gerettet ward. — Zudem, was hat
Der Jude Gott denn vorzugreifen? Gott
Kann, wenn er erretten will, schon ohn' ihn retten." (IV, 2.)

Um immer den nötigen Schutz zu haben, wenn die Kirche, richtiger: das Priestertum, etwa bedroht würde, verbindet er sich mit den Mächten der Erde, und sucht ihnen zu erweisen, daß Fürstentum und Staat ohne die Kirche nicht bestehen könnten, beide also Hand in Hand gehen, die weltliche Macht die geistliche schützen müßte.

„Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
Der Mensch nichts glauben darf. — Hinweg! hinweg
Mit solchem Frevel! — — —" (IV, 2.)

Pochend beruft er sich auf den Vertrag, den die Kirche mit dem Sultan abgeschlossen.

Saladin,
Vermöge der Kapitulation,
Die er beschworen, muß uns, muß uns schützen,
Bei allen Rechten, allen Lehren schützen,
Die wir zu unsrer allerheiligsten
Religion nur immer rechnen dürfen!
Gottlob! wir haben das Original.
Wir haben seine Hand, sein Siegel. Wir! —" (IV, 2.)

Als er aber hört, daß der Tempelherr zum Sultan zu gehen im Begriff ist, da erschrickt er gewaltig; Mitteilung seiner Ränke fürchtend, läßt er sich zur Bitte herab, er, der sich eben als Herrscher der Christenheit gebahrt.

„Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin: — Ich bitte, meiner nur
Im besten bei ihm eingedenk zu sein. —
Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm. Das wolle
Doch ja der Herr erwägen!" — (IV, 2.)

Lessing hat uns in dem Patriarchen den beschränkten, herrschsüchtigen, fanatischen Pfaffen gezeichnet, der das Christentum zum Deckmantel seiner und der Kirche Tücke gebraucht.

9. Recha, die Tochter Assads, ist ganz von Nathan erzogen worden und zur herrlichen Jungfrau herangereift. Sie besitzt schätzbare Kenntnisse, hat dieselben aber nicht aus Büchern gelernt, sondern aus Nathans Munde bei passender Gelegenheit empfangen. Als Sittah, die ihre Bildung in anderer Weise erlangte, jenes bezweifelt, sagt sie:

„In ganzem Ernst. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit toten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

Ei, was sagst du! — Hat indes
Wohl nicht sehr Unrecht! — Und so manches, was
Du weißt . .?

Recha.

Weiß ich allein aus seinem Munde.
Und könnte bei dem meisten dir noch sagen,
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt." (V, 6.)

In religiöser Beziehung denkt Recha wie Nathan: es spiegelt sich in ihr der reinste Deismus.*) Aus dem Munde des Templers erfahren wir, daß

„Das Mädchen nicht sowohl in seinem (Nathans), als
Vielmehr in keinem Glauben auferzogen,
Und sie von Gott nicht mehr, nicht weniger
Gelehrt, als der Vernunft genügt."

Trotz ihrer vernünftigen religiösen Ansichten läßt sie sich doch überreden, daß nicht ein Tempelherr, sondern ein von Gott ge-

*) Vernunftglaube.

sandter Engel sie aus den Flammen errettet habe. Das sie betroffene Unglück hat sie so aufgeregt und ihre Phantasie so erhitzt, daß sie nicht klar zu denken imstande ist. Die Ankunft Nathans und sein liebevoller, verständiger Zuspruch bringt sie bald wieder in den natürlichen Zustand zurück, in dem sie sich allein wohlfühlt. Dem historischen Christentum steht sie so fern wie Nathan.

4. Die Idee des Gedichts.

Einmaliges Lesen des „Nathan" reicht hin, um sich zu überzeugen, daß Lessing es in demselben auf Darlegung seiner religiösen Anschauungs- und Denkweise abgesehen hatte. Veranlassung dazu gab ein theologischer Streit, den Lessing längere Zeit über die „Fragmente des Wolfenbüttelschen Unbekannten" mit dem Hauptpastor Goeze in Hamburg führte. Lessing hatte Bruchstücke eines Werkes von Reimarus durch die Tochter desselben erhalten und herausgegeben, und galt trotz aller Verneinung für den Verfasser derselben.*) Da man ihn der Feindschaft wider das Christentum beschuldigte, wurde der Streit darüber nach und nach so heftig, daß das Wolfenbüttelsche Konsistorium sich veranlaßt sah, Lessing die Fortführung desselben zu verbieten. Dieser Umstand führte ihn auf den schon in früheren Jahren gemachten Entwurf zum „Nathan" zurück. Diese Dichtung sollte aber natürlich nicht eine Fortsetzung des Streites in anderer Form sein, sondern eine klare Darlegung der höchsten religiösen Ideeen in poetischer Form, frei von aller Polemik. Er wollte, verstimmt und verbittert wider seine theologischen Zeitgenossen, „auf seiner alten Kanzel, dem Theater", predigen und sich rechtfertigen.

Um diesen Zweck zu erreichen, läßt Lessing Personen sprechend und handelnd auftreten, die den drei monotheistischen Religionen angehören, also darin übereinstimmen, daß sie alle an einen Gott glauben und sich dabei auf besondere Offenbarungen stützen. Das Judentum wird vertreten durch Nathan, das Christentum durch Daja, den Tempelherrn, den Patriarchen und den Klosterbruder, der Mohammedanismus durch Saladin und dessen Schwester Sittah. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß seine Personen keineswegs Vertreter des Judentums, des Islam und des Christentums sind, wie die Geschichte diese Religionen festgestellt hat, sondern mehr oder weniger, mit Ausnahme des Patriarchen, in die Farbe der damals herrschenden Vorstellungen, in die Zeit der Aufklärung, der Encyklopädisten getaucht erscheinen.

Das Judentum charakterisiert Lessing durch den Tempelherrn mit den Worten:

*) Nähere Auskunft giebt Strauß in s. Schrift: Reimarus. Lpzg., 1822 u. Karl Schwarz, Lessing als Theologe. Halle, 1854.

Sehr wohl gesagt! — doch kennt ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie, wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Christ und Muselmann vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott! — (II, 5.)

Von den Christen läßt Lessing Sittah sagen:

Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein; nicht Menschen. Denn
Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan.
— — — — — — — —
Seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden. (II, 1.)

Der Mohammedanismus wird in ähnlicher Weise nicht im Gedicht dargelegt.

Auf Nathan findet kein Zug der angeführten Stelle Anwendung, er ist daher, streng genommen, nicht Repräsentant des Judentums in seiner gewöhnlichen Erscheinung. Darum entgegnet er auch dem Tempelherrn auf seine Charakterisierung des jüdischen Volkes:

Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen! — (II, 5.)

Für Nathan ist die Engherzigkeit, die Ausschließlichkeit des Judentums, das starre Festhalten an den überlieferten Sätzen und Formen, das Stehenbleiben bei den beschränkten religiösen Anschauungen unerträglich gewesen; er hat sich von dem allen losgemacht, hat alles Geschichtliche und Dogmatische des Judentums auf sich beruhen lassen, und sich in den Drangsalen des Lebens (er verlor durch die Christen Frau und Kinder) emporgearbeitet zu der großen Idee der Menschenliebe, zu einer Liebe, die auch den Feind mit einschließt. Die Liebe besteht bei ihm nicht in Worten, sondern in Thaten. Er nimmt das ihm von einem christlichen Reitersknecht dargebrachte christliche, aber verwaiste Kind mit dankbarem Herzen in seine Arme, und erzieht es mit einer Sorgfalt und Liebe, wie er sie den eigenen Kindern nicht höher hätte erweisen können. Erstaunt über diese That sagt daher auch der Klosterbruder:

„Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bessrer Christ war nie!“ (IV, 7.)

So preiswürdige Gesinnungen konnten in Nathan aber erst Raum gewinnen, nachdem er die Schranke des Judentums durchbrochen hatte, die ihn hinderte, andere Volks- und Religionsgenossen als seine Brüder anzuerkennen.

Ein würdiges Seitenstück zu Nathan bildet Saladin mit seiner Schwester Sittah. Auch sie lassen Geschichte und Dogmatismus des Mohammedanismus auf sich beruhen und halten sich an das rein Menschliche. Saladin ahnt das Verhältnis seines Bruders Assad zu einer Christin, verurteilt ihn aber darum nicht; den Juden Nathan fordert er auf, sein Freund zu sein, nachdem er seine edle Denkweise kennen gelernt hat; die Kinder seines Bruders, Recha und den Tempelherrn, nimmt er freudig in seinen Familienkreis auf, ungeachtet sie Christen sind. Den Armen ist er ein Wohlthäter, daß keiner ihm als solcher gleichkommt. Menschenliebe in Gesinnung und That ist sein Wesen, seine Religion. Vom fanatischen Mohammedanismus ist keine Spur in ihm zu finden.

Christen treten vier im Gedicht auf. Der Patriarch, der die höchste christliche Würde einnimmt, amtlicher Verkünder seines Glaubens ist, läßt den Tempelherrn um des Christentums willen auffordern, den Sultan, der ihm eben Leben und Freiheit geschenkt und ihn dadurch zu ewigem Danke verpflichtet hat, zu verraten und zu ermorden. Den Juden, der sich unterfangen hat, ein Christenkind an Kindes Statt anzunehmen und zu erziehen, verurteilt er zum Feuertode, noch ehe er ihn kennt, noch ehe er seine Gründe vernommen. Kein Wort der Liebe kommt über seine Lippen; keine Handlung wird von ihm erzählt, die auch nur entfernt mit denen Nathans und Saladins verglichen werden könnte. Der Patriarch ist nicht bloß ein befangener, durch und durch engherziger Christ, er ist ein jesuitischer, hochmütiger, herrschsüchtiger, verdammungs- und verfolgungssüchtiger Pfaffe, ein völlig liebloser Mensch. Daja ist abergläubisch, ganz und gar im Buchstaben des Christentums befangen und vermag den Geist desselben nicht zu fassen. Nach ihrer Ansicht ist jeder für immer verloren, der sich nicht zu ihrem engen Christentum bekennt. Der Tempelherr hat im Morgenlande bereits manches Vorurteil abgelegt, läßt sich aber in leidenschaftlicher Erregtheit noch zu manchen Ungehörigkeiten hinreißen und arbeitet sich nur nach und nach und durch vollständigen Bruch mit seinem Christenglauben zu klarer Einsicht und zu reiner Humanität empor. Der Klosterbruder zeichnet sich durch stille Gelassenheit, Sanftmut und knechtische Demut aus, welche die Höhen und Tiefen des Christentums aber nicht auszudrücken vermag. Recha ist zwar auch

Christin, denkt aber durchaus im Geiste Nathans, gehört also im Grunde zu ihm.

Den Klosterbruder abgerechnet, sind die übrigen Christen abschreckender Art, daher nicht zur Verherrlichung des Christentums dienlich. Lessing führt uns in ihnen die große christliche Masse in ihrer Beschränktheit vor. In ganz ähnlicher Weise ist das Judentum hingestellt worden. Nathan und Saladin bilden den Gegensatz zu diesem Juden- und Christentum. Beide lassen Geschichte und Dogma des Religionsbekenntnisses ihres Volkes auf sich beruhen, denken darüber vorurteilsfrei, und streben nach Menschenliebe, Toleranz und Gottergebenheit. Das sind die Früchte ihrer Religion, also die wahren Kennzeichen derselben. Und das legt Lessing in der Parabel von den drei Ringen dar, und läßt darum den weisen Richter sprechen: „Der rechte Ring besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen vor Gott und Menschen. Das muß entscheiden."

„Wohlan,
Es eifre jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!"

Diese Worte bezeichnen Wesen und Tendenz der Dichtung.

Man hat gesagt, daß Lessing im „Nathan" gegen alle Offenbarung auftrete und das Christentum herabsetzte. Das ist aber ein Irrtum. Er stellt vielmehr in der Parabel von den drei Ringen das Geschichtliche und Dogmatische nur als solches dar, das in allen Religionen ziemlich gleichen Wert habe und ziemlich gleich unsicher sei, und verlangt daher, daß man darauf nicht den Hauptwert lege. Thue man das, so entzweie man sich, wie die Brüder in der Parabel. Die Verschiedenheiten in dem Bekenntnis könnten fortbestehen, wie ja auch Lessing sie im Gedicht selbst fortbestehen läßt; aber man müsse sich innerhalb derselben zu jener echten Toleranz erheben, welche nach allen Seiten hin volle Duldung übt, zu jener Toleranz, die nichts weiß von Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender. In dem Entwurf seiner Vorrede, welche eine zweite Ausgabe des Nathan eröffnen sollte, sagt Lessing in Bezug auf diese Ansichten: „Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion weggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem sie der christliche Pöbel gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben; denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht

verschlagen genug; doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen."

Eben so klar ist es, daß (nach Goethe in einem Briefe an Herder) „Nathan" nicht gegen das Christentum und die Bekenner desselben gerichtet ist, wohl aber gegen den „christlichen Pöbel" aller Stände und Geschlechter, den Pöbel im Priestergewande wie im Frauenkleide einer Daja, gegen den Glaubenspöbel, der, sich steifend auf den Besitz einer exklusiven göttlichen Offenbarung, des lebendigen praktischen Christentums der werkthätigen, das ganze Leben heiligend durchdringenden Liebe, deren Übung dem Bekenner Christi erst die wahre Weihe verleiht, um so eher entraten zu können vermeint, je höher ihm das bloß dogmatische Verhältnis steht." Wie Christus, so erhebt sich auch Nathan aus dem Judentume, und steht geläutert über demselben. Setzt man, wie wir nach des Dichters eigenem Ausspruche thun dürfen, für Nathan — Lessing, so haben wir den Christen in reinster Gestalt. Ihm bestand das Wesen der wahren Religion darin, in der Menschenliebe Gott zu lieben. Wir ergänzen dadurch das Drama nicht nach seinem Inhalt durch einen Christen, sondern wir geben nur Nathan den rechten Namen. Und dann ist „Nathan" eine Verherrlichung des Christentums, nicht aber eine Satire auf dasselbe, wie kurzsichtige Fanatiker geglaubt haben. Das erkannte schon Mendelssohn, den man lange Zeit unrechter Weise für das Urbild des Nathan gehalten hat. Er sagt: „Nach der Erscheinung des Nathan flüsterte die Kabale jedem seiner Freunde und Bekannten ins Ohr: Lessing habe das Christentum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit (in religiösen Zerrbildern seiner Zeit) einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht sein Nathan, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnung hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntnis göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte! Wenigstens, dünkt mich, wird die Nachwelt so denken müssen, aber so dachten sie nicht, die Zeitgenossen Lessings."

In ähnlicher Weise urteilten viele vorurteilsfreie Theologen. Herder nannte den Nathan in einem Briefe an Lessing eine „Mannesthat". An einer andern Stelle sagt er: „Um ein Märchen von drei Ringen schlingt sich das dramatische Märchen, ein reicher Kranz von Lehren der schönsten Art, der Menschen-, Religions- und Völker-Duldung. Im Kampfe aller Parteien und Religionen, in ausgewählten, durch das Schicksal zusammengeführten Situationen wird dieser Kranz von den verschiedensten Händen geflochten; alle rufen uns zuletzt das höchste Wort des reinsten

Schicksals zu: „Ihr Völker, duldet euch! Ihr Menschen verschiedener Sitten, Meinungen und Charaktere, helft, vertragt euch; seid Menschen!“ Ein ewiger Denkspruch für unser Geschlecht in allen Klassen, Religionen und Völkercharakteren. „Die Menschenvernunft und Menschengüte, die in diesem Drama die Wage halten, bleiben die höchsten Schutzgöttinnen der Menschheit.“ Goethe sagt in Bezug auf den sittlichen Gehalt des Dramas: „Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben!“ Gervinus nennt das Gedicht „einen reizenden Kodex religiöser und weltlicher Moral“, von dem er wünscht, daß es „immer tiefer in die Herzen unseres Volkes greifen möchte.“

Betrachten wir nach diesen mehr oder minder aus Lessings Geiste geborenen Urteilen nun einmal (mit Beyschlag) den Nathan vom positiv-christlichen Standpunkte.

Gervinus' Wunsch ist in Erfüllung gegangen: der Nathan ist im deutschen Volke zu Fleisch und Blut geworden und noch heute das Glaubensbekenntnis der großen Mehrzahl unserer Gebildeten, die das positiv-christliche und die neue Erscheinung und Verklärung der christlichen Wahrheit innerhalb der deutsch-evangelischen Kirche in vermeintlicher Aufklärung ignorieren, und den Glauben an Christus ohne Lessings Wahrheitstrieb gegen einen auf Lessing, Herder, Goethe oder Schiller schwörenden Autoritätsglauben eingetauscht haben.

Was lehrt Lessing in seinem Nathan? Nicht Duldung und Schonung, edle, gottesfürchtige Humanität gegen Andersgläubige und sittlichen Wetteifer in Früchten der Liebe, sog. praktisches Christentum; denn gegen diese Ziele wären die Theologen der verschiedensten Bekenntnisse nicht auf dem Kampfplatze erschienen. Wäre gegenseitige humane Duldung seine Idee gewesen, dann mußte er aus den 3 positiven Religionen 3 wirklich rechtgläubige Vertreter vorführen und aus der Geschichte uns zeigen, daß nur eine von diesen Religionen einer solchen gottesfürchtigen Humanität fähig ist, nämlich die christliche. Denn sie ist die persönlich gewordene und die Welt sittlich überwindende ewige Wahrheit und Liebe, die nur wahre, sittliche Schonung und Duldung und Achtung der menschlichen Persönlichkeit kennt, in jedermann ein Ebenbild Gottes, einen von Christus erlösten Menschen sieht und achtet, der nur durch den heiligen Geist zum beseligenden, rechtfertigenden Glauben geführt werden kann, nicht aber durch List und Gewalt, physischen und moralischen Zwang zur

Proselitenmacherei. Solcher Duldung widerstreben aber grundsätzlich Judentum und Islam. Erstens — eine bloße Vorstufe der vollkommenen Religion — kann als auserwähltes Bundesvolk Gott eine allgemeine Menschenliebe weder zutrauen noch seinen Bekennern predigen, sondern nach Psalm 137, 8 u. 9 nur fluchen: „Wohl dem, der dir vergelte, wie du uns gethan hast. Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an den Stein;" letzterer, geboren aus einem Geiste der fanatischen Überhebung und Gewaltthätigkeit, nennt alle Andersgläubigen nur Hunde und gebietet, mit Feuer und Schwert die Ehre Allahs und seines Propheten auszubreiten. Dieses ist aber nicht der Standpunkt der 3 Religionen in unserem Drama. Jede der 3 Hauptpersonen ist wohl in der Religion aufgewachsen, wohin der Zufall der Geburt sie hingeworfen; keine aber verrät das Verlangen, den Glauben der Väter mit einem andern, bessern zu vertauschen; keine vertritt das Eigentümliche und Charakteristische ihres Bekenntnisses und die volle, alleinige Wahrheit desselben. „Ein jeder der eingeführten Vertreter nimmt wohl für das Positive seiner Religion eine gewisse Duldung in Anspruch, die Achtung und Schonung jener von Nathan dem Saladin geschilderten Pietät, die jeder edlere Mensch für das von seinen Vätern Überlieferte hat; aber keinem von ihnen fällt der Schwerpunkt seiner Überzeugung in das Eigentümliche, Positive seiner Religion. Derselbe liegt vielmehr allen dreien in einem über das Positive erhabenen Allgemeinen, in einer Religion des Vorsehungsglaubens und der Menschenliebe, der gottesfürchtigen Humanität. Auf diesem Standpunkte gewinnen sie weit mehr als bloße gegenseitige Duldung, gewinnen sie Einigung mit einander. Von diesem Standpunkte aus werden ihnen die Unterschiede von Judentum, Christentum und Islam so unwesentlich, wie uns heute die Unterschiede von Reformiert und Lutherisch. Lessing predigt also nicht gegenseitige humane Duldung der 3 Religionen, als vielmehr eine über denselben liegende einigende neue Religion, eine Religion allgemeiner Gottesfurcht und Humanität, die er als das allein Wesentliche, als den bleibenden Kern aller positiven Religionen betrachtet. Denn er erklärt: „Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen war von jeher meine eigene." In diesem Sinne wird der Nathan auch insgemein verstanden und gepriesen, in diesem Sinne ist er das Symbolum der aufgeklärten gebildeten Neuzeit geworden. Führen aber alle drei Religionen zu diesem Ziele der wahren und vollkommenen Humanität? Oder eine vor der andern? Oder ist nur eine von den dreien innerlicher und tiefer? Im „Testamente des Johannis" und in der „Erziehung des Menschengeschlechts" preist Lessing das Christentum als den von Gott

selbst gewiesenen Weg zum Ziele der Vollkommenheit, der frommen, wahren Menschlichkeit; nicht aber im Nathan, wo Islam und Judentum eher zu diesem gepriesenen Ziele führen als das Christentum. Daja und der Patriarch sind die sittlich schlechtesten Charaktere seines Stückes. Erstere ist ein abergläubisches Weib, dem das äußerliche Christsein, das Getauftsein alles, das innerliche Merkmal, die Gott- und Menschenliebe nichts gilt. Der Patriarch ist ein jesuitischer Schurke, der sein Christentum zum Deckmantel seiner Bosheit macht. Der Tempelherr bricht sogar vollständig mit seinem Glauben, um sich zur Humanität zu erheben, während Saladin und Nathan durch ihre festgehaltene Religion zu Tugenden gelangen, die, wie wir oben gesehen, nur auf dem Boden des Christentums wachsen können. Lessing verkannte und verleugnete vollständig Christi Verdienst, der Gottes-, Menschen-, ja Feindesliebe lehrte und lebte (Matth. 5, 44; Luk. 23, 34), und einen Juden mit einem Kranze schmückte, zu welchem er die Blumen aus dem Garten des Christentums gepflückt hatte.

Vermag aber allein der Baum des Christentums die goldene Frucht der vollendeten Humanität zu tragen, die Lessings Ideal ist, so muß denn doch das Unterscheidende, Eigentümliche, Positive im Christentume, dasjenige, was es nicht wie den Glauben an einen Gott und das Gebot der Nächstenliebe (die im Judentume und Islam aber nur eine nationale ist) mit den andern beiden Religionen gemein hat, eine andere Bedeutung haben, als Lessing ihm einräumt. Ihm ist auf seinem vorkantischen Standpunkte, wie aus Nathans Reden hervorgeht, das Positive in allen 3 Religionen völlig gleich, nur die an sich unwesentliche Hülle der allgemeinen religiös-sittlichen Vernunftwahrheiten, die fromme Überlieferung, die wir aus Pietät vor unsern Vätern ehren, für uns aber nicht mehr nötig haben, sobald wir erst zur Erkenntnis jener darin eingehüllten allgemeinen Wahrheit gelangt sind. Aber merkwürdig, im Anfange seiner Parabel widerspricht er sich zu Gunsten des positiven Christentums.

Der echte Ring ist die wahre Religion. Wodurch ist er der echte? Durch den Stein, der die Kraft hat, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trug. Was macht also die wahre Religion zur wahren? Ein Inhalt, der, in Zuversicht des Herzens angeeignet, die Kraft hat, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Dieser Inhalt kann nicht das bloße Wissen sein, daß man Gott und Menschen lieben solle; denn das haben hernach die andern beiden Brüder mit ihren falschen Ringen auch, sie sollen ja obendrein wetteifern mit dem dritten. Offenbar besteht er in einer göttlichen Hilfe und Gabe, sich Gott und Menschen angenehm zu machen, einer

Hilfe und Gabe, die dadurch wirksam wird, daß man in Zuversicht, d. h. im Glauben sie ergreift: der Edelstein ist die Gnade, die aber weder Judentum, noch Islam kennen, nur allein das Evangelium Jesu Christi. Vermögen aber die beiden Brüder mit den falschen, äußerlich nicht unterscheidbaren Ringen sich ebenso gut aus eigener Kraft, ohne den Edelstein bei Gott und Menschen angenehm zu machen als der dritte: dann ist der echte Ring, die wahre Religion kein Kleinod mehr, vielmehr ein Danaergeschenk; denn es erspart dem Besitzer die eigene Anspannung und Ausbildung seiner sittlichen Kräfte, kann also weder der Hand eines weisen und guten menschlichen Vaters, noch der des vollkommnern Vaters im Himmel entstammen. Vermögen die beiden andern Brüder dies aber nicht: dann ist der echte Ring, die wahre Religion sehr bald an ihren Früchten zu erkennen.

Läßt aber die wahre Humanität, jene vollendete Gottes- und Menschenliebe, in welcher das Neue Testament und auch Nathan die reifste Frucht der Religion anerkennen, sich trennen von dem Christentume, das von Christus gepflanzt ist, solche Frucht auf der Erde zu tragen? Nein! und das ist Lessings großer, tiefgreifender Irrtum.

Wohl haben Nichtchristen Edles und Gutes gethan und aus sich herausgebildet; die Gerechtigkeit aber, die vor Gott gilt, der Friede mit dem heiligen Gotte ist aber nur zu erlangen durch die Gnade in Jesu Christo. Wohl ist nach Apostelg. 10, 35 der römische Hauptmann Kornelius wegen seiner Gottesfurcht und Rechtschaffenheit Gott angenehm: Petrus fährt in Lessings Sinne aber nicht fort: folglich brauchst du mein Christentum nicht, du bist ja schon auf deinem eigenen Wege, dem Wege klassischer Humanität und jüdischen Proselitentums, am rechten Ziele angelangt; sondern er lehrt den zur Heilsgemeinschaft Würdigen und Willkommenen nun erst recht Christum kennen und tauft ihn auf den Namen desselben.

Aber die Geschichte Christi, sein Leben, Sterben und Auferstehen ist nicht bloß auf Treu und Glauben überlieferte Geschichte, ehrwürdige, unwesentliche Überlieferung, die gewisse allgemeine, religiös-sittliche Wahrheiten bietet, wie Nathan und Saladin ihre Religionsgeschichte ansehen: sie ist Heilsgeschichte, Offenbarung der göttlichen Gnade, die als Gotteskraft, als Heilswahrheit unser Herz gewinnt, daß wir in Christi Gemeinschaft und in Kraft seines Geistes der alten angeborenen Selbstsucht absterben und zu neuem göttlichen Liebesleben auferstehen. Und dieses Christentum, diese allein wahrhaft humane Religion ist da und braucht als „ewiges Evangelium" nicht erst erwartet zu werden.

5. Komposition des Gedichtes.

In künstlerischer Beziehung entspricht das Gedicht im ganzen den Anforderungen, welche man an ein Drama stellen muß. Die zu Grunde liegende Erzählung ist höchst interessant und von Erfindungen eingefaßt, die den Zeitumständen angemessen erscheinen. Eine höchst merkwürdige, hervorragende Persönlichkeit, Saladin, bildet den würdigen Mittelpunkt, und um ihn gruppieren sich eine Reihe erdichteter Charaktere, die alle hinlänglich scharf gezeichnet und zur Ausführung des Ganzen geeignet erscheinen. Der Schauplatz in Jerusalem und das durch die Kreuzzüge veranlaßte Zusammentreffen verschiedener Nationen und verwandter Religionsbekenntnisse geben dem Ganzen einen romantischen Anstrich. Die dramatische Lebendigkeit, der rasche Fortschritt der Handlung ist dagegen durch die zur Entwickelung der Wahrheiten, welche Lessing besonders am Herzen lagen, erforderliche Ruhe etwas beeinträchtigt worden. Auch ist dem Konflikt zwischen dem Fanatismus des Christentums und der reinen Humanität vielleicht nicht Rechnung genug getragen, und daher der Schluß nicht ganz befriedigend. „Der Patriarch,“ sagt Vischer in seiner Ästhetik, „mußte zum Äußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten, und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurteils vollenden. Dann mochte dieses Drama immerhin glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, in welcher Liebende zu Geschwistern werden müssen.“

Gervinus erkennt dem ganzen Plane der Dichtung den höchsten Preis der Kunstmäßigkeit zu. „Ebenso meisterhaft (als in Emilia Galotti),“ sagt er, „ist die Fabel im Nathan angelegt, wo eine Reihe dunkler, verschlungener, zufällig scheinender, unbegreiflicher Begebenheiten zuletzt in einem lichten Punkte zusammenfallen, die, indem sie alle Schicksalsmaschinerie, alle direkten Eingriffe der Gottheit, alle Wunder kühn negieren und aufheben, der Wunder größtes, eine Vorsehung, preisvoll verkünden, die die Menschen als ihre Kinder lenkt, und keinen Sperling ohne ihren Willen fahren läßt.“ Sehr passend weist Gervinus dem „Nathan“ einen Ehrenplatz neben Goethes „Faust“ an.

Platen sagt über Lessings Nathan:

Deutsche Tragödieen hab' ich Masse gelesen, die beste
　Schien mir diese, wiewohl ohne Gespenster und Spuk:
Hier ist alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
　Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott.

An andrer Stelle (V, 24) sagt Platen: „Nathan ist Lessings bestes Drama, dadurch bewundernswürdig, daß eine solche Klarheit des Bewußtseins mit so viel darstellender Kraft verbunden sein konnte.“

Hieran reihen wir schließlich ein Urteil von Hillebrand über den Nathan. Er sagt (I, 249): „Müssen wir nun im voraus gestehen, daß auch hier wieder mehr die verständige Reflexion gearbeitet, als die Genialität der Phantasie geschaffen hat; so bewährt sich doch nicht minder, daß die Reflexion den Ton stiller Begeisterung angenommen und den didaktischen Gehalt mit der Farbe der Poesie oft sehr glücklich umkleidet hat. Kann es uns ferner nicht entgehen, daß in mehrfacher Hinsicht die Schärfe der Charakteristik, die dramatische Belebung und Konsequenz, wie wir sie in der Emilia Galotti gefunden, hier fehlen; so muß dagegen um so mehr die Kunst bemerkt werden, welche in der Darlegung der Haupt- und wesentlichen Züge, so wie in der Stellung der Personen zu einander und zu der Handlung sich bethätiget. So tritt uns z. B. vornehmlich das Bild des Juden Nathan in reinster Zeichnung und Eigentümlichkeit entgegen.

Er ist ebenso sehr der Repräsentant der Lessingschen Humanitäts-Philosophie, als er das Gepräge seiner specifischen jüdischen Nationalität in seiner Erscheinung trägt. Diese letztere Eigenschaft dient der ersteren zu bedeutsamer Folie, und die Verbindung beider zeugt von nicht geringer künstlerischer Einsicht. Ebenso bewährt sich im Tempelherrn die sichere Hand, die mit Geschick die Romantik der Religion, der Liebe und des Rittertums zugleich zu malen weiß. Wie sodann Saladin in freier Männlichkeit sich zwischen beide stellt, giebt einen weiteren Beweis glücklicher kompositiver Berechnung. Nimmt man dazu, wie diese Charaktere die verschiedenen Standpunkte religiöser Anschauung vor uns vertreten und zugleich von ihren verschiedenen Standpunkten aus, ohne Absicht und durch das Schicksal selbst geleitet, dem Zwecke der Dichtung gleichmäßig dienen; wie Jude, Muselmann und Christ in einem Werke der Menschlichkeit, in der Rettung der Recha, sich unwillkürlich begegnen, von diesem aus sich zusammenfinden und verbinden; wie der Jude bedeutsam im Mittelpunkte des Ganzen steht und das Symbol der höheren religiösen Duldung und Liebe wird, indem ja die andern beiden Religionen in der des weisen Nathan ihre gemeinschaftliche Mutter haben, indem zugleich der Jude vermöge seines Geschäfts mit allen näher verkehren mochte, sowie er durch Reisen in der Welt- und Menschenkenntnis gereifter als die andern erscheinen mußte — vergleicht man dies und ähnliches, so muß man wohl gestehen, daß die Anordnung, wie sehr sie auch nach mancher Seite hin in der weiteren Entwickelung den absichtlichen Kalkül bemerken läßt, doch im allgemeinen ein bedeutendes Talent dramatischer Ökonomie und organisierender Kunst beweist. Diese bekundet sich auch darin, daß der Grundgedanke in möglichster Bestimmtheit in der Handlung veranschaulicht wird. Sowie nämlich die religiöse Dul-

dung zwei Hauptfeinde hat, den Aberglauben des Fanatismus und die Sophistik pfäffischer Orthodoxie, so werden hier auch diese beiden Finstermächte in ihrem Streben und zugleich in ihrer Überwindung trefflichst vergegenwärtigt. Mit kluger Rücksicht wird uns der Aberglaube in seiner schwärmerischen Form in dem weiblichen Charakter der Daja vorgeführt, in seiner dogmatischen Strenge dagegen im Tempelherrn, während die Sophistik des Pfaffentums in dem Patriarchen vor die Augen tritt. Die erste erscheint entzückt von ihrem Glauben an die Engel, der andere ereifert sich in kirchlicher Befangenheit, und schont selbst des weisen Juden nicht, von dem dritten aber sagt der einfältige Klosterbruder:

„Nur, meint der Patriarch, sei Bubenstück
Vor Menschen nicht auch Bubenstück vor Gott.“

Mitten in diesem Aberglauben und priesterlichen Trug, über deren Regionen Nathan gleich frei erhaben schwebt, spielt die naive Duldsamkeit der Recha freundlich-still hinüber, die da meint, daß Moses nicht bloß auf Sinai, sondern „wo immer er gestanden, vor Gott gestanden“, ebenso die treuherzige Moral des Klosterbruders, der gehorcht, ohne „viel zu klügeln“, obwohl er denkt, der Patriarch gebrauche ihn zu allerlei, „wovor er großen Ekel habe“. Auch das edle Herrscherbewußtsein des großen Saladin, der

„Nicht verächtlich von des Volkes Stimme denkt“,

greift wohlthätig kontrastierend in das Getreibe afterreligiöser Frömmigkeit hinein.

Im allgemeinen mag noch auf den romantischen Hintergrund hingewiesen werden, welcher dem Ganzen unterliegt, und der an und für sich wesentlich verständig-berechneten Komposition eine anziehende poetische Perspektive verleihet, wodurch die philosophische Tendenz in die Beleuchtung der Phantasie erhoben wird. Dahin gehört vorab der Schauplatz selbst, nämlich die jerusalemitisch-orientalische Landschaft mit ihren biblischen Erinnerungen, ihren eigentümlichen Ansichten, ihren Palmen u. s. w. Dahin gehört das Mystisch-Ritterliche des Templerordens, das phantasiereiche Bild des islamitischen Kriegertums und seines hier gefeierten Helden selbst, endlich das bedeutsame Hineinragen der Kreuzzüge, an welche sich die imaginativen Vorstellungen in so hohem Maße knüpfen.

So steht denn der Nathan, trotz der didaktischen Absichtlichkeit und bei aller Mangelhaftigkeit des inneren lebendig-freien Organismus, sowie der metrischen Plastik und Harmonie, als ein Werk da, an dessen Gestaltung sich die Macht eines höheren Geistes unverkennbar bewährt. Er bleibt ein unvergängliches Denkmal, das die deutsche Muse der Idee der Menschheit und der nationalen Gesinnung zugleich gesetzt hat.“

Trotz des Lobes aus dem Munde der oben genannten Litterarhistoriker muß anerkannt werden, daß das Stück in ästhetischer Hinsicht doch erhebliche Fehler haben muß, sonst würde Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung XII. S. 163 über dasselbe nicht so kühl geurteilt haben.

Schiller, der von Lessings Prinzipien (cf. 80. Stück der Dramaturgie) innerlich durchdrungen war, konnte im Nathan nichts Tragisches finden, das Dramatische ist nur Einkleidung des Didaktischen, die tragische Form wird nur zu didaktischen Zwecken verwendet. Die Leidenschaft ist das Feld der Tragödie, d. h. des höhern Dramas, aber nicht die Leidenschaftslosigkeit, die in Nathan geopfert wird. In ihm wäre die Intoleranz, wie sie der Patriarch offenbart, viel besser am Orte, Indifferentismus ertötet alle Poesie. Konfessioneller Konflikt, Konflikt der Religionen, ist unpoetisch, und erschüttert und zersetzt das dem Menschen Heiligste, den Hintergrund seiner religiösen Handlungen.

Die Verse sind mangelhaft und schlecht, selbst wenn es Absicht des Dichters gewesen, die Vorfabel ist übermäßig ausgedehnt und voller Unwahrscheinlichkeiten, der Bau leicht und locker, die Chronologie unklar und verworren. Die Handlung des Stückes fällt in das Jahr 1192. Acco hat sich am 2. Juni 1191 ergeben, Philipp II. nach abgeschlossenem Waffenstillstande im August 1191 sich eingeschifft. Trotzdem wird er im Stücke als noch in Palästina anwesend gedacht; denn nach I, 5 soll er auf Wunsch des Patriarchen sich Saladins bemächtigen, wenn dieser sich zu seinem Vater nach der Feste im Libanon begeben werde. Ist solche dichterische Freiheit erlaubt, so doch nicht die Unwahrscheinlichkeit in Bezug auf Recha. Diese wurde vor 18 Jahren durch den Klosterbruder dem Nathan übergeben, da ihr Vater Gaza gegen Saladin verteidigen sollte. Zu ihrer Erziehung nahm Nathan Daja in das Haus, die jener die Mutter ersetzte. Beide sind also 18 Jahre in Nathans Hause. Dajas Mann war ein Edelknecht in Barbarossas Heere und ertrank im Kalykadnus. Da dieses aber am 10. Juni 1190 geschah, so kann Daja kaum 2 Jahre in Nathans Hause und Recha nicht älter als 5 Jahre sein; denn Gaza wurde von Saladin erst 1187 erobert, desgleichen Ascalon, wo Rechas Vater fiel. (IV, 7.)

Wenn dieser Anachronismus Lessing auch bekannt war, weshalb führt er ihn als historisches Moment ein?

6. Form der Darstellung.

Lessing nennt „Nathan" ein „dramatisches Gedicht". Diese Bezeichnung ist etwas allgemein, und man hat daher versucht, ihm seine rechte Stellung unter den Dichtungsarten anzuweisen. Am meisten griff hierbei Engel fehl, der es „ein dramatisches Lehr-

gedicht über die Vorsehung" nannte. Der didaktische Zweck des Gedichts wird vom Dichter selbst zugestanden; aber darum darf „Nathan" noch nicht in der didaktischen Poesie untergebracht werden. Schiller stellt in seiner Schrift über naive und sentimentalische Dichtung eine eingehende Untersuchung über den „Nathan" an und kommt zu dem Resultat, daß das Gedicht weder Tragödie noch Komödie sei, letzterer aber am nächsten stehe, sich leicht in eine solche verwandeln lasse, wenn man das Pathetische darin aufopfere. Bei so bewandten Umständen muß man davon abstehen, dem Gedicht eine bestimmte Stellung unter den bekannten Dichtungsarten anzuweisen, und es bei der vom Dichter selbst gewählten Bezeichnung: „Dramatisches Gedicht", lassen.

Der „Nathan" ist in fünffüßigen Jamben geschrieben, aber ohne Reim. „Um geschwind fertig zu werden," schreibt er an Elise Reimarus, „mache ich ihn in Versen. Freilich nicht in gereimten: denn das wäre gar zu ungereimt." Er hielt den Reim für unangemessen im Drama, und erlaubte sich nicht einmal stellenweis gereimte Verse einzulegen, wie Schiller es nicht selten thut. Das jambische Versmaß war vor Lessing nur wenig für dergleichen Stücke angewandt worden; man wählte dafür die Prosa. Seit dem Erscheinen des „Nathan" ist aber der fünffüßige Jambus allgemein gebräuchlich für das Drama. Er eignet sich dazu aber auch vorzüglich, da er die einfachste Gestaltung der gebundenen Rede ist, sich durch die ruhige Beweglichkeit dem leichten Tone der Unterhaltung am meisten nähert, und sich darum für den Dialog sehr brauchbar erweist. Lessing glaubte durch den Jambus auch den orientalischen Ton, den er hier und da angeben müsse, besser zu treffen, als durch Prosa.

Mit Rücksicht auf die Darstellung des Stückes auf der Bühne hat Lessing den jambischen Vers mit großer Freiheit behandelt, und neben regelrechten fünffüßigen auch zwölf-, neun- und achtsilbige Verse auftreten lassen. Man hat ihm darüber Vorwürfe gemacht, ohne zu untersuchen, ob solche Abweichungen nicht tieferen Grund haben, eine Annahme, die man einem Manne gegenüber wie Lessing wohl machen kann. Während er sein Drama versificierte, schrieb er seinem Bruder, nachdem er ihm das Geständnis abgelegt hatte, daß seine Prosa ihm von jeher mehr Zeit gekostet, als Verse: „Ja, wirst du sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubnis; ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären."

Daß Ausdruck und Sprache in dem Gedichte schön, mustergültig sind, bedarf des Beweises nicht mehr, da wir das bisher in allen seinen Werken fanden. Sehr anerkennend spricht sich Goethe auch in dieser Beziehung aus. In „Wahrheit und Dichtung" (XXI, 66) sagt er: „Lessing wurde nach und nach

ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der Minna, lakonisch in der Emilia Galotti, später kehrte er erst zu seiner heitern Naivetät zurück, die ihn so wohl kleidet im Nathan."

In der Zeit, in welcher Lessing sich der dramatischen Dichtung zuwandte, hatte das französische Drama in Deutschland das höchste Ansehen. Man glaubte, daß dasselbe genau nach den von Aristoteles aufgestellten Regeln des griechischen gearbeitet sei, und sahe Corneille, Racine und Voltaire als die Fortsetzung von Äschylus und Sophokles an. Die Franzosen nachahmen, hieß daher: nach den Regeln der Alten arbeiten. Diese Nachahmungen gelangen aber den deutschen Dichtern nie befriedigend, was seinen Grund vorzugsweise darin hatte, daß die französischen Dramen nationale Stoffe behandelten, daher der Ausdruck des französischen Nationalcharakters waren. So groß die Neigung des Deutschen auch für das Fremde ist, so sehr er sich gewöhnlich bemüht, sich demselben unterzuordnen: so mochte er sich doch das französische Wesen nicht aneignen, da es mit seinem eigenen Charakter im vollsten Gegensatze steht. Aber man erkannte das ganze Verhältnis nicht klar genug, und blieb trotz des innern Widerspruchs bei den Übersetzungen und Nachahmungen französischer Dramen stehen. Auch Lessings Jugenddramen tragen diesen Charakter und unterscheiden sich von den Dramen anderer Zeitgenossen nur durch talentvollere Behandlung des Einzelnen. Zu Lessings Jugenddramen gehören: „Damon oder die wahre Freundschaft" (1747), „Der junge Gelehrte" (1747), eine Verspottung der geist- und zwecklosen Gelehrsamkeit, „Der Misogyn" (1748), „Die Juden (1749), eine Bekämpfung der gegen sie herrschenden Vorurteile, „Der Freigeist" (1749), Bekämpfung des Atheismus.

Lessing, beseelt von echt deutschem Geiste, fühlte bald das Unwürdige dieser Sklaverei. Am Schlusse seiner „Dramaturgie" sagt er: „Über den gutherzigen Einfall: den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles, was uns von jenseits dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten. Lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der

Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem rechten Schicksale zu seinem Anteil erhalten hat. Ernstlich bemühte sich Lessing, in der „Dramaturgie“ achzuweisen, daß die Franzosen den Aristoteles gar nicht verstanden, eine beiläufige Bemerkung desselben für das Wesentliche genommen hätten, und erschütterte so die Ansichten, zu deren Befestngung auch Gottsched viel beigetragen hatte. Hierbei blieb aber Liessing nicht stehen; er beschloß, selbst ein nationales Drama zu schaffen. Seine ersten Versuche in dieser Richtung sind keine Meisterstücke; aber sie bahnten den Weg zu denselben. Es gehören zu diesen Übergangsdramen: „Miß Sara Sampson“ (1755) und „Philotas“ (1759). Ersteres ist ein bürgerliches Trauerspiel nach englischem Stoffe, aber im deutschen Geiste sentimental behandelt; letzteres stellt die Idee des Opfertodes für das Vaterland mit schwärmerisch-sentimentaler Auffassung dar. Nach solcher Vorbereitung wandte sich Lessing endlich direkt den vaterländischen Stoffen zu: er schuf das nationale Drama „Minna von Barnhelm“, zu dem er den Stoff hauptsächlich während seines Aufenthaltes in Breslau sammelte. Er fühlte sich damit so sicher auf der rechten Bahn, daß er in einem Briefe an Ramler sagte: „Wenn es nicht besser als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben.“ Hieran reihete sich „Emilia Galotti“ (1772), ein Stück, das zwar in Italien spielt, aber ebenfalls eine vorwiegend nationale Bedeutung hat. Er schilderte darin die Erbärmlichkeit der deutschen Höfe, die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen, und übte dadurch einen wohlthätigen Einfluß auf die politische Bildung des Volkes aus. Das Gedicht ist zugleich eine Mustertragödie, nicht wegen des tragischen Ausganges, sondern weil durch den Tod der Heldin der Sieg des sittlichen Princips über die Unsittlichkeit gewahrt wird. Der Plan zu diesem Trauerspiel gefiel Lessing selbst so gut, daß er sehr langsam daran arbeitete, um nichts zu verderben, „alle sieben Tage nur sieben Zeilen schrieb und unaufhörlich etwas von dem Gearbeiteten ausstrich“, wie er sich in einem Briefe an Nicolai ausdrückt. Das Stück wurde daher auch mit großem Beifall aufgenommen. Den Schluß von Lessings dramatischen Arbeiten bildet „Nathan der Weise“ (1779), in dem das rein deutsche Element trotz des orientalischen Hintergrundes keinen Augenblick verkannt werden kann. Alle Personen in Lessings Dramen stehen „unter dem Richtmaß der deutschen Gesinnung, worin die Poesie weit mehr ihre nationale Eigenheit zu suchen hat als in den Stoffen.“ — (Cholevius.)

Dankbar verehren wir in Lessing den Schöpfer des wahrhaft deutschen Dramas.

7. Schriftliche Aufgaben.

Der Ring in der Poesie. (Gudrun, gute Gerhard, Minna von Barnhelm, Nathan der Weise [Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea].)

II. Prosa.

17. Ein Brief Lessings an seine Mutter.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. XII. 9. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. X. 6. — Lüben, Auswahl. I. 274.

Eine schöne Probe von Offenheit, Bescheidenheit und kindlicher Liebe: drei Eigenschaften, die Lessings Charakter zierten.

18. Lessings Urteil über sich als Dichter.

Ebendaselbst. Lpzg., 1853. VII. 415. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. VIII. 261. — Lüben, Auswahl. I. 277.

Abermals eine Probe von Bescheidenheit, die von seinen Gegnern vielfach buchstäblich genommen und benutzt worden ist, um seine hohe dichterische Begabung nicht bloß in Frage zu stellen, sondern ganz und gar abzuleugnen. Man darf bei diesem Bekenntnis Lessings nie übersehen, daß er sich in mißmutiger Stimmung befand, als er es ablegte. Das Stück, aus dem diese Probe entlehnt ist, bildet den Schluß der „Hamburgischen Dramaturgie“. Mit dem Aufhören derselben scheiterte ein Plan, von dem er sich viel Gutes versprochen hatte. So große Gerechtigkeit Lessing sonst jedermann, selbst seinen erbittertsten Gegnern, widerfahren läßt, hier wird er ungerecht gegen sich selbst. Würde dem deutschen Volke nur in jedem Jahrhundert ein Dichter gegeben wie Lessing, so würde ihm eine herrliche Zukunft gesichert sein.

„Lessings Phantasie schien nur darum minder reich, weil er sich niemals in das Phantastische verliert, sondern seine Schöpfungen stets mit Klarheit und Besonnenheit ordnet, was wir, seitdem uns die Ausschweifungen der Romantiker verwöhnten, zu schätzen verlernt haben. Begründeter ist die Behauptung, daß Lessing weder Anlagen noch Sinn für ein lyrisches Gemütsleben besaß.“ (Cholevius. I. 583.)

19. Unterschied zwischen Malerei und Poesie.

Ebendaselbst. Lpzg., 1853. VI. 438. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. VI. 113. — Lüben, Auswahl. I. 279.

Dieses Stück ist aus dem XVI. Abschnitt des „Laokoon“.

Laokoon war zur Zeit der Belagerung Trojas durch die Griechen Priester des Thymbräischen Apoll, d. h. desjenigen, der zu Thymbra in der Landschaft Troas einen Tempel hatte. Als die Griechen die Belagerung der Stadt scheinbar aufgegeben und das bekannte hölzerne Roß, erfüllt mit griechischen Kriegern, im Lager zurückgelassen hatten, war man in Troja hocherfreut und brachte den Göttern Dankopfer dar. Da der Priester des Neptun gerade gestorben war, so mußte Laokoon für denselben eintreten. Er teilte den allgemeinen Rausch der Freude nicht, fürchtete vielmehr Verrat und warnte eifrig vor dem zurückgelassenen Rosse. Als er nun mit seinen beiden Söhnen, die ihn als Opferdiener unterstützten, am Meeresstrande vor dem Altare steht und bereit ist, dem Meeresgotte den mächtigen Stier zu schlachten, schießen von Tenedos her zwei Schlangen mit Blitzeseile heran, umschlingen den Vater mit seinen Kindern und töten alle drei mit giftigen Bissen.

Dieser grausigen Scene hat sich die Poesie und Plastik bemächtigt.

Virgil giebt uns in seiner berühmten „Äneide" folgendes Bild davon:

Jetzo zeigt den Armen sich dort ein entsetzliches Schauspiel,
Das mit Grauen erfüllt die leicht bewegten Gemüter.
Festlich stand, zum Priester erlost dem hehren Poseidon,
Am Altare Laokoon dort und opferte den Stier ihm.
Siehe, da wälzt von Tenedos her auf ruhiger Woge
— Schaudernd erzähl ich es nur — ein Paar gewaltiger Schlangen
Sich weit kreisend heran und strebt zusammen ans Ufer.
Mächtig ragt ihre Brust und der blutig geschwollene Kamm auch
Aus den Fluten empor, und weithin furchet ihr Körper
Hinten das Meer und ziehet sich nach in gewaltiger Windung;
Laut aufbraust die schäumende Flut; schon sind sie am Ufer,
Und mit glühendem Aug', blutrünstig vom Feuer gerötet,
Lecken sie sich mit schillernder Zung' hell zischend das Antlitz.
Uns starret das Blut, und wir fliehn, doch sie, unaufhaltsam,
Gehn auf Laokoon los, und zunächst schlingt jede der Schlangen
Fest um die Körper sich an der Söhne zarteren Alters,
Und zerfleischt mit gierigem Biß die edlen Glieder.
Dann ergreifen sie ihn, der Hilfe bringt und Geschosse,
Hemmen mit riesiger Windung den Schritt, und zwiefach umkreisend
Fassen den Leib sie, umringeln mit schuppigem Rücken
Doppelt den Hals und ragen empor noch weit mit den Köpfen.
Da versucht er es wohl, mit der Hand die Knoten zu lösen,
Ob der Geifer ihm auch und das Blut die Binde besudelt;
Und zum Himmel hinauf entsendet er gräßlichen Wehruf,
Gleich dem brüllenden Stier, der am Altare verwundet
Flieht und das Beil, das nicht tödlich ihn traf, dem Nacken entschüttelt.

(Übersetzung von Cosack.)

In Marmor ausgeführt wurde die Scene von Agesander, Polydor und Athenodor aus Rhodos. Ihr Werk gehört zu den berühmtesten des Altertums; es schmückte einst in Rom den Kaiserpalast des Titus. Später wurde diese Gruppe mit andern

Herrlichkeiten verschüttet, 1506 jedoch beim Umgraben eines Weinberges wieder aufgefunden, 1796 von den Franzosen geraubt, 1815 aber dem Belvedere des Vatikan zu Rom zurückgegeben.

Dieses „Wunder der Kunst“, wie Michel Angelo die Gruppe bezeichnet, nahm Lessing zum Ausgangspunkt für die Darstellung seiner Ansicht über die Aufgabe der Kunst, insbesondere der Poesie. (Siehe S. 598.)

Abbildungen dieser Marmorgruppe sind verbreitet. Siehe z. B. das unten genannte Werk von Cosack. Auch Photographieen für Stereoskope sind vorhanden.

Noch sei bemerkt, daß Lessing in dem hier citierten XVI. Abschnitt so zu sagen die Summa aller bis dahin erwähnten Beobachtungen und Studien zieht. Er stellt theoretisch-philosophisch den Unterschied der bildenden Kunst und der Poesie fest. — Für die Mittel der Malerei (Farben, Linien, Figuren), welche im Raume neben einander liegen, wird der Ausdruck koexistierend (d. h. zusammen-, nebeneinander bestehend) gebraucht; für die Dichtung dagegen, die sich der Sprache bedient, deren Laute in der Zeit aufeinander folgen, gilt das Wort konsekutiv (d. h. aufeinanderfolgend).

20. Streben nach Wahrheit.

Lessings sämtl. Schriften v. Lachmann u. Maltzahn. Lpzg., 1853. X. 53. Lessings gesammelte Wke. Lpzg., 1853. IX. 97. — Lüben, Auswahl. I. 285.

Eine kleine, aber höchst bedeutungsvolle Probe aus Lessings „Duplik“, einer Schrift, die den Fragmentstreit betrifft.

Neben den bereits besprochenen oder doch namhaft gemachten Dichtungen hat Lessing noch eine ganze Reihe von Prosawerken geliefert, aus denen die vorstehenden Proben entlehnt sind. Ihr Inhalt ist sehr mannigfaltig, durchweg aber klar gedacht, immer streng logisch und ebenso den Verstand als die Phantasie beschäftigend. Seine Darstellung ist wahrhaft künstlerisch, Ausdruck und Satzbildung durchaus rein deutsch. Eine Prosa dieser Art fand Lessing bei seinen Zeitgenossen nicht vor, sondern er schuf sie sich; und sie wurde der Ausdruck seines klaren, anmutigen Geistes und gewaltigen Charakters. Wie große Mühe er auf seine Prosa verwandte, haben wir schon oben gehört, aber darum wurde sie auch musterhaft und Vorbild für alle Zeiten. „Seine Sprache,“ sagt Gelzer, „ist ein im freiestem Flusse und doch zugleich in strengster innerer Wahrheit fortschreitendes lautes Denken; der reine kraftvolle Organismus eines genialen, in allen Tiefen durchsichtigen Verstandes. Mit Recht bewundert

man seine Prosa als ein plastisches Meisterwerk des Scharfsinns und der Gediegenheit, als die Bildungsschule unserer gesamten neueren Litteratur.“

Wir beschränken uns hier auf eine kurze Besprechung der bedeutendsten Lessingschen Prosawerke.

1. „Briefe, die neueste Litteratur betreffend.“ 1759. (Sämtl. Schriften. VI. Gesammelte Werke V.)

Der Buchhändler Nicolai in Berlin, ein Freund Lessings und Mendelssohns, hatte sich äußerer Verhältnisse halber genötigt gesehen, sein in Leipzig erscheinendes Journal, „Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste“, an Weiße abzugeben. Lessing, dem dies Journal von Anfang an nicht gefiel, beschloß jetzt, ein eigenes kritisches Organ zu gründen, in welchem er mit seinen genannten Freunden die neueste deutsche Litteratur einer gründlichen Prüfung unterwerfen wollte. Man beschloß dafür die zwanglose Briefform und wollte diese Briefe wöchentlich erscheinen lassen, die Namen der Verfasser aber geheim halten, wie es damals für solche Arbeiten gebräuchlich war. Diese Vorsätze wurden ausgeführt; das Journal erschien von 1759 an unter dem Titel „Litteraturbriefe“. Lessing war die Seele des Unternehmens, was Freund und Feind auch bald herausfühlten. Durch ihn gewann die deutsche Kritik zuerst den männlichen Ernst, der auf den Kern und das Wesen der litterarischen Erscheinungen eingeht, und das Urteil über dieselben nicht nach Einzelnheiten, sondern nach dem Ganzen eines Werkes bemißt. Lessing ist durch Anwendung dieses Grundsatzes in den Litteraturbriefen der Schöpfer der modernen Kritik geworden. Sein Hauptstreben war darin auch, eine eigentümlich deutsche Litteratur hervorzurufen. Um das möglich zu machen, mußte zunächst alles Schlechte durch rücksichtslose Kritik beseitigt werden. Es geschah zum Schrecken der schlechten Skribenten. Die Litteraturbriefe erregten außerordentliches Aufsehen und standen bald in großem Ansehen. Man begnügte sich aber nirgends damit, das Schlechte und Mittelmäßige nur als solches zu bezeichnen; man entwickelte auch wichtige Wahrheiten und Grundsätze aus ihnen; die Kritik wurde so eine positive, wie sie auch in Lessings späteren kritischen Schriften immer mehr als solche sich zeigt. Selbstverständlich wurde auch das Gute in der Litteratur gebührend anerkannt und hervorgehoben. Die Gedichte von Kleist und Gerstenberg, Gleims Kriegslieder wurden auf diese Weise bekannt und geschätzt. Wiederholt wurde auf die alten Klassiker und Shakespeare hingewiesen und zu Originalarbeiten aufgefordert.

Lessings Litteraturbriefe sind Meisterstücke der Kritik und Polemik, und werden ihrer Frische und Wahrheit wegen noch heute gern gelesen, während man von den Werken, gegen die sie gerichtet waren, die Namen der Verfasser kaum noch kennt.

2. „Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. 1766 (Sämtliche Schriften. IV. 358. Gesammelte Werke. VI. 113—21.)

Dies Werk war auf drei Teile berechnet; es ist aber nur der erste davon erschienen. Angeregt zu dieser Arbeit wurde Lessing durch Winckelmanns*) Schriften, namentlich durch dessen Werk „Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, 1755"; er glaubte dessen Ansicht, daß edle Einfachheit und stille Größe das Prinzip der antiken Produktion sei, bestreiten zu müssen und that dies in dem „Laokoon", den er längst in einzelnen Fragmenten begonnen hatte. Zwei Gesetze von höchster Bedeutung sind es, welche mit vorher ungekannter Klarheit in diesem Werke aufgestellt und bewiesen werden: 1) Das höchste Gesetz der Kunst ist die Schönheit; 2) der Dichter hat Handlungen darzustellen. Goethes Wort: „Die wahre Darstellung hat keinen Zweck; sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihren Folgen, und dadurch erleuchtet und belehrt sie", ist gewissermaßen das Thema wie das Resultat der Lessingschen Schrift, die man mit voller Befugnis als „die erste eigentliche Urkunde der neueren Ästhetik" bezeichnen kann. Man legte von nun an auf den Lehrzweck der Poesie nicht mehr den Accent und sonderte die schönen Künste von den nützlichen streng ab. Zu dem zweiten Gesetz gelangte Lessing durch scharfe Gegenüberstellung der Malerei und Poesie, was schon die von uns aus dem „Laokoon" entlehnte Probe beweist. Die Schweizer, insbesondere Breitinger, hatten den Satz aufgestellt, „daß die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei." **) Lessing zeigt nun, daß dieser Satz falsch sei, und lehrte dagegen, gestützt auf die vorzüglichsten Werke der Alten, „daß die Malerei (bildende Kunst) ihre Gegenstände im Raume, die Poesie in der Zeit darstelle, jene durch Gestalten und Farben, diese durch artikulierte Töne; daß Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der ersten, Handlungen dagegen die der andern seien. Hiernach verwarf er die malerische beschreibende Weise der Poesie, wie sie in Hallers Alpen, in Kleists Frühling und in anderen Dichterwerken jener Zeit sich zeigte.

*) Winckelmann, Joh. Joachim, wurde am 9. Dez. 1717 in Stendal geb. u. am 8. Juni 1768 in Triest ermordet.

**) Diese Ansicht sprach schon der griechische Dichter Simonides (um 550 v. Chr. Geb.) aus. Lessing sagt in der Vorrede zum Laokoon: „Die blendende Antithese des griechischen Voltaire, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei, stand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte, dessen wahrer Teil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen zu müssen glaubt."

„Die Schrift ist nun zugleich in der Weise, wie sie ihren Gegenstand behandelt, selbst eine Art poetisches Werk der Kritik. Von dem berühmten Meisterwerke des Altertums, dem Laokoon, ausgehend, läßt Lessing die Betrachtung sich allmählich entwickeln, und aus dem Gebiete der bildenden Kunst in das der Poesie hinübergleiten. So werden wir gefällig und wie ohne Absicht in die Sache und ihre eigene Bewegung hineingeführt; wir merken kaum, daß wir belehrt werden sollen, indem der analytische Fortschritt sich wie eine lebendige Handlung gestaltet, uns auf mannigfaltige Interessen hinführt, vielseitige Gegenstände dem Blicke darbietet, und uns auf verschiedene Punkte stellt, von denen wir stets neue angenehme Aussichten genießen. Philosophie und kritischer Scharfsinn einerseits, eine reiche, passende Belesenheit anderseits sind die Mittel, womit der Verfasser seinen Zweck so umfassend als klar und bestimmt erreicht hat. Herder sagt daher mit Recht, der Laokoon sei „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen, geschäftig gewesen sind". (Hillebrand, I. 230.)

Was Lessing im „Laokoon" in Bezug auf Poesie als Gesetz feststellte, suchte er in „Minna von Barnhelm" zu verwirklichen; beide Werke verhalten sich daher wie Kritik und Poesie zu einander. Ein Arbeiten dieser Art, d. h. ein bewußtes Arbeiten, entsprach Lessings ganzer Persönlichkeit, und tritt uns daher auch bei andern Gelegenheiten entgegen. Man vergleiche hiermit Lessings Urteil über seine Dichtergabe, worin er deutlich ausspricht, was er der Kritik verdankt.

3. „Hamburgische Dramaturgie." 2 Bde. 1767—69 (Sämtl. Schriften. VII. Gesammelte Werke. VII. VIII.)

21. Die Zerstreuung.

Lessings sämtl. Schriften. Berlin, 1827. XXIV. 206. Gesammelte Wke. Lpzg., 1856. VII. 158. Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 34.

1. Erläuterungen.

(Zur Entwickelung von Begriffen und Definitionen.)

1. „gebrechen, das Gebrechen."

In der Geschichte von der Hochzeit zu Kana steht geschrieben: „Da es an Wein gebrach." 1. Was heißt das? Da es an Wein mangelte, da Wein fehlte, nicht da war. — 2. Weshalb gebrach es an Wein? — 3. Wann hätte es an Wein nicht gebrechen können? Wenn so viel Wein dagewesen wäre, als da hätte sein sollen (als nötig gewesen wäre). — 4. Was heißt also gebrechen (althd. gibrëchan, kaprëhhan, mhd. gebrëchen)? Nicht so viel (von einer Sache) da sein, als da sein sollte. —

5. Welche unangenehmen Folgen hätte dieses gebrechen haben können? — Das hätte Störung bewirkt, wäre merklich unangenehm, wäre eine Unvollkommenheit (Fehler, Mangel) gewesen. (Als zweites Beispiel könnte dienen: Nibelungen. 16. Abent. Str. 45—56. S. Leseb. VI.)

6. In Bezug auf Personen nennt man eine Unvollkommenheit, deren Empfindung Beschwerden verursacht, ein Übel, ein Gebrechen. 7. Was ist ein Gebrechen? Ein merklich unangenehmes Nichtdasein von etwas, wodurch ein Ding unvollkommen wird (eine Unvollkommenheit), dessen Empfindung Beschwerden verursacht. — 8. Nenne Gebrechen des Leibes! — 9. Warum sind das Gebrechen? Weil dadurch der Leib unvollkommen (verunstaltet) nnd zu gewissen Thätigkeiten untüchtig ist (empfindliche Beschwerden hat).

2. Ebenso entwickele: a) „wahren" = ein wachsames Auge auf etwas haben, inachtnehmen, hüten, schützen. b) „verwahren" = Anstalten und Verkehrungen behufs der Bewahrung treffen. c) „verwahrlosen" = einen Gegenstand ohne alle Aufsicht und unbeachtet lassen, — sich ganz unthätig in Beziehung desselben verhalten — daß er dadurch übel wird sei es nun, daß er selbst in einen übeln Zustand übergeht (Kind verwahrlosen = verwildern lassen), oder daß Übeles von dem aufsichtslos gelassenen Gegenstande ausgeht. (Feuer verwahrlosen, welches zünden kann. Aus althd. wara, mhd. ware, war = Achtsamkeit, Aufmerksamkeit.) d) „Verwahrlosung" der durch Beachtungs- und Aufsichtslosigkeit bewirkte übele Zustand eines Gegenstandes. e) „natürliche Verwahrlosung" = der durch die Beachtungs- und Anfsichtslosigkeit der in den Geschöpfen thätigen Kräfte bewirkte übele Zustand eines Wesens.

3. a) „Gewohnheit" — die ohne deutliches Bewußtsein und Überlegung, nur durch gleichförmige Wiederholung uns zur Natur gewordenen freien Handlungen. b) „Angewohnheit" = anhaftende Gewohnheit, die von jemand selbstthätig und auf leichte Weise angenommene Gewohnheit.

4. a) „Eindrücke" = die durch Eindrücken in einem Dinge zurückbleibenden Spuren. b) „sinnliche Eindrücke" = die in einem Ding durch die Sinne hervorgebrachten bleibenden tiefen, starken, hervorstechenden Einwirkungen, Veränderungen (Spuren).

2. Abfragen des Inhalts.

(Zur Gewinnung der Begriffe: zerstreut und Zerstreuung.)

1. Was thut der Zerstreute? 2. Was denkt er aber nicht? 3. Wie ist seine Seele nicht? 4. Wie ist sie nur? 5. An was sollte er denken? An das, was seine Sinne ihm nahe gebracht

haben, oder durch diese ihm nahe gebracht werden soll. 6. An was denkt er? An etwas anderes außer ihm. 7. Wie wird er deshalb genannt.? 8. Wer ist also zerstreut? 9. Wie nennt man einen Schüler, der beim Lernen oder Schreiben auf das hört, worüber andere sich unterhalten? 10. Weshalb? Weil er nicht Achtung giebt auf das, was er thun soll. Solche Menschen nennt man auch leichtsinnig. 11. War der große englische Mathematiker Newton leichtsinnig, als er in einer Gesellschaft mit dem Finger seiner Nachbarin seine Tabakspfeife nachstopfte? 12. Warum nicht? 13. Wie war er aber in dem Augenblicke? 14. Wohin gehörten seine Gedanken, da er in Gesellschaft war? 15, Wo befanden sich aber wohl dieselben? Diesen Zustand pflegt man mit dem Namen zu bezeichnen: er war in Gedanken, es gingen ihm Gedanken im Kopfe herum. 16. War Archimedes zerstreut, als er dem feindlichen Soldaten zurief: „Zertritt mir meine Kreise nicht"? 17. Warum nicht? 18. Woran dachte er nicht? 19. Womit beschäftigte sich sein Geist? 20 Wofür hatte er keine Gedanken? Also nicht für etwas, das außer ihm lag. 21. In welcher Beziehung war er in Gedanken? 22. In welcher Beziehung zerstreut? 23. Warum ergreift ein Schreiber statt der Sandbüchse zuweilen das Tintenfaß? Weil er in Gedanken ist. 24. Was heißt das in diesem Falle? Er richtet seine Aufmerksamkeit nur auf das, was er schreibt. Dies ist ihm Hauptsache, alles andere Nebensache. 25. Warum muß er das nicht? Weil seine Seele nicht entschlummert 2c. ist. 26. Worin lag aber das Vergreifen? In dem unrechten Gebrauch seiner Aufmerksamkeit. 27. Wohin richtet er seine Aufmerksamkeit bei der sinnlichen Veränderung seines Körpers nicht? 28. Was hätte er sonst nicht gethan? 29. Wie nennt Lessing diesen unrechten Gebrauch der Aufmerksamkeit? 30. Wie nicht? 31. Weshalb nicht? 32. Wie drückt das L. aus? 33. Wie bezeichnet er es im letzten Satze? 34. Wie nennt L. den, der das allezeit kann? 35. Wodurch kann sich jemand die Zerstreutheit abgewöhnen? 36. Wenn hat sich jemand der Zerstreuung entwöhnt? 37. Was kann sie also nicht sein, da man diese Unvollkommenheit beseitigen kann? 38. Was ist ein Gebrechen? 39. Wer ist zerstreut? 40. Wer ist in Gedanken? 41. Was ist die Zerstreuung?

3. Angabe des Gedankenganges.

Der Verfasser teilt zuerst Ansichten mit, die manche von dem Wesen der Zerstreuung haben, und läßt dabei seine eigenen durchblicken. Hierauf entwickelt er das Wesen derselben. Hierbei geht er von unserer Herrschaft über die Aufmerksamkeit aus, zeigt dann, daß die Zerstreuung nur ein unrechter Gebrauch derselben sei, schildert darauf die Zerstreuten und erklärt zum Schluß, daß es der

Seele ihrer Natur nach Mühe koste, zerstreut zu sein, und daß man sich daher die Zerstreuung wieder abgewöhnen könne.

4. Grundgedanke.

Die Zerstreuung ist eine übele Angewohnheit, die man ablegen kann.

5. Litterarhistorisches.

Diese Abhandlung ist dem 28. Stück der hamburgischen Dramaturgie, der Kritik einer französischen Komödie entnommen: Der Zerstreute von Regnard, der den 29. Juni 1767 in Hamburg gegeben worden war.

Die Hamburger Dramaturgie war ursprünglich eine Theaterzeitung, die in der Absicht gegründet wurde, über die in Hamburg aufgeführten Stücke und deren theatralische Darstellung zu berichten. Es liegt derselben der Plan zu Grunde, einen festen Boden für ein Nationaldrama zu gewinnen, ist daher dem Laokoon dem Inhalte nach verwandt. Auch in der Methode der Untersuchung zeigt sich Übereinstimmung, indem der Verfasser in beiden Schriften von einzelnen Kunstwerken ausgeht, und aus der Betrachtung derselben wichtige Folgerungen zieht, Gesetze entwickelt. Deutsche und französische Dramen werden analysiert, und mit dem Maßstabe der Alten gemessen, wobei sich unwiderleglich ergiebt, daß die besten französischen Trauerspiele noch „keine Tragödien" sind. Sophokles, Euripides und Shakespeare sind ihm die mustergültigen Tragiker. Hierbei entwickelt er zugleich seine eigene Ansicht von der Natur des Dramas und insbesondere der Tragödie. Dieser gründlichen Kritik folgte später ebenso „Emilia Galotti" (1772), wie seiner Zeit „Minna von Barnhelm" dem „Laokoon", so daß auch diese beiden Werke wieder im Verhältnis der Kritik zur Poesie zu einander stehen.

Die „Dramaturgie" ist ein Werk, welches sowohl durch seinen historischen Gehalt, als durch die darin niedergelegten Ansichten von größter Bedeutung ist, ein Werk, das Gervinus als „einen Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie" bezeichnet. Die Darstellungsweise desselben ist meisterhaft, wie im Laokoon. „Ohne Mühe, wie von selbst verbindet sich der Gedanke mit der Fülle des Stoffs, entfaltet sich der Reichtum der Gelehrsamkeit mit dem Geiste, der sie für seine besonderen Zwecke bewältigt; von allen Seiten tritt nach Maßgabe des Gebrauches bald das Nahe, bald das Entfernte, bald das Alte, bald das Neue, hier das Fremde, dort das Einheimische heran, um sich bereit und willig dem Ganzen zu fügen." (Hillebrand, I. 235.)

6. Schriftliche Aufgaben.

Nachbildungen: 1. Leichtsinn. 2. Unaufmerksamkeit. 2. Unordentlichkeit. 4. Aufmerksamkeit. 5. Bescheidenheit.

4. „Axiomata. Wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg." „Anti-Goeze." Beide 1778. (Sämtliche Schriften. X. Gesammelte Werke. IX. 200 u. 241.)

Professor Reimarus in Hamburg (geb. 1694, † 1768), einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, hatte eine Schrift verfaßt, welche den Titel führte: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes." Er hatte ihr die letzten zwanzig Jahre seines Lebens gewidmet, und laut der Vorrede sie nur „zu seiner eigenen Gemütsberuhigung" unternommen, jedoch auch an eine Veröffentlichung derselben nach seinem Tode und in aufgeklärteren Zeiten gedacht. Der Verfasser, dem das starre Luthertum zuwider war, gehörte zu den Deisten, d. h. zu den Männern, „welche die Erkenntnis aller religiösen Wahrheit rein auf die Vernunft stellten, die biblische Überlieferung als Menschenwerk der Kritik unterwarfen, und in den drei Ideen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit den alleinigen Inhalt aller Religionen fanden". In diesem Sinne war seine „Apologie" abgefaßt. Lessing, der während seines Aufenthaltes in Hamburg mit Reimarus verkehrte und einen Geistesverwandten in ihm kennen gelernt hatte, wurde es nach des Verfassers Tode gestattet, das ganze Buch zu lesen. Es erregte sein höchstes Interesse und den lebhaften Wunsch, es veröffentlichen zu dürfen, konnte dazu aber die Zustimmung des jüngeren Reimarus nicht erlangen. Die Schwester desselben, Elise, gab Lessing jedoch bei seinem Abgange nach Wolfenbüttel einen kleinen Teil des Werkes in Abschrift. Diesen veröffentlichte Lessing (1774) nach und nach in seinen „Bibliothekarischen Beiträgen", für welche er Censurfreiheit besaß, unter dem Titel: „Fragmente des Wolfenbüttelschen Unbekannten." Ohne gerade alle Folgerungen anzuerkennen, teilte Lessing doch den Standpunkt des Fragmentisten. Die „Fragmente" erregten ein ungeheures Aufsehen. Man griff sie mit Heftigkeit an, und wandte sich dabei natürlich auch gegen den Herausgeber derselben. Im Mittelpunkte des bald heftig entbrannten Kampfes stand der Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze, ein Mann, mit dem Lessing in Hamburg Umgang gehabt hatte, und der mit Hochachtung und großer Anerkennung öffentlich von dem Dichter sprach. Nachdem Lessing schon vorher einige schwache Gegner beseitigt hatte, wandte er sich in den genannten Schriften („Axiomata" und „Anti-Goeze") gegen Goeze, der sich durch Konsequenz in der Orthodoxie auszeichnete, „entlud", wie Schwarz sagt, „die ganze Gewalt seines Wahrheitseifers auf ihn, und erhob ihn für alle Zeiten zum Träger und

Typus aller Geistesbeschränktheit und Wissenschaftsfeindschaft". Trotz alles Eifers und aller Schmähungen, die Goeze aufwandte, erlag er endlich doch der Geistesschärfe Lessings und wurde zum Schweigen gebracht. Nun denunzierte er Lessing in Berlin und Wolfenbüttel als einen staatsgefährlichen Mann, und brachte es endlich dahin, daß ihm vom Konsistorio in Wolfenbüttel untersagt wurde, noch irgend etwas in Bezug auf Religion drucken zu lassen. Und dies Verbot führte ihn, wie wir schon oben bemerkt haben, auf den „Nathan" zurück. Als dieser erschien, erkannte man Goeze in dem Patriarchen und wies mit Fingern auf ihn.

Die genannten Schriften sind Meisterwerke. Alle Mittel der Beredsamkeit und der Sprache sind in bewundernswürdiger Weise in ihnen vereinigt. Ihre Wirkung war daher eine außerordentliche und wird es für alle Zukunft bleiben, allen Dunkelmännern, allen „Goeze" unserer Zeit zum Trotz.

Dr. Röpe, Lehrer an der Realschule in Hamburg, hat in seiner Schrift: „Joh. Melchior Goeze. Eine Rettung." (Hamburg, 1860) versucht, Goeze zu rechtfertigen. — Als Berichtigung dieser Schrift ist anzusehen:

A. Boden, Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Litteratur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrh. Zugleich als Widerlegung der Röpeschen Schrift: Johann Melchior Goeze. Eine Rettung. Lpzg., 1862. 6 M.

Leben und Charakteristik Lessings.

I.

Gotthold Ephraim Lessing ward den 22. Jan. 1729 zu Camenz in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater Prediger war. Der Vater erteilte ihm den ersten Unterricht, und wirkte durch seinen fast ununterbrochenen Fleiß so vorteilhaft auf ihn ein, daß er schon als Knabe eine seltene Arbeitslust und Vorliebe zu Büchern zeigte. Als seine Eltern ihn nach zurückgelegtem fünften Lebensjahre wollten malen lassen, wußte er durch wiederholte Vorstellungen es dahin zu bringen, daß er mit einem großen Haufen Bücher, statt mit einem im Käfig sitzenden Vogel abgebildet wurde. Vom 12.—18. Jahre besuchte er die Fürstenschule in Meißen, und zwar mit großem Nutzen, weshalb er auch noch in späteren Lebensjahren mit Erkenntlichkeit und Liebe von ihr sprach. Sein Fleiß war außerordentlich. Es genügte ihm nicht, seinen Mitschülern in allen Unterrichtsgegenständen der Schule voran zu eilen; er wollte sie auch sonst noch übertreffen. Daher las er noch Klassiker, deren Studium nicht vorgeschrieben, übersetzte sie, schrieb fleißig eigene Aufsätze, beschäftigte sich mit lateinischer unb deutscher Poesie und nahm noch nebenbei Unter-

richt in der Mathematik. In einem Briefe an den Vater sagte der Rektor der Schule: „Er ist wie ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Als vierzehnjähriger Knabe erfreute er seinen Vater zu Neujahr 1743 mit einer Rede über „die Gleichheit eines Jahres mit dem andern“, in der man die Keime seiner spätern Eigentümlichkeit erkennt.

Ausgerüstet mit vorzüglichen Kenntnissen, bezog er im September 1746, siebzehn Jahre alt, die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Er konnte sich aber weder mit der Theologie, noch mit den akademischen Lehrern befreunden, und besuchte deshalb ihre Vorlesungen sehr unregelmäßig; nur der große Philolog Ernesti und Professor Kästner, dessen Disputierübungen er zwei Jahre lang unausgesetzt besuchte, fesselten ihn. Seine Liebe zur deutschen Dichtkunst und zum Theater brachte ihn mit dem Kreissteuer-Einnehmer Weiße, einem damals beliebten Dichter, mit Heinrich und Adolf Schlegel, Zachariä und den Schauspielern Mylius und Brückner und andern verwandten Geistern zusammen. In Gemeinschaft mit Weiße und Mylius fing er an, kleine Theaterstücke zu schreiben, die von der Neuberschen Truppe mit Beifall gegeben wurden.

Durch einen Kaufmann von Camenz, der in Leipzig die Neujahrsmesse besucht hatte, erhielten Lessings Eltern Kenntnis von der Lebensweise ihres Sohnes. Die Mutter weinte bitterlich darüber, als sie hörte, daß er ihre Weihnachtsstriezel mit Komödianten verzehrt habe, und gab ihn zeitlich und ewig verloren. Der Vater, der von seinem streng orthodoxen Standpunkte aus ihn am Rande des Verderbens sah, beschloß, ihn zu retten. Mit umgehender Post erhielt er folgenden Befehl: „Setze Dich nach Empfang dieses Briefes sogleich auf die Post und komm zu uns. Deine Mutter ist todkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen.“ Lessing machte sich sofort auf. Während der Reise tritt starker Frost ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht und mit ihr der Wunsch, daß er nur diesmal nicht gehorchen möge. Sie macht sich die bittersten Vorwürfe darüber und hält einen mit Freigeistern und Komödianten umgehenden Sohn doch noch für besser, als einen im Postwagen erfrornen. Sie kann die Zeit nicht erwarten, in der er kommen soll; tausendmal des Tages ruft sie angstvoll sich tröstend aus: „Er wird nicht kommen! Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft!“ Aber er kommt und tritt halberfroren in die Stube. Man freut sich, den zweimal verloren gegebenen Sohn wieder zu sehen, und ist nur besorgt, daß ihm der ausgestandene Frost nachteilig werden möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken

nicht bei sich behalten: „Warum bist Du auch in der Kälte gekommen?“ — „Liebste Mutter, Sie wollten es ja,“ antwortete er ganz harmlos, und klapperte dabei an Händen und Füßen. „Es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber.“ So ward aus dem Verweise, der ihm zugedacht war, eine herzliche Unterredung, aus der der Vater die Überzeugung gewann, daß der Sohn unverdorben geblieben sei. Bis Ostern blieb er zu Hause, kehrte dann nach Leipzig zurück, begab sich aber bald darauf nach Berlin, um mit Mylius, der ihm vorangegangen war, eine Zeitschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“, herauszugeben. Auch ließ er hier unter dem Titel „Kleinigkeiten“ seine bekannten vortrefflichen Gedichte erscheinen.

Seinen Eltern war die freigeistige Stadt Berlin ein Greuel, und ihren Bitten nachgebend, ging Lessing im Dezember 1751 nach Wittenberg, wo er mit seinem Bruder, Johann Gottlieb, nachmaligem Konrektor in Chemnitz, eifrig studierte, und sich die Magisterwürde erwarb. Im November 1752 kehrte er wieder nach Berlin zurück und übernahm an Mylius' Stelle die gelehrten Artikel in der Vossischen Zeitung zu schreiben. Das schien dem Vater nicht viel besser, als Komödie zu spielen. In dieser Zeit erschienen aber die vier Teile seiner kleinen Schriften, die zuerst seinen Namen ausbreiteten. Der Vater las das Lob, was dem Sohne darüber geschenkt wurde, und ließ ihn seitdem gewähren. Er ward nun mit dem gelehrten Buchhändler Nicolai und dem schon erwähnten aufgeklärten Juden Moses Mendelssohn bekannt, und arbeitete mancherlei mit ihnen gemeinschaftlich. Er faßte hier den Plan zu einem Trauerspiel, „Miß Sara Sampson“ betitelt, verließ aber, um bei der Bearbeitung nicht zu oft gestört zu werden, das geräuschvolle Berlin (1752), und begab sich auf einige Zeit nach Potsdam. Das Stück fand außerordentlichen Beifall, und kann als die erste bürgerliche oder vielmehr die erste Familien-Tragödie bezeichnet werden. Als Vorbild dafür ist sie von Bedeutung, leidet aber sonst an mancherlei Fehlern, ist daher auch bereits vergessen.

Im J. 1756 ging ein lange gehegter Wunsch Lessings, sich einmal in der Welt umzusehen, wenigstens teilweise in Erfüllung. Man machte ihm nämlich das Anerbieten, einen reichen jungen Leipziger Patrizier, Winkler, auf einer dreijährigen europäischen Bildungsreise zu begleiten. Lessing ging unter vorteilhaften Bedingungen freudig auf diesen Vorschlag ein. Im Mai wurde die Reise angetreten. Die Reisenden begaben sich über Magdeburg, Halberstadt, Braunschweig, Hannover nach Hamburg und von da über Bremen, Gröningen, Leuwarden nach Amsterdam, von wo aus sie sich nach England einschiffen wollten. Dieser Plan wurde aber durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges vereitelt.

Die Preußen waren bereits im Besitz von Leipzig, und Winkler sah sich zur Wahrung seines Eigentums genötigt, so schnell als möglich zurück zu kehren. Lessing begab sich nach Leipzig, und trat hier in die angenehmsten Verhältnisse mit dem Major von Kleist und dem jungen Dichter Brawe.

Im Mai 1758 ging er wieder nach Berlin zurück, und vereinigte sich mit seinen beiden dortigen Freunden zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift, die im folgendem Jahre unter dem Titel „Litteraturbriefe“ erschien und den Zweck hatte, durch Beurteilung des Zustandes der Poesie und Wissenschaft den Weg zu bezeichnen, auf dem die Deutschen zu einer nationalen und ehrenhaften Litteratur gelangen könnten.

In dieser Zeit schrieb er auch das Trauerspiel „Philotas“ und verfaßte die bekannten äsopischen Fabeln, die sich durch epigrammatische Kürze auszeichnen und eigentlich gegen die breite, moralisierende Fabeldichtung Hagedorns, Gellerts und Lichtwers gerichtet waren.

Im November des J. 1760 riß sich Lessing plötzlich von seinen Freunden, mit denen er nicht mehr gemeinsam glaubte arbeiten zu können, los, und wurde Sekretär beim General Tauentzien in Breslau. Ungeachtet er sich hier manchen Vergnügungen und Zerstreuungen hingab, so benutzte er doch auch die dortige Bibliothek fleißig und machte viele Vorarbeiten zum „Laokoon“. Dieser erschien 1766 in Berlin, und ein Jahr danach (1767) folgte „Minna von Barnhelm“. Beide verhalten sich wieder wie Kritik und Poesie zu einander. Im Laokoon wies Lessing nach, daß die Poesie die Aufgabe habe, die innere sittliche Welt des Menschen in aufeinander folgender Handlung darzustellen; in der Minna führte er diese Ansicht praktisch aus, und zwar mit so glänzendem Erfolge, daß sofort eine Menge Dichter die Bühne mit Soldatenstückchen, aus denen später die Ritterschauspiele und historischen Dramen, hervorgingen, beschenkten.

Nach Beendigung dieser Arbeiten erhielt Lessing 1767 in Berlin, das er seit 1765 mit Breslau vertauscht hatte, von einer Gesellschaft von Theaterfreunden einen Ruf nach Hamburg, um den Schauspielern und Zuschauern durch kritische Beurteilungen nützlich zu werden. Seine scharfen Kritiken behagten aber den selbstgefälligen Schauspielern nicht sehr, weshalb er bald davon abstand und dafür eine Kritik der Stücke selbst lieferte. Hieraus entstand seine berühmte „Dramaturgie“ (1767—69), ein Werk, in dem er das Wesen echter Dramatik gründlich auseinander setzte, gegen die aus Unwissenheit bewunderten und nachgeahmten französischen Dichter ankämpfte, und mit Nachdruck auf die Alten, namentlich auf Sophokles, so wie auf den berühmten englischen Dichter Shakespeare hinwies.

Der Aufenthalt in Hamburg wurde Lessing durch das Fehlschlagen von mancherlei Plänen, namentlich auch solchen, durch die er eine unabhängige Existenz zu erlangen suchte, verleidet, und er hatte deshalb den Entschluß gefaßt, sein Vaterland zu verlassen und nach Italien zu gehen. Da erhielt er unerwartet 1769, auf Empfehlung von Professor Ebert, eine sehr ehrenvolle und vorteilhafte Anstellung an der Bibliothek in Wolfenbüttel. Seine Freude hierüber war groß und wurde noch dadurch erhöht, daß ihm der Erbprinz zu verstehen gab, es sei bei seiner Anstellung mehr darauf abgesehen, daß er die Bibliothek, als daß die Bibliothek ihn benutze. Im Mai 1770 trat er sein Amt an. Neben anderen Arbeiten vollendete er hier (1772) das schon früher (1758) begonnene Trauerspiel „Emilia Galotti", ein Stück, in dem die in der Dramaturgie entwickelten Ansichten Anwendung gefunden hatten.

Von 1774 an gab Lessing in seinen „Bibliothekarischen Beiträgen" die „Fragmente des Wolfenbüttelschen Unbekannten" heraus, deren Verfasser der geistvolle, 1768 als Professor am akademischen Gymnasium in Hamburg verstorbene Samuel Reimarus war. Sie verwickelten ihn 1778 in heftige Streitigkeiten, namentlich mit dem Hauptpastor Goeze in Hamburg, riefen aber auch die gehaltvollen Schriften „Axiomata" und „Anti-Goeze" hervor. Durch Goezes Denunciationen kam es endlich dahin, daß Lessing untersagt wurde, noch etwas in Bezug auf diesen theologischen Streit drucken zu lassen. Dies bewog ihn, zu einer früheren dramatischen Arbeit zurückzukehren, da sie ihm Gelegenheit bot, seine in den Streitschriften ausgesprochenen religiösen Ansichten in schöner poetischer Form, frei von aller Polemik, darzulegen. Dies bedeutungsvolle Werk erschien 1779 unter dem Titel „Nathan der Weise", das er in der Zuschrift an F. H. Jacobi „einen Sohn seines eintretenden Alters nennt, den die Polemik entbinden helfen."

Hiermit beschloß Lessing seine Laufbahn. Die Aufführung des Stückes erlebte er nicht, diese erfolgte zuerst in Berlin 1783. Wachsende Kränklichkeit erschwerte ihm das Leben sehr. Eine starke Engbrüstigkeit machte seinem thätigen Leben am 15. Febr. 1781 ein Ende und führte ihn zu der Ruhe, nach der sein Herz sich längst sehnte.

II.

Lessing gehört zu den bedeutendsten Männern Deutschlands. Der englische Geschichtsschreiber Macaulay nennt ihn den „ersten Kritiker von Europa" und charakterisiert damit richtig den Kern seines Wesens und seiner Bedeutung. Lewes sagt: Lessing ist der wahre Führer des deutschen Geistes, war einer der größten Kri-

tiker, den die Welt je gesehen und sicherlich der größte deutsche Prosaist. Goethes Leben, I. 316. „Lessing wollte," wie Goethe treffend bemerkt, „den Titel eines Genies ablehnen; aber seine dauernden Wirkungen zeugen gegen ihn." Was die deutsche Nation als Ganzes charakterisiert und andern Völkern gegenüber als würdig erscheinen läßt, das war in dem Individuum Lessing in schönster Harmonie zur Erscheinung gekommen. Er ist sonach, um mit Stahr zu sprechen, der „grundechte Typus, das glänzende Urbild des deutschen Nationalgeistes, der vollendete Vertreter aller herrlichen Eigenschaften des deutschen Volkes."

Wir haben bereits bei Besprechungen seiner besten Geistesprodukte Gelegenheit genommen, Lessings große Verdienste anzuerkennen, und können uns daher hier mit einer gedrängten Zusammenfassung derselben begnügen.

Lessings Jugendprodukte tragen den Charakter seiner Zeit, geben Kunde von den Mitteln, durch die er gebildet worden war, stellen aber den zwanzigjährigen Jüngling doch sofort neben und über die gefeiertsten Größen seiner Zeit. Für ihn sind das aber nur Vorarbeiten; er läßt sich durch den günstigen Erfolg nicht über ihre Schwächen verblenden. Er betritt das Gebiet der Kritik, und steht bald als kritischer Führer an der Spitze der Theorie seiner Zeit. Seine Abneigung gegen einen Fachberuf zwingt ihm die Feder in die Hand: er wird Schriftsteller von Fach. Sein nationaler Sinn bewirkt, daß er in seinen Schriften das Volk im Auge behält, und so gelingt es ihm, dessen nationale Veredlung zu fördern. Durch die „Litteraturbriefe" begründet Lessing nicht bloß eine neue, würdige Kritik, sondern er fegt auch unerbittlich das litterarische Unkraut weg, was auf deutschem Boden wucherte, und bereitete den Boden zum Hervorbringen neuer schöner Frucht vor. Zurückkehrend zur Poesie, schafft er in seiner „Sara" und seinem „Philotas" Dramen, die auf eigenem Boden ruhen und statt der Fürsten und Herolde bürgerliche Personen und Verhältnisse zeigen. Von den hierdurch begründeten Familien-Tragödien schreitet er in weiterer Geistesentwickelung zu „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" vor, und wird durch sie Schöpfer des wahrhaft nationalen Dramas. In derselben Zeit begründet er durch scharfsinnige Untersuchungen der gesamten Kunst in seinem „Laokoon" die neue Ästhetik, durch Analyse alter und neuer dramatischer Dichtungen in der „Hamburger Dramaturgie" vernichtet er zu Gunsten Shakespeares die geistlose Herrschaft des französischen Alexandriners auf der deutschen Bühne, öffnet dem Publikum die Augen für die dramatischen Gesetze des Aristoteles und erhärtet die für alle Zeiten gültige Theorie des Dramas: Einheit der Handlung ist

unerläßlich, Einheit von Ort und Zeit aber nur soweit zu beachten, als es die Einheit der Handlung verlangt, und beweist in Theorie und Praxis, daß im Dichter große und schöpferische Phantasie mit großem schöpferischen Verstande organisch verbunden sein und wie Kopf und Herz im lebendigen Menschen in ungetrennter, harmonischer Thätigkeit wirken muß. In dem Streit über die „Fragmente“ beschreitet er das religiöse Gebiet und wird Fortsetzer des großen Werkes, das Luther begonnen, Begründer der rationellen Auffassung der Religion und Träger aller Aufklärung seines Jahrhunderts. Endlich übergiebt er in seinem „Nathan“ und in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ der ganzen Menschheit sein Evangelium der Humanität, deren Beispiel sein ganzes Leben gewesen war.

Was Lessing durch alle seine Schriften für die Sprache, namentlich für Begründung einer klassischen Prosa gethan hat, verdient ebenfalls die höchste Anerkennung.

„So steht er vor uns da, sagt Stahr II. 358, dieser einzige Mann, seiner ganzen Zeit voraus in der Vereinigung von produktiver Unmittelbarkeit und verständiger Vermittelung, konservativ und revolutionär zugleich diese Gegensätze in sich zu höherer Einheit zusammenfassend, auf allen Gebieten des Geistes. Der Verfechter des Genius und seines Rechts, und zugleich der energischste Vertreter der Regel und des Gesetzes; der echteste Bekenner und Ausüber der Religion Christi und zugleich der schärfste Untersucher des historischen Christentums; der deutscheste Charakter und Schriftsteller und zugleich der entschiedenste Gegner aller Beschränktheit des nationalen Patriotismus. An Wissen und Gelehrsamkeit den ersten seiner Zeitgenossen gleich, an Fähigkeit und Kunst sie zu verwerten, allen ein unerreichbares Muster, den Schwung der Begeisterung mit klarster Besonnenheit, edelstes Selbstgefühl verbindend mit echtester Demut und Bescheidenheit, durch Größe und Freiheit des Denkens und Handels seiner Nation ein ewiges Vorbild, ein Held im Reiche des Wahren, Guten und Schönen, auf dessen Denkmal wir getrost das Wort des größten deutschen Dichters setzen dürfen:

Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn.“

Gewiß verdient Lessing mit vollem Rechte den Namen eines Reformators; denn er griff umgestaltend fast auf jedem Gebiete ins Geistesleben der Nation ein, schuf das deutsche Drama wie die deutsche Kunstlehre und belebte in gleicher Weise Kunst und Wissenschaft wie Theologie. Dabei wolle man jedoch nicht übersehen, daß zwischen ihm und Luther ein erheblicher Gegensatz besteht. In Luther vollzog sich (nach Beyschlag) der Bruch des

deutschen Gewissens mit der mittelalterlichen Kirche, in Lessing der Bruch des deutschen Verstandes mit der altprotestantischen Dogmatik. Beide stehen zu einander in dem Verhältnisse wie Glaube und Zweifel. Luther ist durchweg das gläubige Herz, das nicht erkenntnisblind ist, sondern mit Prophetenauge in die Tiefe der Gottheit schaut, Lessing der kritische Verstand, der wohl Überlieferung zu zersetzen, aber nicht zu durchspähen und Glauben zu beleben vermag. Er ist in reinster Erscheinung der Träger der hernach unter dem Namen „Rationalismus“ herrschend gewordenen Denkart. Jahrhunderte hindurch wurde der Zusammenhang des Positiv-christlichen und des Allgemein-menschlichen verabsäumt und die Moral als unzertrennliche Schwester der Religion wie ein Aschenbrödel behandelt. Die lebensvolle Heilsthatsache wurde jahrhundertelang in Spiritus gesetzt, um ein alleinseligmachendes Verstandessystem daraus zu destillieren, so daß es schließlich nur natürlich und notwendig war, daß das Allgemein-menschliche zum Panier gegen das positive Christentum gemacht, die Religion umgekehrt zur bloßen Magd der Moral herabgesetzt und der Verstand zur Empörung wider die Offenbarungsthatsache getrieben wurde, aus der man lediglich eine Zwangsjacke zu machen gewußt hatte. Mit und durch Lessing trat der Bruch der deutschen Geistesentwickelung mit der altprotestantischen Glaubenslehre ein. In diese Krisis des deutschen Protestantismus fällt die Entwickelung einer ganzen Reihe unserer größten Denker und Dichter, die als Kinder ihrer Zeit alle mehr oder weniger mit dem positiven Christentume zerfallen erscheinen. Keiner von ihnen hat es leichtfertig weggeworfen; sie haben wie Lessing gerungen, nicht um es los zu werden, sondern um es sich anzueignen; allein ihre Zeit vermochte es ihnen in der Gestalt, deren sie bedurften, leider nicht zu bieten. Aber sie alle überragt Lessing an sittlichem Ernst, an Energie der Wahrheitsliebe im Zweifeln und Suchen. Er hat um die Wahrheit und gerade um die religiöse Wahrheit zeitlebens gerungen. Ihm ist die theologische Kritik kein Exercitium des religiös-sittlich gleichgültigen Verstandes: seine ernste Pietät, sein edler sittlicher Wille ist überall wesentlich mit dabei. Er löst nie auf, um aufzulösen, sondern, damit besser, haltbarer wieder zusammengesetzt werden möge: von der Gärung hofft er Klärung. Indem er die stärksten Angriffe aufs Christentum, die Wolfenbüttler Fragmente veröffentlicht, ist es ihm Ernst, dem Feuer Luft zu machen, nicht, daß es verheerend um sich greife, sondern daß es gelöscht werden könne.*) Er meint den rechten Angreifer des Christentums entdeckt zu haben, aber auf den rechten Verteidiger

*) Vergl. auch Herders Aufsatz über Lessing in den Briefen zur Beförderung der Humanität. VII.

hofft er und harrt er. Hätte er Schleiermachers „Reden an die Gebildeten" unter den Religionsverächtern und die Neugeburt der christlichen Theologie aus der Idee der Lebensgemeinschaft der Gläubigen mit dem urbildlichen Erlöser noch erleben dürfen: seine Stellung zu Religion und Christentum wäre eine andere geworden; denn in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" bestreitet er keineswegs dem Christentume seinen Vorrang unter den vorhandenen Religionen und in seinen Werken, Lachmannsche Ausgabe XI. 749, heißt es: „Ich habe gegen die christliche Religion nichts, ich bin vielmehr ihr Freund und werde ihr zeitlebens hold und zugethan sein. Ich glaube sie und halte sie für wahr, so gut und so sehr man nur irgend etwas Historisches glauben und für wahr halten kann" u. s. w.

Litteratur.

A. Lessings Schriften.

Gotthold Ephraim Lessings sämtl. Schriften. Herausgeg. v. Karl Lachmann. Aufs neue durchgesehen u. vermehrt v. Wendelin v. Maltzahn. 12 Bde. gr. 8. Lpzg., 1853—57. 43,20 M. Ein würdiges Denkmal.

G. E. Lessings gesammelte Werke. Neue rechtmäßige Ausg. 10 Bde. gr. 16. Lpzg., 1853—57. 14 M.
Nicht vollständig, aber für die meisten Freunde des Dichters ausreichend.

R. Boxberger, 24 zum Teil noch ungedruckte dramatische Entwürfe und Pläne von Lessing. Berlin, 1876. 4 M.

A. Schöne, Briefw. zwischen Lessing u. s. Frau. Lpzg., 1877. 5,40 M.

B. Schriften über Lessing und seine Werke.

Danzel und Guhrauer, Lessings Leben u. Werke. 2 Bde. Lpzg., 1850 bis 54. 19,50 M. 2. Aufl. 1856. 14,40 M.
Die gründlichste und umfassendste Schrift über Lessing.

A. Stahr, G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. 2 Teile. Berlin, 1859. 12 M. 8. Aufl. 1877. 6 M.
Eine vortreffliche Schrift.

A. Strodtmann, G. E. Lessing, ein Lebensbild. Nach James Sime. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1878. 6 M.

Paldamus, Deutsche Dichter u. Prosaisten. II. Abt. 1. Bd. Lpzg., 1858. 4 M.
Enthält auf Seite 476—638 eine gute Biographie Lessings.

C. Schwarz, G. E. Lessing als Theologe. Halle, 1854. 4 M.
Beachtenswert.

E. Niemeyer, Lessings Minna von Barnhelm. Historisch-kritische Einleitung nebst fortlaufendem Kommentar. Dresden, C. Höckner. 1871. 2. Aufl. 1877. 1,50 M.

C. Gude, Lessings Minna von Barnhelm in Erläuterungen deutscher Dichtungen. 2. Reihe. 6. Aufl. Lpzg., 1878. 3 M.

Bohtz, Lessings Protestantismus und Nathan der Weise; erläutert. Göttingen, 1854. 2,50 M.

Nodnagel, Lessings Dramen u. dramatische Fragmente. Zum ersten Male vollständig erläutert. Darmstadt, 1842. 2 M.

H. Hettner, Minna von Barnhelm. Emilia Galotti. Nathan der Weise von Lessing. Mit Einleitungen. Lpzg., 1868. 1,20 M.

Hölscher, Lessing als Dramatiker. 2 Hefte. Siegen, 1842 u. 43.

Schiffmann, Lessings Nathan der Weise in seiner religiösen Bedeutung. Stettin, 1855. 60 ₰.

E. Niemeyer, Lessings Nathan der Weise durch eine historisch-kritische Einleitung u. einen fortlaufenden Kommentar besonders zum Gebrauch auf höheren Schulanstalten erläutert. Lpzg., 1855. 2 M.
Recht empfehlenswert.

Rönnefahrt, Lessings dramatisches Gedicht Nathan der Weise. Aus seinem Inhalt erklärt. Stendal, 1863. 2 M.

Fr. Edinger, Pabsts Vorlesungen über den Nathan. Bern, 1881.

D. F. Strauß, Lessings Nathan der Weise. Ein Vortrag. Berlin, 1864. 1,50 M.

W. Beyschlag, Lessings Nathan der Weise. Berlin, 1863. 60 ₰.

E. Trosien, Lessings Nathan der Weise. Berlin, 1877. 60 ₰. (Heft 263 der wissenschaftlichen Vorträge von Virchow u. Holtzendorff.)

E. Brenning, Lessing als Dramatiker und Lessings Nathan der Weise. 2 Vorträge. Bremen, 1878. 1,60 M.

Dr. W. Cosack, Lessings Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten bearb. u. erläut. Berlin, Haude- und Spenersche Buchh. 1869. 2. Aufl. 1875. 2 M.

H. Blümer, Lessings Laokoon. Herausgeg. u. erläut. Berlin, 1876. 6 M.

Dr. W. Cosack, Materialien zu Lessings hamburgischer Dramaturgie. Ausführl. Kommentar, nebst Einleitung, Anhang u. Register. Paderb., 1876. 4,50 M.

Fr. Schröter und Rich. Thiele, Lessings hamburgische Dramaturgie. Halle, 1877. I. 5 M.

A. Boden, Über die Echtheit u. d. Wert d. zu „Lessings Andenken“ durch Herrn Prof. Dr. W. Wattenbach herausgeg. Briefe v. u. an Elise Reimarus. Ein krit. Beitrag zur Kenntnis Lessings, seines Lebens u. Wirkens. Lpzg., 1863. 1 M.

Hebler, Lessing-Studien. Bern, 1862. 3,60 M.

Naumann, Litteratur über Lessings Nathan. Dresden, 1867.

J. Caro, Lessing u. Swift. Eine Studie über „Nathan der Weise.“ Jena, 1869. 1,80 M.

H. Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse. Nach den handschriftl. Quellen in Gleims Nachlasse. Berlin, 1876. 6,75 M.

O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing. Briefe u. Aktenstücke aus d. Papieren der Herzogl. Bibliothek u. den Akten des Herzogl. Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel. Lpzg., 1877. 2 M.

H. Zimmern, Lessings Leben u. Werke. Celle, 1878. 2 Bde. à 5 M.

K. Fischer, Lessing als Reformator der deutschen Litteratur. 2 Bde. Stuttg., 1881. 8 M. (1. Teil: Lessings reformatorische Bedeutung. Minna von Barnhelm. Faust. Emilia Galotti. 2. Teil: Nathan der Weise.)

H. Düntzer, Lessings Leben. Lpzg., 1882. 9 M.

XXXII. Wieland.

I. Epische Dichtungen.

Oberon.

Wielands sämtl. Werke. Lpzg., 1796. XXII u. XXIII. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 38. Lüben, Auswahl. I. 286.

I. Erster Gesang. Stanze 9—73.

1. Erläuterungen.

Stanze 9. „Paladin“, Palast-, Hofritter; tapferer Ritter zu Dienst und Schutz. Ursprünglich bezeichnet Paladin einen aus der Zahl der zum Schutz des Thrones dienenden vornehmsten Ritter, wie sie nach der Heldensage 12 bei Karl d. Gr. sich fanden.

12. Bagdad, eine der stolzesten und umfangreichsten Großstädte älterer Zeit, deren Alter 11 Jahrh. beträgt, liegt in der zur asiatischen Türkei gehörigen Provinz Babylon am untern Laufe des Tigris und hat heute noch 100,000 Einwohner. Im Gedichte werden Bagdad und Babylon als gleichbedeutend gebraucht.

„Die Sprache von Ok.“ „Die sogenannte romanische (romana rustica) Sprache, die nach der Zerstörung der römischen Herrschaft in Gallien vom Volke gesprochen wurde, teilte sich in fwei sehr ungleichartige Mundarten, in deren einer das damalige zranzösische Bejahungswörtchen oui, oil, in der andern ok ausgesprochen wurde. Diese letztere, die in dem mittägigen Frankreich herrschte, hieß daher la langue d'oc, und wurde späterhin die provençalische genannt.“ Wieland in den Anmerkungen zum Oberon.

16. Weibessohn = Mensch.

„Fühlt die Sehnen sich entstricken“ = erschlaffen, ihre Spannkraft nachlassen. Wie der Strick durch Auftroddeln, so wird die angespannte Sehne durch Erschlaffung entstrickt.

17. „Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in seine Wangen“, erhöht seinen etwas gesunkenen Mut uud rötet dadurch die von Furcht erblaßten Wangen.

18. „Das angestrahlte Gestein“, das durch die Lichtstrahlen erleuchtete Gestein.

19. „Aus dem Bauch der Gruft“, aus dem Innern der Gruft.

20. Die Garonne ist ein südfranzösischer, auf den Central-Pyrenäen entspringender, in den biskayschen Meerbusen sich ergießender Fluß.

„Schon sechzehnmal durchläuft den Sternenkreis die Sonne“, schon sechzehn Jahre sind verflossen. S. die 24. Stanze.

21. Der Libanon ist die westliche Hauptkette des syrischen Gebirgslandes.

„Drachennest", unheimlicher Ort, für Drachen geeignet.

22. Alquif, ein weiser Meister und großer Zauberer im Amadis de Gaule. Wieland in den Anmerkungen zum Oberon.

26. „In Schimpf und Ernst", d. h. in Ritterspielen und in gefährlichen Abenteuern, wo Leib und Leben gewagt wurde. Schimpf wird hier in der veralteten Bedeutung von Spiel und Scherz gebraucht. Noch im 15. Jahrh. waren scherzen und schimpfen gleichbedeutend. So heißt es z. B. (nach Adelungs Zeugnis) in einer zu Straßburg 1466 gedruckten deutschen Bibel: „Abimelech sah in (ihn, den Isaak) schimpfen mit Rebekka, seiner Hausfrau." — „Es wird aus Schimpf noch Ernst werden" ist eine Redensart, die noch jetzt in Oberdeutschland zuweilen gehört wird. Wieland, in den Anmerkungen zum Oberon.

„Als wir zum heilgen Grab zu fahren uns verbanden." Fahren, für reisen, ausziehen, wallfahrten. In noch weiterer Bedeutung hieß fahren herum irren, im Lande herum ziehen; daher fahrender Ritter (Chevaliers errans), fahrender Schüler, Landfahrer u. dergl. Wieland in den Anmerkungen zum Oberon.

35. V. 5. „Dank" bezeichnet in der alten Turniersprache den Preis, welchen der Ritter gewann, der alle anderen aus dem Sattel gehoben hatte.

37. V. 4. „war dem feigen Trost nicht Not", hielt er nicht für nötig, fühlte sich nicht dazu gedrängt.

38. V. 5. „Führt beim Gehör das Wort", bei der Vorstellung.

43. V. 1. „springt entbrannt vom Leichnam auf", von Zorn entbrannt.

V. 3. „Das Eisen", das Schwert.

44. V. 2. „Das Ästrich", auch der Ästrich, gebräuchlicher Estrich, Fußboden eines Zimmers, der mit Gips überzogen ist.

V. 8. „Skapulier" bezeichnet in der katholischen Kirche 1) ein kurzes Oberkleid der Mönche, welches nur die Schultern bedeckt; 2) ein Schulterkleid aus zwei Streifen Tuch, deren Enden vorn und hinten herabhangen, und welches von den Mitgliedern verschiedener Orden getragen wird.

48. V. 2. „Pair" (Pär), einem Fürsten ebenbürtig.

66. V. 2. „Kalif" oder Khalif, Nachfolger, Stellvertreter, nämlich Mohammeds; Titel des türkischen Kaisers oder Sultans.

V. 3. „Emir", ein arabischer Fürst.

2. Inhaltsangabe.

(Siehe das Folgende.)

II. Das ganze Gedicht.

1. Inhalt des ganzen Gedichtes.

1. Gesang. Hüon befindet sich auf einem Zuge nach Bagdad. In einer Wildnis trifft er auf einen Einsiedler, der ihn freundlich

aufnimmt. Hüons Gestalt und Sprache erregen dessen Aufmerksamkeit, und bald ergiebt sich, daß der Einsiedler früher Knappe Sigwins, Herzogs von Guienne, des Vaters unseres Helden, war. Hüon erzählt ihm, was ihn nach Bagdad führe. Er hatte nämlich einen Sohn Kaiser Karls, den bösartigen Scharlot, erschlagen, als dieser ihn und seinen Bruder vermummt in einem Walde anfiel. Darüber erzürnt habe ihn Kaiser Karl zum Tode verdammen wollen, auf das Drängen der Paladine ihn aber endlich unter der Bedingung begnadigt, daß er nach Babylon ziehe, dort in den Festsaal des Kalifen eindringe, demjenigen, der ihm zur Rechten sitze, den Kopf abschlage, die Tochter des Kalifen für seine Verlobte erkläre und zur Besiegelung des Ehebündnisses öffentlich küsse, und endlich sich von dem Kalifen vier Backenzähne und eine Hand voll Barthaare zum Geschenk für den Kaiser erbitte. Als Scherasmin, der Einsiedler, dies vernommen, erbietet er sich freudig, Hüon zu begleiten und ihm treu in Not und Gefahr zur Seite zu stehen. — 2. Gesang. Am folgenden Morgen brechen sie auf. Nachdem sie am vierten Tage ein Abenteuer mit Arabern glücklich bestanden und Rosse und Waffen erbeutet haben, kommen sie in einen langen Zauberwald, in welchem ihnen ein Knabe auf einem von Leoparden gezogenen Wagen erscheint; es ist Oberon, der Elfenkönig. Von Angst ergriffen, flieht Scherasmin, faßt das Roß seines Herrn und reißt es unaufhaltsam mit sich fort. Erst in einem Nonnenkloster wagt er anzuhalten, in dessen Hofe mit den Nonnen die von einer Betefahrt zurückkehrenden Mönche eines benachbarten Klosters vor dem Gewitter Schutz gesucht hatten, welches durch den Elfenkönig erregt worden war. Plötzlich steht dieser in ihrer Mitte. Er setzt ein Horn von Elfenbein an den Mund, und wie sich die Töne hören lassen, werden alle, mit Ausnahme Hüons, von einer wilden Tanzwut ergriffen, selbst der alte Scherasmin „mußte seiner Zunge Frevel büßen". Oberon beruhigt aber den jungen Helden, versichert ihn seiner Liebe und seines Schutzes und giebt ihm zum Zeichen derselben das Wunderhorn und einen goldenen Becher. Wenn er dem Horn, sagt er, einen sanften Ton entlocke, so würden alle, die ihm feindlich gesinnt seien, tanzen müssen; wenn er es dagegen mit Macht erschallen lasse, so würde ihm Oberon erscheinen, wo er sich auch befinden möge. Der Becher aber habe die Zauberkraft, daß er sich mit dem edelsten Weine fülle, wenn ihn ein Biedermann an die Lippen bringe; doch wenn ihn ein Schalk ergreife, versieche er und werde glühend. Hierauf verschwand Oberon, und die beiden setzten ihre Reise fort. — 3. Gesang. Am fünften Tage gelangen sie zum Eisenturm des Riesen Angulaffer, der vor kurzem die Braut des Prinzen von Libanon geraubt hatte. Hüon dringt in den Turm, zieht dem schlafenden Riesen einen Zauberring vom

Finger, durch den er, ohne es zu wissen, zum Herrn der Geister wird, worauf er ihn weckt, im Zweikampfe tötet und außer der Braut des Prinzen noch funfzig Jungfrauen befreit. In der Nacht sieht Hüon im Traume ein wunderbar schönes Weib, deren Bild ihm von nun an stets vor der Seele schwebt. — 4. Gesang. Scherasmin, dem Hüon seinen Traum erzählt, spricht die Vermutung aus, daß der Traum von Oberon gesendet, und daß die schöne Dame wohl in Bagdad zu finden sei. Als sie gegen Mittag in einen Wald kommen, erblicken sie einen Sarazenen im Kampfe mit einem Löwen; Hüon tötet das mächtige Tier, bietet sodann dem Verwundeten seinen Becher an; aber dieser wird in dessen Hand glühend, und als nun der Sarazene zu lästern beginnt, will ihn Hüon mit dem Schwerte bekehren; dieser schwingt sich aber auf dessen Roß und entflieht. Am Abend erreichten die Abenteurer die mächtige Stadt Babylon, wo ihnen, da sie in der Dämmerung kein Gasthaus finden können, ein altes Mütterchen ein Nachtlager anbietet. Beim Abendessen erzählt diese ihnen, daß Rezia, des Sultans Tochter, am folgenden Tage mit dem Drusenfürsten Babekan vermählt werden solle, ungeachtet sie ihn aus tiefster Seele verabscheue, besonders seit sie im Traume einen schönen Ritter mit blauen Augen und blonden Haaren gesehen habe, der seitdem alle ihre Gedanken beschäftige. Seiner Ritterpflicht bewußt und einen Zusammenhang mit seinem Traume ahnend, erklärt Hüon, daß er die schöne Rezia in seinen Schutz nehmen wolle. — 5. Gesang. Nach schlaflos zugebrachter Nacht am Morgen entschlummernd, sieht Rezia den schönen Jüngling nochmals im Traume, und wie sie über diese wiederholte Erscheinung nachsinnt, stürzt ihre Amme Fatme mit dem freudigen Ausruf zu ihr: „Der Ritter ist gefunden! Fatme war nämlich die Tochter jenes Mütterchens, welche den Ritter beherbergt hatte. Durch diese Nachricht ermutigt, schmückt sie sich zum Feste. Hüon hatte am Morgen einen orientalischen Fürstenanzug vor seinem Lager gefunden, mit dem er sich schmückte; vor der Thür stand ein prächtiges Roß, dem zwei schöne Knaben die Zügel hielten und ihn in die Burg führten. Er tritt in den Saal. In dem Emir, der an der Rechten des Kalifen sitzt, erkennt er den Sarazenen, den er im Kampfe mit dem Löwen fand. Ohne sich lange zu bedenken, schlägt er ihm den Kopf ab; es war Babekan. Während des Aufruhrs, der dadurch entsteht, erblickt er Rezia und sie ihn; beide erkennen die Bilder ihrer Träume, und Hüon eilt auf Rezia zu, küßt sie, steckt ihr den Zauberring an den Finger und erklärt sie für seine Braut. Nun aber erheben sich hundert Klingen gegen ihn, denen er trotz seiner Tapferkeit und Rezias Bitten erlegen wäre, wenn er nicht im gefährlichsten Augenblicke seine Zuflucht zum Horn genommen hätte. Kaum hat er es an die Lippen

gesetzt, als alles zu tanzen beginnt. Noch blieb aber das Schwerste übrig. Sobald die Macht des Horns nachläßt, übergiebt Hüon die Geliebte dem Schutze des treuen Scherasmin, welchem er auch das Horn anvertraut, nähert sich dem Kalifen und bittet ihn um das Geschenk für seinen Kaiser. Der Sultan gerät hierüber in unbeschreibliche Wut; alles dringt von neuem auf den Ritter ein, und Scherasmin, der die Gefahr sieht, stößt mit solcher Macht in das Horn, daß die Burg erbebt und die Heiden sämtlich in Schlaf fallen. Oberon erscheint; auf seine Frage, ob Rezia Vater und Thron aufgeben wolle, um dem Jüngling zu folgen, giebt sie schweigend ihren Willen zu erkennen. Oberon überläßt den Liebenden seinen Zauberwagen, welchen sie mit Scherasmin und Fatme besteigen. — 6. Gesang. Am folgenden Morgen hält der Wagen nicht weit vom Strande von Askalon an; Oberon erscheint, übergiebt dem Hüon ein Kästchen mit des Kalifen Zähnen und Barthaaren, die seine Geister jenem während seines Schlafes genommen hatten. Ein Schiff ist bereit, die Liebenden in die Heimat zu bringen; doch sollen sie zuerst nach Rom und sich so lange als Geschwister betrachten, bis der Papst ihren Bund gesegnet habe, widrigenfalls ihnen Oberon seinen Schutz entziehen müßte. Sie schiffen sich ein. Hüon unterrichtet die Geliebte im Christentum, und ein Mönch tauft sie mit dem Namen Amanda. Aber die Leidenschaft der Liebenden wächst täglich, und Scherasmin hat alle Mühe, sie in den vorgeschriebenen Schranken zu halten. Er erinnert sie an Oberons Drohungen und erzählt ihnen Märchen, um sie zu zerstreuen, unter andern die Geschichte von dem blinden Gangolf, der, von seiner Frau Rosette getäuscht, in demselben Augenblicke durch Oberon das Licht der Augen wieder erhielt, als sie ihm die Treue bricht. Da habe Titania, Oberons Gemahlin, den Buhlen in einen Nebel gehüllt, wodurch es Rosette gelungen sei, ihren Gatten zu überreden, daß sie unschuldig sei; Oberon aber habe, darüber empört, geschworen, sich von Titania zu trennen und sich erst dann wieder mit ihr zu versöhnen, wenn sich ein getreues Paar finde, das entschlossen sei, eher den Flammentod zu wählen, als selbst einem Throne zu Liebe ungetreu zu werden. — 7. Gesang. Endlich war das Schiff in Lepanto angelangt. Hüon, dem Scherasmins Warnungen lästig zu werden anfingen, sendet denselben mit dem Kästchen nach Paris, er selbst schifft sich mit Rezia nach Rom ein. Aber es geschieht nun, was Scherasmin befürchtet hatte. Während sich die Liebenden ihrer Leidenschaft überlassen, bricht ein furchtbarer Sturm los, und als sie wieder zu sich kommen, sind Horn und Becher verschwunden; sie erkennen zu spät, daß Oberon sich von ihnen abgewendet habe. Weil das Schiffsvolk des Glaubens ist, es habe irgend einer auf dem Schiffe Gottes Zorn auf sich geladen, soll das Los ent-

scheiden, wer zur Sühne sterben solle. Hüon zieht das Todeslos, und da bei stets wachsendem Sturm das Schiffsvolk seinen Tod verlangt, stürzt sich Rezia mit ihm in das Meer, worauf das Gewitter sich legt und das Schiff mit günstigem Winde weiter segelt. Der Zauberring läßt die Liebenden nicht sinken. Sie werden an eine Insel getragen; aber diese ist öde und wild, weshalb sie dem größten Elende Preis gegeben sind; doch kommt keine Klage über Rezias Lippen; sie würde ohne Hüon auch jetzt nicht zur frühern Herrlichkeit zurückkehren. — 8. Gesang. Hüon hatte ohne Rezias Wissen ein wildes Gebirge, welches die Insel durchschnitt, überstiegen und war in eine paradiesische Gegend gelangt, in welcher ein weiser Einsiedler lebte; auf einem näheren Pfade holt Hüon die Geliebte herbei, und die Liebenden finden bei dem edlen Greis Hilfe und Trost. So geht ihnen der Winter heiter vorüber. Es nahte sich aber Rezias Entbindung; in dieser schweren Stunde steht ihr Titania bei, die sich seit ihrer Trennung von Oberon in das wilde Eiland zurückgezogen und den Teil, in welchem der Einsiedler Alfonso wohnte, in einen lieblichen Garten umgeschaffen hatte. Sie nimmt sich Amandas um so mehr an, als sie in den Liebenden das Paar zu finden hofft, dessen Treue den von Oberon ausgesprochenen Fluch vernichten soll. — 9. Gesang. Fatme war unterdessen durch einen Sturm nach Tunis verschlagen und an des Sultans Gärtner als Sklavin verkauft worden. Dort trifft sie nach zwei Jahren der getreue Scherasmin, der von Paris aus, wo er nach reiflicher Überlegung das Kästchen nicht abgegeben, seinen Herrn zuerst in Rom und dann durch viele Länder aufgesucht hatte. Hüon und Rezia, die einen schönen Knaben geboren hatte, leben still und heiter bei Alfonso bis zu dessen Tode. Nun aber beginnen neue, schwere Prüfungen. Nach dem Tode des Frommen war die Insel öde und wild geworden; Titania, welche das kommende Unglück voraussah, hatte den Knaben geraubt. Die trostlosen Eltern suchten ihn vergebens; Rezia fällt Seeräubern in die Hände; auf ihr Jammergeschrei eilt Hüon zu Hilfe, wird aber trotz seines Mutes übermannt, an einen Baum gebunden und hilflos zurückgelassen, worauf die Räuber mit Amanda nach Tunis segeln. Titania findet den Zauberring, der sich von Amandas Finger abgestreift hatte, während sie mit den Räubern rang, auf dem Strande; sie erblickte darin die Vorbedeutung, daß ihre Versöhnung mit Oberon bevorstehe, denn es ist derselbe Ring, den sie ihm einst bei der Trauung gegeben. — 10. Gesang. Oberon erbarmt sich endlich des unglücklichen Hüon, ein Sylphe löst dessen Bande und trägt ihn durch die Lüfte nach Tunis, wo er Scherasmin und Fatme trifft und in die Dienste des Gärtners tritt. Um die nämliche Zeit war eine Barke in der Nähe von Tunis untergegangen; nur eine einzige

Frau hatte sich durch Schwimmen gerettet und war von dem Sultan Almansor und seiner geliebten Almansaris freundlich aufgenommen worden. Als Hüon und die Seinigen davon hörten, zweifelten sie nicht daran, daß es Rezia sei. — 11. Gesang. Hüon hofft, der Geliebten im Garten zu begegnen, in welchem er, ob es gleich bei Todesstrafe verboten war, mehrere Nächte verweilt. Einst begegnete er der schönen Almansaris, die bei dem Anblick des Ritters von glühender Liebe erfaßt wird; sie läßt ihn eines Nachts zu sich führen, aber Hüon, der seine Rezia zu finden gehofft hatte, bleibt trotz aller Versuchungen der Geliebten treu. — 12. Gesang. Almansaris macht noch einen Versuch, den spröden Ritter zu besiegen; er erhält den Befehl, eine Grotte mit Blumen zu schmücken, und als er hineinkommt, findet er jene auf einem Ruhebett; er will fliehen, sie hält ihn auf, und als er voll Verzweiflung Rezia und Oberon zu Hilfe ruft, erscheint Almansor. Almansaris klagt, schnell gefaßt, den Ritter an, als ob er ihr Schändliches zugemutet; der Sultan läßt ihn unterdessen in einen finstern Kerker werfen und verdammt ihn zum Feuertode. In der Nacht kommt Almansaris und verspricht ihm Hand und Thron; aber Hüon will lieber des grausamen Todes sterben, als untreu werden. Rezia hat ihrerseits die Liebe des Sultans gewonnen; als sie nun von Fatme, welcher es gelungen war, zu ihr zu dringen, Hüons Schicksal erfährt, eilt sie zu Almansor und bittet um des Gärtners Leben, der ihr Gatte sei; Almansor will ihm Gnade gewähren, wenn sich Rezia entschließt, seine Gemahlin zu werden. Das verweigert sie entschieden und will lieber sterben. Im höchsten Zorn gebietet Almansor, beide zum Feuertode zu führen. Schon steht sie gebunden auf dem Scheiterhaufen, schon wird dieser angezündet, als unter Donner und Erdbeben die Stricke, welche die Liebenden gebunden hielten, plötzlich herabfallen und das Horn an Hüons Halse hängt. Er bläst, und ganz Tunis wird von Tanzwut befallen; inzwischen kommt der Zauberwagen, welchen sie mit Scherasmin und Fatme besteigen. Bald gelangen sie zu einem wunderschönen Palast, aus welchem ihnen Oberon, jetzt ein schöner Jüngling, mit dem Geisterring an der Hand entgegenkommt; ihm zur Seite steht Titania, auf deren Wink ein Elfe ein wunderschönes Knäblein bringt, welches die Elfenkönigin der Rezia in die Arme legt. Nun treten sie in den Palast; die Herrlichkeiten, die sie dort gesehen, verloren sich in einen Traum, und als sie erwachten, fanden sie sich vor Paris. Es findet gerade ein Turnier statt; der Sieger soll Hüons Erbe erhalten. Dieser wird auf seine Versicherung, daß er ein Franke sei, zum Kampfe zugelassen; er bleibt Sieger, geht darauf mit Rezia in das Schloß, überreicht dem Kaiser das Kästchen mit des Sultans Zähnen und Bart und zeigt in Rezia dessen Tochter und Erbin. Da stirbt

der alte Groll in Karls Brust. Er schüttelt liebevoll des Helden Hand und spricht: „Nie fehl' es unserm Reiche An einem Fürstensohn, der Dir an Tugend gleiche!"

2. Die Personen des Gedichtes.

Die Personen im Oberon sind zwar mit lebendiger Frische in schönem Ebenmaße durchgeführt, treten jedoch nicht genug als bestimmte Individuen hervor.

Hüon ist ein hochherziger, tapferer Ritter, der es überall verschmäht, sich der Gefahr durch Flucht zu entziehen, auch nur dann von Oberons Hilfe Gebrauch macht, wenn durch eigene Kraft die Gefahr nicht zu beseitigen ist. Seine Liebe zu Rezia ist makellos, wie seine Standhaftigkeit im Entsagen nach dem ersten Fehltritt. In beidem steht Rezia ihm würdig zur Seite. Andere Eigenschaften zu zeigen, fehlt es ihr an Gelegenheit.

Am individuellsten ist Scherasmin gehalten und gehört deshalb zu den gelungensten Persönlichkeiten. In angeerbter Treue ist er seinem Herrn in einem Grade ergeben, daß sein ganzes Denken und Thun geradezu darin aufgeht; selbst auf das sittliche Verhalten Hüons dehnt er seine Wachsamkeit aus, da er weiß, daß dessen Glück von seinem Festhalten an Oberons Geboten abhängt. Auch nachdem Hüon ihn unbesonnener Weise unter nichtigem Vorwande von sich entfernt hat, denkt und handelt er doch nur für dessen Wohl und läßt sich dabei keine Mühe verdrießen, schreckt vor keiner Gefahr zurück. Außerdem zeichnet sich Scherasmin durch gutmütige Treuherzigkeit, breite Geschwätzigkeit und mancherlei abergläubische Vorstellungen aus, wie sie Personen von beschränkter Bildung eigen zu sein pflegen. Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bilden den Kern seines Wissens, und geben seiner Sprache neben markigen Volksausdrücken eine gewisse Kräftigkeit.

Fatme hat außer ihrer aufopfernden Ergebenheit nichts Eigentümliches. Dagegen ist ihre Mutter wieder eine charakterisierte Persönlichkeit. Obwohl selbst in beschränkten Verhältnissen lebend, nimmt sie doch zuvorkommend Hüon und seinen Diener auf, und bietet in der kleinen Hütte alle Bequemlichkeiten und Erfrischungen dar, über die sie verfügen kann. Ihrer Redseligkeit verdankt Hüon die Kunde von Rezia, ihrer bevorstehenden Vermählung mit dem Drusenfürsten und ihrem Traume, und ihrer Neugierde diese die Nachricht von der Abwesenheit des im Traume gesehenen Jünglings.

3. Komposition und Stoff des Gedichtes.

Der Oberon ist ein Meisterstück poetischer Kunst in Komposition und Erfindung; Wieland selbst hatte große Freude darüber.

In der Vorrede zu dem Werke sagt er in dieser Beziehung: „Die Art, wie die Geschichte von Oberons Zwist mit seiner Gemahlin Titania in die Geschichte Hüons und Rezias eingewebt worden, scheint mir die eigentümlichste Schönheit des Planes und der Komposition dieses Gedichtes zu sein. In der That ist Oberon nicht aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammengesetzt: nämlich aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia und der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon; aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beistand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne seine Liebe zu Rezia und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen seiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania, gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Anteil an ihren Schicksalen zu nehmen. Aus dieser auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verschiedenen Interesses entsteht eine Art von Einheit, die, meines Erachtens, das Verdienst der Neuheit hat." Aber ungeachtet der Verknüpfung dieser Begebenheiten ist doch der ganze Verlauf der Dichtung klar und übersichtlich, weil alles kunstvoll angeordnet erscheint, alles zu rechter Zeit und am rechten Orte geschieht. Oberons Eingreifen stört nirgends, da seine Zaubermacht nicht das vorzugsweise bewegende Prinzip ist, durch dessen Einwirkung die Begebenheit zu ihrem Ausgange geführt wird, vielmehr ist dieser ganz allein zuerst von der Selbstbeherrschung, dann von der Treue der beiden Liebenden bedingt. Oberons Gewalt wird ohnmächtig, sobald „Hüons Herz durch Schwäche sich entehrt" (2. Ges. 51. Stanze), und erst nachdem er für diese Schwäche durch furchtbare Leiden gebüßt, ohne zu unterliegen, erst nachdem die beiden Liebenden bewiesen haben, daß ihre Treue weder durch die glänzendsten Versprechungen, noch durch die Erwartung des grausamsten Todes gebrochen werden könne, erst dann vermag Oberon wieder seine Zaubermacht anzuwenden.

Goethe übersandte dem Dichter nach Lesung des Oberon als Zeichen der Anerkennung einen Lorbeerkranz, und schrieb später an Lavater: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleibt, wird auch Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden."

Der Oberon kann als der dichterische Gipfelpunkt Wielands angesehen werden. Der Fleiß, den der Dichter darauf verwandte, war aber auch ein außerordentlicher. An Merck, dem er von dem

allmählichen Fortrücken dieser Arbeit im J. 1779 von Zeit zu Zeit briefliche Mitteilungen machte, schrieb er: „Seit drei Monaten bin ich, außer zwölf Tagen, die ich beim Statthalter von Erfurt (v. Dalberg) und am Hofe zu Gotha im September zugebracht habe, fast gar nicht aus dem Hause gekommen. Tag und Nacht bin ich mit nichts als Oberon beschäftigt. — Die unendliche Arbeit, die er mir macht und das bißchen Vergnügen, das ich denn doch von Zeit zu Zeit habe, wenn ich mir einbilde, daß mir etwas gelungen sei, macht mich alles andere rein vergessen. — Von der Müh' und Arbeit, die ich auf dies Opus wende, hat schwerlich jetzt ein Dichter noch Dichterling im h. röm. Reich einen Begriff. — Ich mache mirs so schwer als möglich. Die Schwierigkeiten, die nur bloß im Mechanismus meiner achtzeiligen Strophen liegen und in der Natur der Jamben und in der verhältnismäßig geringen Anzahl unserer Reime, — die Schwierigkeit, aus einem so spröden Leim gerade das Bild, das ich haben will, herauszufingern und ihm die Rundung und das fini zu geben, ohne welches ich keine Freude daran haben kann, ist oft unsäglich. Ich kann Dir zuschwören, daß ich in dieser Woche drittehalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht habe, wo im Grund die ganze Sache auf einem einzigen Wort, das ich brauchte und nicht finden konnte, beruhte." Er schrieb das Gedicht, fortwährend daran bessernd, viermal eigenhändig ab, bevor er es dem Druck übergab.

Die Grundlage zum Oberon bildet ein Auszug aus dem zuerst im J. 1516 erschienenen Prosa-Roman von den Thaten Hüons von Bordeaux, den Graf von Tressan in der Bibliothèque universelle des Romans gegeben hatte. Dieser Roman beruht aber wieder auf einem älteren, durch seinen Inhalt in den Sagenkreis von Karl dem Großen eingreifenden Gedicht. Der Charakter des Zwerges Oberon, wie er in dem altfranzösischen Werke erscheint, ist aber von Wieland ganz umgewandelt worden; sein Elfenkönig hat mit jenem Oberon kaum mehr als den Namen gemein; er ist mit der Titania hauptsächlich den beiden gleichnamigen Beherrschern des Elfenreichs in Shakespeares Sommernachtstraum nachgebildet. Die Verflechtung der Geschichte von Oberons und Titanias Zwist in die Geschichte Hüons und Rezias ist ganz Wielands Werk. Die Episode von dem Betruge, welche dem alten Gangolf sein junges Weib spielt, ist einer alten märchenhaften mittelalterlichen Dichtung nacherzählt.

4. Grundgedanke des Gedichtes.

Es scheint, als habe der Dichter die Idee veranschaulichen wollen, daß treuer Glaube und festes Vertrauen allein imstande

sind, Übersinnliches und Sinnliches, Jenseits und Diesseits, Schicksal und Freiheit im Leben des Menschen zu vereinigen und auszusöhnen. In mancher Beziehung erscheint das Ganze dem Wesen nach als eine Verherrlichung der Vorsehung:

„Mir sagt's mein Herz, ich glaubts und fühle, was ich glaube:
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube."

Die Verse des Gedichtes könnte man zum Motto desselben machen.

5. Form der Darstellung.

Der Oberon ist nach Wielands Bezeichnung ein „romantisches Heldengedicht" (Epos), da der Stoff in den Heldensagen oder der Rittergeschichte des Mittelalters, der sogenannten romantischen Zeit, wurzelt, und das Wunderbare in Gestalt von Elfen und Feeen darin ein wichtiges Element ist. Er ist Wielands populärstes und noch immer gelesenes Werk, „weil hier eine Welt voll Abenteuer, spannender Situationen und lieblicher Naturscenen das Interesse fesselt, keine moralischen Tendenzen das freie Spiel seiner Muse kreuzen, seine Sinnlichkeit weniger über sich selbst reflektiert, als sich unbefangen im opernhaften Scenenwechsel ergeht und die warme und frische Handlung in leichten und anmutigen Versgrazien lebhaft verläuft."

Die Strophen sind eine Nachahmung der italienischen Stanzen, mit denen sie jedoch nur in so weit übereinstimmen, als sie, wie diese, aus acht Verszeilen bestehen. Sonst hat der Dichter sich so viel Freiheit erlaubt, daß seine Strophenform als eine von ihm neugeschaffene anzusehen ist, daher auch den Namen der Wielandschen Stanzen erhalten hat. Neben den vorherrschenden jambischen Versfüßen treten auch anapästische auf, doch nie in der ersten Stelle. Die Reime sind männlich und weiblich, umschlingend und berührend. Im allgemeinen sind die Stanzen etwas locker gebaut, trugen aber in dieser Form gewiß wesentlich mit dazu bei, daß die poetische Sprache sich von ihrer unbeholfenen Steifheit losmachte und zur fügsamen und leichteren Beweglichkeit zurückkehrte.

Die Sprache des Gedichtes ist wohlklingend, namentlich durch leichten, lieblichen Fluß ausgezeichnet, der Ausdruck klar und treffend, die ganze Darstellung jugendlich lebhaft, frisch und rein gemütlich, letzteres hauptsächlich durch den herzlichen Anteil, den der Dichter nimmt.

II. Romane.

Aristipp und einige seiner Zeitgenossen.

(Wielands sämtl. Wke. Leipzig, 1796. Band 33—36.)

I. Sechster Brief. An Kleonidas.

Bd. 33, S. 49—52. — Lüben u. N., Leseb. VI. Nr. 37. Lüben, Auswahl. I. 299.

Sokrates.

1. Erläuterungen.

1. Abschn. Antísthĕnes, ein Schüler des Sokrates, Gründer der kynischen (cynischen) Philosophenschule. Er hielt den Sokratischen Grundsatz: „Nichts bedürfen ist göttlich!" für die Grundlage aller Tugend, und verachtete deshalb nicht nur die materiellen Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens, sondern verwarf selbst die Wissenschaft als unnötiges Material.

2. Abschn. Silenenkopf. Silēn (Silenus) war der Erzieher und Begleiter des Bacchus. Von ihm stammt das Geschlecht der Silenen. Unter letzteren versteht man eigentlich alte Sātyre (Gestalten, die sich der tierischen Natur, besonders der Ziegengestalt, nähern, und vielleicht die rohe, wilde, unkultivierte Menschennatur symbolisch darstellen), deren Charakter heitere, stille Ruhe und Gemütlichkeit ist. Sie haben einen krausen Bart, eine platte Stirn und eine Glatze. Der Ausdruck „Silenenkopf" soll demnach das unschöne Äußere des Sokrates bezeichnen. Man vergleiche Abbildungen von Silenen mit einem guten, nach einer antiken Gemme verfertigten Sokrateskopfe.

Die Griechen legten in den Schlachten bei Márathon (490 v. Chr.) und Sálamis (480 v. Chr.) ruhmwürdige Tapferkeit an den Tag; auch Sokrates hat in verschiedenen Schlachten mit großem Mute für das Vaterland gekämpft, und sich dadurch als würdiger „Abkömmling" jener Helden erwiesen.

Pythágŏras, geb. 584 v. Chr., Gründer einer eigentümlichen griechischen Philosophenschule, und Solon, einer der sieben Weisen Griechenlands, 594 v. Chr. Archon, waren die weisesten Männer ihrer Zeit. Sokrates glich ihnen an Weisheit, und Aristipp trug daher das in seiner Seele vorhandene Bild jener Männer unwillkürlich auf ihn über, dacht eihn sich in ihrer lieblichen Gestalt.

„Wenige unter sich sieht", die ärmer sind als Sokrates.

Alcibiades (Alkibiades) wurde in dem Feldzuge gegen die korinthische Pflanzstadt Potidäa verwundet, und würde den Feinden in die Hände gefallen sein, wenn sein Zeltgenosse und Neben-

mann Sokrates nicht schirmend hervorgetreten wäre und ihm Beistand geleistet hätte. Vergl. die bildliche Darstellung dieser Scene in Helds Weltgeschichte, I. 234.

„An Hohn grenzenden Spott.“ Der Spott will bloß Lachen erregen, der Hohn dagegen Verachtung ausdrücken. Sprüche Salom. 17, 5 heißt es: „Wer des Dürftigen spottet, der höhnet desselben Schöpfer.“

„Nüstern“, Nasenlöcher.

„Delphinen-Nase.“ Zum Andenken an die Rettung des Sängers Arion bauten die Griechen dem Poseidon (Neptun) auf der Südspitze des Peleponnes einen Tempel und bildeten einen Delphin aus Bronze. Der Kopf des letzteren ist dick, die Nase breit und aufgeworfen. Als Vorbild zu dieser mythologischen Figur diente wohl weniger der Delphin im jetzigen naturwissenschaftlichen Sinne, als vielmehr der Dügong (Halicore indica), der zu der Sage von den Seejungfern Veranlassung gegeben hat und dessen Gestalt zuweilen von Baumeistern bei Springbrunnen benutzt wird. In Nösselts „Lehrbuch der Mythologie für höh. Töchterschulen“ ist auf Taf. VIII. Fig. 25 Poseidon mit dem Delphin abgebildet.

„Ironie“, ein griechisches Wort, hat Campe durch Schalksernst verdeutscht. Man bezeichnet damit ein verstelltes Lob, durch welches die Thorheiten der Menschen in ein lächerliches Licht gezogen werden sollen. In welcher Weise Sokrates von der Ironie Gebrauch machte, zeigt Wieland im 8. Briefe seines Aristipp in folgender Stelle:

„Daß Sokrates, wenn er mit andern philosophierte, sich nur zweier Methoden, der Induktion und der Ironie zu bedienen pflege, hat seine Richtigkeit; wenigstens habe ich nie gesehen, daß er in seinen Gesprächen, es sei nun, daß sie auf Belehrung, oder auf Widerlegung abzielen, einen andern, als einen dieser beiden Wege eingeschlagen hätte.

Diese sonderbare Art zu philosophieren scheint mir deine hohe Meinung von ihm nicht wenig herabgestimmt zu haben. „Die Induktion*) kann mich, sagst du, nichts lehren, als was ich entweder bereits wußte, oder mir vermittelst eines kleinen Grades von Besinnung selbst sagen konnte; und wie ein so weiser Mann die Ironie für eine taugliche Methode, die Wahrheit ausfindig oder einleuchtend zu machen, halten könne, ist mir vollends unbegreiflich.“ — Über beides, lieber Kleonidas, hoffe ich dich ins Klare zu setzen, wenn ich dir sage, bei welchen Personen und zu welcher Absicht Sokrates von der einen und der andern Gebrauch zu machen pflegt. Die Personen, mit welchen er sich am meisten

*) Schluß vom Besonderen aufs Allgemeine.

abgiebt, sind (außer seinen nähern Freunden und Günstlingen) entweder solche, die von ihm belehrt zu werden wünschen, es sei nun, daß sie ihre Unwissenheit in der Sache, wovon die Rede ist, anerkennen, oder so schwach an ihrer bisherigen Meinung hangen, daß sie immer bereit sind, sie mit einer bessern zu vertauschen, oder es sind naseweise Klüglinge und eingebildete Allwisser, die er, da sie Belehrung weder suchen noch anzunehmen aufgelegt sind, bloß beschämen und wenigstens zum stillen Bekenntnis ihrer Unwissenheit nötigen will. Bei den erstern bedient er sich der Induktion als einer Lehrart; gegen die letztern der Ironie als einer sowohl zur Verteidigung, als zum Angriff gleich bequemen Waffe.

Die Athener verbinden mit dem Worte Ironie ungefähr denselben Begriff (der Verspottung) wie wir und alle andern Griechen; nur daß sich ihm durch den gemeinen Gebrauch ein Nebenbegriff bei ihnen angehängt hat, der aus einem besondern Zug ihres Nationalcharakters zu entspringen scheint. Der Athener pflegt nämlich seine Meinung nicht leicht so kurz und geradezu herauszusagen wie der Spartaner oder Böotier; nicht etwa aus vorsichtiger Zurückhaltung (wie ich dies an den Korinthern bemerkt zu haben glaube), sondern weil es ihm, wenn er spricht, selten oder nie so viel um Wahrheit oder um die Sache selbst zu thun ist, als um das eitle Vergnügen, mit der Feinheit und Gewandtheit seines Witzes und der Geläufigkeit seiner Zunge zu prunken, und den andern entweder seine Überlegenheit fühlen zu lassen, oder, falls es ein höherer an Stand und Rang oder ein Mann von vorzüglichen Verdiensten ist, die beiden großen Geburtsrechte des attischen Bürgers, Freiheit und Gleichheit, gegen ihn zu behaupten, indem er ihm zu verstehen giebt, er dünke sich nicht geringer und mache sich wenig aus Vorzügen, die er nicht selbst besitzt. Du kannst dir kaum vorstellen, auf wie vielerlei Art die Eitelkeit der Athener sich, in dieser Absicht, durch Mienen, Gebärden, Ton und Beugung der Stimme, kleine Zwischenwörter u. dergl. zu äußern pflegt. Daher das Attikon blepos (wie es Aristophanes nennt), diese unnachahmliche edle Unverschämtheit im Blick und im Lächeln, die den Athener aus tausend andern kenntlich macht, und der höhnische Ton, den sie, sobald sie merken, daß der andere nicht ihrer Meinung ist, in die Frageformeln, „wärs etwa nicht so?" oder „was könntest du wohl dagegen haben?" zu legen wissen. Vermutlich ist es diese Eitelkeit, was in Verbindung mit der lebhaften Ader von leichtem Witz, wovon der Athener immer sprudelt, diese Neigung zum Spotten, Necken und Auslachen erzeugt, die einer der gemeinsten Züge dieses Volkes ist. Ich erkläre mir daraus, daß sie so gern das Gegenteil von dem, was sie sagen wollen, sagen; zu loben scheinen, wenn sie tadeln, und zu schelten, wenn sie loben wollen; sich stellen, als ob sie den an-

dern unrecht verstanden hätten, um ihm widersprechen oder seiner Rede eine lächerliche Deutung geben zu können, und was dergleichen mehr ist. Diese Art von spottender oder auch bloß scherzhafter Verstellung ist es eigentlich, was die Athener Ironie nennen, und was sie, zumal bei fröhlichen Tischgelagen, und überall, wo ihre gute Meinung von sich selbst nicht zu sehr dabei ins Gedränge kommt, einander gern zu gute halten. Auch Sokrates, der überhaupt einer der witzigsten und gutlaunigsten Sterblichen ist, macht im gemeinen Umgang ziemlich häufigen Gebrauch von dieser Art von Ironie, und weiß sie mit so vieler Leichtigkeit und Feinheit zu handhaben, daß sie, sogar wenn er einen wirklich schraubt, unmöglich beleidigen kann, sondern entweder für bloßen Scherz gilt, oder von einfältigen und sich selbst gefallenden Personen so aufgenommen wird, als ob er ihnen etwas Schmeichelhaftes gesagt hätte. Am gewöhnlichsten bedient er sich derselben, um den Verweisen, die er zuweilen seinen jüngeren Freunden zu geben Ursache findet, den Stachel zu benehmen; und ich muß gestehen, daß er in solchen Fällen, wenn die Operation an einem seiner Günstlinge zu verrichten ist, eine sehr sanfte Hand hat; wiewohl ich mich nicht rühmen kann, es an mir selbst erfahren zu haben.

Aber die Ironie, die ihm, als eine besondere Art zu disputieren, ausschließlich zugeschrieben wird, ist von jener gewöhnlichen, sowohl der Art als dem Zweck nach, sehr verschieden. Sie besteht darin, daß er, wenn ers mit Personen, die ihm in gewissen Stücken entweder wirklich oder in ihrer eigenen und anderer Leute Einbildung überlegen sind, z. B. mit schlechtdenkenden, aber vielvermögenden Männern in der Republik, oder mit angesehenen Sophisten zu thun hat, sich äußerst einfältig und unwissend stellt, und in diesem Charakter (zu dessen Simulierung ihm seine Gesichtsbildung ungemein zu statten kommt) durch die scheinbare Naivetät seiner Fragen und die versteckt spitzfindige Art, wie er aus ihren Antworten immer neue Fragen hervorzulocken weiß, sie endlich in die Notwendigkeit setzt, sich entweder in offenbare Ungereimtheiten zu verwickeln, oder ihre erste Behauptung wieder zurückzunehmen. Du errätst ohne mein Zuthun, wie viel er durch diese Art von Ironie, eine Zeitlang wenigstens, über seine Gegner gewinnen mußte. Er verschaffte dadurch sich selbst desto leichter Gehör und vernichtete unvermerkt die Vorteile, welche Stand, Name, Ansehen und Glücksumstände jenen über ihn hätten geben können. Sie waren nun minder auf ihrer Hut; antworteten desto rascher und zuversichtlicher, je weniger sie vorhersehen konnten, wo er hinaus wolle; räumten ihm immer mehr ein, als geschehen wäre, wenn sie die Schlingen gemerkt hätten, die er ihnen durch seine einfältig scheinenden Fragen legte; und wenn sie sich endlich

darin verfingen, schien er ganz unschuldig daran zu sein, und die Lacher waren auf seiner Seite. Diese Methode war also da, wo er sie am gewöhnlichsten anwandte, ich meine gegen die Sophisten, sehr fein ausgedacht und vollkommen zweckmäßig. Denn es war ihm nicht darum zu thun, sie zu belehren, sondern sie vor ihren Zuhörern und Verehrern in ihrer Blöße darzustellen. Aber du siehst auch, daß sie nur so lange mit Vorteil zu gebrauchen war, als der Gegner die Falle nicht gewahr wurde; und natürlicherweise konnte dies in einer Stadt, wo beinahe alles öffentlich geschieht, nicht sehr lange anstehen. Sobald die Sophisten merkten, daß sie einen Schlaukopf vor sich hatten, der mit den Spitzfindigkeiten und Kunstgriffen der Dialektik wenigstens eben so bekannt war, als sie selbst, so hätten sie noch zehnmal einfältiger sein müssen, als Sokrates sich stellte, wenn sie sich durch die schülerhafte Miene, womit er sich ihre Belehrung ausbat, und die vorgegebene Bewunderung ihrer hohen Weisheit länger hätten täuschen lassen. Auch zeigte sichs bald genug, daß er, außer dem erklärten Haß der Sophisten, wenig mehr mit dieser Art zu disputieren gewonnen hatte, als daß er noch jetzt bei dem großen Haufen im Ruf eines Spötters steht, der nie seine wahre Meinung sagt, und dessen Reden man auch dann nicht trauen darf, wenn er etwas ernstlich zu behaupten scheint, weil man nie gewiß ist, ob es nicht Verstellung sei, und was für geheime Absichten er darunter habe; — ein Ruf, der ihm, wie ich besorge, bei einem so argwöhnischen Volke, wie das Athenische, über lang oder kurz noch gefährlich werden kann."

„Genial" ist abgeleitet von Genius (Schutzgeist, geistige Eigentümlichkeit) und bedeutet so viel wie starkgeistig, schöpferisch. Geniale Leute haben oft sehr absonderliche Launen.

„Kaustizität", das Brennende, Beitzende, Ätzende; das Wort wird hier natürlich auf den Geist bezogen, bedeutet also ein den Gegner scharf treffendes Urteil.

2. Gedankenfolge.

Der Verfasser erzählt zunächst, daß die Vorstellung, welche seine Einbildungskraft ihm von Sokrates gemacht, in keinem Stücke auf den wirklichen Sokrates gepaßt, und er bei seinem Anblick betroffen dagestanden, sich jedoch bald mit dem Unerwarteten der Gesichtsbildung ausgesöhnt und sie sehr passend zum Charakter gefunden habe. Hierauf schildert er Sokrates nach seiner Körperlichkeit und verweilt namentlich bei seiner merkwürdigen, Geist und Charakter ausdrückenden Gesichtsbildung und seiner Gesichtsbewegung als Ausdruck innerer Empfindung (Miene). Dann bezeichnet er das Eigentümliche im Charakter des Sokrates und behauptet, daß diese sonderbare Mischung von entgegengesetzten

Eigenschaften sich nur seiner unregelmäßigen Gesichtsbildung habe anpassen können.

II. Der ganze Aristipp.

Die eben besprochene Schilderung des Sokrates ist aus einem Werke Wielands entlehnt, welches den Titel „Aristipp" führt und vier Bände umfaßt. Wieland gab von 1796 ab das „Attische Museum" (von 1800—9 unter dem Titel: „Neues attisches Museum") heraus, mit dem er die treffliche Absicht hatte, die Deutschen mit den Meisterwerken der attischen Schriftsteller bekannt zu machen. Hieraus nun ist der Aristipp (1800—2), eine Art Geschichtsroman, hervorgegangen. Der Dichter will darin vor den Augen des Lesers die glänzenden Tage des Perikles mit allen ihren Wundern der Grazie und Schönheit, der Genialität und Größe, mit allen ihren Verirrungen und Thorheiten entfalten. In der Mitte dieses reichen Lebens steht Aristipp, in welchem die leichten Sitten seiner Vaterstadt Kyrene mit der atheniſchen Grazie und der sokratischen Ironie verbunden erscheinen soll. Nach Goethe (XXIII. 347) ist dieser Aristipp der Repräsentant von Wielands eigener Gesinnung. Um also zu einem Urteile über die Denkweise des Dichters zu kommen, würde man vor allen Dingen dies Werk lesen müssen. Wieland selbst stellt den Aristipp hoch; er sagt: „Er ist mein Liebling, ja er ist mir mehr als Agathon." Auch Goethe schätzte ihn sehr. In der angezogenen Stelle heißt es: „Hier (im Aristipp) sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begrenzung so heiter und wünschenswert verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu sein, wie sie zu denken." Unstreitig gehört der Aristipp auch zu Wielands besten Werken, und würde in dieser Gattung als Muster gelten können, wenn das epische Element nicht zu oft durch didaktische Zugaben, philosophische Auseinandersetzungen u. s. w. verkümmert wäre. Den oben ausgesprochenen Zweck des Werkes hat der Dichter insofern nicht ganz erreicht, als er statt der antiken Personen und Zustände moderne vorführt, denen er seine eigenen subjektiven Ansichten untergeschoben hat.

Zum Lesen des ganzen Aristipp darf man die Schüler nicht veranlassen; doch dürfte es recht nützlich sein, ihnen die 5 Briefe des 1. Buches (den 6.—10.), welche den Sokrates charakterisieren, vorzulesen. Der 9. Brief verbreitet sich über eine Komödie des Aristophanes, über die „Wolken", in denen Sokrates als Repräsentant der von ihm bekämpften Sophisten dargestellt wird. Ob-

gleich dies Werk 24 Jahre vor dem Prozeß des Sokrates geschrieben wurde, hat es doch unmittelbar zu seiner Verurteilung mitgewirkt, was Sokrates selbst in seiner Verteidigungsrede andeutet. Zur Beförderung des näheren Verständnisses dürfte es nicht unzweckmäßig sein, den Schülern den Inhalt der Wolken wenigstens nach dem Auszuge mitzuteilen, den Munk davon in seiner „Geschichte der griechischen Poesie“ (Berlin, 1849) S. 295 u. f. giebt.

Schließlich noch die Bemerkung, daß Aristipp, dem Wieland seine Briefe in den Mund legt, weil er seine Gesinnungen in ihm findet, um 380 v. Chr. mit Plato lebte, und der Stifter einer besonderen Schule, der nach seiner Vaterstadt Kyrene (Cyrene) genannten kyrenäischen, geworden ist. Während aber Plato im Reiche der überschwenglichsten Phantasie lebte, suchte Aristipp die Philosophie in das Leben zu bringen, war also ein praktischer Denker. Sein Hauptstreben war, dem Volke eine Erziehung zu geben, durch die es frei von Thorheiten und Aberglauben würde und zu Selbstachtung und Vertrauen auf die eigene, inwohnende Kraft und Freiheit gelange. Er steht daher in einem gewissen Sinne in einem ähnlichen Verhältnis zu Plato, wie Goethe zu Schiller. „Wie Schiller in seinem stürmischen Ringen nach dem Idealen, nach allem, was schön und gut, nach der Freiheit schon bei der ganzen Jugend den begeistertsten Anklang fand und stets finden wird, wie man ihn nicht erfassen und verstehen, aber doch ihm nachempfinden, ahnen und fühlen kann, auch ohne philosophische Bildung, wenn man nur Seele und Gemüt besitzt, während dagegen Goethes Publikum ein kleineres ist, eben weil seine Meisterwerke, der Faust, die Lehr- und Wanderjahre, Tasso, Hermann und Dorothea, sich in ihren Schätzen erst dem erschließen, der die plastische und organische Ruhe in Gedanken sowohl als Form, der die ernste Weisheit des erfahrungsreichen Lebens, die langsam gereifte Frucht jahrelanger Studien zu genießen und zu würdigen vermag: so zog auch der phantastisch-romantische Nimbus, jenes eleusinisch-mysterienhafte Dunkel, in das sich Plato zu hüllen liebte, die leicht erregbare Jugend von Griechenland ungleich mehr an, als die Lehren des Aristipp, weil diese das Produkt langer Erfahrungen und mühsamen Nachdenkens waren, eben auch nur von demjenigen gebilligt und sogar vorgezogen werden konnten, der selbst bereits jene Stufe der intellektuellen Geistesbildung erreicht hatte.“ (Th. Lau, Das System von Aristipp von Cyrene. Im 20. Heft des „Deutschen Museums“ von Prutz. Leipzig, 1851.)

Leben und Charakteristik Wielands.

I.

Christoph Martin Wieland ist am 5. Sept. 1733 zu Ober-Holzheim, einem zum Gebiete der ehemaligen kleinen Reichsstadt Biberach in Schwaben gehörigen Dorfe, geboren. Sein Vater war dort evangelischer Prediger, wurde jedoch 1736 nach Biberach versetzt. Um das dereinstige Glück seiner Kinder nach Kräften zu begründen, wendete er die größte Sorgfalt auf ihre Erziehung, und ertrug mit seiner Gattin gern die Entbehrungen, welche dies erforderte. Letztere war von der sanftesten Gemütsart, häuslich, sparsam und sehr reinlich. Das Meiste ihres Naturells scheint auf den Sohn übergegangen zu sein; namentlich besaß er schon als kleines Kind große Neigung zur Reinlichkeit. Einst war ihm ein Kreuzer, wofür er beim Gange in die Schule sich sein Frühstück einzukaufen pflegte, aus der Hand in den Rinnstein gefallen; mit Betrübnis sah er ihn dort liegen, konnte sich aber nicht entschließen, ihn heraus zu langen, ließ ihn liegen und hungerte. Noch in späten Jahren war ihm nichts widerlicher, als altes, schmutziges Geld, das er möglichst bald gegen neues umzutauschen suchte.

Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, und zwar bereits in seinem dritten Lebensjahre. Mit der schnellsten Fassungskraft verband sich bei ihm die größte Lernbegierde, weshalb der Unterricht von beiden Seiten eifriger fortgesetzt wurde, als die schwächliche Natur des Knaben es ratsam erscheinen ließ. Später genoß er neben dem Unterrichte seines Vaters noch den der Ortsschule, und hatte im vierzehnten Jahre nicht nur einen guten Grund im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in der Mathematik, Logik und Geschichte gelegt, sondern auch im Zeichnen und in der Musik gute Fortschritte gemacht. Im achten Jahre las er bereits im Cornelius Nepos die Lebensbeschreibungen der Helden Griechenlands und Roms, und im dreizehnten den Horaz und Virgil. Bei all diesem Lernen blieb sein Gefühl so rege, daß die frommen Grundsätze seines Vaters eine religiöse Schwärmerei in ihm entwickelten, die seine moralische Gewissenhaftigkeit nicht selten bis zum Ängstlichen steigerte.

Von seinem 11. Jahre an zeigte er eine fast leidenschaftliche, immer wachsende Liebe zur Poesie. Im 12. Jahre übte er sich bereits mit allem Fleiß in lateinischen Versen. Von deutschen Dichtern wurde Brockes sein Lieblingsautor. Damit er aber die Wissenschaft nicht vernachlässige, durfte er am Tage keine Verse machen. Um nun seine Neigung dazu zu befriedigen, pflegte er seit diesem Verbot mit der ersten Morgenröte aufzustehen, und um sich immer mehr selbst genug zu thun, unterzog er sich auch mit

großem Eifer dem Studium dessen, was zur poetischen Kunst gehört. Am fleißigsten benutzte er **Hübners** Anleitung zur deutschen Poesie und **Gottscheds** kritische Dichtkunst. Sehr förderlich für ihn war es, daß er sich nicht überschätzte, vielmehr lebendig fühlte, daß seine Gedichte nichts taugten. „Ich habe," sagt er, „als Knabe eine unendliche Menge Papier übersudelt, ohne jemals etwas zu machen, was mir selbst gefallen hätte, und verbrannte schon damals die meisten dieser saubern Werklein, die mir meine Mutter nicht rettete." Diese hat jedoch, aus mütterlicher Vorliebe, noch einen ziemlichen Vorrat gerettet; als sie ihm aber denselben späterhin einst zeigte, warf er auch diesen ins Feuer.

In seinen Mußestunden gab er sich mit ganzer Seele den Genüssen hin, welche die anmutige Gegend Biberachs darbot. „Ich liebte," schreibt er, „die Einsamkeit sehr und brachte oft ganze Tage und Sommernächte im Garten (meiner Eltern)*) zu, die Schönheiten der Natur zu empfinden und abzuschildern." Noch im späten Alter erinnerte er sich gern seiner Heimat, und bekennt in einem Briefe von 1780, daß die nachfolgende Stanze aus dem Oberon, die er dem Scherasmin in den Mund legt, warm aus dem eigenen Herzen gekommen sei.

„Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt:
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schoß zu liegen!" (IV, 22.)

In einem Briefe aus dem J. 1787 erkennt er es an, daß dies **Naturleben** von großem Einfluß auf seine Bildung gewesen sei.

Um gar nichts in der Bildung des Sohnes zu versäumen, beschloß sein Vater, ihn einer der berühmtesten Schulanstalten damaliger Zeit anzuvertrauen. Er wählte dazu **Klosterbergen bei Magdeburg**. Noch vor dem vollendeten vierzehnten Jahre ging Wieland dahin ab. Sein Leben war dort nur eine Fortsetzung von dem im elterlichen Hause. Er fand hier dieselbe stille Natur, dieselbe liebe Einsamkeit, dieselbe Einfachheit der Lebensart, selbst die Frömmigkeit des väterlichen Hauses wieder. Die Lehrer waren, wie sein Vater, sämtlich dem damaligen Halleschen von **Spener** und **Francke** ausgegangenen Pietismus ergeben, zum Teil jedoch leider Schwärmer oder Heuchler. Trotz seiner Neigung dazu blieb Wieland von der Schwärmerei frei, hauptsächlich

---

*) Dieser lag vor dem Siechen (Ehinger) Thore, im Thale rechts von der Landstraße nach Birkenhardt.

durch das eifrige Studium des Livius, Terenz, Horaz, Virgil und Cicero, und vor der Heuchelei schützte ihn seine offene, gerade Seele. Angeregt durch die verbotene Lektüre französischer Schriftsteller, namentlich von Bayle, Fontanelle, d'Argens und Voltaire, geriet er in den Zustand, in den alle denkenden Köpfe einmal im Leben kommen, nämlich nichts ohne Prüfung zu glauben, und endlich alles zu bezweifeln, selbst das Dasein Gottes. Fleißiges Studium des Xenophon und namentlich der Denkwürdigkeiten des Sokrates, verbunden mit dem weisen, liebevollen Rate eines seiner Lehrer, halfen ihm nach und nach glücklich über diesen traurigen Zustand innern Zwiespalts hinweg. Der Dichtkunst widmete er in Klosterbergen wenig Zeit, las jedoch Breitingers „Kritische Dichtkunst", Hallers Gedichte und die „Bremer Beiträge", in welchen die drei ersten Gesänge des Messias von Klopstock enthalten waren, über die er in Entzücken geriet.

Nach zwei Jahren (1749) verließ er Klosterbergen, ausgerüstet mit vortrefflichen philologischen, mathematischen und philosophischen Kenntnissen, und begab sich nach Erfurt zu einem Anverwandten, dem Professor Baumer, hauptsächlich, um sich in der Philosophie zu vervollkommnen. Dieser las den Don Quixote mit ihm, was Wieland ihm zeitlebens gedankt hat, hauptsächlich, weil er daraus Menschen- und Weltkenntnis erlangte.

Den Sommer des J. 1750 verlebte er in Biberach, und bezog dann im November die Universität Tübingen. Statt sich an andere gleichgesinnte Studenten anzuschließen und mit ihnen das Leben in Frohsinn zu genießen, zog er sich hier in die Einsamkeit zurück und widmete sich ausschließlich der Dichtkunst und dem Studium der Werke von Leibnitz und Bayle, las den Lucrez und Anti-Lucrez von Polinac und Popes Lockenraub, so daß ihm für die Rechtswissenschaft keine Zeit übrig blieb.*) Im Sommer 1751 erschien sein Lehrgedicht „Die Natur der Dinge". Unter den Dichtern seiner Zeit stand ihm Klopstock am höchsten. „Ich liebe," schreibt er, „Klopstocken so sehr, daß ich keinen Fehler an ihm sehen kann. Wenn er wüßte, wie oft ich schon in meinem fünfzehnten Jahre bei seinem Messias geweint habe, und wie ungemein zärtlich mein Herz gegen ihn ist, vielleicht würde er be-

*) Daß Wieland während seiner Studienzeit in einem Gartenhause auf dem Österberge gewohnt haben soll, ist eine Mythe, mit der man Wielands Biographen J. G. Gruber in Tübingen angeführt hat. An keinem Orte erwähnt Wieland dieses Häuschen, denn er wohnte in dem Hochmannischen Stifte, das keinem Stipendiaten erlaubte, noch eine zweite Wohnung, und gar eine außerhalb des Thores gelegene, zu beziehen. Zudem waren seine Verhältnisse von so bescheidener Art, daß er sich keine Villa mieten konnte, sondern sein Geld für Anschaffung von Büchern aufging.

dauern, daß wir einander wohl nie sehen werden. Und ach! er weiß nicht einmal, daß ich bin. Wie bedauernswürdig bin ich, daß ich unter kleine Geister verdammt bin und diejenigen nicht sehen soll, von denen ich lernen könnte."

Auch Bodmer achtete er hoch. Mit ihm in Verbindung zu kommen, sandte er ihm die fünf ersten Gesänge seines nachher wieder vernichteten Heldengedichtes Arminius zur Prüfung, ohne sich jedoch zu nennen. Bodmer teilte das Gedicht Hagedorn mit, und beide rieten lange vergebens auf den Verfasser, bis ein Brief Wielands das Rätsel löste. Als Wieland seine Universitätsjahre 1752 beendet und keine Aussicht auf eine baldige Anstellung hatte, folgte er im Herbste desselben Jahres einer Einladung Bodmers nach Zürich. Er fand die liebevollste Aufnahme und gewann in Bodmer einen väterlichen Freund, der ihm nicht nur mit seinen Kenntnissen beistand, seine Arbeiten leitete, ja oft selbst aufgab, sondern ihn auch in den Kreis der Dichter und Gelehrten einführte, die sich, im Gegensatze zu Gottsched, an Bodmer anschlossen. In welcher Hochachtung der junge Freund bei Bodmer stand, beweisen dessen Briefe. Er nannte ihn öfters „den zweiten Klopstock" — „ein Orakel des Alters in der Fülle der Jugend".

Bodmers Einfluß auf Wieland war unverkennbar. In einigen Erzeugnissen jener Zeit ahmt er Bodmer geradezu nach; andere sind bestimmt, die Gegner seines Meisters bloß zu stellen. Seine Frömmigkeit wird schwärmerisch, selbst fanatisch, wofür seine „Empfindungen eines Christen" den besten Beweis liefern. In der Vorrede hierzu geht er so weit, Uz, den er früher hoch verehrte, wegen seiner lyrischen Poesie öffentlich zu denuncieren.

Wie einst Klopstock, so wurde auch Wieland inne, daß er Bodmers Haus verlassen müsse, wenn er ein selbständiger Dichter werden wolle. Auf den Rat einiger Freunde übernahm er von 1754—59 die Erziehung der Söhne des Herrn von Grebel in Zürich und 1759 ein gleiches Amt bei dem Berner Ratsherrn von Sinner, das er jedoch nach zwei Monaten mit einem andern, ihm mehr zusagenden, vertauschte.

Am 30. April 1760 wählte ihn der Rat seiner Vaterstadt zum Senator und Kanzleiverwalter. Wieland nahm auf die Bitte seines Vaters die Stelle an und verließ Bern am 22. Mai 1760. Mancherlei Umstände trugen indes dazu bei, daß er sich in dieser Stellung lange Zeit sehr unbehaglich und beengt fühlte, bis er 1764 Kanzleidirektor geworden war. Um sich aus dieser Stimmung zu verhelfen, studierte er den Shakespeare und übersetzte 28 Dramen dieses großen Dichters. Dadurch hat er sich ein entschiedenes Verdienst erworben; denn vor ihm kannte man Shakespeare so gut wie gar nicht in Deutschland. Um in geselliger Beziehung nicht zu verkümmern, besuchte er fleißig einen in dem

nahen Schlosse Warthausen wohnenden kurfürstlich mainzischen Minister, den Grafen Stadion. In diesem vortrefflichen Hause fand er vielfache Anregung, lernte das Hofleben und die mannigfachen Staatsverhältnisse kennen, und wurde zugleich dem Kurfürsten Emmerich Joseph bekannt. Als unter diesem ehrwürdigen Fürsten die Universität zu Erfurt wieder neu belebt werden sollte, erhielt Wieland 1769 einen Ruf als Professor der Philosophie dorthin. Um ihn zur Annahme dieses Amtes geneigt zu machen, gab man ihm zu verstehen, daß man ihn seines Namens halber wünsche, und zufrieden sein würde, wenn er nur da wäre, sonst aber mache, was ihm gefalle. Wieland folgte dem ehrenvollen Rufe, fand aber seine Erwartungen nicht befriedigt. Er wirkte mit dem redlichsten Eifer zum Besten des mangelhaften Instituts, stieß aber auf vielfache Hindernisse. Auch die geselligen Verhältnisse Erfurts behagten ihm nicht; er zog sich daher ganz in seine Familie zurück, und geißelte seine Gegner durch einige ergötzliche Dichtungen, zu denen namentlich der „verklagte Amor“ und der „Nachlaß des Diogenes von Sinope“ gehören.

In Erfurt konnte Wieland nicht lange wirken, ohne der regierenden Herzogin von Weimar, Anna Amalia, dieser großen Gönnerin der Künste und Wissenschaften, bekannt zu werden. Sie sah sich damals gerade für ihre zu Jünglingen herangereiften Söhne nach einem beratenden Erzieher um, der das Werk ihrer Mutterpflege vollende. Ihre Wahl fiel auf Wieland, der als Herausgeber des „goldenen Spiegels“ für seinen Beruf zum Fürstenerzieher so große Bürgschaft gegeben hatte. Im Oktober 1772 folgte Wieland unter sehr günstigen Bedingungen (1000 Thlr. Gehalt und 600 Thlr. jährlich Pension nach vollendetem Erziehungsgeschäfte) und mit dem Titel eines Weimarischen Hofrats seiner neuen Bestimmung nach Weimar. Die freundlichste, ehrenvollste Aufnahme und Behandlung am Hofe, die Achtung und Zuneigung seiner fürstlichen Zöglinge, die Freundschaft ausgezeichneter Geister, welche die geistreiche Fürstin schon damals um sich versammelt hatte, machte ihn so zufrieden mit seiner Lage, daß er bald jeden Gedanken an eine Veränderung derselben aufgab. — Seine Erstlingserzeugnisse in Weimar waren zwei Singspiele: die „Wahl des Herkules“ und „Alceste“. Sie gehören unter die besten, die wir besitzen. Ein weit wichtigeres Unternehmen aber war die Herausgabe des „deutschen Merkurs“, einer Monatsschrift, welche er von 1775—83 allein, und von da an bis 1805 in Gemeinschaft des Hofrats Böttiger in Dresden fortsetzte. Ein bedeutenderes, reichhaltigeres Journal hat Deutschland nie gehabt. Für die Forscher unserer Litteraturgeschichte behält es immer unschätzbaren Wert, ja Unentbehrlichkeit; denn nichts Neues entstand im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Ge-

schichte und Politik, was nicht in demselben durch Wieland und seine Mitarbeiter, die größten Litteratoren seiner Zeit, geistreich besprochen worden wäre. Wie eifrig Wieland selbst für diesen Zweck wirkte, wird man beurteilen können, wenn man erwägt, daß er aus dem Merkur 16 Bände gezogen und in die Sammlung seiner sämtlichen Schriften aufgenommen hat. Daß es bei diesem Treiben nicht an feindseligen Berührungen fehlte, ist natürlich. Wir übergehen seine Händel mit dem berühmten Göttinger Dichterverein, um seiner andern folgenreichen Streitigkeiten zu gedenken, in die er mit einer andern litterarischen Partei geriet, an deren Spitze Herder, Goethe, Lenz, Klinger, Schlosser und andere berühmte Männer standen, die, wie die Göttinger ihren Klopstock, Shakespeare als ihren Abgott verehrten. Wielands Alceste gab Goethe Veranlassung zu einer sathrischen Farce: „Götter, Helden und Wieland" (s. Goethes Wke. in 36 Bdn., Bd. XV.), welcher diesen auf das empfindlichste geißelte. Wieland war großdenkend genug, dieses Spottgedicht in seinem Merkur als ein Meisterstück der Persiflage zu empfehlen, und klug genug, sich durch einen geistreichen Scherz aus dem Handel zu ziehen. Aber der Streit hatte großes Aufsehen erregt, und beschäftigte das Publikum um so mehr, je höher es beide Dichter in Ansehen hielt. Auf den Aristophanes*) ihres Mentors aufmerksam, suchten die fürstlichen Zöglinge, bei Gelegenheit einer Reise durch Frankfurt, die Bekanntschaft Goethes und gewannen ihn lieb. Kaum hatte Karl August die Regierung seines Landes (1775) angetreten, so zog er ihn in seine unmittelbare Umgebung. Zwischen Männern, wie Wieland und Goethe, ward gar bald die alte Fehde vergessen, und nicht lange, so reihete ein Fürst die ewigen Hauptpfeiler unserer Litteratur, Schiller, Goethe, Herder und Wieland, als Freunde um seinen Thron.

Von Weimar aus gingen mehrere von Wielands gediegensten Werken aus. Wir nennen hier nur die Abderiten, in denen er in höchst ergötzlicher Weise ein Bild von den Verirrungen, Rätseln, Abweichungen, Widersprüchen und Eigenheiten des menschlichen Herzens giebt, Bemerkungen über Rousseau, moralische Probleme, Jugendgeschichte Bonifaz Schleichers. In allen diesen Schriften erkennt man sein Streben, der Philosophie des gesunden Menschenverstandes Geltung zu verschaffen, sie allgemein zu machen.

Rein poetische Erzeugnisse Wielands aus der Periode sind seine Erzählungen und Märchen, 1776—83. Sie unter-

---

*) Sokrates und andere Athener hatten viel von der Satire und dem Witze des Dichters Aristophanes zu leiden.

scheiden sich von der früheren vorteilhaft durch größern Ernst der Empfindung, durch mehr Tiefe des Gefühls und durch größere Rücksicht auf das Schickliche, auf Sittsamkeit. Die Krone seines Dichterruhms erwarb er sich indes 1780 durch seinen Oberon, von dem bereits oben die Rede war.

Mit dem Oberon verließ der Dichter auf immer das Gebiet der romantischen Poesie, um seinen Griechen und Römern zu leben. Er übersetzte den Lucian und Horaz, und führte dadurch beide Klassiker in das große deutsche Publikum ein. An Lucian verwendete er drei volle Jahre. Als Nachhall dieser Beschäftigungen können seine Dialoge im Elysium (1791), seine Göttergespräche und seine Gespräche unter vier Augen, endlich auch sein Peregrinus Proteus gelten.

Im Herbste seines Lebens faßte Wieland den Entschluß, seine sämtlichen Werke noch einmal zu überarbeiten, und ihnen die höchste ihm fähige äußere Vollendung zu geben. Mehrere schuf er ganz um, andern half er durch Zusätze oder Weglassungen. Mit dem für diese Ausgabe erhaltenen Ehrensold erfüllte er einen längst gehegten Wunsch: er kaufte sich in der Nähe von Weimar 1797 ein im malerischen Ilmthale gelegenes Landgütchen, Osmanstedt. Hier lebte er mit seiner Familie in stiller Zurückgezogenheit, nahm jedoch unausgesetzt den regsten Anteil an den damals sich entspinnenden Kämpfen in der Gelehrtenrepublik. In seiner Familie wurde er von harten Schicksalsschlägen getroffen: er verlor zwei Schwiegersöhne, eine liebe Enkelin und 1801 seine treue, 35 Jahre ihm zur Seite gestandene Lebensgefährtin durch den Tod. Dies bewog ihn, sein liebes, nun aber für ihn reizloses Osmanstedt 1803 zu verkaufen, und zur Freude seiner Freunde wieder nach Weimar zurückzukehren. Fast 80 Jahre alt, vollendete er hier noch eine bereits 1806 begonnene, bedeutende Arbeit: eine Übersetzung der Briefe des Cicero.

Wieland starb am 20. Jan. 1813. Er ruht in Osmanstedt neben seiner Gattin und einer teuren Freundin, Sophie Brentano. Den gemeinsamen Hügel deckt jetzt ein schönes Monument mit folgender, vom Dichter lange zuvor gefertigten Inschrift:

„Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.“

II.

In Wielands Schriftstellerleben lassen sich drei Perioden unterscheiden, von denen die erste als die pietistische bezeichnet werden kann. Das Elternhaus, die Schule zu Klosterbergen, der Eindruck von Klopstocks Dichtungen, sein inniges Zusammenleben mit Bodmer hatten einen Einfluß auf seinen Geist ausgeübt, daß er sich

mit aller Macht in diese Richtung hineinlebte und geradezu über seine wahre Natur und sein wahres Talent täuschte. So sehr sich aber die Schriften dieser Periode auch durch fromme Redensarten auszeichneten, so erkannten doch scharfblickende Kritiker in denselben Wielands wahre Natur, und sprachen dies offen und rückhaltlos aus. So wies Lessing in den Litteraturbriefen aus den „Empfindungen des Christen" in schlagender Weise nach, daß Wieland keineswegs in christlichem Sinne schreibe, wenn auch das Christentum stets sein drittes Wort sei; und Nicolai sagte mit prophetischem Blick: „Die Wielandische Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will, und der alten Witwe zu Gefallen sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemühet sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet; und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte." Diese Verwandlung ließ auch nicht lange auf sich warten. Schon im J. 1759 konnte Lessing (im 63. Litteraturbriefe, als er des Dichters Tragödie „Johanna Gray" beurteilte) ausrufen: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern." Veranlassung zu dieser Umwandlung gaben Lessings scharfe, aber unter Anerkennung des Talents geschriebene Kritiken und der veränderte Umgang. Wieland verließ Bodmers Haus und trat mit Männern in Verbindung, die seiner Richtung abhold waren. In Bern verspottete eine Freundin Rousseaus, die geistreiche Julie Bondeli, seine „seraphische Poesie" als inhalt-, kraft- und formlos, und in Biberach arbeitete Graf Stadion und die Familie Laroche in ähnlichem Sinne. Auch die Lektüre französischer und englischer Schriftsteller wirkte mit.

Nachdem der Übergang durch einige Dichtungen ernsten Inhalts ohne Überschwenglichkeit vermittelt worden war, überließ sich Wieland ganz dem Einflusse der Franzosen und Engländer und nahm sie zum Vorbilde. Er schrieb eine Reihe von „Komischen Erzählungen" (1762), in welchen die bloße Sinnlichkeit den Mittelpunkt der Darstellung bildet. Die Schriften dieser Periode verdienen das ihnen zu teil gewordene Schicksal, zurückgewiesen und vergessen zu werden, vollkommen. Die Mitglieder des Hainbundes zerrissen sie bei einer Geburtstagsfeier Klopstocks, und zündeten sich die Pfeifen damit an.

Wieland überwand aber auch diese einseitige Richtung bald, und entwickelte schon im J. 1768 in dem didaktisch-epischen Gedicht „Musarion" die poetische Lebensanschauung, deren Darstellung er nun sein Leben widmete. Er läuterte sich nach jeder Be-

ziehung, streifte alles Überschwengliche, Herbe, Steife und Eckige ab, und ließ die Tugend wieder zu ihrem Rechte kommen. Dadurch gewann er einen großen Teil des Publikums für sich und die Poesie, und wirkte auf Kunst und Sprache vorteilhaft ein.

Wie Klopstock, so wird auch Wieland gegenwärtig nur wenig gelesen, fast nur von Litteraturhistorikern beachtet. Die unmittelbare Wirkung seiner Dichtungen auf unser Jahrhundert ist erloschen, man hat sich entschieden und mit vollem Rechte den eigentlichen Dichterfürsten zugewandt. Seinen Schriften fehlt das religiös-sittliche und patriotische Element. Nicht sittliche Ziele, sondern sinnlicher, durch Maß und Grazie begrenzter und verschönerter Genuß sind ihm wahre Lebensweisheit. „Was für Klopstock die Andacht, das ist für Wieland die Wollust. Beide beruhen auf dem verzückten Aufgehen des Individuums, auf der unbedingten Hingabe an ein anderes Sein. Mit derselben Vorliebe, mit welcher Klopstock in den Hosianna seiner Engel, in dieser ganzen überirdischen Trunkenheit schwelgt und darüber seine andern Gestalten vernachlässigt, giebt sich Wieland den Orgieen der Sinnlichkeit nicht ohne raffinierte Steigerung des Reizes hin und vergißt darüber seine moralischen Endzwecke. Seine Gestalten sind bloß Reflexions-Figuren, die sich mit allem Schmelz und allen Verlockungen der Sinnlichkeit auf farbenreichen Gemälden bewegen. Sein Stil ist leicht und gefällig und seine französierte, attische Grazie in seinen auf leichte Unterhaltung berechneten Erzählungen wurde der Liebling derer, welche den kecken und raffinierten Genuß durch den Schein moralischer Betrachtung und durch ästhetische Verschleierung zu mildern suchten.“ Die strenge Form des Epos und des Drama war trotz seines weiten geistigen Horizontes für sein Talent eine unüberwindliche Schranke. Dagegen feierte er Triumphe auf dem Gebiete der **poetischen Erzählung** und des **Romans**, er verfeinerte das deutsche Wesen und versetzte es mit bedeutsamen fremden Elementen aus Altertum und Mittelalter; denn Ovid, Lucian, Horaz, Ariost, Shakespeare, Young, Thomson, Cervantes, Grécourt, Crebillon u. a. lieferten ihm die Ingredenzien zu seinen Werken.

Einen tiefen Einblick in das Leben, die Geisteseigentümlichkeit und poetische Befähigung Wielands gewährt Goethes Grabrede auf denselben; sie steht i. XXIII. Bde von dessen Werken (Asg. v. 1867).

Litteratur.

A. Wielands Schriften.

Wielands sämtl. Wke. Lpzg., 1794 f. 42 Bde. Ebendas. 1839—40. 36 Bde. 36 M.
Ausgewählte Briefe. Zürich, 1815. 4 Bde. 22,50 M.
Auswahl denkwürdiger Briefe. Wien, 1815. 2 Bde. 9 M.
Briefe an Sophie Laroche. Berlin, 1820. 5 M.

Bodemann, Briefe zwischen Julie Bondeli u. Frau v. Laroche. Hannover, 1874. 5 M.

B. Schriften über Wieland.

Gruber, Christoph Martin Wieland. Lpzg., 1815 u. 16. 2 Bde. 12 M.
Gruber, Chr. M. Wielands Leben. Neu bearbeitet. Mit Einschluß vieler noch ungedruckter Briefe Wielands. Lpzg., 1827—28. 4 Bde. 12 M. (Bildet jetzt die 4 letzten Bde. der sämtl. Wke. Wielands.)
Döring, Chr. M. Wieland. Ein biographisches Denkmal. Sangerhausen, 1840. 2,50 M.
Düntzer, Wielands Oberon. Erläutert. Lpzg., Wartig. 1 M.
R. Köhler, Wielands Oberon. Mit Einleitung u. Anmerkungen. Lpzg., 1868. 1 M.
Neumann-Strela, Sophie la Roche u. Wieland. Weimar, 1862. 3 M.
J. L. Hoffmann, Wielands Leben u. Wirken, im Album des litter. Vereins in Nürnberg. 1860, S. 3—122.
K. Buchner, Wieland u. d. Weidmannsche Buchhandlung. Berlin, 1871. 2,40 M.
L. F. Ofterdinger, Christoph Martin Wielands Leben u. Wirken in Schwaben u. in der Schweiz. Heilbronn, 1877. 4,50 M.

XXXIII. Pfeffel.

1. Das Johanniswürmchen.

Pfeffel, Poetische Versuche. Tübingen, 1802. II. 39. — Lüben u. N., Leseb. III. Nr. 60. Lüben, Auswahl. I. 301.

1. Erläuterungen.

Str. 1. Das Johanniswürmchen (Lampyris) ist kein Wurm, sondern ein Käfer. Er gehört zur Familie der Weichkäfer (Telephori), ist graubraun und erreicht etwa die Länge eines Centimeters. Die zwei vorletzten Bauchringe verbreiten im Finstern ein helles Licht, was der Dichter mit dem Worte „Demantschein" bezeichnet. Die leuchtende Materie ist eine Fettmasse, die wahrscheinlich fortwährend umgesetzt wird. In Deutschland kommen zwei Arten dieser Gattung vor. Bei beiden sind nur die Männchen geflügelt.

„Bardenhain", Dichterhain.

2. Der Rücken der Kröten ist mit Warzen bedeckt, aus denen eine gelbliche, unangenehm riechende Feuchtigkeit schwitzt, zumal wenn man sie berührt. Auf der Haut erregt diese Feuchtigkeit Brennen, selbst Geschwüre, in den Augen sehr heftige Schmerzen. Einige Amphibien scheinen diesen Saft mit Gewalt ausschleudern zu können; bei den Kröten ist dies nicht, oder doch nicht in einem bemerkbaren Grade der Fall, wovon man sich durch Beobachtung leicht überzeugen kann. Man darf es daher mit dem Ausdrucke: „schoß all ihr Gift nach ihm", nicht zu genau nehmen. Dagegen kann die Kröte, wie der Frosch, ihren scharfen Urin in einem Strahle fortschießen, und thut dies, wenn sie angegriffen wird.

2. Deutung der Fabel.

Das Johanniswürmchen ist der Dichter; denn es wird von ihm gesagt, daß es im „Bardenhain“ sitze. Neidisch auf den Ruhm, den der Dichter selbst nicht kennt, verunglimpft ihn der Kritikus (Kunstbeurteiler), nicht, weil er etwas an dem Dichter auszusetzen hat, sondern eben, weil er ein guter Dichter ist, den er nicht erreichen kann.

2. Die Stufenleiter (1792.)

Pfeffel, Poetische Versuche. Tübingen, 1803. V. 28. — Lüben u. N., Leseb. IV. Nr. 96. Lüben, Auswahl. I. 301.

1. Erläuterungen.

Str. 1. V. 5. „du bist mein“, du bist in meiner Gewalt, ich kann über dich gebieten.
2. V. 1. Der Sperber, Falco Lisus Lin., ist ein bei uns häufig vorkommender, äußerst mordsüchtiger Raubvogel.
3. V. 1. „Gauch“, einfältiges, dummes Tier.
4. V. 1. „Bühl“, altertümliche Form für Hügel.

2. Inhaltsangabe.

Eine Fliege wird von einem Sperling gefangen und verzehrt, der Sperling von einem Sperber, der Sperber von einem Adler, und dieser endlich von einem Jäger mittels eines Pfeiles erschossen. Jedes der ergriffenen Tiere fleht um sein Leben, wird jedoch mit den Worten abgewiesen: „Du bist mein; denn ich bin groß und du bist klein.“

3. Deutung der Fabel.

Die Fabel führt den Erfahrungssatz, daß in der Welt das Recht des Stärkeren gilt, sehr treffend aus. Die Überschrift deutet das stufenweise Fortschreiten der Macht und Gewaltthätigkeit an.

Ramler hat diese Fabel umgearbeitet und ihr die Überschrift gegeben: Die Rechte der Großen. Der Ausdruck „Rechte“ ist jedenfalls verfehlt.

Hagedorn hat diese Fabel nach Le Brun in folgender epigrammatischer Kürze wiedergegeben:

Der Marder, der Fuchs und der Wolf.

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn.
Mein Leser, diese drei bewähren,
Wie oft die Größern sich vom Blut der Kleinern nähren.

3. Der Hund und die Kuh (1796.)

Pfeffel, Poetische Versuche. Tübingen, 1804. VII. 28. — Lüben, Auswahl. I. 302.

„Eine Kuh schlich hungrig sich hinzu", suchte unvermerkt an das Heu zu kommen, vielleicht um den Hund nicht zu stören, oder auch, um nicht von ihm bemerkt zu werden.

Worin zeigt sich der Neid des Hundes? Darin, daß er der Kuh das Heu, das er selbst nicht gebrauchen kann, nicht gönnt.

Leben und Charakteristik Pfeffels.

I.

Gottlieb Konrad Pfeffel ist am 28. Juni 1736 zu Kolmar im Elsaß geboren. Sein Vater, zuletzt Bürgermeister und Stadtrichter zu Kolmar, war ein vermögender Mann, starb jedoch bereits, als unser Dichter noch ein Kind war. Seine Mutter, eine treffliche und hochgebildete Frau, leitete seine Erziehung bis ins 14. Jahr. Nach der Konfirmation kam er in das Haus des Kirchenrats Sander und 1750 nach noch nicht ganz zurückgelegtem 15. Jahre wohlausgerüstet nach Halle auf die Universität, um die Rechte zu studieren. Durch eifriges Studieren hatte er seine von Natur kränklichen Augen in dem Maße geschwächt, daß er bereits 1757, im 21. Jahre ganz erblindete. Noch vor seiner völligen Erblindung hatte er sich mit der gebildeten Tochter eines Kaufmanns, Devoux, verlobt. Um niemand an sein Unglück zu knüpfen, am wenigsten die, welche er innig liebte, gab er dem Vater und der Braut das erhaltene Jawort wieder zurück, konnte jedoch die letztere durch nichts bewegen, ihn in seinem traurigen Zustande zu verlassen. 1759 schloß er mit ihr den Bund der Ehe, und dieser Bund war lauter und treu; Pfeffels Gattin machte den Inbegriff seines irdischen Glückes aus.

Um sich so nützlich als möglich zu machen, gründete Pfeffel im J. 1773 in Kolmar ein Erziehungsinstitut für die protestantische Jugend, welche sich dem Soldatenstande widmen wollte. Rousseans Ideeen über Erziehung fanden darin Anwendung. Der Unterricht, welchen Pfeffel selbst in einigen Fächern erteilte, wurde von den Zöglingen mit großer Freude entgegengenommen. Die Revolution machte der Anstalt ein Ende und brachte Pfeffel zugleich um sein Vermögen.

Nach Beendung der Revolution übertrug Napoleon Pfeffel den Ehrenposten eines Präsidenten des Unterrichtsausschusses für das Departement des Oberrheins und stellte ihn 1803 an die Spitze des protestantischen Konsistoriums. In den letzten Jahren seines Lebens wurde er in den obersten Verwaltungsrat für das

Kirchen- und Schulwesen nach Straßburg berufen. Voll Eifer, mit musterhafter Treue und mit stets gesegneter Wirksamkeit stand der blinde Greis diesen wichtigen Ämtern vor, allen ein Vorbild und ein Gegenstand allgemeiner Verehrung, bis an den Tag, wo ihn Gott rief. Er entschlummerte am 1. Mai 1809.

II.

Pfeffel hat am meisten als Fabeldichter geleistet, wofür am besten der Umstand spricht, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil seiner Fabeln im Volke lebt und noch heut gern von der Jugend gelernt wird. Viele derselben sind französischen Mustern nachgebildet. Die Fabel gilt ihm durchgängig nur als Mittel zur Mitteilung moralischer Wahrheiten; er verweilt daher nicht mit Teilnahme bei seinen Gruppen und Wesen, wie z. B. Hagedorn, Gellert, Lichtwer, sondern eilt, fast wie Lessing, der Lehre zu, und giebt der Fabel mit Beseitigung alles Neben- und Beiwerks eine epigrammatische Wendung. Bei dieser vorherrschenden Richtung auf die Moral führt er die Fabel auf ihre engsten Grenzen zurück und vermeidet die Weitschweifigkeit, verliert aber dabei die Naivetät und den gutmütigen Humor der früheren Fabeldichter. Da er nur nach einer bequemen Einkleidung seiner Urteile und Ansichten strebt, so ist ihm die individuelle Natur der Tiere gleichgültig; es ereignet sich daher nicht selten, daß er ihnen Handlungen beilegt, die ihrer Natur zuwider sind, die nur der Mensch in seiner Verkehrtheit und Abweichung von der Natur begehen kann. Die Moral ist in der Fabel, aber sie wird nicht durch die Fabel versinnlicht, weil eben die Handlungen der Tiere nicht menschlich gedeutet sind, wie es doch die Tierfabel verlangt. In den spätern Jahren nahm Pfeffel eine sehr einseitige politische Richtung an. Die Greuel der französischen Revolution hatten ihn mit Abscheu erfüllt, und diesen Abscheu suchte er in Fabeln auszusprechen, ein Bestreben, das nur mißlingen konnte; denn wenn der Zorn überhaupt schlechte Verse macht, so macht er wohl noch schlechtere Fabeln; und wenn uns jene Verkehrtheiten und Abweichungen von der Natur schon bei Menschen widrig sind, so muß es noch viel ärgerlicher sein, die Tiere auf greuelhaften Abwegen von der Natur zu sehen.

Pfeffels Sprache ist leicht und fließend, zuweilen jedoch weitschweifig und trotz der vielen Bilder oft sehr prosaisch. Auch stören die gelehrten Anspielungen nicht selten. Des ungeachtet hat er einen nicht unbeträchtlichen Teil wirklich guter Fabeln geliefert, die sich namentlich für den Schulgebrauch empfehlen.

Auf dem Gebiete der poetischen Erzählung hat Pfeffel auch manches Gute geliefert. Allgemein bekannt u. beliebt ist die Tabakspfeife: „Gott grüß euch, Alter! — schmeckt das Pfeifchen?“ Pfeffels dramatische Dichtungen sind bereits unbekannt geworden.

Litteratur.

A. Pfeffels Schriften.

Poetische Versuche, Tübingen, 1802—10. 10 Tle. Neue Ausg. 1817—21. 10 Tle. 15 M.

B. Schriften über Pfeffel.

Rieder, Pfeffel; ein biographischer Entwurf. Stuttg. u. Tübgn., 1820.

Rückblick auf den sechsten Zeitraum.

1. Der politische Zustand Deutschlands in diesem Zeitraume war ungünstig, da die Schwäche und Zerrissenheit des Reiches immer mehr zunahm, und Österreich endlich als eine fremde Macht betrachtet wurde, namentlich von der Zeit an, wo es sich Preußen im siebenjährigen Kriege feindlich gegenüberstellte. Auf der andern Seite riefen aber Friedrichs II. Siege das Nationalgefühl wieder wach. Zwischen den verschiedenen Ständen herrschte große Abgeschiedenheit. Die Fürsten und der Adel entwickelten eine übermäßige Prachtliebe und zeigten zugleich die gemeinste Roheit. Die Gelehrten verachteten die Muttersprache, weil sie dieselbe nicht zu schreiben verstanden. Wirklich vaterländischer Sinn lebte nur im Bürgerstande; die Poesie konnte daher auch nur durch ihn wieder zur Blüte gebracht werden.

2. Der Bürgerstand mußte aber erst für die deutsche Poesie erzogen werden. Dazu dienten, da man nichts anderes hatte, Nachahmungen der Franzosen, Italiener und Engländer. Um den Geschmack zu läutern und das Urteil zu schärfen, unterwarf man die fremden Produkte wie die Nachahmungen der Kritik. Es bildeten sich Vereine, und diese riefen kritische Journale ins Leben. Den ersten derartigen Verein gründeten 1721 Bodmer und Breitinger in Zürich; ein zweiter entstand 1744 in Leipzig, und machte die „Bremer Beiträge" zu seinem litterarischen Organ; ein dritter, durch Gleim, Uz und Götz gegründet, in Halle. Später wurde Gleim in Halberstadt Mittelpunkt poetischer Bestrebungen. So bildete sich auf diese Weise eine schweizerische, sächsische und preußische Dichterschule.

3. Durch die Kritik wurde nach und nach die Aufgabe der Poesie festgestellt. Gottsched stellte den Grundsatz auf, daß die Poesie in der Nachahmung der Natur bestehe, der Dichter sich aber ausschließlich durch die Vernunft müsse leiten lassen, die Phantasie zurückzudrängen habe. Von diesem Gesichtspunkte aus empfahl er die Nachahmung der Franzosen, da ihre Dichtungen sich in den Schranken des Verständigen bewegten. Die Schweizer bekannten sich ebenfalls zu dem Grundsatze, daß die Poesie die Natur nachahmen müsse, identificierte sie aber mit der Malerei, von der sie

sich nur durch den Stoff unterscheide. Zugleich verwarfen sie aber die Alleinherrschaft des Verstandes und räumten der Phantasie die ihr gebührende Stelle ein. Diese Meinungsverschiedenheit veranlaßte einen langjährigen Streit zwischen Leipzigern und Schweizern. Lessing widerlegte die Ansicht der Schweizer und stellte unwiderleglich und für alle Zeiten fest, daß die Poesie es mit der Darstellung von Handlungen zu thun habe (s. oben S. 598). In Lessing erreicht überhaupt die Kritik ihre Meisterschaft. Es gelang ihm zugleich, die Zeit der Nachahmung zum Abschluß zu bringen.

4. Die Sprache wurde in dieser Zeit völlig umgestaltet. Gottsched drang auf Reinheit und Würde des Ausdrucks. Die Schweizer forderten daneben auch sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung. Haller gab der Sprache zuerst Kraft und Kürze; Hagedorn fügte die Zierlichkeit hinzu; durch Klopstock und Wieland erhielten diese beiden Richtungen ihren höchsten Ausdruck, und Lessing verband alle diese verschiedenen Bestrebungen zu künstlerischer Einheit und Vollkommenheit.

I. Die Poesie.

Die poetische Produktion beruhte in dem größeren Teile dieses Zeitraumes auf Nachahmung, und der ganze Fortschritt bestand darin, daß man von den Franzosen zu den Engländern und von diesen zu den Alten überging. Die ganze Beschäftigung mit der Poesie macht den Eindruck der Übung, der Vorbereitung zu Höherem. Durch Klopstock bekam die Poesie einen nationalen Charakter, im ganzen aber ein zu ernstes Gepräge. Dieser Einseitigkeit trat Wieland entgegen; er behandelte heitere Stoffe mit leichter Anmut und lieblicher Beweglichkeit, und gewann dadurch die höheren Stände für die deutsche Kunst.

1. Die lyrische Poesie.

Die lyrische Poesie tritt gleich zu Anfang des Zeitraums in zwei verschiedenen Richtungen auf; in Haller ernst, im Sinne der Engländer, in Hagedorn heiter, nach Art der Franzosen. Beide wirken erfolgreich auf die nachfolgenden Dichter ein, besonders auf die Leipziger Dichterschule. Die Halleschen Dichter lehnten sich mehr an Hagedorn an, leisteten jedoch nichts Bedeutendes. Die preußischen Dichter verherrlichten Friedrich II. durch ihre Lieder; Gellert und Klopstock wandten sich dem geistlichen Liede zu, letzterer außerdem der Ode.

2. Die didaktische Poesie.

Die didaktische Poesie wurde vielfach bearbeitet, da sie der Ansicht entsprach, daß die Poesie neben dem Vergnügen auch Nutzen gewähren müsse. Dazu kam noch, daß auch mittelmäßige Dichter

sich ihr widmen konnten, und daß die Völker, deren Litteratur man jetzt vorzüglich studierte und nachahmte, die Römer, Franzosen und Engländer, bedeutende Muster in dieser Gattung besitzen. Von allen hieher gehörigen Produkten erhebt sich kein einziges über die Mittelmäßigkeit; die meisten sind platt, ohne Geist und Schwung.

3. Die epische Poesie.

In der Überzeugung, daß die Poesie nützen müsse, wandte man sich zu Anfange des Zeitraumes vorzugsweise der Fabel und der damit verwandten poetischen Erzählung zu. Vorbilder für die Fabel waren die Franzosen, besonders Lafontaine, der sie mit behaglich epischer Ausführlichkeit behandelte. Das Volk fand an diesen Produktionen Wohlgefallen, und wurde dadurch moralisch und geistig gefördert, gewann selbst an ästhetischer Bildung. Am meisten leistete in dieser Richtung die sächsische Schule. Lessing ging von einer andern Auffassung aus; er suchte die Fabel auf ihre einfache Gestalt zurückzuführen, und gab ihr dadurch einen epigrammatischen Charakter. Gegen Ende des Zeitraumes treten Fabel und Erzählung immer mehr zurück, und kündigen dadurch den Eintritt einer neuen Periode an.

Die Romanzen und Idyllen dieses Zeitraumes sind nicht von Bedeutung.

Das Epos wurde nach verschiedenen Richtungen hin bearbeitet. Im allegorischen und didaktischen Epos leistete eigentlich nur Wieland Nennenswertes, auch war es ihm vorbehalten gegen Ende des Zeitraumes (im Oberon) das romantische Epos zu schaffen.

4. Die dramatische Poesie.

Um das Drama erwarb sich Gottsched dadurch ein Verdienst, daß er Stücke aus dem Französischen übersetzte, deren Wert in ihrer Regelmäßigkeit bestand; sonst waren sie höchst unbedeutend, in der Sprache steif und unbeholfen. Nicolai wies auf das italienische und englische Theater hin. Weiße führte dadurch eine weitere Entwickelung des Dramas herbei, daß er einen größeren Reichtum an Handlung und eine größere Mannigfaltigkeit der Charaktere in die regelmäßige Form zu bringen suchte. Lessing erkannte aber zuerst, daß es notwendig sei, dem Drama eine nationale Grundlage zu geben, wenn es zu höherer Vollendung und Selbständigkeit gelangen solle. Er schloß sich zunächst an die stammverwandten Engländer an, arbeitete aber dann ganz selbständig. Insbesondere hat Lessing das bürgerliche Trauerspiel eingeführt und das nationale Lustspiel begründet. Das rührende Lustspiel führte Gellert ein, indem er französische Vorbilder nachahmte.

5. Der Roman.

Der Roman wurde im ganzen wenig bearbeitet; die besseren Erzeugnisse treten erst gegen das Ende des Zeitraumes hervor. Auf die noch längere Zeit dauernden Robinsonaden folgten die durch den Engländer Richardson hervorgerufenen sentimentalen Familienromane, die namentlich Gellert einführte. Neben diesen fand sowohl der satirische, als der politische Roman ziemlich häufige Bearbeitung. Eine künstlerische Gestaltung des Romans wurde erst am Ende der Periode durch Wieland angebahnt.

II. Die Prosa.

Um die Prosa hat sich wiederum Gottsched verdient gemacht. Seine Bemühungen waren vorzüglich auf das Äußerliche derselben, auf Reinheit, Einfachheit und Deutlichkeit gerichtet, was, wie in der Poesie, auch hier zur Breite führte. Als Schöpfer der neueren Prosa steht Lessing da, wie schon oben gezeigt wurde. Auch Wieland hat sich Verdienst um dieselbe erworben, da er ihr eine große Mannigfaltigkeit in den Satzformen und eine überraschende Geschmeidigkeit zu geben verstand. Außerdem haben noch Winckelmann, Justus Möser und Mendelssohn zur Vervollkommnung der Prosa beigetragen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.